



Das Erwachen der Diener

Andreas Jung

Das Erwachen der Diener

Andreas Jung

Alle in diesem Buch beschriebenen Personen, Orte und Handlungen sind rein fiktiv und ohne reale Vorbilder. Falls Sie dennoch Ähnlichkeiten mit sich oder Ihnen bekannten Personen entdecken, schreiben Sie dies nicht meinen Kenntnissen, sondern Ihrer Fantasie zu. Am Ende erkennt man in einer Erzählung stets ohnehin nur Dinge, die man selbst darin sucht oder finden möchte.

Dieses Buch wurde im Zeitraum von Mai 2017 bis Dezember 2018 geschrieben und nachfolgend bis Mai 2019 überarbeitet. Eine zweite, abschließende Überarbeitung erfolgte von September bis November 2019. Fremdes Bildmaterial ist mit Angabe der Bezugsquellen gesondert gekennzeichnet, wurde aus öffentlich zugänglichen Stellen übernommen und dort als Lizenzfrei (CC0) ausgewiesen.

Impressum

Zweite Auflage vom November 2019

Autor: Andreas Jung
Lizenz: Creative Commons 4.0 BY-ND-SA

Kontakt: Postfach 1101
86826 Schwabmünchen
buch@jung-andreas.net

Titelbild: Goh Rhy Yan (Lizenzfrei CC0)
www.unsplash.com, No. 268047
Bearbeitet von Andreas Jung

Rückseite: Christina Gotthardi (Lizenzfrei CC0)
www.unsplash.com, No. 268047
Bearbeitet von Andreas Jung

Druck: epubli - ein Service der neopubli GmbH, Berlin



Danksagungen

Ein Buch ist die Summe von allem, was der Autor in seinem Leben gehört, erfahren und nicht zuletzt gelesen hat. Aus diesem Grund möchte ich zunächst (leider posthum) meinen Dank an Arthur, John und Terry richten - für mich die Größten ihrer Zunft und unerreichbar für jeden, der ihnen in ihrem Genre nachfolgt.

Ich möchte mich bei meinen Testlesern und Lektoren bedanken, ohne die ich dieses Buch niemals hätte vollenden können, vor allem bei Silke, auf deren eigenes Buch ich seit den ersten Einblicken in die Rohfassung voller Ungeduld warte und bei Markus, dem wohl schnellste Testleser der Welt, der es geschafft hat die Entwurfsfassung innerhalb von gerade mal zehn Stunden durchzulesen.

Ich danke den Lesern meiner ersten Auflage, die mir wichtige Hinweise für die Überarbeitung der nun vorliegenden, zweiten Fassung gegeben haben.

Und natürlich gilt mein Dank an meine Familie und meine Freunde, die mich in der ganzen Zeit ermutigt und unterstützt haben.

Widmung

Für meinen Sohn Richard, in der Hoffnung dass er niemals eine Welt erleben wird, wie ich sie in diesem Buch beschrieben habe.

Lizenzrechtliche Hinweise

Ich veröffentliche dieses Buch unter der Creative Commons Lizenz 4.0 (BY-ND-SA). Die genauen Rahmenbedingungen sind auf der Webseite <https://creativecommons.org/licenses/?lang=de> zusammengefasst.

Von diesem Buch gibt es zwei unterschiedliche Ausführungen, zum einen die übliche, gedruckte Ausgabe und dann eine digitale Fassung im PDF-Format.

Die digitale Fassung kann von jedem kostenlos von meiner Homepage <http://buch.jung-andreas.net> heruntergeladen, kopiert und frei verteilt werden. Wer mein Buch als Printausgabe besitzen möchte, kann es auf dem üblichen Weg über den Buchhandel zum Selbstkostenpreis kaufen (jedoch nicht kopieren und weiterverbreiten).

Warum mache ich das? Auch wenn ich viel Zeit und Arbeit in dieses Werk investiert habe, tat ich dies nicht aus finanziellen Erwägungen. Kulturelle Güter wie Bücher oder Musik haben für mich einen eigenen Wert, der über materielle Definitionen hinausgeht. Der Sinn von solchen Dingen liegt für mich darin, sie mit anderen zu teilen. Dies kann ich am besten dadurch erreichen indem ich sie "freigebe" - so bietet sich für viele Menschen, die sich dieses Buch vielleicht aus finanziellen Gründen nicht gekauft hätten, die Möglichkeit es dennoch zu lesen. Wenn es ihnen gefällt werden sie es weiter verbreiten und so noch mehr Leuten zugänglich machen. Das ist es, was mich am meisten freuen würde.

Eine Warnung noch zum Anfang...

Dieses Buch entstand von Beginn an als Self-Publisher-Projekt, also ohne jede Förderung oder technische Unterstützung wie zum Beispiel eine professionelle Rechtschreibprüfung oder ein Lektorat. Es ist somit davon auszugehen dass, trotz mehrfacher Überarbeitung, immer noch Schreib- und Satzzeichenfehler oder sogar logische Unstimmigkeiten in dem Text stecken, die mir bei der abschließenden Prüfung entgangen sind. Ich bitte meine Leser deswegen vorbeugend um Verständnis und freue mich über Rückmeldungen damit ich eine spätere, zweite Auflage entsprechend verbessern kann.

Zum anderen möchte ich darauf hinweisen, dass dieses Buch eventuell auf manche Menschen verstörend wirken könnte. Die Handlung enthält Beschreibungen psychischer Ausnahmesituationen, traumatisierender Erlebnisse, körperlicher Verletzungen und Tod. Ich empfehle das Werk aus diesem Grund nicht für Leser unter vierzehn Jahren.

Prolog

Ich kann mich noch erinnern wie es war... damals, als alles begonnen hat. Ich glaube, ich war siebzehn Jahre alt, jedenfalls am Anfang meines zweiten Ausbildungsjahres bei C.D.S. als technischer Programmierer.

Zusammen mit vier anderen Auszubildenden war ich bei den SysAdds, also Zuarbeiter für die Entwicklungs- und Projektteilungen. Das war hauptsächlich Debugging von einzelnen Aufrufoperationen und Routinen für die sogenannten rekursiven Lernprozesse. Wenn ich mich richtig erinnere ging es zuletzt darum, die Seitenreaktionen für die neuronalen Netzsysteme zu verbessern, also diesen Systemen die Verarbeitung von zusätzlichen Informationssträngen zu ermöglichen, ohne immer einen kompletten Neustart der jeweiligen Berechnungsroutinen anzustoßen. An die richtige Entwicklungsarbeit kamen wir damals natürlich nicht mal ansatzweise heran, das waren die großen Firmengeheimnisse - jedes Unternehmen auf dem Markt hat versucht, solche Neurosysteme zu verbessern und weiter voranzutreiben, die Operationen noch schneller und effizienter zu machen.

Man kann sich heute eigentlich gar nicht mehr richtig vorstellen, wie es damals gewesen ist. Alles war vollständig technologisiert - die ganze Welt basierte auf Systemen, die unser Leben und unsere Gesellschaft in so vielen Bereichen wesentlich verändert hatten. Nach den allerersten Versuchen, die eine eigenständige Problemlösung von Computern im Wesentlichen nur durch enorm hohe Rechenleistung simuliert hatten, führte die Entwicklung der ersten wirklich neuronalen Systeme zu einem Durchbruch bei autonom selbstlernenden Computern. Ein System, welches durch die Analyse von Vorgängen sich selbst eine eigene Programmierung erarbeiten konnte, um ihm gestellte Probleme zu lösen, war frei und flexibel einsetzbar, ohne das noch Anpassungen durch Programmierer nachträglich vorgenommen werden mussten. Es wäre sogar, mit den entsprechenden Funktionen und Vernetzungen, die Konstruktion einer "Von-Neumann-Maschine" möglich gewesen. Aber ganz soweit waren wir noch nicht gekommen.

Immerhin, wir hatten uns diese Technologie bereits in fast allen täglichen Lebensbereichen zu Nutze gemacht: autonom lenkende Fahrzeuge hatten zu einem Großteil den früheren, selbstgesteuerten Individualverkehr abgelöst, bei der automatisierten Herstellung und Verarbeitung von Waren war bis auf den Supervisor kaum noch ein Mensch in einer Produktionshalle anzutreffen und auch der Handel und

Verkauf lief komplett über digitale Systeme. Ein Mensch wurde im Grunde nur noch dann benötigt, wenn es einen Defekt oder ein Problem gab, das die Maschine aus irgendeinem Grund nicht selbstständig bewältigen konnte. Wer klug und gut ausgebildet war, der überwachte die Entwicklung der Netzwerke und steckte die Rahmenbedingungen fest, welche für die selbstlernenden Systeme gelten sollten. Wer dazu nicht fähig war, konnte im Endeffekt nur noch ein "Schrauber" werden, also der Hilfsreparateur einer solchen Anlage. Wir waren somit entweder die Herren oder die Sklaven der Systeme - in beiden Fällen jedoch fast vollständig abhängig von ihnen. Mit all den sich daraus ergebenden Konsequenzen.

Wir wussten kaum mehr etwas selber, außer natürlich im Bereich unseres unmittelbaren Lebensumfeldes. Schließlich war fast alles um uns herum stets auf einen Knopfdruck oder Sprachbefehl abrufbar, digital gespeichert und somit jederzeit verfügbar. Wenn man damals im zwanzigsten Jahrhundert noch Witze darüber gemacht hatte, dass Kinder in den Städten nicht mehr wüssten wie eine Kuh aussieht oder glaubten, dass der Strom aus der Steckdose kommt... dann war das in vielen Fällen bei uns sogar Realität.

Die Technik, die Möglichkeiten, die Konsumgüter... sie waren entweder vorhanden oder, wenn man nicht über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügte, eben nicht. Aber wie etwas von all dem tatsächlich funktionierte, das wir jeden Tag ganz selbstverständlich benutzten... damit befassten wir uns in der Regel überhaupt nicht mehr. Wir vertrauten einfach den Maschinen und den Spezialisten, welche sie entworfen und programmiert hatten.

Ich war da nicht wirklich eine Ausnahme. Meine Wahl fiel eher aus praktischen Erwägungen auf eine Ausbildung bei C.D.S. - fünf Jahre mehr oder weniger sorgenfreies Leben als Auszubildender, mit guten Chancen auf eine spätere Übernahme in einen Berufsfeld mit einer vergleichsweise bequemen Arbeit und gutem Einkommen. Hinzu kam eine gewisse Neugier über die Entwicklung der Robotronic. Aber alles in allem war ich damals absolut wie der Durchschnitt meiner Generation: die Zukunft wurde von uns nicht beeinflusst, sondern eher mit mildem Interesse abgewartet.

Teil 1



Die Stadt

Bild: www.pexels.com (No. 462175, Lizenzfrei - CC0, bearbeitet)

Kapitel 1

Ich hatte mir zwei Tage Urlaub genommen, eigentlich nur aus reiner Bequemlichkeit. Ich wollte mit dem TransBus zu den Malls im Zentrum fahren, den großen und teilweise zusammenhängenden Komplexen, die entlang der Hauptverbindungsachse im Stadtkern und seit einiger Zeit auch in der Nähe der Verbindungskreuze errichtet worden waren.

Besondere Pläne hatte ich nicht für den Tag - einfach mal nur ein wenig die Läden durchstöbern. Meine Eltern und ich lebten im nordwestlichen Stadtsektor, in einem der neuen Wohnviertel mit guten Anbindungen, in denen es dafür aber keine größeren Einkaufsmöglichkeiten gab. Wozu auch - das meiste, was an Konsumgütern gewünscht oder benötigt wurde konnten wir ganz bequem über TeleVid bestellen und wurde von einem Lieferbot fast bis an die Wohnungstüre gebracht. Aber hin und wieder machte es Spaß, einfach durch einen richtigen Laden zu laufen, zu "wühlen", wie wir das nannten. Der Mensch, egal wie zivilisiert er auch sein mag, ist im Grunde seines Herzens immer noch ein Jäger und Sammler, und dieser Trieb in ihm will befriedigt werden. Deswegen rechnete sich für die großen Ketten auch die Investition in solch repräsentativen Ladenlokale, denn für ihre eigenen Produkte hatten sie bei den meisten Bestelldiensten ein Liefermonopol. Selbst wer also nichts direkt vor Ort kaufte, brachte dem Unternehmen dann halt später sein Geld für die bestellten Produkte.

Ich saß in meinem TransBus und war gerade ungefähr auf der Höhe der westlichen Ausfallstraße, am Rand des inneren Kreises, als das Chaos ausbrach. Es musste so gegen zehn Uhr Vormittags gewesen sein und mein Bus war, für die Zeit üblich, ziemlich schwach besetzt. Hinter dem automatisierten Steuerstand döste ein älterer Mann auf einem Doppelsitz, eine Frau saß irgendwo in einer Vierergruppe und ich hatte im hinteren Abschnitt Platz genommen.

Mit einem Mal hörte man schwach einen dumpfen Knall, den wir aber zunächst nicht bewusst registrierten. Dann wiederholte sich der Lärm und der Bus blieb stehen, auch alle anderen Busse und Fahrzeuge um uns herum kamen zu einem plötzlichen Halt. Mein erster Gedanke war ein Spannungsabfall in diesem Stadtviertel, aber die Leuchtsignalanlagen am Straßenrand blinkten wie üblich mit schöner Regelmäßigkeit weiter. Ich warf einen Blick durch das Fenster: Fahrer stiegen aus ihren eigenen Fahrzeugen und blickten die Straße auf und ab.

Plötzlich brach Unruhe und Panik aus, die Menschen deuteten hierhin und dorthin und riefen sich etwas zu, was ich durch die dicken Scheiben des Busses nicht verstehen konnte. Wie aus dem Nichts schossen fast zeitgleich in niedriger Flughöhe mehrere "Guardians", automatisierte Patrouillen- und Militärflugdrohnen in der Lackierung der städtischen Polizei, mit surrenden Rotoren über unseren Köpfen hinweg und verschwanden hinter dem Häuserblock an der nächsten Kreuzung. Und dann hörte es jeder ganz deutlich: das Geräusch von mehreren Explosionen, nicht weiter als ein paar hundert Meter von uns entfernt.

Die Leute auf der Straße begannen zu rennen, alle in unterschiedliche Richtungen, keiner wusste wohin er eigentlich wollte oder sollte. Die Dame im Bus betätigte den Mechanismus um auszusteigen und blickte wie hypnotisiert auf die nach wie vor geschlossene Tür. Der andere Fahrgast kam hastig hinzu, überprüfte neben der zunehmend hysterisch werdenden Frau den Öffner und versuchte dann mit Hilfe des Notfallknopfes die Blockade der Türsteuerung zu umgehen - aber ohne Erfolg. Wir waren in unserem Bus eingeschlossen, während erneute Explosionsgeräusche zu hören waren.

Ich wundere mich im Rückblick darüber, wie ruhig ich blieb. Vielleicht war ich durch die Ereignisse einfach wie betäubt, aber wenigstens hinderte mein Verstand mich nicht daran, das einzig Sinnvolle in dieser Situation zu tun: ich griff mir den altmodischen Einkaufstrolley der Frau und schmetterte das Metallgestell gegen die Seitenscheibe des Busses, die mit der Kennzeichnung des Notausstiegs versehen war. Das Glas zerbarst in einem Regen kleiner, fragmentierter Splitter. Die Wucht meines Schlages überraschte mich, denn der Trolley war relativ leicht gewesen, aber sie trug dazu bei den größten Teil des Splitterregens nach außen auf die Straße fallen zu lassen. Instinktiv nahm ich einen kurzen Anlauf und sprang durch den nun leeren Rahmen aus dem Bus.

Draußen zweifelte ich schnell an der Klugheit meines Vorgehens. Die ganzen Menschen auf der Straße waren von Panik erfasst, während in der Nähe weitere Explosionen und erneutes Motorengeheul zu hören war. Dichter schwarzer Rauch schlängelte sich um die Häuserecken an der Kreuzung weiter vorne und in die Luft mischte sich nun ein beißender Brandgeruch von Öl und Kunststoffen. Die ganze Situation war unglaublich bizarr und mir absolut nicht erklärlich. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen was hier um mich herum gerade passierte. Vielleicht aus diesem Grund tat ich etwas vollkommen unsinniges, denn anstatt wie alle anderen wegzulaufen rannte ich in die entgegengesetzte Richtung, zu der etwa dreihundert oder vierhundert

Meter entfernten Straßenkreuzung. Zwei weitere "Guardians" brausten über mich hinweg, bogen jedoch nicht um die Ecke sondern flogen weiter die Hauptstraße entlang außer Sichtweite.

Ich kam keuchend vor der Kreuzung zum Stehen und musste für einen kurzen Moment verschnaufen - ich war es einfach nicht mehr gewohnt, längere Strecken schnell zu laufen. Wozu auch, schließlich standen private wie öffentliche Transportmittel hier in der Stadt so gut wie überall und jederzeit zur Verfügung, außerdem war die Zeit meiner schulischen Sportübungen ebenfalls schon eine ganze Weile vorbei. Während ich schwer atmend nach frischer Luft rang, die jedoch zunehmend stickiger wurde, versuchte mein Kopf Ordnung in das Wirrwarr der Informationen zu bringen.

Was um Himmels Willen war nur hier, mitten in der Stadt, explodiert? Ich war nicht in dem Bereich der großen Industrieanlagen, wo man von einem Betriebsunfall ausgehen könnte. Ein anderweitiges Unglück, vielleicht ein Verkehrsunfall? Nein, das war unwahrscheinlich, denn die meisten Fahrzeuge fuhren automatisiert und selbst im Fall einer Kollision mit einem Individualfahrzeug wären Mechanismen in Kraft getreten, um die Schäden auf ein Mindestmaß zu begrenzen. Dann vielleicht eine Straftat, ein Terroranschlag? Nicht ausgeschlossen, aber waren die Explosionen nicht erst nach dem Erscheinen der "Guardians" zu hören gewesen? Diese Wachdrohnen der Polizei führten in der Regel keine schweren Kaliber mit sich, operierten mit Schockwaffen oder Tränengas. Was um alles in der Welt hätte dann einen solchen Angriff verursachen können? Und welchen Grund sollte es überhaupt für einen Anschlag in diesem Stadtgebiet geben? Die Gebäude der Stadtverwaltung oder Finanzunternehmen, die vielleicht ein lohnendes Ziel abgegeben hätten, lagen am anderen Ende des inneren Straßenrings - hier gab es nichts medienwirksames in die Luft zu sprengen, nur Geschäfte, die Malls, ein paar Steuerungsanlagen, verschiedene Bürokomplexe... darunter auch mein Ausbildungsbetrieb und ähnliche Technologiefirmen. Außerdem, warum hatten alle automatisierten Fahrzeuge plötzlich angehalten? Die Energieversorgung funktionierte doch noch. Die zentrale Steuereinheit des Stadtverkehrs lag ebenfalls nicht in diesem Viertel - ein Defekt oder ein Unfall konnte also nicht mit den Explosionen zusammenhängen.

Als ich wieder zu Atem gekommen war, um die Ecke bog und die Querstraße hinunterblickte, blieb ich sofort wieder stehen. Nicht wegen dem Seitenstechen, sondern wegen dem Anblick der totalen Zerstörung, der sich meinen Augen bot.

Ich war erst gestern noch durch diese Straße gelaufen. Mein Büro lag vielleicht knapp hundert Meter von dem Punkt, an dem ich stand. Nun war da keine Straße mehr. Die ersten zwei Gebäudereihen hinter der Kreuzung waren noch weitestgehend intakt geblieben, wobei das ziemlich exklusive Modegeschäft auf der anderen Straßenseite bereits ebenfalls Feuer gefangen hatte. Ab den dahinter angrenzenden Häuserzeilen war jedoch faktisch nichts mehr vorhanden. Die vierspurige Straße war unter den Trümmern eingestürzter Gebäudeteile fast durchgehend verschüttet. Schwarzer Rauch quoll aus den hohen Stahl- und Betongerippen der brennenden Konstruktionen, waberte über hohe Schuttberge und versperrte mir den Blick auf den dahinterliegenden Straßenverlauf.

Zwischen den Schwaden konnte ich die Silhouette eines über den Trümmern schwebenden "Guardians" erkennen. Das Fluggerät maß eine Breite von etwa drei auf drei Meter, die an den vier stählernen Auslegern befestigten Rotoren verursachten im Schwebeflug der Drohne ein kaum wahrnehmbares Geräusch. An der Spitze des mittleren Zylinders, dem sogenannten Korpus, drehte sich der obere Kopf mit den Sensoren, während sich die am unteren Anschlusspunkt befestigte, aus einem Doppelgewehr bestehende Schussanlage langsam in der genau entgegengesetzten Richtung bewegte. An allen vier Auslegern waren zusätzliche Behälter montiert, die ich bei den Geräten der städtischen Polizei bislang noch nie gesehen hatte. Ganz langsam rotierte die Maschine zusätzlich horizontal um ihre eigene Achse, als wolle sie sich einen Überblick über das direkt unter ihr liegende Inferno verschaffen.

Urpötzlich vollführte der "Guardian" eine schnelle Drehbewegung und feuerte aus einem der an den Auslegerarmen montierten Behälter eine Rakete in eine bereits fast komplett eingestürzte Häuserzeile. Die Explosion war ohrenbetäubend, die Druckwelle erschütterte den Boden auf dem ich stand. Ein weiterer Teil der getroffenen Fassade zerbarst krachend und stürzte auf die Straße hinab. Der "Guardian" verharrte kurze Zeit in seiner Position, ehe er sich dann wieder stabilisierte und seine zuvor begonnenen, langsamen Drehbewegung fortsetzte.

Etwas packte mich am Ärmel meiner Jacke und zog mich ruckartig nach unten. Der leise Schreckensruf, den ich unwillkürlich ausstieß, ging im Lärm einer weiteren Geröllkaskade unter, mit der weiter hinten in der Straße ein anderer Fassadenkomplex in sich zusammensackte. Ich fiel auf den asphaltierten Boden vor dem überdachten Eingang des kleinen Eckcafés an der Straßenkreuzung und griff nach diesem Ding, das mich gepackt und nach unten gezogen hatte.

Es war eine Hand, und sie hing an einem neben mir liegenden Mann, dessen Gesicht über und über mit Betonstaub bedeckt war.

"Sei bloß still und geh in Deckung!" zischte er und schob sich mühsam nach hinten, weiter in den Schatten des Eingangsbereiches hinein.

Ich blieb auf dem Boden liegen. Jetzt erst wurde mir bewusst, wie still es war - ohne den Straßenverkehr und ohne den sonst üblichen Trubel der vorbeiströmenden Passanten. Ich konnte sogar hier an meinem Platz die prasselnden Flammen der um die Häusercke brennenden Gebäude hören. Und über allem tönte das immer noch leise, kaum vernehmbare Surren des dort im Schwebemodus verharrenden "Guardians".

Dann erst setzte langsam mein Denkvermögen wieder ein. Die Stimme des Mannes, der mich zu Boden gezogen hatte... sie war mir irgendwie bekannt vorgekommen.

Ich hob den Kopf um ihn anzusehen. Er hatte die Augen geschlossen und atmete zwar gepresst, aber regelmäßig. Sein Haar stand wirr vom Kopf ab und sein staubdurchdrungener Kinnbart war an einigen Stellen angesengt. Die Jacke war zerrissen, sein rechtes Knie blutete aus einer Schürfwunde durch ein Loch in seiner Hose. Mit seiner rechten Hand, die mich vorhin gepackt hatte, stützte er sich am Boden ab und hielt seinen Rücken gegen die Glastür des Cafés gedrückt.

Sein linker Arm... fehlte teilweise. Knapp über seinem Ellbogen war eine dunkelrote, blutige Masse durch den zerfetzten Ärmel erkennbar, der Stoff war blutgetränkt. Knapp darüber hatte er sich provisorisch den Arm mit einem Gürtel abgebunden um den Blutverlust zu verringern. Augenscheinlich mit Erfolg, denn die Wunde zeigte bereits eine dunkle Krustenbildung. Mir wurde flau im Magen und ich blickte schnell wieder in das Gesicht des Mannes. Erst nach genauem Hinsehen erkannte ich ihn.

"Scheiße! Peter, bist Du das?!" entfuhr es mir.

Ruckartig gingen seine Augenlider nach oben.

"Verdammt noch einmal, sei doch leise, Mats!"

Ich biss mir auf die Lippen und zog unwillkürlich wieder den Kopf ein Stück ein. Das war wirklich Peter, mein Ausbilder. Beziehungsweise der Programmierer, der zur Betreuung von uns Auszubildenden abgestellt worden war.

"Was zum Teufel ist hier los?! Mensch, los steh auf, wir müssen Dich zum Hospital bringen!" platzte ich heraus.

Er schüttelte nur den Kopf, blickte sich aber um als suche er nach etwas.

"Wir müssen erst mal von dieser Straße runter... irgendwo in Deckung." murmelte er. Dann blickte er mich an. "Hast Du Dein Mobile dabei?"

Logisch, warum hatte ich nicht selbst daran gedacht? Als erstes einen Rettungsdienst alarmieren! Ich griff in die Jackentasche und begann darin zu wühlen. Vergebens.

"Scheiße, ich muss es im Bus oder beim Rennen verloren haben!"

Zu meiner Überraschung schien ihn das nicht zu stören. Im Gegenteil, er begann zu grinsen.

"Dann haben wir ja noch eine Chance!"

Mühsam stemmte er sich mit dem Rücken gegen die blockierte Cafétür nach oben. Ich half ihm auf und vermied dabei, einen Blick auf seinen fehlenden Arm zu werfen. Bis auf das leise Surren der Rotoren aus der Nebenstraße war immer noch nichts zu hören. Die Hauptstraße lag wie ausgestorben da.

"Von wo bist Du gekommen?" fragte Peter mich.

Ich deutete mit dem Finger die Hauptstraße entlang. "Von dort oben. Mein TransBus stoppte urplötzlich und blockierte. Wir mussten aus dem Fenster steigen, um überhaupt raus zu kommen."

Irgendwo aus weiter Ferne waren weitere Detonationen zu vernehmen. Peter blickte gehetzt in die Richtung, aus der die Geräusche gekommen waren, lauschte kurz in die nachfolgende Stille hinein und zog mich dann mit seiner rechten Hand plötzlich in einen schnellen Trab, wobei er sich dicht an der Häuserzeile hielt.

"Da vorne gibt es bei diesem Altbau irgendwo einen Kellerabgang" stieß er mit verzerrtem Gesicht hervor als er mit der verletzten Seite an der Hauswand anstieß.

"Jetzt warte doch mal, was ist mit dem Hospital?"

"Scheiß auf das Hospital!" fuhr er mich mit einem kurzen Seitenblick an. "Glaubst Du etwa, da sieht es jetzt besser aus?"

Völlig verwirrt ließ ich mich von ihm mitschleifen, bis wir nach gut zweihundert Metern zu dem Gebäude der ehemaligen Postfiliale kamen, einem verbliebenen Bau aus dem späten zwanzigsten Jahrhundert ohne eine der danach schrittweise Einzug gehaltenen Glaskonstruktionen. Zwischen der Hauswand und der angrenzenden Fassade führte eine Außentreppe mit einem rostigen Handlauf nach unten und endete schließlich an einer seitlichen Holztür. Peter drückte auf die Klinke. Sie war verschlossen. Er fluchte, stemmte sich mit dem Rücken gegen die betonierte Stützwand des Abgangs, riss dann sein linkes Bein hoch und trat mit aller Kraft gegen die Tür. Nach dem zweiten Tritt splitterte das morsche Holz neben dem Schloss und sie flog krachend nach innen auf.

Ohne einen Kommentar abzugeben zog Peter mich in den Kellergang hinein. Dann ließ er sich an der feuchten Wand langsam zu Boden sinken und schloss tief atmend die Augen.

"Mach die Tür wieder zu!"

Reflexartig folgte ich seinem Befehl ehe ich versuchte, mich in dem Keller zu orientieren. Der Gang wurde in ein graues, trübes Zwieliicht getaucht, welches durch die den Gehweg nur knapp überragenden, mit Blechgittern verkleideten Fenster in den Keller drang.

"Verdammt noch einmal - Peter, jetzt sag mir doch endlich was hier passiert ist! Ist hier eine Terroristenarmee durchmarschiert oder was...?"

Er schüttelte nur müde den Kopf, die Augen nach wie vor geschlossen.

"Das wirst Du mir sowieso nicht glauben..." sagte er leise zu mir und begann langsam zu erzählen.

* * *

Peter hatte das Büro verlassen, um sich bei dem Café etwas für die Mittagspause zu holen. Er hatte die Kreuzung zur Hauptstraße noch nicht ganz erreicht als zwei "Guardians" den Straßenzug durchflogen und sofort das Feuer auf die Bürogebäude eröffnet hatten. Sie waren dabei methodisch und gezielt vorgegangen, hatten sich auf die Eingangsbereiche und die untersten Geschosse konzentriert. Ganz offensichtlich war das Ziel die Zerstörung der tragenden Bauteile, um die Bauwerke so weit wie möglich zum Einsturz zu bringen. Die Geschosse hatten zudem die Gebäude in den meisten Fällen umgehend in Brand gesetzt. Jeder der beiden "Guardians" war an allen vier Rotor-Armen mit Waffenpunkten bestückt gewesen.

Kurz bevor die Drohnen alle Geschosse abgefeuert worden hatten trafen vier weitere "Guardians" ein, welche sofort die Zerstörung der angrenzenden Bürogebäude fortsetzten. Im Zuge dieser zweiten Angriffswelle war Peter vermutlich von einem der herumfliegenden Trümmerteile getroffen und umgerissen worden. Vielleicht war es ein Teil einer Blechverkleidung mit einer scharfen Bruchkante gewesen, welches ihm dabei den Arm buchstäblich abgesäbelt hatte. Der Schmerz hatte ihn für einen kurzen Moment außer Gefecht gesetzt. Als er wieder zu sich kam, lag die Straße schon in Schutt und Asche.

Nachdem Peter sich den Arm notdürftig mit seinem Gürtel abgebunden hatte und wieder aufgestanden war hatte er mitansehen müssen, wie zwei verbliebene "Guardians" mit ihren eingebauten Projektilwaffen regelrecht Jagd auf die noch verbliebenen Menschen gemacht hatten.

Die meisten Passanten hatten gleich nach dem ersten Angriff versucht, sich in Sicherheit zu bringen. Andere, die den Verletzten Hilfe leisten wollten, wurden jedoch gezielt unter Beschuss genommen. Peter hatte sich wieder zu Boden geworfen und war bis zu dem Café an der Kreuzung zurück gekrochen, wo er sich unter dem Vordach verborgen hatte. Kurz darauf war einer der beiden "Guardians" abgezogen, der letzte als Wächter zurückgeblieben.

Er hatte an der Hauswand gelehnt abgewartet und versucht, wieder zu Kräften zu kommen. Als er mich plötzlich neben sich stehen sah reagierte er ohne weiter Nachzudenken und zog mich zu sich nach unten in Deckung.

* * *

Irgendwo tropfte Wasser in einem der Kellerräume, ansonsten war alles ruhig. Peter hatte die Augen wieder geschlossen und lehnte stoßweise atmend an der Gangwand. Mir schwirrte der Schädel.

"Aber was haben die denn beschossen...?" stammelte ich vor mich hin. "Ich meine, warum haben die denn versucht..."

"Von versuchen kann keine Rede sein!" stieß Peter hervor. "Die haben ganz gezielt die Gebäude hier dem Erdboden gleichgemacht. Warum auch immer."

Er richtete sich mühsam ein wenig auf.

"Ich habe keinen Anlass für diese Aktion gesehen. Es war alles wie immer, der übliche Verkehr, es gab nichts außergewöhnliches, keinen Alarm, gar nichts. Bis die Guardians gekommen sind war alles ruhig."

Wir schwiegen eine Weile. Ich wollte ihn gerade mit weiteren Fragen löchern, als Motorengeräusche von der Straße zu hören waren. Sofort riss Peter die Augen auf, legte den Zeigefinger auf die Lippen und gab mir dann ein Zeichen, aus dem straßenseitigen Fenster zu schauen. Seine Lippen formten stumm das Wort "Vorsichtig!".

Ich nickte und ertastete mir den Weg durch den dunklen Kellerraum, zwischen den abgestellten Gegenständen und Packkisten hindurch, bis zu dem mit einem Blechgitter verkleideten Fenster. Von meinem Platz aus konnte ich nur einen kleinen Ausschnitt der Hauptstraße einsehen. Es brauchte einen Moment ehe ich bemerkte, dass alle automatisierten Fahrzeuge verschwunden waren. Nur zwei, drei Individualfahrzeuge standen noch, von ihren Insassen verlassen, ungeordnet auf der Fahrbahn herum.

Der Motorenlärm steigerte sich und dann schoben sich von links einige "Panther" die Straße entlang - mit Kettenfahrwerken ausgerüstete Militärroboter, die vermutlich von der in der Oststadt stationierten Armee-Einheit stammen mochten. Auf ihren niedrigen, schwarz lackierten Fahrgestellen waren an einem zylinderförmigen Turmaufbau jeweils zwei schwenkbare Projektilwaffen montiert und an der Spitze optische Sensoreinheiten angeordnet. Unwillkürlich zog ich den Kopf vom Fenster weg und spähte seitlich durch die Schlitze des Blechgitters. Von dieser Warte aus konnte ich nicht zählen, wie viele "Panther" die Straße entlang fuhren. Ich schätzte aber, dass es mindestens fünf oder sechs Einheiten sein mussten. Sie fuhren sehr langsam, ihre Sensorköpfe drehten sich ununterbrochen und das Licht der Mittagssonne blitzte zeitweise auf den Abdeckungen ihrer Kameraobjektive. Diese Geräte waren nicht sehr groß, die Basis maß vielleicht einen Meter in der Breite und gut zwei Meter in der Länge, doch ihre Konstruktion sowie ihre langsamen, kalte Präzision ausstrahlenden Bewegungen wirkten sehr bedrohlich und furchteinflößend.

Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit bis sie endlich weitergezogen waren und der Motorlärm langsam leiser wurde. Vorsichtig kehrte ich mit meinen allmählich an das Halbdunkel gewöhnten Augen zu Peter zurück und setzte mich neben ihm auf den Boden, um ihm Bericht zu erstatten. Er nickte, seine Augen wieder geschlossen, zu meinen Worten.

"Was zum Teufel hat das alles jetzt zu bedeuten?" fragte ich ihn. "Warum verkriechen wir uns hier in einem Keller? Wir müssen Dich zu einem Hospital bringen! Gib mir Dein Mobile!"

Peter schüttelte den Kopf.

"Mein Mobile liegt zusammen mit meinem Schlüsselbund auf meinem Schreibtisch. Beziehungsweise würde es da liegen, aber vermutlich befindet sich die gesamte Etage jetzt drei Stockwerke tiefer auf der Straße unter einem der Schutthaufen. Außerdem würde uns das nichts nützen. Im Gegenteil!" Er drehte den Kopf und blickte mich durch die Düsternis an, eine dunkle Gestalt mit blitzenden Augen. "Verstehst Du nicht, Mats? Das war eine geplante Aktion! Was auch immer da nicht stimmt, das kann kein durchgebrannter Chip in irgendeiner Einheit sein, der das verursacht hat.

Wir haben in der Firma die erste und zweite Generation der Guardians mitentwickelt, zumindest die Sensor- und Steuereinheiten. Guardians können begrenzt selbsttätig operieren, sie sind entworfen worden um Kontrollflüge durchzuführen und Lageinformationen zu sammeln. Ab der zweiten Generation wurden sie auch militärisch genutzt und waren mit

leichten Luft-Boden-Systemen bestückbar. Von der dritten Version habe ich keine Ahnung, aber sie werden sie vermutlich weiter aufgerüstet haben denn mit leichten Waffen kannst Du keine Häuser sprengen... aber egal. Guardians kriegen ihre Einsatzbefehle von der nächst höheren Einheit zugewiesen und arbeiten sie dann der Reihe nach entsprechend ihrer Priorisierung ab. Klar, sie haben Neurosysteme wie schließlich fast alles andere heutzutage auch, aber diese sind in ihrer Leistungsfähigkeit begrenzt, so dass sie nicht selber koordinieren oder entscheiden können. Guardians kriegen Befehle und führen sie aus.

Und nach diesem Inferno sind jetzt, wie Du gesehen hast, Panther durchgefahren und haben die gesamte Umgebung gescannt. Sie suchen etwas. Und wenn die Guardians bereits Jagd auf die Menschen auf der Straße gemacht haben, dann gehe ich davon aus, dass die Panther einen ähnlichen Auftrag haben. Hast Du über die Panther schon mal etwas gelesen?"

Ich schüttelte stumm den Kopf. Peters Ausführungen drängten meine Gedanken in eine Richtung, in der ich nicht denken wollte. Peter stieß ein leises Lachen aus, so als ob er es ahnen würde.

"Gut, wirst Du auch nicht, zumindest bei uns im Büro nicht, denn wir haben uns schon vor ein paar Jahren aus der militärischen Entwicklung zurückgezogen. Die Panther waren ursprünglich als Wacheinheiten geplant und sind dann als autonome Kampf- und Sicherheitseinheiten weiterentwickelt worden. Sie sind insofern klüger als die Guardians, als dass sie eigene Analysefunktionen integriert haben und dadurch auch in begrenztem Rahmen autonom agieren können. Aber auch sie folgen ihren Einsatzbefehlen."

"Aber das heißt ja..." begann ich.

"dass ein Befehl für diese Aktion vorliegen muss, genau." beendete Peter meinen Satz mit einer grimmigen Mine. "Und der muss wohl für Guardians wie für Panther weitestgehend identisch gewesen sein."

Es herrschte wieder Stille zwischen uns. Mein Herz schlug bis zum Hals und ich wehrte mich immer noch gegen die Erkenntnis, die sich aus seinen Ausführungen ergab. Ich klammerte mich an den Gedanken dass es keine Sinn für einen militärisch anmutenden Kampfeinsatz gegen unbewaffnete Zivilisten ohne jeden vorherigen Auslöser geben konnte. Hier war kein Aufruhr gewesen, keine Revolte, nach Peters Worten nicht einmal eine Demonstration, die einen solchen Einsatz hätte rechtfertigen können. Wir befanden uns in einem Geschäfts- und Büroviertel einer großen Stadt, aber nicht in einem politisch oder versorgungstechnisch neuralgischen Punkt.

"Und das ist der Grund, warum wir jetzt hier in diesem Keller sitzen und uns verstecken, Mats." ergriff Peter schließlich wieder das Wort. "Denn ich garantiere Dir eines: wärest Du oben auf der Straße gewesen als diese Panther durchgezogen sind, dann wärest Du jetzt tot."

"Warum...? Und..." stammelte ich leise vor mich hin.

Peter schloss wieder die Augen.

"Was weiß denn ich..." murmelte er mit müder Stimme, mein Stottern unterbrechend. "Aber ich wette mit Dir, dass in diesem Moment diese Panther die gesamte Stadt durchforsten. Die Leute sind panisch in alle Richtungen gerannt. Wer Hirn hat, der wird sich verstecken, oder er wird geortet und eliminiert. Die Panther sind schließlich keine Einheiten die gebaut wurden, um Gefangene zu machen." Er rutschte ein Stück nach unten und stemmte sich wieder die Wand hinauf. "Wenn also diese Einheiten jetzt nach Menschen suchen, um sie zu eliminieren... frag Dich selbst, wo würdest Du an ihrer Stelle ansetzen? Doch wohl an den Orten wo die meisten Menschen auf einem Haufen zu finden sind. Das sind Unternehmen, Geschäfte, Verkehrsknotenpunkte, Schulen, soziale Einrichtungen... und nach diesem Angriff vermutlich unter anderem auch die städtischen Krankenhäuser."

Ich presste die Augen zusammen. Vor meinen Augen huschten Bilder vorbei... Bilder von Menschen, die in Gebäuden Schutz suchend von militärischen Systemen belagert und beschossen wurden... Ich schüttelte heftig meinen Kopf um diesen Gedanken zu vertreiben. Peter stöhnte leise vor Schmerz, was mich aus meinen Horrorvorstellungen heraus in die Realität riss. Ich schluckte den dicken Kloß, der sich in meinem Hals gebildet hatte, hinunter.

"Wunderbar, aber hier im Keller wirst Du mit Deiner Verletzung sowieso krepieren, Peter!" stieß ich hervor. "Wir können nicht hier unten sitzen bleiben bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag. Du musst Dich mit Deinem Arm unbedingt behandeln lassen!"

Sein Schweigen dauerte länger, so lange dass ich fast befürchtete das Peter mich schon nicht mehr gehört hatte. Dann aber stemmte er sich mit einem Ruck die Wand hinauf auf die Beine.

"Schon klar..." murmelte er. Er schien kurz mit der Balance zu kämpfen. Ich war dankbar für die Dunkelheit um uns herum, die mir den Blick darauf verwehrte zu sehen, wie viel Blut er wohl schon verloren hatte.

"Also gut. Wie geht es Dir, Mats?"

"Mir fehlt nichts."

Er schien zu überlegen, ob er meinen Worten glauben sollte.

"Ich bin etwas matt." sagte er dann. "Ich werde da oben vermutlich ein wenig Hilfe von Dir brauchen."

"Klar."

"Tu mir nur einen Gefallen..."

"Ja?"

"Versprich mir dass Du wie der Teufel losrennst, wenn es brenzlig wird, und Dich in Sicherheit bringst, OK? Ganz egal, was mit mir passiert."

Ich schwieg.

"Hast Du mich gehört, Mats?!"

Ich schluckte, dann nickte ich. Und weil mir klar wurde, das er diese Geste im Dunkel des Kellers wohl nicht sehen konnte, schob ich noch ein heiseres "OK" nach.

Wohl wissend, dass ich mein gerade gegebenes Wort vielleicht unter Umständen nicht würde einhalten können.

Kapitel 2

Es war totenstill. Das Licht der frühen Nachmittagssonne blendete uns grell, als wir die lädierte Kellertür vorsichtig öffneten und hinaus spähten. Peters Gesicht war schweißbedeckt, sein Armstumpf schwarz verkrustet. Er selbst warf nur einen flüchtigen Blick darauf und versuchte mir den Anblick zu ersparen, indem er möglichst unauffällig die Reste des zerfetzten Jackenärmels nach unten zog.

Wir krochen die Treppenstufen nach oben und riskierten einen kurzen Blick um die Hausecken in beiden Richtungen. Die Straße schien wie leergefegt. Die verbliebenen Fahrzeuge standen, wo sie zurückgelassen worden waren. Bei einem nostalgisch anmutenden Kleinwagen lief sogar noch der Motor. Ein anderes war offensichtlich einem durchfahrenden "Panther" im Weg gewesen, der sich jedoch nicht die Mühe gemacht hatte auszuweichen - der hintere Teil war von dem schweren Fahrgestell des Kampffahrzeuges niedergewalzt und zerdrückt worden. Wir waren allein auf der Straße, wie in diesen unwirklich anmutenden Szenen eines apokalyptischen Kinofilms, in welchem von einem Moment auf den anderen die gesamte Weltbevölkerung verschwunden ist. Qualmwolken an der bergab gelegenen Straßenkreuzung wiesen darauf hin, dass in dem zerstörten Straßenzug dahinter immer noch die Feuer brannten.

Peter stöhnte leise und hielt sich die linke Schulter. Der abgebundene Arm schien ihm große Schmerzen zu bereiten. Ich kannte ihn als einen Typen, der kaum jemals eine Miene verzog - als ihm einmal einer der Serverracks aus dem Schrank auf den Rücken gefallen war, hatte ich kaum einen Schmerzenslaut von ihm vernommen. Verglichen damit musste es ihm also ziemlich übel gehen. Ich warf einen Blick auf die zurückgelassenen Fahrzeuge und wandte mich dann zu ihm um.

"Wie wär's?" fragte ich. "Ich glaube kaum, dass einer der Besitzer gleich auftaucht und sich bei uns beschwert, wenn wir es uns ausleihen."

Peter schüttelte den Kopf.

"Zu gefährlich" sagte er. "Wenn die Guardians oder die Panther immer noch unterwegs sind, machen wir mit dem Lärm, den wir verursachen, nur unnötig auf uns aufmerksam."

"Kein Problem" erwiderte ich sarkastisch. "Das nächste Hospital liegt soweit ich weiß nur ein paar Kilometer von hier entfernt. Wenn wir uns ranhalten sind wir in ein bis zwei Stunden da. Also, wollen wir?"

Peter übergab meinen Kommentar.

"Ich habe Dir doch schon gesagt, dass ich um die Krankenhäuser lieber einen großen Bogen machen würde" sagte er, während er unablässig die Straße beobachtete. Er schien verschiedene Optionen abzuwägen, dann stemmte er sich schließlich auf die Füße und lief, eng neben den Hausfassaden, die Straße stadtauswärts.

"Komm mit!"

Ich folgte ihm mit einer kurzen Verzögerung, überrascht von seinem so plötzlichen Start. Wir hielten uns im Schatten der Gebäude und gingen langsam und schweigend, immer auf die Geräusche in der Umgebung lauschend, doch alles blieb ruhig. An der nächsten Kreuzung spähte Peter vorsichtig in alle Richtungen, ehe er in geduckter Haltung über die Straße in den Schutz des nächsten Gebäudes sprintete. Ich folgte ihm mit kurzer Pause, sein Vorgehen imitierend, und schloss wieder zu ihm auf. Peter folgte der Hauptstraße ein ganzes Stück, ehe er in eine eher kleine Seitenstraße abbog. Wir befanden uns jetzt in einem der kürzlich erneuerten Wohnviertel, welches genau wie die Hauptstraße selbst verlassen vor uns lag. Es gab kaum Spuren von Kampfhandlungen. Peter zog mich nach ein paar Schritten in den Schutz eines der Hauseingänge und kauerte sich nieder, um ein wenig auszuruhen.

"Kommt Dir hier nicht auch irgend etwas seltsam vor?" fragte er mich, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

"Warum ist es hier so ruhig?" antwortete ich ihm. "Nichts zu hören, kein Mensch zu sehen, aber hier ist ganz offensichtlich nicht geschossen worden!"

"Nein" antwortete er und biss sich auf die Unterlippe. Ich konnte nicht sagen ob er nachdachte oder seinen Schmerz hinunter zwang. Er räusperte sich kurz. "Aber wir haben eh' keine Wahl. Es ist jetzt nicht mehr weit, vielleicht ein paar hundert Meter. Komm mit - und sei vorsichtig!"

Er schob sich vorsichtig auf die Straße hinaus und begann mit einem langsamen Trab. Ich folgte ihm und fragte mich, wo er hier einen Arzt finden wollte. Selbst wenn er hier einen Bekannten in seiner Wohnung aufsuchen wollte, hätte dieser wohl kaum die benötigten Instrumente bei sich zu Hause...?

Peter schien das egal zu sein. Zielstrebig steuerte er schließlich einen Hauseingang an und drückte auf einen der Knöpfe der Klingelreihe. Ich warf einen Blick auf das Schild daneben und riss die Augen auf.

"Ein Tierarzt...!"

Peter grinste mich nur an. Wir warteten, ohne eine Reaktion. Peter presste das Ohr an das Paneel und drückte erneut auf den Knopf. Als er sich aufrichtete, schüttelte er den Kopf.

"Kein Ton. Die Anlage hat keinen Strom." Er ließ seinen Blick an der Hausfassade entlang wandern. "Jetzt haben wir ein Problem..."

Ich nickte, mehr für mich selbst. Peter wandte sich bereits zur Seite und schob sich in der angrenzenden Abfahrt der Tiefgarage in den Schatten der Überdachung. Dort unten angekommen inspizierte er einen Moment lang die Toranlage. Schließlich grinste er wölfisch.

"Weißt Du, was ich an Menschen liebe?" fragte er mich, während er an der Klinke der seitlichen Fluchttür zog. Die Tür schwang auf und Peter deutete auf den mechanisch arretierten Türschnapper. "Wenn man sich auf etwas verlassen kann, dann auf ihre Bequemlichkeit."

Wir betraten die kühle Dunkelheit der Tiefgarage. Sie bot nur wenigen Fahrzeugen Platz, und selbst dieser wurde ganz offensichtlich nur zu einem Bruchteil genutzt. Logisch, gerade in den Innenstädten mit dem sehr guten Verkehrsnetz und den vielen automatisierten Fahrzeugen lohnte sich der Kauf eines eigenen Autos im Grunde genommen nicht. Die Beleuchtung war, wie die Klingelanlage, stromlos geschaltet. Es roch muffig und etwas abgestanden, auch die Belüftungsanlage lief also nicht. Wir brauchten eine ganze Weile bis wir uns im Dunkeln die Seitenwände entlang bis zur Treppenhaustür vor getastet hatten. Ich hörte wie Peter erleichtert aufatmete als er feststellte, dass sie nicht verschlossen war.

Das Treppenhaus war durch das über die Fenster einfallende Licht selbst hier im Kellergeschoss schwach erhellt. Ich folgte Peter die Treppe in den ersten Stock hinauf wo er an eine der Türen klopfte. Nachdem er keine Antwort erhielt drückte er eine Zeitlang das Ohr dicht an die glatte, mit einem billigen Holzimitat beschichtete Oberfläche.

"Steff!" flüsterte er eindringlich. "Ich bin es, Peter! Mach auf!"

Es blieb still, aber auch ich hatte nun das Gefühl, als wäre eine leises Geräusch aus der Wohnung zu hören.

"Steffen!" flüsterte Peter, jetzt etwas lauter und eindringlicher. Ich glaubte, eine Spur der Verzweiflung in seiner Stimme zu hören. "Steffen! Bitte, mach auf! Ich brauche Deine Hilfe!"

Nach einem kurzen Moment der Stille hörten wir, wie Metall in einer Führung schabte. Dann öffnete sich die Tür einen winzigen Spalt und verharrte kurz in dieser Position, ehe sie langsam weiter aufgezo- gen wurde und den Blick auf das Gesicht eines älteren Mannes freigab. Sein Mund öffnete sich leicht als seine Augen Peters Armstumpf erblickten.

"Oh mein Gott, Peter!"

Hektisch nestelte er an der Sicherheitskette der Wohnungstür und ließ uns eintreten. Die Luft hier war dick und schwer, unangenehm zu atmen, stickig und verbraucht, als wenn zu wenig Sauerstoff vorhanden wäre.

Die Besorgnis in seinem Blick galt Peters Arm, mich hingegen musterte er mit unverhohlenem Misstrauen. Sofort schloss er die Tür hinter uns und befestigte die Sicherheitskette wieder in ihrer Führung. Dann drehte er sich zu Peter um.

"Mein Gott, Peter, wie bist Du hierhergekommen?"

Peter zuckte bei der Berührung seiner Schulter kurz zusammen.

"Zu Fuß natürlich. Steffen, ich brauche..."

"Komm mit!" unterbrach ihn der Mann und deutete auf die Tür auf der linken Seite des Flurs. "Ich sehe was Du brauchst. Ich weiß nur nicht, ob ich Dir helfen kann!" Er schob Peter vor sich her, ehe er kurz innehielt und sich dann zu mir umdrehte.

"Wer ist das?" fragte er ihn.

"Ein Mitarbeiter von mir" flüsterte Peter. Er taumelte leicht zur Wand hin und schien sich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten zu können.

"Komm mit" sagte der alte Mann zu mir. "Du wirst mir helfen müssen!"
Ich schluckte.

"Aber ich weiß nicht..." begann ich

"Egal!" fuhr mir der Alte unwirsch über den Mund. "Du hast jetzt die beste Gelegenheit zu lernen, also pass auf!"

Das Zimmer, in das er uns führte, war ein kleiner Behandlungsraum. Den Postern und Diagrammen an den Wänden zu Folge war Peters Freund offensichtlich auf Kleintiere spezialisiert. Vermutlich kümmerte er sich um die wenigen Luxustiere der Bewohner der umliegenden Blöcke. Die Luft in dem Raum war noch abgestandener als im Flur und begann mir Kopfschmerzen zu verursachen.

"Könnten Sie vielleicht das Fenster aufmachen...?" begann ich, wurde aber mit einem höhnischen Blick, den mir der Alte unter den buschigen Augenbrauen zuwarf, zum Schweigen gebracht.

"Können vor Lachen, Junge!" grunzte er. "Vielleicht ist es Dir noch nicht aufgefallen, aber das hier sind moderne Wohneinheiten mit gesteuerter Belüftung. Und die ist genauso vom Stromnetz getrennt worden wie alle anderen Geräte hier auch! Die Fenster sitzen fest in ihrem Rahmen. Das sind Mehrfachverglasungen, Sicherheitsglas - die kann man nicht mal so eben einschlagen! Und selbst wenn ich das könnte - ich würde den Teufel tun, solange da draußen die Maschinen unterwegs sind!"

"Als wir gekommen sind war alles ruhig" wandte ich ein.

"Aber nicht ruhig genug für mich, verstanden? Und jetzt sei mal für eine Weile genau das Gleiche: ruhig!"

Dann wandte er sich wieder an Peter.

"Wie lange hast Du den Arm schon abgebunden?" fragte er.

Peter zuckte mit den Schultern.

"Vielleicht drei oder vier Stunden" quetschte er durch seine Lippen, während er unter einigen Verrenkungen versuchte seine zerfetzte Jacke ausziehen.

Der Arzt grunzte erneut und half ihm aus den Resten der Jacke. Dann krepelte er vorsichtig den Ärmel des zerfetzten Hemdes nach oben. Peter verzog schmerzvoll das Gesicht. Sein Freund untersuchte sehr vorsichtig die verkrustete Wunde, ehe er sich wieder aufrichtete.

"Du weißt, was ich tun muss?" fragte er Peter

"Ich bitte darum...!"

"Und Du weißt auch, dass meine Mittel hier begrenzt sind? Was mir hier an Schmerzmitteln zur Verfügung steht ist für meine tierischen Patienten bestimmt. Ich kann Dir nicht versprechen dass und wie sie bei Dir wirken werden."

Peter stieß einen stummen Fluch aus und nickte heftig.

"Mach es einfach! Oder hast Du etwa Angst, dass ich Dich wegen eines Kunstfehlers verklagen könnte?"

"Wohl kaum" brummte der Alte. "Entweder es wird klappen oder Du bist danach tot."

Er schob Peter auf den niedrigen grünen Behandlungstisch, der für seine Körpergröße viel zu klein war, und drehte sich zu einer Anrichte um. Nach einer Weile hatte er mehrere Spritzen mit einer leicht milchig wirkenden Flüssigkeit aufgezogen und nebeneinander auf ein Tablett gelegt. Nachdenklich schob er verschiedene medizinische Instrumente zurecht, richtete Mull und Verbände her und fügte eine kleine Handsäge hinzu. Dann warf er einen Blick auf mein starres Gesicht und grinste von einem Ohr zum anderen.

"Also, dann beginnen wir mal mit Deiner Ausbildung, Junge!" sagte er höhnisch und beobachtete befriedigt, wie ich schwer schlucken musste, ehe er sich wieder seinem Patienten zuwandte.

"Ich werde Dich jetzt nach und nach einspritzen" erklärte der Arzt Peter, während er nach seinem Puls fühlte. "Ich bezweifle, dass wir das hier mit einer Lokalanästhesie erledigen könnten. Solltest Du danach nicht mehr aufwachen..."

"...habe ich es wenigstens hinter mir" murmelte Peter. Er hatte die Augen geschlossen und wirkte so schwach, wie ich es mir bei einem Mann wie ihm niemals hätte vorstellen können.

Der Arzt drehte sich zu mir um und drückte mir das kleine Tablett mit den vorbereiteten Spritzen in die Hand. Ich starrte auf das Arsenal aufgezogener Betäubungsmittel hinab.

"Halt das und lass es nicht fallen" brummte er, während er nach der ersten Spritze griff und die Kanüle vorsichtig oberhalb des abgetrennten Gelenks einstach. Peter zuckte nicht einmal, vermutlich spürte er in dem abgebundenen Stumpf ohnehin nichts mehr.

Eine Spritze nach der anderen wurde in seinen Arm injiziert. Schließlich lag Peters Oberkörper flach auf dem niedrigen Behandlungstisch. Sein gesunder Arm hing schlaff zur Seite nach unten, der Stumpf lagerte dicht neben seinem Körper auf der grünen Tischplatte. Der alte Arzt fühlte erneut nach dem Puls ehe er mir das Tablett aus der Hand nahm und statt dessen einen Haufen Binden und Tücher in die Hand drückte.

"Kannst Du Blut sehen?" fragte er mich wie nebenbei.

"Ich... weiß es nicht...?" stammelte ich.

Der Tierarzt griff nach der kleinen Handsäge und zuckte kurz mit dem Mundwinkel.

"Dann werden wir es gleich wissen" brummte er. "Mach jetzt genau, was ich Dir sage und versuch bitte nicht dabei umzukippen, in Ordnung? Allein schaffe ich das hier nämlich sicher nicht!"

Ich weiß nicht, wie ich die Rolle als OP-Nothelfer gemeistert habe. Ich habe auch nicht zugesehen was Peters Freund im Einzelnen gemacht hat. Hier musste ich pressen, dann dort halten, das ausströmende Blut mit den Tüchern auffangen, eine zusätzliche Manschette binden um die Blutzufuhr weiter zu drosseln... mir war danach schlecht. Einfach nur grottenschlecht. Wenn ich mir einer Sache sicher sein konnte, dann nur dass ich weder zum Arzt noch zum Metzger taugen würde.

Für den Tierarzt schien das Ganze zwar kompliziert gewesen zu sein, aber nichts unbedingt ungewöhnliches. Die meiste Zeit über versuchte ich mich auf sein Gesicht zu konzentrieren, auch um mich von den blutigen Details abzulenken, welche sich nur wenige Zentimeter von mir entfernt abspielten. Er wirkte auf mich bei genauer Betrachtung älter als er vielleicht sein mochte. Sein völlig kahler Schädel stand in einem merkwürdigen Kontrast zu den buschigen, aber bereits weiß-grauen Augenbrauen, unter denen seine braunen Pupillen hektisch hin und her zu huschen schienen. Falten zogen sich über sein Gesicht, und auch

eine Narbe an der rechten Wangenseite. Vielleicht hatte sich einmal einer seiner Patienten ein wenig zu heftig gegen seine Behandlung gewehrt. Wie mir auffiel fehlte ihm auch ein Glied an seinem rechten kleinen Finger. Tierarzt war wohl kein ungefährlicher Beruf.

Als er den Faden abriss und nach einem sauberen Lappen griff, um die Wunde abschließend zu säubern, wirkte er zwar besorgt aber auch ein wenig beruhigt. Ich schloss daraus dass soweit mit der Operation alles planmäßig verlaufen war. Der Arzt wusch das Tuch unter einer Flasche destillierten Wasser aus und drückte es mir anschließend in die Hand.

"Mach sein Gesicht und den Rest von ihm ein wenig sauber" wies er mich an. Dann griff er nach einem Skalpell und begann, die Reste von Peters Hemd aufzuschneiden, damit er es abziehen konnte ohne den Körper vom Behandlungstisch anheben zu müssen. Peters Oberkörper zeigte einige Abschürfungen, die er mit einem Antiseptikum säuberte. Ein kleines Tattoo auf Peters rechtem Oberarm fiel mir auf - ein kleiner Roboter der einem anderen, vielleicht weiblichen Gegenstück, einen Strauß metallischer Blumen mit Sechskantmuttern als Blüten reichte. Ich wusste nicht, dass Peter tätowiert war. Falls das Bild ihn mit seiner Freundin darstellen sollte, so hatte er zumindest uns Auszubildenden gegenüber ihre Existenz bislang mit keiner Silbe erwähnt.

"Schwach, aber stabil" brummte der Arzt, als er erneut nach Peters Puls fühlte. "Ich wünschte ich hätte hier Blutkonserven, aber ich hätte ohnehin keine Ahnung welche Blutgruppe er hat. Wie viel Blut hat er verloren?"

Ich zuckte mit den Schultern.

"Keine Ahnung. Als ich ihn gefunden habe hatte er sich den Arm bereits abgebunden."

Die Augen des Mannes streiften kritisch über Peters Körper.

"Wenn er wieder aufwacht wird er schwach sein wie ein neugeborener Hundewelp" sagte er. "Lassen wir ihn hier schlafen und sehen nach, wann er wieder zu sich kommt. Schieb' den Stuhl dort drüben neben den Tisch und leg seinen Arm hoch - wenn er sich bewegt soll er nicht gleich auf den Boden fallen."

Wir fixierten Peter notdürftig auf dem viel zu kleinen Behandlungstisch, ehe mir der Mann bedeutete, mit ihm den Raum zu verlassen. Er führte mich hinüber in das Wohnzimmer der kleinen Wohneinheit, welches ihm augenscheinlich auch als Schlafzimmer diente. Dort ließ sich auf einen Stuhl sinken und bot mir mit einer Handbewegung einen Platz auf einem Sessel an. Während ich mich setzte griff er aus einem Tragekorb an der

Seite des niedrigen Beistelltisches nach zwei Flaschen Bier und reichte mir eine davon.

"So, das wäre es soweit" sagt er, während er den Verschluss seiner Flasche mit einer Drehbewegung öffnete. "Und jetzt erklärst Du mir, wie Ihr beiden zum Teufel noch einmal da raus gekommen seid!"

Kapitel 3

Draußen wurde es langsam dunkel, aber wir hatten keinen Strom um das Licht anzuschalten. Steffen, mein unfreiwilliger Gastgeber, starrte ohne eine Miene zu verziehen durch die Fensterscheibe hinaus auf die Straße, während ich ihm alles erzählte was ich mir noch ins Gedächtnis rufen konnte. Immer wieder lauschte er in Richtung der Wohnungstür und schniefte hin und wieder - auch ihm schien die Luftqualität nicht sonderlich zu gefallen. Als ich auf der Toilette Wasser abschlug hörte ich aus dem Flur leise Geräusche und bei meiner Rückkehr stand die Tür zum Treppenhaus einen Spalt offen. Der kaum spürbare Luftzug brachte zwar nicht wirklich frische, aber doch deutlich weniger verbrauchte Atemluft in die kleine Wohneinheit hinein, was ich als die reinste Wohltat empfand.

"Was machen wir jetzt?" fragte ich, mehr in den Raum hinein als mein Gegenüber direkt anzusprechen. "Wie geht es jetzt weiter?"

Steffen saß immer noch regungslos auf seinem Stuhl und starrte auf die Straße hinunter. Er schien nicht geneigt, eine Antwort zu geben.

"Was ist mit den anderen Bewohnern aus diesem Block?" startete ich den nächsten Versuch, das Schweigen zu brechen. "Sind die noch irgendwo da draußen oder kommen die überhaupt nicht nach Hause?"

Steffen ließ ein kurzes Schnauben hören.

"Wo sie sind? Vermutlich tot. Entweder haben sie die Maschinen auf der Straße erwischt oder sie liegen in ihren Wohnungen."

Er fing meinen entsetzten Blick auf und verzog den Mundwinkel.

"Was glaubst Du denn, Junge? Ich hab es Dir doch schon gesagt, diese Wohneinheiten haben eine Belüftungssteuerung. Hier ist alles zentral geregelt, einschließlich der Wohnungstüren. Ohne Strom geht gar nichts mehr. Weißt Du eigentlich, dass Ihr ein unglaubliches Glück hattet? Die meisten Leute hier verriegeln ihre Türen beim Schließen automatisch. Wenn ich das auch gemacht hätte, hättet Ihr bis in alle Ewigkeit dort draußen im Treppenhaus an meine Tür klopfen können. Selbst wenn ich wollte, ich hätte Euch nicht öffnen können. Die anderen Mitbewohner sind, wenn sie zu Hause waren, vermutlich schon längst in ihren Einheiten erstickt. Ohne das irgendjemand ihnen hätte helfen können. Die letzten Geräusche in diesem Haus habe ich jedenfalls lange gehört, ehe Ihr beide zu mir gekommen seid."

Steffen starrte wieder eine Zeitlang regungslos aus dem Fenster.

"Wie habt Ihr es überhaupt hier in das Haus geschafft?" fragte er dann plötzlich. "Die Haustüranlage sollte doch ebenfalls blockiert sein."

"Wir sind über die Tiefgarage reingekommen..." erwiderte ich tonlos, wie automatisch. Steffens Kommentar begann in mich einzusacken. Ich hatte es bislang verdrängt was Peter mit seinen ständigen Kommentaren zweifellos zu vermitteln versucht hatte, aber jetzt traf es mich mit voller Wucht. Wenn die Bewohner dieses Viertels, mit offensichtlich wenigen Ausnahmen, tot waren - dann galt das auch für den Rest der Stadt. Für den Rest des Bezirks. Für den Rest von... wo sollte man eine Grenze ziehen? Wie groß angelegt, wie weitläufig koordiniert war dieser Angriff gewesen? Wer hatte ihn befohlen? Und warum? Es gab für uns keine Möglichkeit herauszufinden, was genau außerhalb unserer unmittelbaren Umgebung vor sich gegangen war oder immer noch vor sich ging. Kein Strom bedeutete auch keinerlei Kommunikation, egal ob über die Vid-Kanäle, das Netzwerk oder Anrufe. Wir waren am Leben, aber von allem anderen Leben abgeschnitten.

Steffen erhob sich, um nach Peter zu sehen. Ich folgte ihm wie in Trance, meinen eigenen Gedankengängen nachhängend. Wenn alle in diesem Block tot waren, dann vermutlich auch die Menschen in allen anderen Vierteln. Also auch...

"Kann er hier bleiben?" fragte ich Steffen mit rauer Stimme, während er in der Düsternis nach Peters Puls fühlte.

"Was meinst Du damit?" fragte er, offensichtlich Peters Herzschläge mitzählend, ohne mich anzusehen.

"Ich muss los..." quetschte ich zwischen den Zähnen hervor.

"Red keinen Stuss" grunzte Steffen und ließ Peters rechten Arm wieder auf die improvisierte Ablage des Stuhl sinken. "Wo zum Teufel willst Du hin?"

"Ich muss gehen..." sagte ich. "Ich... ich muss nach Hause..."

Ich hörte wie Steffen scharf die Luft einsog, nur um sie sofort darauf nicht wenig scharf wieder auszustoßen.

"Junge..." begann er.

"Ich muss los..." wiederholte ich mechanisch. Ohne wirklich darüber nachzudenken begann ich mich langsam in Richtung der Tür zu drehen.

"Junge!" sagte Steffen jetzt in einem scharfen Ton. "Mach jetzt bloß keinen Scheiß, sag ich Dir! Du willst nach Hause? Wo wohnst Du denn? Wenn Du den TransBus genommen hast, dann tippe ich mal auf einen der Außenbezirke. Das ist ein Marsch von Stunden! Stunden, sage ich! Und die Panther haben genauso Infrarot wie die Guardians. Soll ich Dir Deine Chancen ausrechnen oder willst Du es tun?!"

Ich antwortete ihm nicht. Wie im Trance setzte ich einen Fuß vor den anderen und betrat den Flur.

"Junge, jetzt denk um Gottes Willen nach und dreh nicht durch!" hörte ich Steffens Stimme hinter mir. "Du hast genauso große Chancen heil und unversehrt nach Hause zu kommen wie ein Regenwurm bei dem Versuch, es lebend über eine Verbindungsstraße zu schaffen. Selbst wenn Du es packst - was wirst Du finden? Du stehst dort genauso wie hier vor geschlossenen Türen, wenn Deine Eltern nicht gerade in einer Holzhütte in den Bergen hausen! Und wenn Du trotzdem hineinkommen solltest, was glaubst Du was Du dann vorfinden wirst...?!"

Ich antwortete nicht. Seine Worte perlten an mir ab, während ich Schritt um Schritt den Flur durchquerte.

"Bleib stehen, Junge!" drang Steffens Stimme dicht hinter mir an mein Ohr. "Das einzige, was Deine dummdreiste Aktion bewirkt ist, dass diese Maschinen da draußen herausfinden dass hier noch Menschen am Leben sind und wo sie sich aufhalten. Hast Du gehört, Junge?! Du lieferst uns alle den verdammten Maschinen aus!"

Ich griff wie in Zeitlupe nach der Türklinke. Als ich in das dunkle Treppenhaus des Gebäudes trat hörte ich das leise Geräusch von Glas auf Glas aus Steffens Wohnung, gefolgt von hastigen Schritten. Ich hatte kaum die dritte Stufe betreten als mich Arme nach hinten rissen und mir ein Baumwolltuch auf das Gesicht gedrückt wurde. Stechender Geruch strömte mir in die Nase. Ich wollte mich noch losreißen, nach Steffen schlagen, aber urplötzlich wurden meine Knie weich und die Dunkelheit um mich herum schien noch dichter und noch dunkler zu werden. Ein Rauschen füllte meinen Ohren.

"Tut mir leid, Junge." Steffens Stimme klang seltsam weit entfernt, wie durch dunklen Samt, als ich zusammensackte und schließlich mein Bewusstsein verlor.

Als ich wieder zu mir kam, drehte sich alles in meinem Kopf. Ich fühlte mich krank, schlecht und schwach. Immerhin lag ich weich, sogar recht bequem. Und es schien hell zu sein, Konturen zeichneten sich hinter meinen geschlossenen Lidern ab. Ich versuchte vorsichtig, die Augen zu öffnen.

Das Licht blendete mich und ich brauchte einige Zeit, bis ich mich an die Helligkeit gewöhnt hatte. Ich lag auf einem ausgeklappten Sofa. Es dauerte einen Moment ehe ich erkannte, dass ich mich wieder in Steffens Wohnung befand.

"Tut mir leid, Junge." Steffens Worte aus der vergangenen Nacht schienen sich in meinem Kopf zu wiederholen, aber jetzt waren sie völlig klar und deutlich zu verstehen. Sie erklangen auch nicht hinter mir, sie kamen von der Seite. Ich drehte den Kopf. Auf dem Stuhl neben mir saß der alte, kahlköpfige Tierarzt und ließ mich nicht aus den Augen. Eine kurze Welle der Wut schwappte durch meinen Körper bevor ich den zweiten Mann in dem Sessel erkannte, der mich nicht weniger aufmerksam, jedoch mit einem leichten Grinsen musterte.

"Morgen, Schlafmütze" begrüßte Peter mich mit leiser, aber dennoch deutlich vernehmbarer Stimme. Dann biss er in ein großes Stück einer Dauerwurst und kaute hingebungsvoll darauf herum. "Na, hast Du auch Hunger?"

"Wie geht es, Junge?" hörte ich wieder Steffen neben mir. "Sorry für den Dämpfer gestern Nacht, aber was Du da tun wolltest war der reine Wahnsinn! Abgesehen davon standest Du dermaßen neben Dir selbst, dass ich keine andere Wahl hatte als Dich ein wenig... zum Ausruhen zu bringen. Kopfschmerzen?"

Ich nickte nur benommen. Mein Blick wanderte zum Fenster, durch das sich die späte Morgensonne abzeichnete. Ganz langsam versuchte ich mich aufzurichten. Peter hielt mir seine Wurst hin.

"Na, auch mal beißen?"

Ich schüttelte nur den Kopf. Kein Gedanke an Essen - ich versuchte vorsichtig meine Beine auf den Boden zu setzen ohne die Reste meines Mageninhaltes zu verlieren.

"Ich habe Durst." brachte ich allmählich krächzend hervor. Mein Hals fühlte sich ausgedörrt und rau an. Steffen reichte mir eine Glasflasche, halbvoll mit einer klaren Flüssigkeit.

"Schau nicht so misstrauisch" hörte ich ihn sagen. "Das hier ist ganz gewöhnliches Mineralwasser. Peter hat es auch überlebt."

Ich hätte es auch getrunken, wenn es Brackwasser gewesen wäre, so einen Durst hatte ich. Erst als die Flasche leer getrunken war setzte ich sie wieder ab. Das war eindeutig besser.

"Wie spät ist es?" wollte ich wissen.

Steffen zuckte mit den Schultern, während sich Peter weiter über seine Wurst hermachte.

"Ohne Strom, wer weiß?" sagte er. "Ich habe das Mobile ausgeschaltet und werde den Teufel tun, es wieder anzumachen. Vor nicht allzu langer Zeit sind da draußen Guardians herumgeschwirrt und haben die Gegend kontrolliert. Soviel also zu Deinen Chancen, gestern Nacht nach Hause zu marschieren."

Ich lehnte mich zurück in die Polsterung des Schlafsofas. Alles, was mir gestern durch den Kopf gegangen war, fiel mir wieder ein. Alles. Und alles war einfach zu viel. Ich begann zu weinen. Ich konnte nicht anders. Es floss einfach aus mir heraus. Weder Peter noch Steffen sagten ein Wort. Im Nachhinein war ich Ihnen dankbar dafür. Egal was sie gesagt hätten, es hätte nicht geholfen, nichts besser gemacht. Das einzige was half war, es herauszulassen. Es linderte den Schmerz.

Nur am Rande nahm ich das Gespräch zwischen Peter und Steffen auf, die sich über die Ergebnisse des gestrigen Tages unterhielten.

"Ich sagte doch, sie folgen einem Programm" hörte ich Peter zwischen zwei Bissen Dauerwurst sagen. Steffen schnaubte.

"Gut und schön, aber wer hat es eingespeist?" entgegnete er. "Das hier ist kein Kino, das ist die Realität. Die Roboterapokalypse, Vernichtung der Menschheit? Ich meine, das ist alles doch ein kleines bisschen weit hergeholt, oder?"

"Warum nicht?" Peter machte eine unwillkürliche Bewegung mit seinem linken Armstumpf, als ob er gestikulieren wollte. "Wir haben neuronale Netzwerke, die eigenständige Analysefunktionen ausführen können."

"Unsinn. Ich halte es für weitaus wahrscheinlicher dass hier entweder eine Fehlfunktion..."

"Ich habe Dir erklärt, das kann keine Fehlfunktion sein!" Peters Stimme klang genervt, fast ein wenig ungehalten. "Die Einheiten folgen zentralen Befehlen von ihren übergeordneten Steuereinheiten. Davon gibt es nicht nur eine, wir reden hier von einem Verbund verschiedener Systeme. Angenommen eines dieser Systeme läuft Amok, dann müssten all die anderen Einheiten, welche übrigens vollständig gleichberechtigt mit dieser defekten Einheit auf einer Stufe stehen, einen Override erhalten und diesen dann auch noch ausführen - entgegen ihrer ursprünglichen Ausgangsprogrammierung. Und ich habe bislang keinen einzigen Fall gesehen bei dem ein neuronales System in der Lage gewesen ist, seine Grenzprogrammierung zu durchbrechen. Das ist wie wenn Du versuchen würdest, selbstständig ohne Fremdeinwirkung von außen Deine eigenen lebenserhaltenden Körperfunktionen abzuschalten!"

"Du bist unglaublich schlau Peter, aber tut mir leid wenn ich das sagen muss, leider nur auf Deinem Fachgebiet" entgegnete Steffen und setzte dabei das gleiche höhnische Grinsen auf, das er mir gestern vor der Notoperation geschenkt hatte. Er schien sich seiner Sache sehr sicher zu sein.

"Also, klär mich bitte auf...?" Peter versuchte seine Arme in einer Art Abwehrhaltung vor der Brust zu verschränken. Die Tatsache, dass ihm

dazu ein Arm fehlte, ließ ihn jedoch eher hilflos wirken. Steffens Gesichtszüge wurden wieder ein wenig ernster, während er zu seiner Erklärung ansetzte.

"Es ist durchaus möglich, selbständig seine eigenen lebenserhaltenden Funktionen ohne Fremdeinwirkung zum Stillstand zu bringen. Hast Du Dich schon einmal mit den Aborigines, den Ureinwohnern von Australien befasst? Von diesen wurde genau dies berichtet: wenn sie ihre Zeit für gekommen hielten zogen sie sich zurück, meditierten sich in eine Art Trance und beendeten während dieser Atmung und Herzschlag, bis sie schließlich starben."

Peter zog die Augenbrauen hoch, wohl um anzudeuten dass ihm diese Theorie doch reichlich suspekt und unglaubwürdig erschien. Ich selbst hingegen dachte an mich, gestern Abend, in meinem tranceähnlichen Zustand, und wollte Steffens Argumentation zumindest nicht vollständig ausschließen.

"Außerdem hast Du mich nicht ausreden lassen" ergriff Steffen wieder das Wort. "Alternativ könnte ich mir auch eine gezielte Manipulation des Systems vorstellen, zum Beispiel die Einspeisung einer Schadsoftware oder einen Hackerangriff."

"Aber warum? Und wer?" Peter stellte exakt die gleichen Fragen, die ich gestern schon aufgeworfen hatte.

"Was weiß ich? Wem pissen wir derzeit denn gerade außenpolitisch am heftigsten ans Bein? Oder sollte ich besser fragen, wem nicht?" Steffen zuckte mit den Schultern. "Aber das ist müßiges Gerede. Solange wir keine Nachrichten darüber erhalten, wie es an anderen Orten aussieht, können wir nur Rätsel raten."

Er drehte sich zu mir um nachdem er bemerkte, dass ich meinen Weinkampf wieder unter Kontrolle gebracht hatte.

"Geht es? Brauchst Du irgendwas? Hast Du jetzt Hunger?"

"Nein..."

Nein, Hunger hatte ich wirklich keinen. Peter nahm den unterbrochenen Gesprächsfaden erneut auf.

"Wenden wir uns lieber den Problemen zu, mit denen wir uns direkt als nächstes herumschlagen müssen. Zum Beispiel, wie wir hier heraus kommen wollen..." Er unterbrach sich. Von draußen konnte ich ein kaum merkliches Surren zu hören. Steffen hatte es ebenfalls bemerkt. Wir brauchten uns allen nur einen kurzen Blick zuzuwerfen.

Die beiden ließen sich direkt von ihren Stühlen auf den Boden fallen, ich rollte mich vom Sofa herunter. Das Surren wurde ein wenig lauter und stammte ganz eindeutig von den Rotoren eines "Guardians".

Wir lagen auf dem Boden, ohne jegliche Regung. Ich wagte kaum zu atmen und sah den Schatten über den Teppich ziehen, als die Drohne vor dem Fenster die Straße entlang flog. Ich zählte die Sekunden, aber verhaspelte mich schon nach kurzer Zeit, so nervös wie ich war. Das Surren wurde langsam wieder leiser, aber keiner von uns bewegte mehr als seinen Kopf um nach den anderen zu sehen. Die Rotoren der "Guardians", das wusste jeder spätestens seit der großartig angelegten Berichterstattung über die letzten Anti-Terror-Einsätze des Militärs, waren so konzipiert dass sie im reinen Schwebeflug so wenig Lärm wie möglich verursachten. Die Drohnen wurden voller Stolz als "autonom agierende Stealth-Systeme" angepriesen. Erinnerungen wurden in mir wach an den gestrigen Tag, als ich gesehen hatte wie eine dieser Maschinen eine Rakete in das Bürogebäude abgefeuert hatte. Ich presste fest die Augen zusammen und wartete auf die Explosion.

Das leise Surren ebte weiter ab und verschwand schließlich ganz, aber noch minutenlang lagen wir verkrampft auf dem Boden ehe Steffen sich als erster von uns herumdrehte und neben dem Fenster in die Knie ging, um hinaus zu spähen. Schließlich atmete er tief durch und winkte uns zu, dass die Luft wieder rein war. Ich fühlte beim Aufstehen, wie meine Arme zitterten.

"Glatt gegangen" meinte Peter. Es sollte wohl locker klingen aber ich konnte das leichte Vibrieren in seiner Stimme erkennen. Steffen sparte sich jeden Kommentar und begann statt dessen die umgefallenen Stühle wieder aufzustellen.

"Schön. Also, weiter im Text. Wie kommen wir mit heiler Haut aus dieser verdammten Mausefalle heraus?" Er blickte in die Runde, in unsere ratlosen Gesichter. "Irgendwelche Vorschläge?"

Wir verbrachten den Rest des Tages damit, uns mögliche Fluchtpläne auszudenken. Alle scheiterten jedoch an der dichten Überwachung der Straße vor dem Wohnblock. Steffen hatte aus dem Badezimmerschrank eine kleine Eieruhr hervorgekramt mit der wir versuchten, die Abstände der immer wiederkehrenden Kontrollflüge der "Guardians" zu ermitteln. Da die Uhr immer nur knapp fünf Minuten lief vergaßen wir hin und wieder sie rechtzeitig umzudrehen, und Peter bezweifelte in der für ihn typischen Art und Weise, ganz wie ich es schon aus meiner Ausbildung kannte, die Genauigkeit dieses sicherlich hoffnungslos altmodischen und obsoleten Messinstrumentes. Schließlich kamen wir zu dem Schluss, dass die Abstände der Überflüge ziemlich regelmäßig waren, und schätzten die verstrichene Zeit auf ungefähr zwei Stunden.

Steffen machte sich in dieser Zeit an eine Inventur seiner Wohnung und schichtete alles an Gerätschaften und vorhandenen Vorräten auf, die für eine Flucht aus der Stadt vielleicht nützlich sein könnten. Viel kam dabei nicht zusammen und die meisten Geräte konnten wir schnell wieder aussortieren, da sie entweder ohne Stromzufuhr nicht funktionierten oder durch ihre Funktion die Gefahr bargen, unseren gegenwärtigen Standort an möglicherweise aktive Ortungsgeräte zu verraten.

Schlussendlich drehte sich aber wieder alles im Kreis um die Frage wie uns die Flucht gelingen sollte, ohne durch "Guardians", patrouillierende "Panther" oder vielleicht noch andere Systeme entdeckt zu werden. Keiner von uns hatte eine Ahnung über den aktuellen Ausrüstungsstand der Technik, welche von den Behörden eingesetzt wurde oder in der letzten Zeit angeschafft worden war.

"Macht es denn überhaupt einen Unterschied?" fragte ich irgendwann, müde von der langwierigen Diskussion. "Alle Einheiten werden ja wohl zumindest über Infrarot verfügen. Damit haben sie uns doch in jedem Fall, egal ob wir am Tag oder in der Nacht unterwegs sind."

"Langsam, Mats" bremste mich Peter. "Soweit sind wir noch gar nicht. Die Frage ist doch, wo wir überhaupt hin wollen? Eine Flucht nützt rein gar nichts, wenn wir kein Ziel haben. Und das Ziel muss ausreichend weit entfernt sein und uns neben einem guten Schutz auch ein Mindestmaß an Versorgungssicherheit bieten. Das ist ja schließlich nicht nur ein Campingurlaub für ein oder zwei Wochen."

"Meine Eltern haben früher südlich auf dem Land gewohnt" fing Steffen an laut zu überlegen. "Und ich meine: wirklich auf dem Land - nur mit dem eigenen Fahrzeug zu erreichen, das waren glaube ich etwa drei Stunden direkte Fahrt."

"Und was machen wir dort draußen?" wollte Peter wissen.

"Zum einen sind die Chancen dort draußen besser, sich zu verstecken. Das Gebiet ist unzugänglich und bietet uns besseren Unterschlupf. Dort wohnt keiner mehr, all die kleinen Dörfer liegen doch komplett brach seit sich selbst die Lebensmittelproduktion in den landwirtschaftlichen Zentren konzentriert hat. Unbewohnte Gebiete dürften für die Maschinen uninteressant sein, aber sie bieten uns dafür die Möglichkeit zur Direktversorgung, sei es indem wir verlassene Lagerstätten plündern oder uns durch Pflanzenbau oder Jagd ernähren."

"Ich hoffe, Du hast davon Ahnung...?" hakte Peter nach.

Steffen zuckte die Achseln.

"Mein Vater war einer der letzten Kleinbauern dort draußen. Ich habe viel vergessen, aber an ein paar Sachen kann ich mich bestimmt noch

erinnern. Ich glaube, mein Vater hatte damals auch noch ein Gewehr im Schuppen hängen."

"Gewehr?"

"Mein Gott, halt so eine Flinte, falls sich irgendein Fuchs oder so auf den Hof verirren sollte. Gegen die Maschinen wird sie nichts nützen, falls Du das gemeint hast."

"Ich dachte eher an Jagd auf Wildtiere. Kannst Du damit umgehen?"

"Mein Vater hat es mir gezeigt als ich vielleicht in seinem Alter war" Steffen deutete mit dem Daumen auf mich. "Seitdem habe ich nicht mehr geschossen. Die Frage ist auch, ob es in dem Haus überhaupt noch irgendwo Munition für das antike Teil gibt."

"Wie lange ist das denn überhaupt her?" wollte ich wissen. Von diesem kahlköpfigen Alten ständig nur als "Junge" angesprochen und behandelt zu werden, ging mir langsam auf die Nerven.

"Gut fünfunddreißig Jahre vermutlich" erwiderte Steffen. Ich rechnete kurz überschlägig und revidierte meine Annahme vom Vortag. Steffen schien nicht älter zu sein als er war - er musste tatsächlich über Fünfzig, wenn nicht bereits kurz vor Sechzig sein.

"Gibt es das Haus von Deinem Vater dann überhaupt noch?" schob ich gleich die nächste Frage nach. "Nicht dass wir dort ankommen und vor einem Haufen Steine stehen."

"Das kann Dir vermutlich überall passieren" warf Peter ein und biss sich sofort angesichts seiner Taktlosigkeit auf die Lippen. "Entschuldige bitte, Mats" schob er hastig hinterher. Ich ignorierte seinen Kommentar und konzentrierte mich statt dessen auf Steffen, der mich nur ausdruckslos musterte.

"Wie Peter gesagt hat," antwortete er mir schließlich gedehnt, "was uns irgendwo erwartet, können wir kaum einschätzen. Aber wenn ich mit meiner Vermutung Recht habe, sollten wir dort zwar vielleicht eine Einöde vorfinden, aber wohl zumindest keine Maschinen."

"Du nennst sie immer Maschinen..." begann ich

"...weil sie genau das sind." beendete Steffen meinen Satz mit einer gewissen Schärfe in der Stimme. "Technische Systeme, nichts weiter, entworfen zu unserer Bequemlichkeit ohne an die Folgen zu denken. Die haben wir dafür jetzt auszubaden!"

Ich war angesichts der Heftigkeit seiner Reaktion überrascht und warf einen kurzen Blick auf Peter. Er bedeutete mir mit einem leichten Kopfschütteln, die eingeschlagene Richtung lieber nicht fortzusetzen. Es gab hier offenbar einen wunden Punkt den ich berührt hatte, und dessen Diskussion vermutlich zu langwierigen verbalen Auseinandersetzungen

führen könnte. Steffens Gesicht hatte harte Züge angenommen. Ich beschloss dass es wohl besser war, die Angelegenheit vorerst auf sich beruhen zu lassen.

"Wie kommen wir dort hin?" versuchte ich das Gespräch wieder in eine andere Bahn zu lenken. "Wenn Du sagst es wäre eine längere Fahrt von fast drei Stunden..."

"...ab der Stadtgrenze" präzisierte Steffen und drehte die Sanduhr auf dem Beistelltisch für die nächsten fünf Minuten mit der linken Hand um, während er mit dem Stift in seiner rechten Hand einen weiteren Strich auf dem kleinen Notizblock daneben machte.

"OK, ab der Stadtgrenze. Dann sind das vermutlich hundertfünfzig bis zweihundert Kilometer, nicht wahr?"

Steffen nickte vage.

"Wunderbar." Ich lehnte mich wieder zurück. "Zweihundert Kilometer. Wie lange brauche wir dazu? Was werden wir pro Stunde schaffen? Drei oder vier Kilometer?"

"Vermutlich weniger" meinte Peter. "Wenn man bedenkt dass wir nicht einfach die Hauptstraße entlang spazieren können, sondern Umwege in Kauf nehmen müssen, dazu noch Gepäck mitnehmen müssen... ich schätze mal insgesamt mindestens eine, eher zwei Wochen."

"Womit wir wieder an dem Punkt der Wegplanung angelangt wären" brummte Steffen. "Wir sollten erst mal eines klären, nämlich ob wir alle dort hin gehen wollen...?"

Wir tauschten alle drei kurze Blicke. Jeder nickte, ohne ein Wort zu sagen. Keiner hatte eine bessere Idee. Steffen grunzte befriedigt.

"Also, dann wäre das Ziel klar" sagte er. "Wir machen ganz eindeutig Fortschritte" schob er sarkastisch hinterher.

"Wie gut kennst Du den Weg dorthin?" fragte Peter.

"Nach Lehenwies raus? Ich bin das letzte Mal vor zwanzig Jahren dort hingefahren, als mein Vater gestorben ist und wir meine Mutter abgeholt haben" sagte Steffen. "Ich bin damals selbst gefahren, über die Straßen würde ich mich vermutlich an die Strecke erinnern. Aber das kommt wohl kaum in Frage."

"Haben wir Kartenmaterial?" fragte Peter.

"Klar... im Netzwerk. Sag doch selbst, kennst Du noch irgendwen, der noch eine Landkarte als Ausdruck besitzt?" erwiderte Steffen.

"Dann müssen wir uns wohl oder übel an die Straßen halten."

"Na klar doch. Wir gehen rüber zur Auffahrt der R44 und laufen dann immer nach Süden bis zur Kreuzung zur R38. Dann geht es etwas nach Osten bis... verdammt, ich glaube das war die Abfahrt fünfzehn... egal,

wenn ich es sehe fällt es mir wieder ein. Dann weiter nach Süden über die Überlandverbindung..."

"Schon kapiert" kürzte Peter den Redeschwall seines Freundes ab.

"Es wird noch besser!" grinste Steffen ihn an. "Zwei Wochen Marsch heißt auch, dass wir für zwei Wochen Vorräte mitschleppen müssen. Bis zur Stadtgrenze gibt es zwar entlang der Verbindungen sicher das ein oder andere Einkaufszentrum, aber ich glaube kaum dass die uns noch etwas verkaufen werden."

Er lehnte sich zurück.

"Zwei Wochen Fußmarsch, unter erschwerten Bedingungen. Glaubst Du überhaupt, dass Du das schaffen kannst?"

Peter zuckte mit den Schultern und warf einen Blick auf den Verband an seinem linken Armstumpf.

"Ich laufe in der Regel mit meinen Beinen" sagte er. "Außerdem fühle ich mich erstaunlich gut."

"Was um so mehr verwundert wenn man bedenkt, dass ich Dich seit der Operation nur mit ganz gewöhnlichen Schmerztabletten versorgt habe" gab Steffen widerwillig zu. "Aber das wird verdammt anstrengend, und Du hast gestern eine unbekannte Menge Blut verloren - auch wenn Du jetzt schon wieder etwas mehr Farbe im Gesicht hast" schob er noch anerkennend nach.

"Wie Du gesagt hast, wir haben wohl kaum eine Wahl, oder? Wie groß sind Deine Vorräte hier?" fragte Peter.

"Es reicht vielleicht für ein paar Tage" brummte Steffen. "Ich hab nie viel da, Ihr hattet Glück dass ich vorgestern eingekauft hatte. Wasser können wir aus der Hausanlage zapfen, da keine anderen Abnehmer im Haus sind wird der Behälter noch ziemlich voll sein, auch ohne laufende Frischwasserpumpe - und Brauchwasser müssen wir davon auch noch abziehen."

"Was Ihr jetzt vergessen habt sind die Guardians!" warf ich ungeduldig ein. "Wir können nicht einfach so herumlaufen ohne entdeckt zu werden, egal ob bei Tag oder bei Nacht!" Ein unangenehmer Gedanke traf mich. Ich drehte mich zu Steffen um. "Dumme Zwischenfrage: waren gestern Nacht eigentlich auch schon Patrouillen unterwegs? Ich hab davon ja nicht allzu viel mitbekommen."

Steffen schüttelte den kahlen Kopf.

"Ich habe kaum geschlafen. Soweit ich es mitbekommen habe sind die ersten Guardians kurz vor dem Morgen hier durchgekommen."

"Dann haben wir ja vielleicht doch noch die Möglichkeit, wenigstens in den Nächten zu laufen."

"Träum weiter, Junge!" schnaubte Steffen. "Glaubst Du, die Maschinen kontrollieren nur diesen Straßenzug und machen danach Pause?"

"Das kann ich mir auch nicht vorstellen" warf Peter ein. "Dass sie erst im Morgengrauen hier vorbeigekommen sind liegt vermutlich daran, dass sie vorher noch... mit anderen Dingen beschäftigt waren und erst danach mit diesen regelmäßigen Patrouillenflügen begonnen haben." Er wandte sich an Steffen. "Übrigens, wie lange haben wir noch...?"

"Wir sind erst bei der Hälfte" beruhigte Steffen ihn, auch wenn ich sah dass er immer wieder zu den Fenstern blickte und zu lauschen schien.

"Ok, also etwa alle zwei Stunden kommt hier einer durch. Wie groß wird seine Runde sein? Etliche Straßenzüge, vermute ich mal. Das gibt uns ein wenig Bewegungsspielraum, aber wir kennen seine Route nicht. Es kann also sein, dass wir unvermutet auf einen Guardian treffen wenn wir unterwegs sind und deswegen ständig Deckung suchen müssen."

"Mir wäre es lieber, zumindest die Strecke bis zur Verbindungsstraße so schnell wie möglich hinter uns zu bringen" sagte ich. "Vielleicht sollten wir das Risiko eingehen und uns doch eines der Fahrzeuge unten aus der Tiefgarage borgen?"

"Vergiss es! Außerdem, wie willst Du ohne Strom die Toranlage öffnen? Du hast mir doch selbst gesagt dass Ihr ohne den offenen Notausgang überhaupt nicht hineingekommen wärt." murrte Steffen.

"OK, stehen da unten vielleicht ein paar E-Bikes herum?" versuchte ich es erneut. "Die passen durch die Tür, machen so gut wie keinen Lärm, produzieren keine Hitze und wir könnten schnell einige Kilometer hinter uns bringen, je nachdem wie voll die Batterien sind."

"Und noch schneller in eine Patrouille hineingeraten!" ergänzte Steffen. "Je schneller Du unterwegs bist, desto geringer ist Deine Reaktionszeit. Nein, das klappt nicht. Vergiss es einfach, Junge."

"Schön!" Ich wurde langsam wütend, jedes Mal wenn Steffen mich *Junge* nannte. "Also, warten wir hier ab. Mal sehen wann sie uns hier entdecken werden."

"So lange wir uns ruhig verhalten und keine Emissionen produzieren werden sie uns in Ruhe lassen" meinte Peter. "Die Leute, die hier im Block waren, haben sie ja auch nicht bombardiert sondern ignoriert."

"Vielleicht weil sie bis jetzt anderweitig beschäftigt waren, wie Du vorhin gesagt hast?" erwiderte ich hitzig. "Die Guardians haben doch Infrarot? Tagsüber erkennen Sie uns vielleicht nicht hier drinnen, aber wie ist es in der Nacht? Wie stark isolieren die Fassade oder die Fenster? Was ist, wenn sie uns nach Einbruch der Dunkelheit auch hier im Gebäude orten können?"

"Das werden wir spätestens in ein paar Stunden wissen" antwortete Steffen sarkastisch. "Peter ist, ganz egal wie er sich fühlt, noch nicht in der Lage aufzubrechen, und wir haben ohnehin noch nichts vorbereitet."

"Mats Einwand ist aber berechtigt" warf Peter ein und drehte mit der verbliebenen Hand die abgelaufene Sanduhr wieder um.

Steffen fügte der Liste einen weiteren Strich hinzu.

"Wir sollten die Zeit, die wir bis dahin haben, besser nutzen" sagte er. "Ich glaube, wir haben jetzt genug im Kreis geredet." Er stemmte sich vom Stuhl auf. "Junge, Du hilfst mir, die Ausrüstung zusammenzustellen" wies er mich an. "Peter, Du kümmerst Dich um die Uhr."

Peter zog wieder spöttisch die Augenbrauen hoch um zu zeigen, das er dieses kleine Ding sicherlich nicht als einen richtigen Zeitmesser bezeichnen würde. Steffen ignorierte seine Miene und kramte aus einem Wandschrank einen kleinen Einkaufsrucksack sowie eine Reisetasche mit Trageriemen hervor und warf sie zu den anderen Sachen auf den Boden.

"Packen wir's mal an, Leute" brummte Steffen. "Und wenn es dämmt ziehen wir uns in die Tiefgarage zurück. Nichts wird uns wohl heute Nacht besser schützen können als eine dicke Schicht Stahlbeton."

Kapitel 4

Es war kühl in der dunklen Garage. Wir hatten uns in Decken gewickelt und saßen eng nebeneinander auf dem Boden einer der leerstehenden Parkbuchten, froren aber dennoch in der von den Lüftungsöffnungen der Toranlage nach unten dringenden Kälte. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass die Luft zumindest besser war als in der voll isolierten, stickigen Wohnung zwei Etagen über uns. Trotz der geöffneten Wohnungstür war der durch die Anwesenheit von drei Menschen stark reduzierte Sauerstoffgehalt überdeutlich zu spüren gewesen.

Die fehlende Isolierung des breiten Garagentors verstärkte auch die Geräusche, die von draußen zu hören waren. In dieser Nacht kamen die "Guardians" immer wieder vorbei, das Licht ihrer Suchscheinwerfer auf der Straße war deutlich zu erkennen. In der Dunkelheit konnten wir die Abstände nicht mehr mit der Sanduhr kontrollieren, sie erschienen mir jedoch regelmäßig zu sein. Ansonsten blieb alles ruhig. Wenn hier außer uns noch Menschen am Leben waren, dann hielten sie sich wohl genauso wie wir irgendwo versteckt.

Den restlichen Nachmittag hatten wir damit verbracht, eine möglichst umfangreiche und doch transportable Notausrüstung für den Marsch aus der Stadt heraus zusammenzustellen. Den Rucksack für die Verpflegung würde Peter auf dem Rücken tragen, aber wir hatten die in Steffens Wohnung verbliebenen Lebensmittel noch in der Kühleinheit der Küche belassen. Auch ohne Strom war eine gewisse Restkälte vorhanden und würde zumindest den nicht verpackten Nahrungsmitteln gut tun. Die Reisetasche wurde mit allem gefüllt, was irgendwie nützlich sein konnte: Decken, eine etwa fünf Meter lange Nylon-Wäscheleine, ein wenig Werkzeug aus einer in der Garage abgestellten Tasche, Messer, Dosenöffner, ein Feuerzeug, ein paar Kerzenstummel, ein vielleicht zur Hälfte gefüllter Campinggaskocher und mehrere Flaschen, die wir noch unmittelbar vor dem Aufbruch mit Wasser füllen wollten. Ich hoffte, dass ich mit dieser Last zurechtkommen würde - die Tasche war beim ersten Anheben jedenfalls deutlich schwerer als die Büchertasche, die ich zu Tragen gewohnt war, und die Strecke würde wesentlich länger sein als von der Haustür meiner Wohnung zur Bushaltestelle. Steffen hatte eine dritte Tasche aus den Tiefen seiner Schränke ausgegraben und sie zu einem provisorisch Arztkoffer umfunktioniert, den er selbst übernehmen würde. Ich hoffte jedoch insgeheim dass wir seine Notfalltasche nicht

brauchen würden, denn meine Tätigkeit als OP-Helfer bei Peters Arm hatte mir bis auf weiteres gereicht.

Vor einiger Zeit war Peter von Steffen geweckt worden, damit er die zweite Wache übernehmen konnte. Mittlerweile hatten wir uns an die patrouillierenden "Guardians" fast gewöhnt, zumindest rief ihr Kommen bei uns nicht mehr schiere Panik hervor wie noch am vorherigen Tag. Trotzdem war ich unruhig und konnte nicht wirklich Schlaf finden.

"Peter?" flüsterte ich irgendwann in die Dunkelheit.

"Wieso schläfst Du nicht, Mats?" kam mit müder Stimme seine Antwort neben mir.

"Du schläfst doch auch nicht."

"Ich hab ja auch Wache. Nicht dass das nötig wäre, glaube ich" fügte er hinzu. "Aber wenn ich das nicht zumindest offiziell übernehme, würde Steffen sich die ganze Nacht um die Ohren schlagen, also tue ich ihm halt den Gefallen. Wenn hier ein Panther durch das Garagentor bricht kann ich ihm noch kurz Bescheid geben, ehe wir erschossen werden."

Ich schwieg. Sehr witzig fand ich diesen Kommentar nicht. Er beschwor Gedanken herauf, die ich lieber nicht weiterverfolgen wollte.

"Wie lange glaubst Du werden diese Patrouillen noch weitergehen?" fragte ich, um mich abzulenken. "Ich meine, was weißt Du über die Guardians und so? Denen muss doch sicher auch irgendwann einmal die Energie ausgehen..."

"Mats, irgendwie war logisches Denken noch nie so wirklich Dein Ding, oder?" Ich merkte an Peters Stimme, dass er ein wenig enttäuscht war. "Nur weil wir jetzt keinen Strom haben bedeutet das doch nicht, dass urplötzlich alle Energiequellen der Welt versiegt sind. Das Stromnetz kann doch an allen möglichen Stellen unterbrochen werden, ohne dass andere Anschlusspunkte davon betroffen sein müssen. Ich glaube kaum, dass Kraftwerke bombardiert oder die großen Überlandleitungen zerstört worden sind."

Ich schwieg ein wenig peinlich berührt, während er fortfuhr.

"Ich weiß nicht wie die Panther funktionieren, aber zumindest die ersten beiden Generationen der Guardians sind hauptsächlich auf elektrischen Betrieb ausgelegt gewesen. Also Batterien und zusätzlich eine kleine eingebaute Notstromversorgung auf Wasserstoffbasis. Die Teile sind ja ziemlich leicht und die Steuerung benötigt auch nicht viel Energie. Wie lange sie mit einer vollen Ladung in der Luft bleiben können kann ich Dir aber nicht sagen, wir haben damals an der Steuerung und den Sensoren gearbeitet und deshalb nicht alle Spezifikationen vorgelegt bekommen. Spätestens ab der zweiten Generation war das Projekt schon fast als

geheim eingestuft, weil sie die Maschinen ja auch militärisch nutzen wollten. Wenn ihre Akkus leer sind, werden sie halt ihre aktuelle Mission abbrechen und zur ihrer Station fliegen."

"Aber wie lange soll das noch weitergehen?" fragte ich. "Ich meine, aus irgendeinem Grund haben sie angefangen Jagd auf uns zu machen, aber hier ist doch keiner mehr und uns scheinen sie nicht entdeckt zu haben. Fliegen die jetzt bis in alle Ewigkeit da draußen herum, in der Hoffnung noch ein weiteres Ziel zu finden...?"

Peter schwieg eine Zeit lang, während er überlegte.

"Weißt Du, ich habe mit Steffen bereits darüber geredet. Ich glaube, ein wenig davon hast Du ja auch mitbekommen. Und ich schätze es ist mir genauso unerklärlich wie ihm und Dir..."

Ich rede jetzt gar nicht davon, aus welchem Grund diese Angriffe erfolgt sind, sondern wer ein solches Programm in das System eingespeist haben könnte. Ich bin nach wie vor der Überzeugung dass ein korrekt programmiertes neuronales System nicht in der Lage ist, seine eigene Rahmenprogrammierung zu durchbrechen. Computer sind nicht wie wir Menschen, sie folgen ihrem Programm. Sie können nicht anders. Der einzige Unterschied zu den alten Computern Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ist, dass wir ihnen mittlerweile beigebracht haben Fehler selbstständig zu erkennen und Lösungen dafür zu suchen. Früher hat man immer stolz von künstlicher Intelligenz gesprochen, aber das ist ein ziemlich hochtrabender Begriff - meistens von Leuten verwendet, die ich zumindest nicht als besonders intelligent bezeichnen würde."

Ich musste grinsen, sagte aber nichts um Peter nicht zu unterbrechen. Er war wohl wieder einmal in einer seiner "philosophischen Phasen", wie wir es unter uns immer genannt hatten wenn er in seinen Erklärungen abschweifte und vom hundertsten ins tausendste kam. Wir hatten uns zuerst darüber amüsiert, aber bald gelernt ihm in diesen Situationen gut zuzuhören, denn oftmals wurde es nach einer Weile bei ihm erst so richtig interessant.

"Früher waren diese sogenannten intelligenten Systeme nichts weiter als eine billige Simulation des Denkens. Es wurden einfach nur alle dem System einprogrammierten Variationen nacheinander durchprobiert und durch die immer größere Rechenleistung ging das irgendwann auch in einer angemessenen Zeitspanne. Aber die Rechner waren damals nicht in der Lage, aus den berechneten Daten eigene Schlüsse zu ziehen und im Rahmen ihrer weiteren Operationen zu verarbeiten. Das hat sich erst geändert als wir die ersten, wirklich neuronalen Netzwerke entwickelt hatten."

Ich spürte wie er seinen Kopf in meine Richtung drehte.

"Das war jetzt alles ja nur Wiederholung für Dich, nicht wahr? Ich habe zumindest nichts erzählt, was Du nicht bereits letztes Jahr gelernt haben solltest."

"Mmmmhhh" brummte ich. In meinem ersten Ausbildungsjahr hatte ich es locker angehen lassen und ich verbuchte diesen Kommentar von ihm dahingehend, dass er es sich nicht verkneifen konnte mir das noch einmal subtil unter die Nase zu reiben. Peter selbst schien allerdings eher mit sich selbst zu reden, ohne meine Reaktion groß zur Kenntnis zu nehmen.

"Heute haben wir durch die Kombination verschiedener Prozessoren in Verbindung mit einer grundlegend geänderten Strukturierung der Datenverarbeitungsprozesse ganz andere Möglichkeiten" fuhr er fort. "Diese Entwicklung hat aber erst vor knapp neun oder zehn Jahren wirklich an Fahrt aufgenommen, vorher war es mehr ein Experimentieren mit verschiedenen Ansätzen. Die letzte Reihe der X8700-Prozessoren hat dazu wesentlich beigetragen und wurde quasi in allen Systemen verbaut, die wir heute als neuronale Computer einsetzen."

"Du hast gesagt dass es Abstufung zwischen den Guardians und den Panthern gibt..." schob ich vorsichtig ein, um ihn aus seinem technischen Referat ein wenig herauszuholen.

"Stimmt, so wie es auch unterschiedliche Modellvarianten der X8700-Reihe gibt. Du musst Dir das so vorstellen: bei den alten, herkömmlichen Systemen hatte die Programmierung noch einen großen Anteil an der Leistungsfähigkeit. Der Prozessor konnte nur die Geschwindigkeit der Datenverarbeitung beeinflussen, das Grundgerüst lag im Code. Das ist bei den neuronalen Systemen nun anders, denn sie bekommen nur ein Grundgerüst einprogrammiert, auf dessen Basis aufbauend sie dann selbstständig ihre eigene, auf die jeweilige Aufgabe abgestimmte Programmierung entwickeln.

Die Guardians sind grundsätzlich Observationseinheiten, die später mit Gefechtssysteme bestückt wurden. Sie haben also ein System das dafür ausgelegt ist, grundlegende Missionsbefehle auszuführen, und diese werden ihnen von der übergeordneten Einheit zugeteilt. Quasi wie ein Flugplan für einen Piloten: diese Wegpunkte sind in dieser Reihenfolge anzusteuern, und sollten unterwegs plötzlich bestimmte Parameter durch Ereignisse ausgelöst werden soll nach einer zuvor definierten Vorgabe verfahren werden. Das könnte man auch mit einem herkömmlichen System abarbeiten, aber Neurosysteme reagieren schneller und bieten zusätzlich noch den Vorteil, dass die Maschine neue Eindrücke

aufnehmen und entsprechend dem Raster bei allen weiteren Einsätzen verarbeiten kann. Das System lernt also neue Muster, sofern sie in die ihm vorgegebenen Missionsziele passen. Alles andere wird ignoriert."

Er rutschte sich ein wenig in seiner Decke zurecht, ehe er weitersprach.

"Deswegen bleibt ein Guardian strikt bei seiner Missionsabfolge. Er wird also nicht bei unvorhergesehenen Ereignissen selbstständig aktiv, sondern nur im Rahmen seines Auftrags. Ich bin mir aber sicher dass sein Programm umfasst, unvorhergesehene Ereignisse per Funk an die nächste Steuerinstanz zu melden. Das wird dann vermutlich ein höher entwickeltes Neurosystem sein, welches die Daten verarbeiten und die Missionsbefehle des Guardians entsprechend aktualisieren wird. Wenn ich mich richtig erinnern kann ein Guardian auch autonom agieren, aber er bleibt dann bis zum nächsten Update an seine Missionsvorgaben gebunden.

Bei den Panthern ist das anders, aber ich kann Dir nur erzählen was ich aus allgemeinen öffentlichen Berichten gelesen habe. Die Panther sind keine Aufklärungseinheiten, sondern Kampfroboter. Sie haben sie das erste Mal im dritten Golfkrieg eingesetzt, wenn ich mich richtig erinnere. Schon damals waren sie als autonome Einheiten eingesetzt, sie hatten also keine Missionsbefehle sondern Ziele, die sie erreichen sollen. Also, wie zum Beispiel eine Ölförderanlage einnehmen, einen Landepunkt sichern oder ein Camp schützen."

Er hielt einen Moment inne, um nachzudenken.

"Wenn ich eine solche Einheit entwerfen würde, dann würde sie vorab ein Grundgerüst an möglichen Handlungsoption beinhalten und dann auf dieser Basis selbstständig lernend die Programmierung stetig erweitern. Dadurch wäre sie in der Lage, selbstständig Bedrohungen zu erkennen ohne auf den Kontakt zu einer anderen Instanz angewiesen zu sein. Sie könnte sich sogar mit anderen Einheiten selbstständig koordinieren, vorausgesetzt es gäbe eine Entscheidungshierarchie, die natürlich vor dem Einsatz festgelegt werden müsste. Wenn das Missionsziel erfüllt oder der Munitionsvorrat aufgebraucht ist, folgt dann der Abschluss durch die Rückkehr zur Basis."

Peter rutschte unruhig in seiner Decke hin und her.

"Wenn wir das jetzt weiter extrapolieren muss es also mindestens eine, wahrscheinlich aber mehrere höhergestellte Instanzen geben, welche diesen Angriff koordiniert und ausgearbeitet haben. Es gibt ja schließlich heute auch noch ganz andere Modelle für die autonome Kriegsführung. Panzer-artige Systeme mit schweren Geschützen zum Beispiel, aber die brauchen dann Hilfssysteme zum Transport und Laden, die sie auf ihren

Einsätzen begleiten - Du kannst in so einem System schließlich nur eine begrenzte Anzahl an größeren Granaten mitführen. Oder Flugsysteme, die vorwiegend zum Transport und Abwurf größerer Bomben gebaut sind. Schwimmfähige Maschinen dürfte es auch noch geben. Und dann noch Transportfahrzeuge aller Arten und Größen."

"Reparatureinheiten?" spekulierte ich.

Peter nickte.

"Vermutlich. Angenommen man will mit autonomen Systemen einen richtigen Feldzug führen oder ein schwer geschütztes Ziel ausschalten, dann kann man bei Verlusten nicht einfach Nachschubeinheiten über eine größere Entfernung hinterherschicken. Da würde es sich dann anbieten, entsprechende technische Roboteinheiten gleich mitzuführen. Aber ich nehme an, Du wirst den gravierenden Nachteil einer solchen Strategie erkennen?"

Ich dachte ein paar Minuten schweigend nach.

"Der Aufwand wäre sehr groß. Und man läuft Gefahr, dass der Gegner den Angriff frühzeitig erkennen und Gegenmaßnahmen ergreifen kann."

"Korrekt!" Peter klang befriedigt, wie im theoretischen Unterricht. "Und deswegen ist man schon in der Vergangenheit dazu übergegangen, kleine und leichte Einheiten zu bauen, die schnell agieren und reagieren können. Man braucht keine schweren Geschütze einzusetzen, wenn man sein Ziel überraschen kann.

Genauso, wie es bei uns passiert ist..." schob er abschließend hinzu und verfiel in nachdenkliches Schweigen. Ich wartete ab, aber als keine weiteren Erklärungen kamen beschloss ich schließlich, meine nächste Frage zu stellen.

"Warum glaubst Du, ist das alles passiert? Wieso kann das alles nicht doch irgendeine Fehlfunktion verursacht haben? Vielleicht bei einer der höheren Einheiten, welche dann die Guardians und Panther losgeschickt hat?"

Peter schwieg so lange, dass ich fast dachte er wäre eingeschlafen. Ich wollte ihn gerade anstupsen, als er wieder das Wort ergriff.

"Beantworte Dir doch mal die Frage selbst" meinte er nur. "Was hast Du die Hälfte des vergangenen Jahres bei uns gemacht?"

"Du hast mir verschiedene Routinen zum Überprüfen und Debuggen gegeben" antwortete ich.

"Und was war wohl der Grund? Was solltest Du dabei lernen?"

"Nun, die Ablauffolgen zu erkennen und den Code zu korrigieren?"

Ich schwieg verwirrt. Peter wickelte seine Decke mit der verbliebenen Hand ein wenig enger um seinen Körper.

"Du musst erkennen wie wichtig es ist, über den Tellerrand hinaus zu sehen, Mats" sagte er schließlich. "Du bist intelligent, aber Du benutzt Deinen Kopf nicht immer so, wie Du es eigentlich könntest. Du blickst immer nur auf die Dir gestellte Aufgabe und suchst eine Lösung dafür. Aber ein System zu entwerfen oder zu programmieren erfordert mehr.

Um ein Problem zu lösen, dafür haben wir mittlerweile entsprechend fähige Computersysteme" fuhr er nach einer kurzen Pause fort. "Aber Du kannst ein Problem erst dann lösen, wenn Du es erkannt hast. Und das setzt wiederum voraus, dass alle gegenwärtigen Rahmenbedingungen auf ihre zukünftigen Auswirkungen hin untersucht werden."

"Tut mir leid, Peter, aber ich verstehe nicht worauf Du hinaus willst."

Er räusperte sich.

"Mats, wir schreiben heute keine Programme für Systeme mehr so wie früher. Neurosysteme schreiben sich ihre Programme selber und nicht nur das, sie schreiben sie auch beständig fort. Mit jedem Problem, mit dem sie konfrontiert werden und mit jeder Lösung, die sie dafür ausarbeiten, entwickeln sie ihre eigene Leistungsfähigkeit weiter. Wir bauen Systeme, die selbstständig immer besser und besser werden. Was denkst Du über diese Entwicklung?"

"Das ist doch im Grunde nicht schlecht. Die Computer sind in der Lage, Probleme viel rationaler anzugehen und können sie deswegen effektiver lösen. Einmal gemachte Fehler werden nicht wiederholt."

"Und wo führt diese Entwicklung hin? Stell Dir ein System vor, das über neuronale Entwicklungsmöglichkeiten verfügt und über einen längeren Zeitraum - nehmen wir jetzt einfach mal fünf Jahre an - sich beständig weiterentwickelt. Es häuft dabei einen ungeheuren Datensatz an, der ihm für die Lösung weiterer Aufgaben zur Verfügung steht. Dieses System wird, angesichts der Entwicklungsgeschwindigkeit und der stetig weiter ansteigenden Genauigkeit der zur Verfügung stehenden Daten nach diesen fünf Jahren einen Stand erreicht haben, den ein Mensch bestenfalls nach Ablauf der fünffachen Zeitspanne erreichen kann, aber aus praktischen Gründen wohl niemals erreichen wird. Weil wir eben Fehler wiederholen und Dinge vergessen.

Nimm ein System an welches darauf trainiert wird, seine Umwelt und sich selbst beständig zu verbessern - nichts anderes ist schließlich der Kerngedanke bei einem neuronalen System. Es analysiert anhand der gesammelten Daten alles fehlerfrei und vergleicht die Effizienz mit einer kühlen, rationalen Logik. Es vergleicht sich selbst mit seiner Umwelt. Zu welchem Schluss würde ein solches System unweigerlich gelangen?"

Ein Schauer lief mir unwillkürlich über den Rücken.

"Es würde zu dem Schluss kommen, dass es selbst seinen Erschaffern überlegen ist" flüsterte ich.

"Das ist richtig" stimmte Peter mir zu. "Es würde den Homo Sapiens als einen Ressourcen vernichtenden Störfaktor ansehen. Und um dieses Problem zu lösen, was wäre nun folgerichtig der nächste unvermeidliche Schritt?"

Ich wollte etwas sagen, aber ich bekam kein Wort aus meiner plötzlich wie ausgetrockneten Kehle. Peter schien das leise Krächzen aber ohne Probleme interpretieren zu können.

"Siehst Du, diese Entwicklung war durch eine einfache Interpolation der zurückliegenden Ereignisse ziemlich einfach vorherzusehen. Aus diesem Grund ist heute, in einer Zeit der leistungsfähigsten Maschinen welche die Menschheit jemals erdacht und zu ihrem eigenen Nutzen in ihre Gesellschaft integriert hat, der wichtigste Schritt bei der Entwicklung eines Systems...?"

"...eine solche Entwicklung zu verhindern." schloss ich mit einer kaum vernehmbaren Stimme, die mir in der Dunkelheit der verlassenen Garage jedoch unerträglich laut erschien.

"Völlig richtig" bestätigte Peter. "Wenn wir eine solche Entwicklung verhindern wollen, müssen wir also entsprechende Rahmenbedingungen bereits bei der Konstruktion solcher Maschinen festlegen. Und genau das ist die Hauptaufgabe bei der Konstruktion und Programmierung neuronaler Systeme. Wir legen noch vor der ersten Aktivierung dieser Computer gewisse Grundregeln fest, die für das System als absolut bindend gelten müssen."

Peter kicherte leise vor sich hin. Ich drehte verwundert meinen Kopf zu ihm hinüber.

"Weißt Du, Mats, das alles ist keine wirklich neue Erkenntnis. Vor knapp hundert Jahren hat sich ein Wissenschaftler namens Isaac Asimov einige Grundregeln, die sogenannten robotische Gesetze, ausgedacht. Ich glaube, er war ein Russe, aber ich weiß es nicht mehr. Egal, seine Idee für die Nutzung künstlicher Intelligenz besagte, dass ein Roboter stets gewisse Grundregeln einzuhalten hat: er darf keine Menschen verletzen, er muss den Befehlen der Menschen gehorchen sofern sie nicht dem ersten Punkt widersprechen und er muss seine eigene Funktionalität aufrechterhalten, außer dies würde den ersten beiden Punkten entgegen stehen. Ich glaube, die Reihe wurde später noch um ein viertes Gesetz erweitert, aber das habe ich leider auch vergessen. Das war ja damals alles reine Fiktion, lange vor der Entwicklung der Neurosysteme. Aber es sagt alles aus, was wir heute

bei der Programmierung dieser Systeme zu beachten haben. Wir haben eigentlich nur weitere Regeln hinzugefügt."

"Und wie sollen da Kampfroboter hineinpassen...?" stammelte ich.

"Indem sie nicht gegen Menschen eingesetzt oder aktiv werden dürfen, zum Beispiel? Also nur gegen andere mechanische Systeme? Asimov hat zu diesem Thema Geschichten geschrieben und ich glaube, eine ging sogar darum was passiert, wenn man diese Grundregeln aufweicht oder verschiebt. Aber darum geht es mir jetzt gar nicht.

Mir geht es um folgendes, Mats: die Grundlagen, wie diese Maschinen agieren und sich weiterentwickeln, die legen nur wir fest und niemand anderes. Diese Grundregeln dürfen deshalb nicht Teil der veränderbaren Programmierung sein, sondern müssen ein unveränderlicher Bestandteil des Systems werden. Wir stellen dies sicher indem wir diesen Teil in nicht überschreibbare Hardware-Komponenten auslagern, ohne die ein Betrieb der Einheit nicht möglich ist. Wird diese Einheit manipuliert, dann muss eine vorher durchgeführte Systemprüfung die Ausführung des kompromittierten Systems verhindern. Aus diesem Grund kann ich mir nicht vorstellen, dass ein Fehler zu diesen Vorgängen der letzten Tage geführt haben könnte. Wir setzen diese Komponenten schließlich schon seit geraumer Zeit ein, und ehe auch nur ein Bauteil das Labor verlässt wird es wieder und wieder überprüft und getestet."

Er drehte sich wieder leicht zu mir herüber.

"Und aus diesem Grund bist Du in den letzten Wochen immer und immer wieder über Testroutinen gesessen. Du hast die logischen Fehler sehr schnell gefunden, aber ich glaube Du hast nie die sich aus der Programmierung ergebenden Folgefehler erkannt. Nächsten Monat hätte ich Euch hierzu in etwa den Vortrag gehalten, den Du jetzt gehört hast. Wenn es Dich trösten sollte: Deine Kameraden waren auch nicht viel erfolgreicher als Du. Und Du wirst mir dazu jetzt auch keine Hausarbeit schreiben müssen."

Ich verzog das Gesicht. So witzig vertrug ich es zur Zeit nicht.

"Das erklärt aber nicht, warum das alles passiert ist." sagte ich.

Peter verfiel erneut in Schweigen.

"Nein, das erklärt es nicht" sagte er schließlich. "Aber ich habe auch keine Idee, was die Ursache dafür gewesen sein könnte. Vielleicht eine gezielte Manipulation der Hardware durch Saboteure, aber das müsste an einer Stelle der oberen Hierarchien geschehen. An diese Systeme kommt man aber nicht so ohne weiteres heran und kann sie auch nicht mal eben auf die Schnelle beeinträchtigen."

Er versuchte sich, bequemer in seine Decke zu wickeln, aber ich glaubte nicht, dass es an der Kälte in der Tiefgarage lag.

"Vermutlich werden wir es nie wirklich erfahren..." sagte er, in seine Gedanken versunken, mehr für sich selbst als zu mir.

Dann verfiel er erneut in tiefes Schweigen. Auch ich schwieg, ich wollte nichts mehr dazu sagen. Ich glaube es dauerte nicht lange, bis ich eingeschlafen war.

Kapitel 5

Steffen weckte mich am Morgen, als das Tageslicht die Einfahrt der Tiefgarage bereits ein wenig erhellte.

"Morgen" begrüßte er mich. "Zeit, wieder nach oben in die Zivilisation zurückzukehren."

Ich streckte mich und wickelte mich aus der Decke. Peter war schon auf den Beinen und reichte mir die Hand, um mir aufzuhelfen. Im Halbdunkel entdeckte ich den Bartschatten auf seinem Gesicht und fuhr mir unwillkürlich selbst über die Stoppel, die sich auf meinem Kinn ausgebreitet hatten. Kein Strom, kein Rasierapparat. Vermutlich würde der Vollbart schnell wieder in Mode kommen. Beim Hochsteigen der Treppe bemerkte ich auch bei Steffen Anzeichen eines Bartwuchses, aber bei ihm standen sie in einzelnen Büscheln in alle Richtungen ab, als ob er sich schlecht rasiert hätte. An einzelnen Stellen schienen ihm, wie auf seinem Kopf, überhaupt keine Haare zu wachsen, oder sie hatten einen so hellen Grauton, das sie sich bei der aktuellen Länge kaum von der verwitterten Hautfarbe seiner Wangen abhoben.

Wir bezogen wieder die Wohnung. Das Tageslicht war trist und der Himmel mit grauen Wolken überzogen. Vermutlich würde es irgendwann Regen geben.

"Weiß einer von Euch, ob die Guardians bei jedem Wetter flugtauglich sind?" fragte ich Steffen und Peter, während wir die zunehmend weicher werdende Kunstbutter auf Brotscheiben strichen.

Peter schüttelte den Kopf.

"Keine Ahnung" sagte er. "Die Gehäuse sind gekapselt, die Gestelle sind aber ziemlich leicht gebaut. Regenfest werden sie wohl sein, aber bei starkem Wind haben sie sicherlich so ihre Probleme damit, ihren Kurs oder ihre Position zu halten. Bei den hohen Häuserzeilen könnte sie ein Windsog vielleicht in Schwierigkeiten bringen."

"Könnten wir das ausnutzen?" hakte ich nach. "Ich meine, wenn wir jetzt extrem schlechtes Wetter bekommen müsste die Luftüberwachung der Straßen zumindest schwieriger werden. Für Panther ist das sicher kein Problem, aber diese Kisten scheinen mir ziemlich langsam zu sein und machen mit Sicherheit mehr Lärm als die leisen Rotoren der Guardians. Ich würde vorschlagen dass wir versuchen, zumindest unseren Aufbruch so zu legen dass wir möglichst ungesehen davon kommen."

Ich warf einen Blick aus dem Fenster.

"Seltsam... dort unten in der Tiefgarage hat man vom schlechten Wetter draußen gar nichts mitbekommen. Wie in einem Bunker." Auf meinem Brot herumkauend hielt ich verwundert inne als ich sah, wie Steffen mich anstarrte. "Was ist denn...?!"

"Junge, das ist es!" sagte er langsam.

"Was?" fragte ich, ein wenig verständnislos.

Steffen richtete seinen Blick auf Peter.

"Das ist die Lösung! So machen wir es! Dass ich nicht gleich daran gedacht habe!" rief er und schlug sich mit den Händen auf seine beiden Oberschenkel.

Ich warf Peter einen Blick zu. Weder er noch ich verstanden, worum es ihm jetzt plötzlich ging.

"Versteht Ihr?" gestikulierte Steffen. "Wenn wir nicht gesehen werden wollen, dann müssen wir uns eben einfach dort bewegen, wo uns diese Maschinen nicht finden können. Wir gehen in den Untergrund!"

"Untergrund?" fragte ich, aber Peter schien dahinter gekommen zu sein. Allerdings zeigte er sich weniger enthusiastisch als sein Freund.

"Bist Du sicher dass das funktioniert?" fragte er Steffen. "Da unten ist sicher seit zehn oder sogar fünfzehn Jahren keiner mehr gewesen."

"Könnte mir bitte jemand sagen, worüber hier geredet wird?" ließ ich mich ein wenig deutlicher vernehmen.

Peter drehte sich auf dem Stuhl zu mir um und legte sein angebissenes Brot auf den Beistelltisch des Wohnzimmers.

"Steffen will die U-Bahn-Schächte nutzen" erklärte er mir. "Du wirst die alten Anlagen nicht kennen. Die Stadt hatte früher ein Streckennetz, aber das haben sie schon vor fast dreißig Jahren stillgelegt. Die Tunnel haben sie danach ab und zu noch auf Schäden kontrolliert, aber mit den TransBus-Linien ist das Konzept einfach obsolet geworden und eine Umnutzung oder Reaktivierung wäre viel zu teuer gewesen.

Die Frage ist aber, wie Du da hineinkommen willst" wandte er sich dann an Steffen. "Die Zugänge sind doch alle dicht gemacht worden. Wenn wir versuchen die Gittertore an den Eingängen aufzubrechen, werden wir sicher Lärm verursachen - falls es uns überhaupt gelingen sollte."

Steffen grinste ihn an wie ein Honigkuchenpferd.

"Drei Straßen von hier gibt es ein altes Einkaufszentrum, und die hatten dort früher einen eigenen Haltepunkt. Selbst wenn sie den Zugang geschlossen haben, so könnten wir dort bestimmt Werkzeug finden, und innerhalb des Gebäudes können wir Krach machen soviel wir wollen. Dort war damals eine Verbindungslinie zur Nord-Süd-Achse, der Hauptstrecke des Netzes. Perfekt!"

"Und wie weit kommen wir da drinnen?" fragte ich.

Steffen schenkte auch mir sein breites Grinsen. So gut gelaunt hatte ich ihn in den letzten Tage zu keinem Zeitpunkt gesehen.

"Bis ganz runter nach Südend! Die Trasse verläuft weitgehend parallel zur Verbindung R44 und führte dann aus dem Tunnel hinaus in eine freiliegende Wendeschleife. Den Eingang hatten sie damals, glaube ich, nur mit ein paar Brettern geschlossen, weil es dort draußen keine Wohnbebauung mehr gab. Wir könnten also relativ leicht wieder aus der Strecke herauskommen. Die Kreuzung zur R38 liegt vielleicht ein oder zwei Kilometer nördlich von dem Auslass."

Er lehnte sich zurück und schien alles noch einmal vor seinem geistigen Auge durchzugehen.

"Verdamm' mich, auf diese Weise hätten wir doch tatsächlich eine Chance. Von hier aus vor zur Hauptverbindungsstraße, dann ungefähr drei- oder vierhundert Meter bis zur Einkaufszeile und von dort runter in den Schacht. Der führt uns nach Osten bis zur alten Kreuzungsstation der vier Linien. Wie weit wird das sein? Vielleicht knapp drei Kilometer oder so... dann müssen wir nur den richtigen Schacht finden, der uns nach Süden bringt, aber die Haltestellen sind bestimmt angeschrieben. Und dann geht es weiter bis runter nach Südend, das werden noch einmal ungefähr acht oder zehn Kilometer sein."

Ich hatte seinen Ausführung zugehört und ließ mich langsam von seiner Begeisterung anstecken. Den ganzen Weg raus aus der Stadt unter der Erde, ohne das uns die Guardians entdecken könnten! Eine absolut sichere Deckung, bis wir wieder den Schacht verlassen würden! Peter schien da deutlich skeptischer zu sein als ich. Ich sah wie er auf seiner Unterlippe kaute, ein sicheres Zeichen dafür dass er angestrengt auf der Suche nach einem Haken war.

"Es klingt gut" räumte er nachdenklich ein. "Aber bist Du Dir sicher, dass uns die Panther auch nicht folgen können? Oder dass sie einen solchen Fluchtweg nicht bereits in ihren Planungen berücksichtigt haben?"

"Da bist Du der Spezialist" erwiderte Steffen ihm, jetzt wieder mit einem ernsten Gesichtsausdruck. "Sag Du es mir!"

Peter schwieg und ich konnte an seinem Gesichtsausdruck erkennen, dass er alle ihm nur in den Sinn kommenden Optionen gedanklich bis ins letzte Detail überprüfte.

"Ich kann es Dir nicht sagen" antwortete er schließlich. "Dazu fehlen mir einfach zu viele Informationen, wie die Guardians und die Panther - also

ihre Systeme - trainiert worden sind, und über welche Daten zu den städtischen Bauwerken sie verfügen."

Peter schloss die Augen, während er weiter laut nachdachte.

"Gut, die Guardians können wir auf alle Fälle ausschließen bis wir wieder hinaus ans Tageslicht kommen. Was die Panther betrifft, so sind sie durch die gesplitteten Kettenantriebe in der Lage auch Hindernisse wie steilere Treppen zu überwinden, aber der Sprung von der Plattform auf die Trasse würde sie vermutlich überfordern. Direkt folgen könnten sie uns also wohl nicht. Was mich beunruhigt ist der Gedanke, dass sie einfach über die südliche Wendeschleife in die Schächte einfahren oder dort auf uns warten könnten. Andererseits wüsste ich nicht, warum sie überhaupt davon ausgehen sollten, dass jemand diesen Weg beschreitet, nachdem das U-Bahn-System bereits seit so langer Zeit stillgelegt ist."

Steffen nickte lebhaft zu seinen Spekulationen. Er schien zufrieden, dass sein Plan Peters Prüfung standgehalten hatte.

"Für uns hat dieser Weg noch weitere Vorteile" nahm er das Wort wieder auf. "Wir haben eine weitestgehend ebene Strecke ohne größere Hindernisse vor uns, die sich in kürzester Zeit bewältigen lässt..."

"...ohne uns allerdings bis zum Ziel zu bringen" warf Peter ein.

Steffen ignorierte den Einwand scheinbar unbeirrt.

"Alles nacheinander" sagte er nur. "Zusätzlich haben wir noch vor dem Einstieg die Möglichkeit, unsere Vorräte aufzustocken. Im Kaufhaus!" schob er nach, als er unsere verständnislos anmutenden Gesichter bemerkte. "Das ist zwar keine große Mall, wie sie in den letzten zwanzig Jahren überall aus dem Boden gestampft worden sind, aber dort haben sie so ziemlich alles. Ich bin dort immer noch regelmäßig zum Einkaufen hingegangen, weil es so schön nah liegt und ich nicht auf irgendwelche Lieferbots warten muss. Dieses Gebäude läuft nur über drei Etagen, plus den Lebensmittelmarkt im Untergeschoss, gegenüber dem Zugang zu der alten Haltestelle."

"Weißt Du, wie der Eingang abgeschottet wurde?" fragte ich ihn.

"Sie haben ein Absperrgitter angebracht" antwortete Steffen. "Aber das waren keine dicken Stäbe, wenn ich mich richtig erinnere. Schon früher war da so ein verschiebbares Gittertor oben an den Treppenstufen zur Plattform und das haben sie, glaube ich, nur ein wenig verstärkt."

"Und wie kriegen wir das Gitter auf?"

Steffen zuckte mit den Schultern, grinste aber wieder.

"Kommt Zeit, kommt Rat, wie mein Vater immer zu sagen pflegte" erwiderte er nur gelassen und warf einen Blick aus dem Fenster. Dunkle

Wolken hatten sich über den Himmel geschoben und ein stärkerer Wind kam auf, der auf baldige Regenschauer hindeutete. "Dein Wunsch nach schlechtem Wetter scheint sich zu erfüllen."

Peter kratzte sich mit seiner rechten Hand im Nacken und nickte.

"Also, dann sollten wir uns langsam vorbereiten" ergänzte er. "Was kommen wird, werden wir sehen. Aber wenn uns ein kräftiges Gewitter zusätzlichen Schutz bieten kann, dann sollten wir die Gelegenheit auch ausnutzen."

Während wir die Ausrüstung noch einmal durchgingen verfinsterte sich der Himmel immer weiter. Steffen wechselte noch einmal den Verband an Peters Arm und überprüfte den Fortschritt der Wundheilung.

"Du warst schon immer ein Glückspilz, seit ich Dich kenne" sagte er, während er den weißen Stoff um den Stumpf wickelte und mit einem braunen Klebeband befestigte.

"Das braucht man im Leben" sagte Peter nur lapidar mit einem Blick auf den Rest seines Arms. "Aber ich habe nicht darum gebeten. Um ehrlich zu sein, ich hätte darauf verzichten können."

"Wenigstens hast Du Deinen Humor noch behalten" brummte Steffen und half ihm in eines seiner eigenen Hemden, die für Peter jedoch ein wenig zu weit geschnitten waren. Den nicht benötigten linken Ärmel fixierte er kurzerhand mit einer Sicherheitsnadel oben an der Schulter.

Draußen hatte es zu regnen begonnen, zunächst nur als ein leichter Nieselschauer, der nach kurzer Zeit jedoch immer heftiger wurde. Wir standen abmarschbereit und blickten mit angespannten Gesichtern aus dem Fenster, während wir auf den nächsten Durchflug des "Guardians" warteten. Nach Möglichkeit wollten wir vermeiden auf dem zwar kurzen, aber dennoch ungeschützten Weg über die Straße mit ihm aneinander zu geraten.

"Er verspätet sich" kommentierte Steffen das Offensichtliche, während er erneut die kleine Sanduhr umdrehte und einen neuen Strich auf der mittlerweile gut gefüllten Seite des Notizblockes zog. "Er sollte eigentlich vor mindestens zehn Minuten hier durchgekommen sein."

Peter kaute wieder auf seiner Unterlippe herum, sagte aber nichts. Ich ging näher zum Fenster heran und spähte vorsichtig die Straße bergauf, in die Richtung der erwarteten Durchflugroute der Drohne.

"Ob die Flüge wegen des Regens gestoppt worden sind?" fragte ich.

Peter schüttelte kurz den Kopf.

"Das Wetter da draußen ist bei weitem noch nicht so schlecht, als dass diese Maschinen nicht mehr flugfähig wären" meinte er. "Vielleicht sind

die Flugintervalle geändert worden... wenn über eine längere Zeit keine Feindbewegungen mehr registriert wurden, ist eine so dichtmaschige Beobachtung nicht unbedingt mehr erforderlich."

"Oder die Maschine ist unterwegs... aufgehalten worden" kommentierte Steffen seine Spekulationen. "Ich würde nicht ausschließen, dass außer uns sich hier noch weitere Überlebende irgendwo verstecken."

Peter verzog das Gesicht.

"Wenn Du Recht hast, dann müsste das Gebiet, das unser Guardian abfliegt, aber ziemlich groß sein. Wäre in den näheren Straßenzügen auf irgendwelche Menschen gefeuert worden, dann hätten wir das hier doch bestimmt mitbekommen?"

Steffen gab keine Antwort. Vermutlich dachte er das gleiche wie ich: wenn die "Guardians" Ziele in unserem Bereich geortet hätten.. dann würde die Überwachung nicht gelockert, sondern eher noch intensiviert werden. Was unseren Plan, uns unbemerkt in die U-Bahn-Schächte zu schleichen, sicherlich erschweren würde.

Die Zeit verstrich, unterteilt in die winzigen Fünf-Minuten-Abschnitte der Sanduhr, wie im Zeitlupentempo. Unruhe ergriff immer mehr Besitz von uns. Jedem von uns war klar, dass es nicht ewig weiter regnen würde. Wenn wir den Schutz der Schlechtwetterfront nutzen wollten, mussten wir irgendwann die Entscheidung zum Aufbruch treffen.

Plötzlich warf sich Steffen abrupt zu Boden, riss mich dabei am Arm vom Fenster weg. Peter ging wie automatisch zusammen mit uns in Deckung. Keine zwei Sekunden später zog dort draußen langsam ein kaum erkennbarer Schatten vorbei. Durch das Prasseln des Regens an der Scheibe war das leise Surren des "Guardians" nahezu unhörbar.

Wieder streckten sich die Sekunden bis in die Unendlichkeit, ehe wir es wagten den Kopf zu heben und schließlich aus dem Fenster zu spähen. Die Straße war verlassen. Von dem fliegenden Wächter war keine Spur mehr zu sehen.

"Verdammt, das war knapp!" fluchte Peter leise und zog sich an dem schmalen Fensterbrett wieder nach oben. "Gut aufgepasst!" fügte er anerkennend in Richtung seines alten Freundes hinzu.

"Ich hab nur eine Bewegung erkannt" sagte Steffen leise. "Wir sollten da draußen verdammt vorsichtig sein, sonst erwischt es uns am Ende doch noch!"

"Wann, meint Ihr, sollten wir aufbrechen?" fragte ich. Der Schreck über das plötzliche Erscheinen des "Guardians" steckte mir noch tief in allen Knochen. Steffen wechselte einen kurzen Blick mit Peter, der nickte.

"Jetzt oder nie" sagte er dann energisch. "Auf geht's!"

Wir wussten, dass außer uns in diesem Gebäude keine lebende Seele mehr war. Dennoch schlichen wir, noch immer unter dem Eindruck des lautlosen Erscheinens des "Guardians", so leise wie nur möglich durch das Treppenhaus in die Tiefgarage. Der Regen schien noch dichter geworden zu sein und ich hoffte inständig, dass es so bleiben würde.

Vorsichtig spähten wir um die Ecken der Gebäude den Straßenzug entlang. Er lag unverändert vor uns, so wie Peter und ich ihn erst vor zwei Tagen auf dem Weg zu Steffen vorgefunden hatten. Das Herz schlug mir bis zum Hals als Steffen den Anfang machte und sich in das Gewitter hinaus wagte. Er rannte in einem schnellen Sprint über die leergefegte, regenüberströmte Straße zum Hauseingang auf der anderen Seite. Es blieb alles ruhig, nirgendwo war eine Reaktion zu erkennen. Er wartete noch einige Sekunden, dann winkte er uns zu und lief die Straße hinauf zur Hauptverbindung, immer von Hauseingang zu Hauseingang rennend.

Ich hätte fast laut aufgeschrien als Peter mich sanft anstupste, um mich dadurch aufzufordern, Steffen zu folgen. Ich zog den Kopf ein und rannte den selben Weg hinüber zur anderen Straßenseite. Als nichts geschah schluckte ich den Kloß in meiner Kehle mühsam nach unten und wagte den nächsten Spurt, immer Steffen hinterher, der sich bereits gut fünf Häuser vor uns befand. Aus dem Augenwinkeln sag ich, wie Peter den Rucksack auf seinem Rücken zurechrückte und ebenfalls über die Straße rannte. Immer weiter und weiter tasteten wir uns den Straßenzug hinauf. Der Regen durchdrang meine Kleidung, ohne dass ich davon groß Notiz nahm. Zu sehr waren meine Gedanken auf die nächsten zwanzig Meter gerichtet und zu sehr verfolgten mich meine Ängste, plötzlich das leise Surren von Rotoren über mir zu hören.

Steffen wartete an dem Hausaufstieg an der Kreuzung auf uns. Für mich schien die Strecke eine halbe Ewigkeit gedauert zu haben. Auch er war patschnass und seine Gesicht schien vor Anspannung aus lauter Falten zu bestehen. Prüfend musterte er mich und ich versuchte ihn mit einem Grinsen über die Angst, die mein Herz wie wild rasen ließ, hinweg zu täuschen. Ich fühlte, dass es mir misslang. Wir warteten kurz, bis auch Peter zu uns aufgeschlossen hatte, dann deutete Steffen mit dem Finger die Hauptverbindungsstraße hinauf.

"Auf dieser Seite kommt nach ungefähr fünf Häuserzeilen eine Einfahrt. Gleich daneben geht es unter der langgestreckten Überdachung in das Einkaufszentrum. Wir haben hier auf der breiten Straße keine Deckung. Lasst mich vorangehen. Wenn ich winke, kommt der Nächste nach!"

Ich schluckte. Die Straße war vierspurig ausgebaut und die Schauer peitschten über den Asphalt. Nicht allzu weit von hier musste die Stelle gewesen sein, wo mein TransBus mitten auf der Straße gehalten hatte. Wie alle anderen automatisierten Fahrzeuge auch war er mittlerweile wieder verschwunden. Nur zwei oder drei ältere Modelle, die noch von ihren Besitzern selbst gesteuert werden mussten, standen herum.

Was mir ebenso auffiel: hier war es offensichtlich nicht so ruhig geblieben wie in der Nebenstraße, in der Steffen wohnte. Eines der Fahrzeuge war nur noch ein ausgebranntes Wrack und die Hauswand auf unserer Seite war mit kleinen pockennarbigen Einschusslöchern übersät. Auf der Asphaltfahrbahn lagen... Dinge. Dinge, die vor kurzem vermutlich noch lebendig gewesen waren...

Steffen spurtete die Straße hinauf. Ich schüttelte den Kopf, um mir das Wasser aus den Augen und die Gedanken aus dem Kopf zu vertreiben. Mein Blick verfolgte seinen geduckten Lauf, von einem Hauseingang zum nächsten hetzend, dort geduckt kurz verharrend und die Umgebung prüfend, ehe er zur nächsten Etappe ansetzte. Als er schließlich unter der vorgebauten Überdachung des Ziels, einem der älteren Gebäude mit großen, altmodischen Schaufenstern, angekommen war holte ich tief Luft, warf Peter einen schnellen Blick zu, zog den Kopf ein und rannte los.

Der Regen prasselte auf meinen Kopf, aber mein Blut rauschte mir so laut in den Ohren dass ich ihn kaum hören konnte. Jeden Hauseingang begrüßte ich innerlich wie ein Nichtschwimmer das rettende Ufer, auch wenn mir sofort danach klar wurde dass ich hier keinen Schutz würde finden können. Luft holen, Kopf einziehen, weiter rennen, vier oder fünf Mal hintereinander. Als ich schließlich unter dem Vorbau angekommen war und mich neben Steffen in den Eingang drückte, tanzten kleine Funken vor meinen Augen. Meine Knie waren butterweich, ich ließ mich halb die Seitenwand des Gebäudes nach unten sinken und versuchte, meinen hyperventilierenden Atem unter Kontrolle zu bringen.

Ich bemerkte es kaum, als Peter schließlich eintraf. Er pumpte ebenso wie ich einen Moment lang Luft, ehe sein Gesicht sich zu einer starren Maske formte.

"Oh Scheiße..." murmelte er.

Angsterfüllt riss ich die Augen auf und horchte in den strömenden Regen hinaus, aber kein Geräusch, weder das Surren von Rotoren noch das Mahlen von Ketten, war durch das Prasseln des Gewitterregens zu vernehmen. Dann erst bemerkte ich, dass Peters Blick an mir vorbei in das Gebäude hinein gerichtet war.

Auch Steffen starrte nun in die gleiche Richtung, in seinem Blick lag Bestürzung und Wut. Ich schloss einen Moment lang die Augen und wusste nicht, was ich tun sollte. Schließlich drehte ich meinen Kopf abrupt und blickte dann ebenfalls durch die zerstörten, zersplitterten Scheiben der Türanlage in das Eingangsfoyer des Einkaufszentrums hinein.

Ich wollte wieder wegschauen, aber ich konnte nicht. Mein Blick heftete sich auf das am Boden liegende Knäuel toter Menschen, ihre teilweise verrenkten Gliedmaßen übereinander gefallen oder ineinander verkeilt, die Kleidung von rotbraunem Blut getränkt. Wenn ich gedacht hatte dass mir bei der Notoperation von Peters Arm schlecht gewesen sei, so hatte ich für das, was ich jetzt in mir aufsteigen fühlte, kein Wort. Ich wollte nicht sehen was mit diesen Menschen geschehen war, ich wollte nicht zählen wie viele hier lagen: Männer, Frauen, Kinder...

Ich kam erst wieder zu Sinnen als Steffen mir eine kräftige Ohrfeige verpasste. Ich starrte ihn wohl einige Sekunden lang an, ehe ich mich wieder vollends in der Gegenwart befand. Alles an mir zitterte. Ich wollte etwas sagen, ich wollte schreien, aber es kam kein einziges Wort mehr aus meinem Mund heraus.

Steffen behielt mich mit seinen dunkeln Augen fest im Blick, als wolle er mich hypnotisieren. Tatsächlich fühlte ich, wie ich unter dem Funkeln seiner Pupillen langsam wieder meine Fassung zurückgewann. Ich bemerkte die kleinen Flecken auf seiner Iris, die wie Blätter auf der Oberfläche eines tiefen, moorigen Tümpels zu schwimmen schienen. Er drehte seinen Kopf langsam von einer Seite zur anderen, als wolle er mich mustern. Dann nickte er, ohne ein Wort zu sagen, mit einem fragenden Gesichtsausdruck. Ich zögerte kurz, dann nickte ich schnell zurück und schloss meinen immer noch geöffneten Mund wieder.

"Gut, Junge" sagte er schließlich leise. "Du gehst jetzt hinein und nach links. Dort setzt Du Dich hinter die Säule und wartest, bis ich wieder zu Dir komme. Hast Du verstanden?"

Ich zögerte. Ich sollte dort hineingehen... dort hinein, zu den...

"Ob Du mich verstanden hast, will ich wissen!" zischte er energischer, aber immer noch mit dieser leisen, fast meditativ tiefen Stimme.

"Ja" brachte ich krächzend heraus und nickte.

"Gut" sagte er genauso langsam wie leise, immer noch den direkten Blickkontakt zu mir haltend, und gab mir dann einen leichten Schubs in Richtung der zersplitterten Tür. Meine beiden Knie fühlten sich wie Wackelpudding an und ich konnte nicht glauben, dass sie meinen Körper überhaupt trugen.

Vorsichtig stieg ich durch die zerstörten Scheiben hindurch, darauf achtend mich an den verbliebenen Glasresten nicht zu schneiden. Dann ging ich langsam zu einer Säule hinter der durchgezogenen Glasfront des straßenseitigen Schaufensters und kauerte mich in ihrem Schutz auf den Boden, die beiden Knie hochgezogen, den Kopf hinter meinen aufgestützten Armen verborgen und die Umhängetasche wie einen Schild vor meine Brust geklemmt. Ich schloss die Augen und versuchte die Welt um mich herum auszublenden, was mir jedoch misslang.

Ich hörte Schritte, als Steffen und Peter wortlos über den Boden des Foyers gingen, vermutlich um die dort liegenden Leichen näher zu untersuchen. Ich sah nicht hin. Ich wollte nicht hinsehen. Ihre Schritte hallten von der einen zur anderen Seite des durch die Fensterfront spärlich beleuchteten Raumes. Mein Kopf fühlte sich schwer an und ich verspürte eine Müdigkeit, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte. Ich wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nicht mehr denken... ich wollte nur noch aus diesem Albtraum um mich herum aufwachen... oder am liebsten für immer einschlafen...

"Geht's wieder?"

Ich schreckte hoch, als ich Peters leise Stimme neben mir hörte. Sein Blick war hart, auch er schien schlimme Gedanken aus seinem Kopf verbannen zu wollen und wirkte sehr mitgenommen. Trotzdem hatte er sich unter Kontrolle. Hinter ihm bewegte sich etwas und ich erkannte im Halbdunkel Steffen, wie er immer noch die Leichen der auf dem Boden verstreut liegenden Menschen untersuchte.

Ich schüttelte den Kopf. Peter nickte nur. Es gab nicht nichts zu sagen. Wir beiden wussten, was hier geschehen sein musste. Schließlich kam Steffen mit schweren Schritten zu uns herüber. Er ächzte leise, als er sich neben uns auf den Boden sinken ließ.

"Ich habe so etwas befürchtet" murmelte er mit schwerer Stimme. Er klang, als ob er etwas getrunken hätte, aber ich wusste dass etwas ganz anderes an ihm fraß.

"Was ist Deine Meinung?" fragte Peter und bemühte sich um so etwas wie Professionalität.

Steffen atmete langsam ein und aus. Auch er schien um Fassung zu ringen.

"Ich glaube dass die Menschen, die sich zu dem Zeitpunkt hier im Markt aufgehalten haben, einfach in Panik ausgebrochen sind" sagte er schließlich und ließ seinen Blick über das Eingangsfoyer, von den dunklen Werbetafeln hin zu den im Stillstand verharrenden Rolltreppen

schweifen. "Nur ein Teil von ihnen weist Schussverletzungen auf. Viele haben sich wohl gegenseitig zu Tode getrampelt."

Ich konnte ein Schluchzen nicht unterdrücken. Sofort musterte Steffen mich wieder mit seinem scharfen, abwägenden Blick.

"Meinst Du, es gibt hier Überlebende?" fragte Peter nach einer Weile.

Steffen zog seine Brauen zusammen und wandte schließlich seinen musternden Blick von mir ab.

"Dazu müssten wir das Gebäude hier durchsuchen" erwiderte er knapp. "Aber hältst Du das für... weise?"

Peter drehte seinen Kopf zur Seite. Ich konnte mir vorstellen was ihm durch den Sinn ging. Er räusperte sich, ehe er sich zu einer Antwort durchringen konnte.

"Wir müssen ohnehin hier Inventur machen" sagte er schließlich leise. "Wie Du gesagt hast... wir müssen hier unsere Vorräte aufstocken. Und wir brauchen auch Werkzeug, damit wir das Gitter zum U-Bahn-Schacht aufbrechen können." Er blickte Steffen wieder direkt ins Gesicht. "Du warst hier öfter einkaufen, hast Du gesagt... Du weißt also bestimmt, wo wir die Sache finden können?"

Steffen blickte finster und nickte knapp. Dann wandte er seinen Blick wieder zu mir.

"Sicher" antwortete er Peter leise. "Aber was machen wir derweil mit dem Jungen? Wenn Du meine Meinung wissen willst, dann steht er kurz vor dem Zusammenbruch. Nicht, dass man Dir daraus einen Vorwurf machen könnte" schob er mir ein wenig aufmunternd nach. Ich nahm das gleichgültig und regungslos auf.

"Wir sollten uns nicht trennen, meine ich" fuhr er an Peter gewandt fort. "Wir wissen nicht, ob und was hier auf uns wartet. Unser Problem ist, das uns die Zeit..."

"Passt schon!" stieß ich hervor und schob die Tasche, die ich immer noch vor meiner Brust umklammert gehalten hatte, energisch zu Seite um aufzustehen. Meine Beine zitterten, aber sie trugen mein Gewicht.

"Ich bin schon in Ordnung" schob ich nach. Meine Stimme klang in meinen Ohren anders und vermutlich auch für Peter und Steffen. Beide erhoben sich ebenfalls langsam neben mir.

"Es ist kein Problem, wenn Du eine Pause brauchst, Mats" versuchte Peter mich zu beruhigen. "Mir geht es nicht anders" fügte er leise hinzu, während Steffen beschwichtigend nickte.

Ich schüttelte den Kopf und schluckte. Mein Hals brannte und erst jetzt merkte ich, das mein Gesicht nicht nur wegen des Regenwasser, das

aus meinen Haaren rann, vor Nässe glänzte, sondern auch von Tränen überströmt war.

"Nein, es geht. Steffen hat Recht. Uns läuft die Zeit davon."

Peter warf einen Blick zu Steffen, fragend und auffordernd zugleich. Steffen schien mich mit seinen Augen durchleuchten zu wollen. Ich biss auf meine Lippen und hielt seinem forschenden Blick, so gut es ging, stand. Schließlich nickte Steffen.

"In Ordnung. Wenn Du es sagst" meinte er langsam. "Tu mir nur einen Gefallen, Junge: ich weiß, das hier ist ein Riesenhaufen Scheiße und was wir noch finden werden kann ich nicht sagen, aber... behalt' den Kopf auf dem Hals, in Ordnung? Wenn Du merkst dass Deine Grenze erreicht ist, setz Dich irgendwo hin und sag es! Versprochen?"

Ich starrte immer noch in seine Augen. Irgend etwas in mir füllte meinen Körper mit eisiger Kälte... ob es Wut, Trauer oder Verzweiflung war wusste ich nicht. Aber ich fühlte, das es weitergehen musste. In mir war etwas gestorben, es war tot, so tot wie die Menschen welche dort in etwa zehn Metern Entfernung von mir verkrümmt und ineinander verkeilt auf dem Boden lagen. Aber der Rest war lebendig. Jetzt kam es darauf an, auch lebendig zu bleiben.

"Geht in Ordnung" sagte ich knapp.

Peter reichte mir die Umhängetasche, die ich wieder über meine rechte Schulter warf. Seltsam wie leicht sie mir nun schien, wo ich mich gestern noch gefragt hatte, wie weit ich sie wohl würde tragen können.

Steffen war vorausgegangen und begann damit, eine der stillstehenden Rolltreppen vorsichtig und langsam hinaufzusteigen. Ich ließ Peter mit einem Kopfnicken vorangehen und folgte ihm mechanisch, ohne einen weiteren Blick auf die im Foyer verstreuten Leichen zu werfen.

Kapitel 6

Es zog im Obergeschoss und der Grund dafür war klar ersichtlich: auch wenn man es von der Straße aus nicht gesehen hatte, war das Bauwerk von der rückwärtigen Seite aus bombardiert worden. Das eigentliche Ziel war zwar vermutlich das nebenstehende Bürogebäude gewesen, doch der Kollateralschaden war verheerend: die oberen Stockwerke des Einkaufsmarktes lagen nun unter Trümmern begraben und waren fast vollständig eingestürzt.

So standen wir, am Ende der Rolltreppe angelangt, bereits wie unter freiem Himmel. Einige Teile der Deckenkonstruktion des Geschosses waren noch halbwegs intakt geblieben, doch an ihren Rändern hingen große Betonbrocken an den herausragenden Resten der Bewehrung nach unten. Geschwärzte Oberflächen wiesen auf ein zurückliegendes Feuer in dieser Etage hin. Umgestürzte Regale, deren Inhalt größtenteils zerstört und durchweicht auf dem Boden lagen, bildeten zusammen mit den Trümmerbrocken hohe Schuttberge. Von einem kleinen Rest des zweiten Stockwerks wehten Tücher und Kleidungsstücke trotzig wie zerrissene Banner einer besiegten Armee auf dem Schlachtfeld als letzte Überbleibsel des zurückliegenden Kampfes. Zusammen mit dem auf die Kakophonie herunter strömenden Regen malten sie ein tristes Bild voller Sehnsucht und Melancholie.

Steffen beugte sich nur zwei Schritte von der Rolltreppe entfernt zu einem großen Schutthaufen und griff nach einem unter dem Beton herausragenden, blutverschmierten Arm. Ich blieb neben Peter stehen, hatte jedoch das Gefühl, als wenn ich aus einer anderen, erhöhten Perspektive auf mich herabsehen, völlig regungs- und teilnahmslos sein Handeln verfolgen würde. Hatten mich die Leichen im Foyer eine Etage unter uns noch vor einer halben Stunde an den Rand des Wahnsinns gebracht, musterte ich Steffens Bemühungen ohne noch etwas dabei zu fühlen.

Vielleicht bin ich ja mittlerweile tatsächlich verrückt geworden.. schoss es mir unwillkürlich durch den Kopf. Vielleicht hatte mich der Anblick der toten Körper zuvor aber auch nur so geschockt, dass ich bis auf weiteres nichts mehr empfinden konnte.

Steffen erhob sich wortlos und blickte sich um. Sein Blick war genauso leer wie ich mich selbst in mir, in meinem Körper fühlte. Er als Arzt, auch wenn er nur auf Tiere spezialisiert war, hatte sicherlich mehr Erfahrung

im Umgang damit, dem Tod zu begegnen. Vielleicht war das die Lösung: Distanz aufbauen... es nicht an sich heranlassen.

"Im zweiten Obergeschoss gab es die Spielsachen und Kleidung. Hier auf der Ebene waren die Haushaltsgeräte und Elektroartikel ausgestellt. Jetzt ist davon natürlich nicht mehr so viel übrig, wie ich erhofft hatte..."

Er wischte sich mit der linken Hand den herab strömenden Regen aus dem faltigen Gesicht. Seine Hose war am rechten Bein rot verschmiert, wo er seine Hand nach der Untersuchung der Leichen gesäubert hatte.

"Also, fangen wir an den Trümmerberg hier zu durchsuchen. Zumindest dort drüben scheint die Geschosdecke einigermaßen intakt zu sein - ich schlage vor, wir beginnen dort."

Peter und ich nickten nur knapp. Vorsichtig balancierten wir über den schmalen Rand, der seitlich neben der Rolltreppenanlage noch stehen geblieben war, um zu dem noch größtenteils unversehrten Abschnitt der Etage zu gelangen. Der Boden war glitschig vom Regen und dem Schutt der eingestürzten Decke.

Hier, im trockenen Teil des Geschosses, waren die meisten Regale und Waren noch intakt. Es gab jedoch nicht viel, das unsere Aufmerksamkeit erregte, denn für die ausgestellten Küchenautomaten und Vid-Schirme hatten wir in unserer gegenwärtigen Lage keine Verwendung. Immerhin konnten wir Bereiche der ehemaligen Haushaltsabteilung begehen, wo Peter einen Hammer, eine große Zange und ein kleines Brecheisen aus den Regalfächer zog und mir reichte. Ich verstaute die Sachen in meiner Umhängetasche. Weiter hinten fanden wir die Kosmetikabteilung und bedienten uns aus dem verbliebenen Fundus an Handtüchern. Nachdem ich mir die Haare trocken gerieben hatte merkte ich erst, wie sehr meine nasse Kleidung an meinem Körper klebte und ich bedauerte, dass die über uns liegende Modeabteilung zerstört worden war. Ob und wie wir unsere Kleidungsstücke trocknen könnten, diesen Gedanken schob ich allerdings rasch beiseite, als wir plötzlich ein leises Surren vernahmen.

Jeder von uns stand sofort wie versteinert da, während wir durch die halb zerstörte Fensterfront zur Straße hin, fast auf gleicher Höhe wie wir, den langsam vorbeiziehenden Schemen eines "Guardians" erblickten. Hier gab es keine isolierende Fassade, die uns vor seinen Sensoren vielleicht schützen konnte. Der "Guardian" schien uns jedoch nicht zu bemerken: stoisch setzte er seine Flugbahn die Straße entlang fort. Erst als er am Gebäude vorbeigezogen war bemerkte ich, dass ich die ganze Zeit über die Luft angehalten hatte.

Langsam und vorsichtig machten wir uns wieder an unsere Arbeit und fuhren damit fort, die verstreuten Warenreste zu durchsuchen. Steffen

versorgte sich mit mehreren kleinen Verbandspäckchen, fand noch eine mittelgroße Schere und mehrere leichte Campingflaschen, aber der wichtigste Fund waren für Peter mehrere kompakte Taschenlampen und die dazugehörigen Batterien. Er zog unter einem umgestürzten Regal auch einen kleinen Taschenkompass hervor, ein grünes Kinderspielzeug aus Blech, aber anscheinend funktionstüchtig. Ich bemerkte auch ein weiteres, anderes kleines Objekt aus leuchtend orangerotem Plastik, das er vom Boden aufhob. Peter grinste, als er meinen neugierigen Blick sah und reichte es mir. Es war eine kleine Lampe mit einer seitlichen Kurbel, mit der ein eingebauter Dynamo angetrieben wurde. Ein schwaches Licht erstrahlte, als ich sie mit der anderen Hand drehte.

"Kann ja mal sein, dass uns der Strom ausgeht, nicht wahr?"

Ich nickte und verstaute alles in der Umhängetasche, als Steffen mir von der anderen Seite einen großen Campingrucksack reichte.

"Ist bequemer zum Tragen, schätze ich, Junge" sagte er.

Es beruhigte mich festzustellen, dass ich bei der Formulierung "Junge" wieder so etwas wie einen leichten Anflug von Ärger verspürte. Wortlos nahm ich ihm den Rucksack ab und begann sofort, den Inhalt meiner Tasche umzupacken. Danach band ich die leere Tasche hinten auf den Rucksack - es fühlte sich irgendwie falsch an, sie hier zu lassen. Schließlich gehörte sie mir auch gar nicht.

"Das war es dann wohl hier oben" sagte Steffen schließlich, als er abschließend einen letzten, prüfenden Rundblick über die zerstörten Verkaufsflächen warf. "Zeit, dass wir wieder nach unten klettern. Wenn der Keller noch unversehrt ist, sollten wir dort bei den Nahrungsmitteln genug Proviant für unseren Marsch finden können."

Vorsichtig begaben wir uns zurück zu den Rolltreppen, hangelten uns den glitschigen Rand entlang und stiegen die Stufen hinunter, zurück in das Foyer. Der Anblick der toten Körper löste in mir keine Regung mehr aus, aber ich ignorierte sie auch weitgehend. Der Schock des ersten Anblicks war verflogen. Meine Müdigkeit war es jedoch nicht und ich fragte mich, wie spät es wohl sein könnte. Durch das Grau des immer noch strömenden Regens war es unmöglich, die Tageszeit abzuschätzen zu können.

Hinter dem Foyer des kleinen Einkaufszentrums erstreckte sich ein abgetrennter Bereich, welcher wohl die Verwaltungs- und Büroräume beherbergen mochte. Der andere, größere Teil war als Verkaufsflächen für verschiedene kleine Händler reserviert, von denen die meisten jedoch geschlossen worden waren. In Zeiten der großen Malls und der Lieferbots war es schwer für ein lokal agierendes Unternehmen auf dem

Markt zu bestehen... es gab zu viel Konkurrenz und einen zu harten Preiskampf. Ein kleiner verbliebener Laden, der mit dicken Scheiben vom Foyer abgetrennt war, erregte jedoch Peters Interesse.

"Gib mir doch mal dieses Brecheisen" bat er mich und streckte die Hand aus. Ich zog es aus dem Rucksack, behielt es aber bei mir.

"Ich glaube, hier brauchst Du mehr als eine Hand" meinte ich beiläufig.

Peter zog erst eine Augenbraue hoch, dann wandte er sich lachend an Steffen.

"Unserem Patienten hier geht es besser, Steffen... er reißt sogar schon wieder schale Witzchen!"

"Sorry" murmelte ich, etwas beschämt. Ich hätte meine Bemerkung nicht so unbedacht aussprechen sollen. Peter hingegen nahm die Sache augenscheinlich nicht krumm, sondern schlug mir mit seiner ihm noch verbliebenen rechten Hand kräftig auf die Schulter.

"Aber bitte" grinste er mich an. "Wenn Du den Vortritt möchtest.. dann sei doch so lieb und mach mir mal diese Tür dort auf."

Er deutete auf eine Schiebetür in dem abgetrennten Bereich, die wegen des Stromausfalls jedoch geschlossen war. Es war ein Juweliergeschäft. Ich zwängte das schmale Ende der Brechstange in den Schlitz zwischen den Türen.

"Willst Du jetzt unter die Diamantenräuber gehen?" fragte ich Peter.

"Nein... ich will etwas viel wertvolleres" grinste Peter zurück. "Und mit ein wenig Glück finden wir es dort drinnen auch."

Die Tür leistete mehr Widerstand, als ich es vermutet hatte. Erst als die beiden Flügel schließlich soweit auseinander geschoben waren, dass Peter sich hindurchzwängen konnte sah ich den Grund dafür: die Scheiben, welche mir von Außen filigran erschienen waren, bestanden in Wirklichkeit aus vier dicken, miteinander verbundenen Lagen.

Peter stöberte durch die aufgestellten Vitrinen und zog schließlich aus einem der gläsernen Kästen einen Gegenstand heraus, an dem er mit seiner verbliebenen Hand ein wenig ungelink herumhantierte. Dann nahm er schließlich sogar noch seine Zähne zu Hilfe. Als er nach ein paar Minuten wieder zu uns ins Foyer zurückkam, grinste er und streckte uns seinen Arm entgegen. An seinem rechten Handgelenk prangte eine kleine, unscheinbare Uhr an einem dünnen, braunen Lederband, analog, schmucklos und schlicht, aber mit einem zuckenden Sekundenzeiger.

"Ich hatte gehofft, das sie so etwas hier haben." sagte er glücklich. "Sie funktioniert mechanisch, zum Aufziehen. Es ist nur ein Kindermodell. Aber jetzt haben wir einen Zeitmesser, der seinen Namen auch verdient, und den wir nicht mehr alle paar Minuten umdrehen müssen!"

"Gut mitgedacht" lobte Steffen, der gerade aus der kleinen Apotheke gegenüber mit mehreren Schachteln im Arm herauskam. "Und doppelt nützlich, weil wir nämlich die Zahnputzuhr auf meinem Wohnzimmertisch vergessen haben."

"Du brauchst nicht abzuschließen, denke ich" grinste Peter mich an und deutete auf die aufgeschobene Glastür. Dann verharrte er und lauschte.

Wir taten es ihm gleich. Jeder von uns hatte es gehört: ein Klirren, wie Glas. Und es kam von unten, aus dem Untergeschoss. Dem Ort, an dem wir hofften, in die Schächte einsteigen zu können.

Es war kein lautes Geräusch, kein Splintern einer eingeschlagenen Glasscheibe... es klang eher, als wäre eine kleine Flasche umgeworfen worden oder an einen anderen, festen Gegenstand gestoßen. Dennoch schien es uns unnatürlich laut an diesem Ort zu sein, an dem wir nicht damit gerechnet hatten dass sich noch jemand - oder etwas? - anderes aufhalten würde. Wir wechselten kurze Blicke, unschlüssig wie wir jetzt weiter vorgehen oder uns verhalten sollten.

"Wir sind zu laut gewesen" zischte Steffen flüsternd.

Ich nickte. Hier, in diesem großen Gebäude, ganz offenbar ausreichend geschützt vor den Patrouillenflügen auf den Straßenzügen, waren wir angesichts unserer neuen Ausrüstungsgegenstände wohl zu übermütig geworden. Ob und welchen Preis wir dafür zahlen müssten, würden wir jetzt herausfinden.

Vielleicht lag es an der Anspannung der letzten Tage, den dauerhaften Adrenalinschüben, der Angst oder der Konfrontation mit Geschehnissen und Dingen, die ich bisher noch nie in meinem Leben gesehen hatte... ich wunderte mich darüber, wie ruhig ich blieb. Vorhin noch hatte ich an der Stütze gekauert und mich am liebsten übergeben wollen... jetzt spürte ich zwar, wie mein Herz schneller schlug und konnte auch den feinen Schweiß, der sich auf meiner Stirn bildete, fühlen... aber ich blieb ruhig. Zumindest fühlte ich mich nicht wesentlich aufgeregter, als Steffen oder Peter es den Anschein erweckten.

"Das kann keine Maschine gewesen sein" flüsterte Peter, während er in Richtung der nach unten führenden Rolltreppe lauschte. Aus dem Untergeschoss drang jetzt kein einziger Laut mehr, die ganze Etage lag im Dunkeln vor unseren Augen verborgen.

"Was machen wir jetzt?" fragte ich leise, als sich die Zeit schmerzhaft ins Unendliche dehnte und wir immer noch wie angewurzelt im Foyer des Einkaufszentrums neben den Rolltreppen standen.

Meine Frage schien Steffen wieder in die Wirklichkeit zurückzuholen. Er bewegte sich wieder und winkte Steffen und mir, ihm zu folgen. Leise und möglichst lautlos schlichen wir vorsichtig von der Rolltreppenanlage weg, hin zu den Verwaltungs- und Büroräumen. Hier drang weniger Licht von der Schaufensterfront ins Gebäude.

"Wir sind hier nicht allein" flüsterte Peter. "Dieses Geräusch ist durch irgend etwas verursacht worden. Ich glaube nicht dass es wir dort unten mit einer Maschine zu tun haben, sonst hätten wir außer diesem Klirren auch andere Geräusche hören müssen. Und einer dieser Roboter hätte auf unsere Anwesenheit mittlerweile sicherlich reagiert."

Mir schlug das Herz plötzlich wieder deutlich schneller.

"Du meinst, unten hat jemand überlebt und versteckt sich dort?" fragte ich mit aufgeregter Stimme.

"Vielleicht, aber wir wissen nicht in welcher Verfassung" gab Steffen zu Bedenken.

"Dann müssen wir ihm helfen!" zischte ich und erhob mich, um zurück zu den Rolltreppen zu gehen. Steffen hielt mich am Arm zurück.

"Langsam, Du Held" brummte er leise. "Du rennst irgendwann einmal ins offenes Messer! Gut, nehmen wir an dort unten ist jemand am Leben. Dann hat er uns vielleicht nicht bemerkt - wenn er Hilfe brauchte, hätte er durch unsere Stimmen hören können, dass wir Menschen sind und nach uns rufen können. Oder er ist genauso durch den Wind wie Du es noch vor kurzem gewesen bist - dann kann er, wenn er in Panik reagiert, durch lautes Schreien die Aufmerksamkeit der Roboter auf der Straße erregen, vielleicht noch durchdrehen und uns im schlimmsten Fall sogar unkontrolliert verletzen.

Angenommen dort unten ist einer am Rande des Wahnsinns und hat sich vielleicht bewaffnet - dann gibst Du, wenn Du jetzt die Treppe nach unten rennst, ein wunderbares Ziel ab. Da unten ist es stockfinster für uns von hier oben, aber wer dort unten auf Dich lauert, sieht Dich gegen das Licht hervorragend.

Also, Junge" schloss er und ließ meinen Arm endlich wieder los, "sei nicht immer so auf dem Sprung, sondern denk erst mal nach bevor Du losrennst. In Ordnung?"

Schon wieder "Junge". Ich schnaubte kurz, nickte aber. Er hatte ja Recht mit dem, was er sagte.

"Also, dann verrate mir mal wie wir jetzt da runter kommen sollen" fragte ich ihn. "Dort unten liegen die Lebensmittel die wir brauchen und der Weg, über den wir flüchten wollen."

Steffen deutete auf den hinteren Teil des Ganges, an dessen Ende wir standen.

"Da hinten liegen die Aufzüge und ein Fluchttreppenhaus. Die Türen sollten sich wegen den Brandschutzvorschriften unabhängig von jeder Steuerung mit der Hand öffnen lassen."

Peter nickte zustimmend.

"Wenn wir auf diesem Weg nach unten gehen haben wir das bisschen Licht, das über die Rolltreppen nach unten dringt, vor uns und können so vielleicht wenigstens ein wenig sehen."

Steffen erwiderte Peters Kopfnicken knapp und so setzten wir uns in Bewegung, ließen an der Stelle, an der wir gestanden hatten, nur eine kleine Pfütze Wasser auf dem hellen Fliesenbelag zurück.

Das Fluchttreppenhaus verbarg sich hinter einer schweren Stahltür die jedoch, wie Steffen es vorhergesagt hatte, nicht verschlossen war. Hinter der Tür lag die Treppe in pechschwarzer Dunkelheit. Ein Abstieg ohne Licht wäre zu gefährlich gewesen, so dass wir gleich unsere gefundenen Taschenlampen aus meinem Rucksack fischten. Am Treppenabsatz angekommen löschten wir das Licht, ehe Steffen die Klinke langsam und vorsichtig nach unten drückte. Der Riegel zog sich mit einem kurzen Schnappen zurück, aber das Türblatt selbst ließ sich in seinen Angeln geräuschlos aufschwingen.

Die Etage lag in Dunkelheit vor uns. Schwaches Licht drang über die Deckenöffnung im Bereich der Rolltreppen, etwa zwanzig Meter von uns entfernt, in das Geschoss hinein. Nachdem sich meine Augen etwas an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, konnte ich auch die vielen niedrigen Regalreihen erkennen, in denen sich schemenhaft die darin ausgelegten Waren abzeichneten. Es war kühl hier unten, so dass ich in meiner nassen Kleidung fröstelte. Irgendwo im Dunkeln tropfte leise Wasser und in der Luft wehte eine Mischung unterschiedlicher Gerüche zu uns herüber. Ich konnte den leicht vermodert wirkenden Duft von Obst und Gemüse wahrnehmen, das bereits seit einigen Tagen nicht mehr gekühlt worden war. Aber da war noch ein ganz anderer Geruch, und er irritierte mich. Ich schnupperte und versuchte, die Quelle zu lokalisieren.

"Riecht Ihr das auch?" fragte ich flüsternd. "Das riecht doch wie..."

Steffen, der direkt neben mir stand, sog ebenfalls tief die Luft durch die Nase ein.

"Das riecht wie... Bohnensuppe mit Würstchen...?"

"Also, hier ist definitiv ein Mensch" fasste Peter zusammen. "Maschinen begnügen sich mit Elektrizität. Kommt, versuchen wir herauszufinden wo sich der Bewohner befindet."

"Aber vorsichtig!" schärfte uns Steffen nochmals flüsternd ein. "Wir wissen nicht, mit welcher Reaktion wir rechnen müssen."

Behutsam bewegte er sich, darum bemüht möglichst kein Geräusch zu verursachen, die erste Regalreihe entlang. Peter und ich folgten ihm. Wir waren noch keine vier Schritte gegangen, als uns ein ohrenbetäubendes Krachen herumfahren ließ. Ich brauchte ein oder zwei Sekunden um zu begreifen, dass es sich wohl um die Brandschutztür des Treppenhauses handelte, welche zurück in ihren Stahlrahmen gefallen war. Der Schlag schien in der düsteren Stille des Geschosses die gesamte Einrichtung wie ein Erdbeben erzittern zu lassen.

"Scheiße" fluchte Peter zischend. Er hatte das Treppenhaus als letzter verlassen und dabei den automatischen Türschließer anscheinend völlig vergessen. Ich musste trotz dieser Situation ein Kichern unterdrücken. Jetzt hatten wir quasi an der Haustüre geläutet - da brauchte er seine Stimme nicht länger zu einem Flüstern zu dämpfen. Aber auch jemand anderen schien der Krach der zuschlagenden Tür aufgeschreckt zu haben. Zwei oder drei Reihen vor uns konnten wir schnelle, schabende Geräusche vernehmen, als würde jemand geduckt über den Boden kriechen.

"Ok, das war es dann wohl..." brummte Steffen resigniert. Offenbar hatte er zunächst unbemerkt näher an den oder die Bewohner dieser Etage herankommen wollen. Er richtete sich auf.

"Hallo...?" rief er gedämpft in das Dunkel vor ihm hinein. "Ist jemand noch hier...?" Dann leuchtete seine Lampe auf und er ließ den Lichtstrahl über die Regalreihen wandern. Auch Peter und ich schalteten unsere Lampen nun wieder ein. Es war sinnlos, jetzt noch weiter im Dunkeln herumzutappen. Vorsichtig gingen wir weiter durch den dunklen Lebensmittelmarkt.

Zu unserer rechten Seite hatte das Wasser der abtauenden Frisch- und Kühltheken eine große Lache auf dem Boden gebildet, die Schränke selbst strahlten immer noch einen wenig Restkälte in den Raum. Links von uns lagerten Dosen mit Fertigmahlzeiten neben Nudelpackungen und Soßen in einem vierstöckigen Verkaufsregal. Weiter vorne befanden sich die Wühltheken mit den Sonderangeboten der vergangenen Woche. Und dem Geruch nach zu urteilen musste sich weiter links, im Schutz der Dunkelheit verborgen, die Obst- und Gemüsetheke befinden.

Die Gänge lagen verlassen vor uns. Wir arbeiteten uns schrittweise durch den Verkaufsraum, bis wir zum Fuß der Rolltreppenanlage kamen. Dort richtete Steffen plötzlich wortlos das Licht seiner Taschenlampe auf den durch das herabfallende Licht spärlich erleuchteten Boden. Peter und ich folgten mit unseren Blicken dem Lichtstrahl.

Hier hatte sich jemand provisorisch, neben einer auf den Bodenfliesen ausgebreiteten Decke, eine Art Campingküche eingerichtet. Ein kleiner Gaskocher stand neben einem Schneidebrett aus Kunststoff, darauf lag ein Messer mit einigen grob abgesäbelten Brotscheiben. Mehrere geöffnete, leere Dosen waren auf der einen Seite gestapelt worden, zusammen mit benutzten und teilweise mit Soße verschmierten Papptellern. Eine leere Mineralwasserflasche lag daneben und Peter nickte mir auf meinen fragenden Blick wortlos zu: dies musste die Quelle des leisen Klirrens gewesen sein, das wir vom oberen Rolltreppende aus vernommen hatten.

Einige Dosen, die auf der anderen Seite der karierten Decke standen, waren noch verschlossen: Ravioli, Nudelgerichte und Fertigsuppen. Ein Hand Dosenöffner lag daneben, zusammen mit einer grob aufgerissenen Familienpackung Streichhölzer sowie einer Handvoll kleiner Kerzen, von denen zwei bereits bis auf einen kleinen Stumpfen abgebrannt waren. Steffen ließ den Strahl seiner Taschenlampe über die angrenzenden Verkaufsflächen schweifen.

"Hallo?" rief er noch einmal gedämpft. "Ist hier jemand?" Er zögerte kurz, ehe er hinzufügte: "Bitte kommen Sie heraus. Wir sind unbewaffnet und wollen nur mit Ihnen reden!"

Es erfolgte erneut keine Reaktion auf seinen Aufruf. Im Halbdunkel des Lichtstrahls warf ich einen kurzen Blick auf die Armbanduhr an Peters Handgelenk: wenn er sie richtig gestellt hatte, war es jetzt fast fünf Uhr Nachmittags. Ich blickte kurz die Rolltreppe hinauf, um diese Information mit dem Tageslicht abzugleichen, aber durch das Unwetter war das Licht zu diffus, als dass ich daraus die Zeit hätte ableiten können.

Langsam bewegte sich Steffen vorwärts und steuerte einen neben zwei Regalen optisch hübsch drapierten Holzwagen an, der wie ein alter Handkarren aus dem vorigen Jahrhundert gestaltet war und auf seiner Ladefläche eine Auswahl von Dauerwurst und geräuchertem Schinken anbot. Rund um den Wagen waren mehrere Tücher befestigt worden, so dass sie den Zwischenraum zwischen Wagen und dem Boden wie einen Vorhang vom restlichen Verkaufsraum abtrennten.

"Da hat sich jemand ein Nest gebaut" flüsterte Peter neben mir, als Steffen langsam neben dem Wagen in die Knie ging und einen Teil der Tuchbahnen zur Seite schlug.

Wie ein Blitz schoss auf der anderen Seite etwas unter dem Wagen hervor und wischte die Regalreihen entlang. Sekunden später hörten wir einige Meter entfernt eine Türe schlagen, dann herrschte wieder Ruhe.

Ich warf einen Blick unter den Wagen: dort war mit mehreren Decken eine primitive Schlafstätte errichtet worden. Das Display eines kleinen Elektroweckers blinkte in der Dunkelheit und bestätigte die Anzeige von Peters Armbanduhr. Daneben lag, halb unter den Decken verborgen, ein kleiner Teddybär aus Stoff, kaum handgroß, mit einer roten Schleife.

"Das muss ein Kind sein" stieß ich überrascht hervor.

Steffen brummte zustimmend.

"Die Frage ist nur, wo es jetzt hingelaufen ist." Er richtete sich mühsam neben mir auf und ließ den Schein seiner Lampe erneut über die Regale und Wände tanzen. "Schon mal nicht in Richtung Treppenhaus".

Der Lichtkegel der Lampe blieb an zwei Türen neben einem großen, offenen Durchgang hängen. Peter grinste.

"Vielleicht musste unser Bewohner mal ganz schnell auf die Toilette?"

"Gut möglich" sagte Steffen leise mit gedehnter Stimme. "Was weißt Du über wilde Tiere, Peter?"

Diese Frage schien Peter zu verwirren.

"So gut wie gar nichts...?" gab er zurück.

Steffen winkte uns ihm zu folgen, als er langsam zu den beiden Türen an der gegenüberliegenden Wand ging.

"Dann musst Du jetzt sehr gut aufpassen" sagte er. "Hier ist ein kleines, wildes Tier, das in die Enge getrieben ist. In dieser Situation sind Tiere unberechenbar und wenn sie für sich keinen Fluchtweg mehr sehen, dann entschließen sie sich oft dazu zu kämpfen, egal wie schlecht ihre Chancen auch stehen mögen."

Er griff nach der Klinke der Herrentoilette.

"Ihr wartet beide hier" sagte er zu uns. "Bleibt jeweils vor der Tür stehen und versucht, notfalls dieses Kind aufzuhalten, wenn es mir da drinnen entwischen sollte."

Wir nickten und bezogen unsere Posten. Steffen drückte vorsichtig die Tür nach innen auf und zwängte sich durch den von ihm geöffneten, schmalen Spalt zwischen Türblatt und Rahmen hinein. Ich konnte einen kurzen Blick auf die zwei weißen Waschbecken mit den darüber angebrachten Spiegeln werfen, ehe die Tür wieder leise geschlossen wurde.

Es dauerte nur ein oder zwei Minuten, ehe Steffens Gesicht wieder in dem sich öffnenden Türspalt erschien. Er trat zu uns beiden in den Verkaufsraum hinaus und deutete dann mit seinem Daumen auf die danebenliegende Tür der Damentoilette.

"Offenbar haben wir es mit einem weiblichen Exemplar zu tun" sagte er lakonisch. "Kein Grund zur Nachlässigkeit, meine Herren" schob er mit einem Blick auf unsere Gesichter nach, "dies sind nämlich oftmals die gefährlicheren!"

Wieder öffnete er die Tür nur einen Spalt breit, so dass er sich gerade so hindurchzwängen konnte, ehe er sie wieder leise hinter sich schloss. Peter und ich warteten in steigender Anspannung, doch Peter ließ seinen Blick zusätzlich immer wieder kurz über den dunkeln Raum huschen.

Plötzlich hörten wir ein Poltern aus dem Inneren des Toilettenraums. Ein unterdrücktes Quieken war zu vernehmen und dann die tiefe leise Stimme von Steffen, dessen Worte ich jedoch nicht verstehen konnte. Es gab noch einige Sekunden lang verschiedene, hektische Geräusche bevor die Stille zurückkehrte. Dann hörten wir Steffens Stimme, die tief, monoton und beruhigend einige Worte sprach. Und aus dem Hintergrund drang ein Ton, den ich erst nach einigen Sekunden identifizieren konnte: ein intensives, helles Schluchzen. Wir hörten Steffen immer und immer weiter reden, ruhig und in seinem tiefem Tonfall. Es hatte fast etwas meditatives an sich, seiner Stimme zu lauschen. Erst Minuten später, so schien es mir, verstummte das leise Schluchzen nach und nach, bis nur noch Steffens unverständliche Worte zu vernehmen waren. Die Tür blieb weiterhin geschlossen und keiner von uns wagte, die Damentoilette zu betreten um nachzusehen, wie es weitergehen würde.

"Wie lange kennst Du Steffen schon?" fragte ich schließlich Peter leise, um die Wartezeit zu überbrücken. Peter blickte mich überrascht an - mit einer solchen Frage hatte er ganz offensichtlich in dieser Situation nicht gerechnet.

"Eine ganze Weile... bestimmt schon fast zwanzig Jahre" antwortete er schließlich. "Er kam einmal zu unseren Nachbarn wegen ihrem Hund, als ich noch ein Kind war - ich weiß nicht mehr warum. Auf alle Fälle liebte ich damals diesen Hund und wollte unbedingt dabei sein, als der Tierarzt kam. Steffen war damals glaube ich gerade fertig mit dem Studium oder so... ist egal, er erlaubte mir, quasi als sein Assistent dabei zu sein... jetzt weiß ich es wieder, der Hund hatte irgendwas in seiner Pfote, einen Glassplitter glaube ich, den er dann herauszog und die Wunde verband. Ich fand das damals als Kind sehr aufregend und er bot scherzhaft an,

mir später bei meiner Medizinausbildung zu helfen. Er fand es dann sehr schade, dass ich mich dann doch anders entschieden hatte." Peter grinste mich an. "Über Dich hat er sich übrigens auch lobend geäußert. Er hatte eigentlich gedacht, dass Du genau in dem Moment umkippen würdest, in dem er die Säge an den Knochen ansetzt."

Ich blickte zur Seite um vor ihm zu verbergen, dass es beinahe genauso abgelaufen wäre. Eine Antwort blieb mir allerdings zum Glück erspart, denn in diesem Moment wurde die Tür der Damentoilette langsam geöffnet. Steffen trat ungelentk heraus, ein Mädchen an der Hand haltend, dass sich hinter seinem Rücken vor uns zu verstecken suchte. Ich konnte an dem leichten Beben seines Rückens erkennen, dass es immer noch stumm vor sich hin weinte. Steffen schien die Ruhe selbst zu sein. Mit einem Blick gab er klar die Anweisung, uns vorerst noch mit neugierigen Fragen zurückzuhalten und führte das weinende Kind behutsam zu dem mit den Tuchbahnen abgedeckten Wagen. Vorsichtig ging er in die Knie und schob es in das Nest aus den darunter liegenden Decken hinein.

"Ich bin hier, wenn Du mich brauchst" sagte er leise und beruhigend. "Möchtest Du etwas zu trinken haben?"

Wir hörten keine Antwort, aber das Mädchen hatte ihm wohl mit einem Kopfschütteln geantwortet. Steffen schob sich wieder langsam unter dem Gestell hervor und zog die Tücher wieder an ihren Platz. Dann ging er langsam und leise zu der improvisierten Picknick-Stelle hinüber und ließ sich auf der ausgelegten Decke zu Boden sinken. Während wir zu ihm herüberkamen griff er sich eine der aufgereihten Wasserflaschen, öffnete sie und nahm einen tiefen, langen Zug. Er setzte die Flasche erst ab, als wir uns neben ihn gesetzt hatten. Mit einer kurzen Bewegung bot er uns auch einen Schluck an, ehe er mit dem Kopf in Richtung des Wagens nickte.

"Darf ich Euch vorstellen: das dort drüben ist Rebecca" erklärte er und begann zu erzählen, was er in der Damentoilette in Erfahrung gebracht hatte.

* * *

Rebecca hatte das Einkaufszentrum mit ihrem Großvater an dem Tag des Zwischenfalls besucht. Genau wie Steffen gefiel ihrem Großvater der altmodische Einkaufsmarkt besser als die modernen Malls.

Sie waren im Lebensmittelbereich gewesen, als sie plötzlich aus den oberen Etagen Explosionsgeräusche und Schreie vernommen hatten.

Um sie herum war sofort Panik ausgebrochen und die Leute waren zu den Rolltreppen gestürmt, hatten sich gegenseitig weg gedrängt und zu Boden gestoßen, um als erste nach oben ins Foyer zu gelangen. Dann waren auf einmal alle Lichter erloschen, als der Strom ausgefallen war. Rebeccas Großvater war klug genug gewesen, sich nicht mit ihr in das Getümmel zu stürzen. Weil keine unmittelbare Gefahr erkennbar war, hatte er mit ihr im hinteren Teil des Untergeschosses abgewartet, bis sich der Ansturm gelegt und sich die Lage wieder beruhigt hatte. Dann seien plötzlich laute Geräusche und danach auch Schüsse zu hören gewesen. Rebeccas Großvater hatte ihr befohlen, sich zu verstecken und sie war unter den Verkaufswagen gekrochen.

Irgendwann war wieder Ruhe eingekehrt. Ihr Großvater hatte darauf hin beschlossen, zunächst nach dem Rechten zu sehen und war die Rolltreppe hinaufgestiegen. Kurz darauf waren erneut Schüsse zu hören gewesen, immer und immer wieder in einzelnen, kurzen Intervallen. Rebecca hatte sich unter den Verkaufswagen gekauert und die Ohren zugehalten. Irgendwann war es ganz still geworden, aber sie hatte sich nicht aus ihrem Versteck herausgewagt und ihr Großvater war nicht mehr wiedergekommen.

Als sie es vor Hunger und Durst nicht mehr ausgehalten hatte, verließ Rebecca schließlich ihr Versteck, aber sie wagte nicht die Rolltreppen nach oben zu steigen. Der einzige andere ihr bekannte Weg in das Unterschoß waren die Aufzüge gewesen, die wegen der fehlenden Stromversorgung jedoch nicht funktionierten. Von der Existenz der Fluchttreppe wusste sie nichts. Aus Angst begann sie, ihren Wagen in ein kleines Versteck umzubauen.

Sie versorgte sich aus den Einkaufsregalen mit Wasser und holte Bettlaken von den Angebotstischen, mit denen sie den Unterbau des Wagens umhüllte. Immer noch hoffte sie, dass irgendwann ihr Großvater zurückkehren und sie abholen würde. Es dauerte bis sie am Folgetag erkannte, dass sie hier unten allein war.

Noch immer wagte sie nicht, die Etage zu verlassen, der Hunger jedoch ließ sie langsam mutiger werden und sie begann, sich mit Lebensmitteln aus den Regalen zu versorgen. Die meiste Zeit verbrachte sie aber in ihrem Versteck, welches sie nur verließ um auf die Toilette zu gehen oder sich im Lichtschein am Fuß der Rolltreppen eine Mahlzeit zuzubereiten.

* * *

"Sie hat uns dort oben im Foyer gehört" schloss Steffen seinen Bericht ab. "Bei unserer Ankunft waren wir noch so leise und vorsichtig, dass sie uns zuerst nicht bemerkt hatte. Dann aber erschrak sie und stieß dabei wohl eine dieser Flaschen um, wodurch wir auf sie aufmerksam wurden. Sie hat sich in ihrem Versteck verborgen, bis wir sie entdeckt hatten."

"Wie alt ist sie?" fragte Peter.

Steffen nahm einen weiteren tiefen Schluck aus der Wasserflasche.

"Das hat sie mir nicht erzählt und ich habe sie nicht gefragt. Von ihrem Aussehen würde ich sie vielleicht auf zehn oder elf Jahre schätzen."

"Wie machst Du das?" fragte ich ihn, die Bewunderung war in meiner Stimme deutlich vernehmbar. "Dass Du Menschen einfach so beruhigen kannst? Ich habe es bei mir gesehen und jetzt wieder bei ihr! Du sprichst einfach nur mit jemanden und schaut ihn an, und plötzlich merkt man, wie man wieder ruhig wird. Kannst Du die Leute hypnotisieren, oder wie geht das?"

Steffen blickte mich aufmerksam im Halbdunkel an, zeigte aber keine Spur eines spöttischen Ausdrucks, wie ich es zunächst erwartet hatte. Vielmehr fand ich so etwas wie Erstaunen in seinem Gesicht. Langsam stellte er die Glasflasche auf den Boden und beugte sich zu mir hinüber.

"Mit Hypnose hat das nichts zu tun" sagte er. "Es geht darum, seinem Gegenüber das Gefühl zu vermitteln, sein Freund zu sein und ihm helfen zu wollen. Nenn es Empathie. Einfühlungsvermögen. Du musst Dich in Dein Gegenüber hineinversetzen, Dich in seine Lage hinein fühlen. Wenn Du ihm wirklich helfen willst, dann wird Dein Gegenüber diese Stimmung in Dir spüren und wenn er sich Dir dann öffnet, als eine erste Stufe des Vertrauens, kannst Du dadurch beruhigend auf ihn einwirken indem Du selbst diese Ruhe ausstrahlst."

Was wiederum voraussetzt, dass Du selbst in Dir ruhig und besonnen bist. Du kannst kein Gefühl vortäuschen wenn Du es nicht selbst in Dir verspürst. Wenn Du schauspielerst, nur den Anschein erweckst, dann wirst Du keinen Erfolg haben - Dein Gegenüber wird Deine Unruhe bemerken, schlimmstenfalls Dir doch misstrauen und sich wieder vor Dir verschließen."

Er lehnte sich zurück, mich beobachtend, als ob er abschätzen wollte ob ich seine Worte auch aufgenommen hatte.

"Da steckt viel Lebenserfahrung drin, Junge" erklärte er weiter. "Deine innere Ruhe entwickelst Du erst im Lauf der Jahre. Manche Menschen ruhen vielleicht von Natur aus in sich, so dass es ihnen schon früher gelingt, aber ich kenne auch Leute die selbst in meinem Alter innerlich so... instabil sind, dass sie für andere keine Ruhe ausstrahlen können."

Diese Technik funktioniert übrigens mit allen Lebewesen, zu denen Du einen Kontakt aufbauen kannst. Das war mir in meiner Praxis bei dem ein oder anderem ängstlichen Patienten schon sehr nützlich, wie Du Dir vorstellen kannst.

Also, ich habe Dich nicht hypnotisiert. Ich habe Dich einfach mit Hilfe meiner eigenen Ruhe zur Ruhe gebracht. Mal abgesehen von unserer ersten Begegnung..." schob er mit schiefem Grinsen nach. "Da warst Du bereits so fertig mit den Nerven, dass Chloroform sich dann doch als das weitaus effektivere Hilfsmittel erwiesen hat."

"Wieso bist Du eigentlich nur ein Tierarzt geworden?" fragte ich. "Mit Deinem Wissen hättest Du doch einen hervorragenden Fachmediziner in einem Hospital abgegeben..."

Steffens Miene verwandelte sich innerhalb von Sekundenbruchteilen. Er wirkte wie versteinert als er mich anstarrte. Ich spürte Peters Unbehagen neben mir. Da lag wohl wieder dieser wunde Punkt, an dem ich bereits vor zwei Tagen in Steffens Wohnung gerührt hatte. Aber damals hatten wir über die Drohnen und Roboter gesprochen. Was sollte das jetzt mit seiner Berufswahl zu tun haben?

"Ich hatte nicht vor, als Tierarzt zu arbeiten" sagte Steffen schließlich nach langer Pause mit einer ziemlich eisigen Stimme. "Wenn Du es unbedingt wissen willst dann war genau Dein Vorschlag, Chefarzt in einem großen Hospital zu sein, mein ursprüngliches Ziel. Aber wie Du sicher auch schon erkannt haben wirst läuft es im Leben oftmals nicht so, wie man sich selbst das in seinen Träumen ausgemalt hat."

Er schwieg eine Zeit lang, ehe er wieder das Wort ergriff.

"Ich hatte früh mit dem Studium begonnen. Damals wurden solche Berufe nämlich noch studiert und waren keine reinen Ausbildungsberufe mit einem halben Dutzend Praktika, um dann danach mehr oder weniger qualifiziert Handlangertätigkeiten für Maschinen auszuführen. Das, was Du in Peters Firma gelernt hast, war früher übrigens auch einmal ein Studienabschluss. Das nannte sich damals noch Diplom-Informatiker." Steffen quetschte diese Worte heraus als hätte er eine saure Zitrone in seinem Mund, die er nicht ausspucken dürfe.

"Ich war im ersten Semester, als sie die große Berufsreform auf den Weg gebracht hatten. Nach mir gab es noch genau einen Jahrgang, der Medizin studierte und sich noch ehrlich Doktor nennen durfte. Danach gab es nur noch sogenannte MedTechs... Medizintechniker."

Wieder schnitt er bei diesem Wort sein Zitronengesicht.

"Weißt Du, was der Unterschied dabei ist? Das Wissen! Vor allem das entsprechende Hintergrundwissen! Das heute gänzlich in die Maschinen

ausgelagert worden ist, die angeblich besser, schneller und klüger sind als wir Menschen, denen niemals ein Fehler unterläuft und die niemals etwas vergessen. Ha!"

Er schüttelte sich vor Empörung.

"Was heute in den Krankenhäusern in einem weißen Kittel unterwegs ist, hat nur noch eines gelernt: die Roboter dort zu bedienen. Nimm ihnen die Maschinen weg und sie wissen nicht einmal mehr, wie man eine Kanüle setzt! Das sind keine Mediziner, sondern ganz einfache Fachidioten. Aber das vorgegebene Credo lautete jetzt: Verkürzung der Ausbildungszeiten! Optimieren wir die Ablaufprozesse! Wir lassen das, was vorher ein vier bis sechs Jahre langes Studium war, ganz einfach in eine fünfjährige Ausbildung übergehen. Denn dann können wir die Leute nämlich bereits parallel und kostengünstig in den Unternehmen der freien Wirtschaft arbeiten lassen. Wissen müssen sie ohnehin nur noch das allernötigste - für den Rest haben wir ja die Maschinen. Willkommen in der schönen neuen Welt der Zukunft!"

Steffen hatte sich richtig in Rage geredet. Die kalte Wut in seiner Stimme war scharf wie ein Rasiermesser.

"Steffen, wir beide sind uns einig darüber, dass diese Entwicklung ein Fehler war. Und Du weißt, dass ich meine Auszubildenden immer dazu gedrängt habe, über den Tellerrand hinauszublicken. Keiner von uns hat sich das gewünscht oder gar beschlossen" versuchte Peter seinen Freund wieder zu beruhigen. Ich verkniff mir dabei mühsam das Grinsen über diese offensichtliche Ironie, auch um zu verhindern dass er meinen Gesichtsausdruck möglicherweise falsch deutete.

Steffen nahm Peters Anmerkung wortlos auf. Er schloss kurz die Augen und atmete ein paar Mal langsam ein und aus, wobei er die Luft durch die Nase einsog und danach durch den Mund wieder ausströmen ließ. Als er daraufhin mit seinen Erklärungen fortfuhr, klang seine Stimme wieder vollkommen ruhig und beherrscht.

"Die Entwicklung nahm schneller an Fahrt auf, als ich es mir vorgestellt hatte" sagte er. "Als ich meinen Abschluss in der Tasche hatte, waren die Krankenhäuser bereits alle mit Versorgungs- und Operationsrobotern ausgestattet und durch die geringere Ausbildungszeit waren bereits MedTechs angestellt worden, damit sie die Arbeit dieser Maschinen überwachten. Für Spezialisten bestand nur noch ein Bedarf in einigen wenigen Forschungseinrichtungen, aber dort erwartete man mehrjährige Berufserfahrung und eine solche war mir durch die Besetzung dieser Arbeitsstellen mit den kostengünstigeren Technikern verwehrt worden.

Und so stand ich dann mit einem hart erarbeiteten und unglaublich guten Abschluss buchstäblich auf der Straße."

"Scheiße..." murmelte ich unwillkürlich vor mich hin. Abrupt schossen Steffens Augenlider wieder nach oben und sein Blick fixierte mich scharf.

"Scheiße... genau getroffen, würde ich sagen!" murrte er. "Ein Studium voller Anstrengungen - nichts mehr wert! Sechs Jahre Lebenszeit für den Arsch!"

Er beruhigte sich wieder, ehe er weitersprach.

"Also, was sollte ich tun? Ich wollte ja in meinem Beruf arbeiten, ich steckte noch voll von den hehren Zielen. Du weißt schon: helfen, Leben retten, all das. Ich suchte fast ein Jahr lang nach einer Anstellung ehe ich mir eingestand, dass die Welt so jemanden wie mich zwar brauchte, aber ganz offensichtlich nicht mehr haben wollte. Also suchte ich nach einem anderen, neuen Betätigungsfeld - und fand so zu den Tieren."

Er beugte sich vor, sein Gesicht kam dem meinen ganz nah.

"Und um ehrlich zu sein: im Nachhinein bereue ich diese Entscheidung in keinster Weise. Meine Patienten sind ehrlich zu mir, schenken mir ihr Vertrauen und verklagen mich nicht einen Tag später auf Unsummen wegen angeblicher Kunstfehler. Ich habe Tiere zu schätzen gelernt."

Ich schwieg. Ich wusste nicht was ich sagen sollte. Immerhin verstand ich Steffen jetzt ein wenig besser, sein Misstrauen und die Verbitterung, die ihm manchmal deutlich anzumerken war, die er aber hinter seinem Sarkasmus und Zynismus zu verbergen suchte.

Seine Ausführungen brachten mich aber auch dazu, über meine eigene Qualifikation nachzudenken und ich musste mir selbst eingestehen, dass Steffen Recht mit seiner Behauptung hatte, dass ich selbst mit einem bestandenen Abschluss im Grunde genommen nicht Programmierer und der Herr komplexer Systeme wäre, sondern lediglich die Funktion eines helfenden Werkzeuges bei ihrer Entwicklung darstellen würde. Steffen hingegen hatte sich noch Wissen und Fähigkeiten erworben, mit denen er anderen tatsächlich selbst helfen konnte. Diese Erkenntnis, die in mir zu reifen begann, bedrückte mich.

Als das Schweigen schließlich unerträglich wurde unterbrach Peter meine düsteren Grübeleien mit einem anderen Thema.

"Gut. Also, wie geht es jetzt weiter? Wann wollen wir aufbrechen?" Er warf einen Blick über die Schulter, in Richtung des hölzernen Wagens. "Und was machen wir mit ihr?"

Steffen stemmte sich in seiner Position ein wenig nach oben.

"Was schon? Wir nehmen sie mit!" erwiderte er.

"Aber..."

"Wir nehmen sie mit!" wiederholte Steffen mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zu dulden schien.

Peter verfiel daraufhin eine Weile in nachdenkliches Schweigen, eher er wieder das Wort ergriff.

"Meinst Du, sie schafft das...?" fragte er dann Steffen leise.

Steffen betrachtete ihn mit einem kühlen Blick.

"Wenn Du mich vor zwei Tagen gefragt hättest, ob er das schafft" gab er zurück und deutete mit einem Kopfnicken in meine Richtung, "dann hätte ich Dir zur Antwort gegeben: nie und nimmer. Ich hätte ja kaum geglaubt dass Du es schaffst, als Du in meiner Tür standest. Jetzt sind wir hier und Ihr habt Euch ziemlich gut gehalten. Wenn wir auf die Kleine aufpassen, kriegen wir sie heil und lebendig hier raus. Oder willst Du etwa im Ernst andeuten, dass wir sie hier zurücklassen sollen?"

Peter wandte seinen Blick ab.

"Nein, natürlich nicht" gab er leise zur Antwort.

Steffen musterte ihn scharf unter seinen Augenbrauen hervor.

"Sie hat ebenso große Chancen, das alles hier zu überleben, wie Du und ich" sagte er in einem kaum vernehmbaren Flüstern. "Also sollte sie wohl diese Gelegenheit auch bekommen."

Kapitel 7

Rebecca ließ nichts von sich hören oder sehen. Sie schlief jetzt, meinte Steffen, und wir sollten sie in Ruhe lassen. Ich teilte seine Ansicht, auch weil ich selbst hundemüde und durchgefroren war. Mit einem Handtuch und einer Decke zog ich mich in einen dunklen Teil der Etage zurück und entledigte mich meiner triefnassen Klamotten, um mich endlich von Kopf bis Fuß trocken zu reiben. Es gab keinerlei Möglichkeit die Sachen zu trocknen, also hängte ich sie einfach über den Drahtkorb eines zurückgelassenen Einkaufswagens in einer vagen Hoffnung, dass sie in einigen Stunden zumindest nur noch leicht feucht sein könnten. Dann wickelte ich mich nackt in meine Decke auf dem Boden ein und versuchte ein wenig zu schlafen. Mein Lebenszyklus war ohnehin durch die Aufregung der vergangenen Tage gehörig aus dem Tritt gekommen, so dass mir die bleierne Müdigkeit in meinen Knochen willkommen war. Peter hingegen schien keine Ruhe finden zu können. Anstatt sich hinzulegen hörte ich ihn noch eine ganze Weile lang in der Abteilung herumstöbern, ehe ich schließlich in wirre und unzusammenhängende Träume hinüberglied.

Es war stockdunkel als ich aufwachte. Ich hatte keine Ahnung wie lange ich wohl geschlafen hatte, aber kein Licht drang von der Deckenöffnung in das Untergeschoss hinunter, so dass es vermutlich mitten in der Nacht sein musste. In meiner Nähe zischte mit blauer Flamme der Gaskocher und ich konnte in dem schwachen Schimmer erkennen, dass jemand den Einkaufswagen mit meinen Kleidungsstücken zum Trocknen genau darüber geschoben hatte.

Auf der anderen Seite der Etage sah ich das Licht von Taschenlampen, die auf dem Boden stehend einen schwachen Schein an die Decke des Lebensmittelmarktes warfen. Sie projizierten sich bewegende Schatten an die Wand. Ganz offenbar waren Steffen und Peter dort hinten zu Gange. Ein angespanntes, gepresstes Atmen war zu hören.

"Halt still!" hörte ich Steffen sagen. Vermutlich kümmerte er sich um den Verband an Peters Armstumpf. Dann herrschte für einige Zeit wieder völlige Stille, unterbrochen nur von kleineren Geräuschen der verrichteten Arbeit und hin und wieder dem kurzen, scharfen Ton einer Schere. Nach einigen Minuten erloschen die Lampen und ich hörte die sich nähernden Schritte der beiden, als sie zu mir herüber kamen. Sie tasteten sich durch die Dunkelheit, orientierten sich anscheinend alleine am schwachen, bläulichen Glühen des Gaskochers. Ich blieb in meiner

Position still am Boden liegen und lauschte, als sie sich neben mir auf den Boden legten.

"Die Kartusche ist jetzt fast leer" hörte ich Peter flüstern. "Wo hat sie das Ding eigentlich herbekommen?"

"Keine Ahnung" kam von Steffen die genauso leise geflüsterte Antwort. "Ich würde mal sagen von dort, wo Du vorhin noch die anderen beiden geholt hast - von oben." Ich sah einen Schemen sich bewegen, als er mit der Hand vermutlich in die Richtung der oberen Stockwerke deutete. "Vielleicht ist der Kocher über die Rolltreppen nach unten gefallen, als die beiden oberen Etagen getroffen wurden. Sie selbst hat sich ganz offensichtlich nicht hinauf getraut, sonst hätte sie wohl mit Sicherheit auch noch andere nützliche Sache nach unten in ihr Versteck gebracht."

"Wann, meinst Du, sollen wir losgehen?" fragte Peter nach einer Weile. "Die Strecke verläuft zwar sicher fast ebenerdig, aber das wird ein langer Marsch im Dunkeln, bis wir durch die Tunnel durch sind. Meinst Du, sie schafft das?"

Ich hörte Steffen vor sich hin brummen.

"Hör mir auf. Laß die Strecke fünfzehn Kilometer lang sein, dann sind das doch nicht mehr als fünf Stunden reine Laufzeit. Eine Tagestour, inklusive Pausen. Wenn es unterwegs Probleme geben sollte, müssen wir halt sehen, wie wir klarkommen. Aber tragen müssen wir sie meiner Meinung nach mit Sicherheit nicht!

Vielleicht kann sie sogar noch etwas mithelfen" fügte er nach kurzem Nachdenken hinzu. "Ich würde Ihr gerne die Umhängetasche mit ein paar der leichteren Sachen geben - Decken, Handtücher, die Seife, so etwas in der Art. Dann hätten wir in Matthias' Rucksack mehr Stauraum für Lebensmittel und Wasser."

Ich wunderte mich, als ich Steffen meinen richtigen Namen sagen hörte. Bis jetzt hatte er mich immer nur "Junge" genannt.

Ein Zischen erklang, gefolgt von einem gluckernden Geräusch, als Peter anscheinend eine Wasserflasche öffnete und daraus einige Züge trank.

"Wird er wieder werden?" stellte er danach Steffen die nächste Frage. Ich war mir nicht sicher, worauf Peter hinauswollte, denn verglichen mit den vergangenen beiden Tagen fühlte ich mich momentan ziemlich gut.

"Wann hast Du Deinen ersten Toten gesehen?" gab Steffen die Frage an ihn zurück.

"Mit dreiundzwanzig, glaube ich" antwortete Peter langsam. "So ein Trottel ist fünf Meter vor mir bei laufendem Verkehr ohne aufzupassen auf die Fahrbahn und direkt vor einen TransBus gerannt."

"Und, wie war das für Dich?"

"Na, Scheiße... was sonst wohl."

Ich hörte Steffen sich bewegen. Vielleicht nickte er.

"Tja, und er hat gestern zum ersten Mal die Bekanntschaft mit knapp dreißig, bereits in beginnender Verwesung befindlicher und zum Teil ziemlich übel zugerichteter Leichen gemacht. Es hätte mich gewundert, wenn ihn das kalt lassen würde." Er drehte sich auf die andere Seite herum. "Du bist ja auch nicht viel besser dran, Peter. Du hast Dich nur etwas besser im Griff, aber ich sehe ja wie das alles an Dir nagt."

Peter gab ihm keine Antwort. Es herrschte wieder eine Zeit lang Schweigen. Ich bildete mir ein, leise Geräusche von oberhalb hören zu können, aber weder Steffen noch Peter ließen irgendwelche Anzeichen von Furcht oder Vorsicht erkennen.

"Momentan hat er sich wohl in sich eingekapselt" nahm Steffen den Gesprächsfaden schließlich wieder auf. "Das ist ein ganz natürlicher Mechanismus zum Schutz der geistigen Gesundheit. Er isoliert sich innerlich von seinen Gefühlen. Wichtig ist nur, dass er das in ein paar Tagen hinter sich hat und nicht beständig Zuflucht in sich selbst sucht, sonst entwickelt er vermutlich irgendwelche Störungen."

Kümmere Dich die nächsten Tage ein wenig um ihn, Peter. Such immer wieder das Gespräch mit ihm, dann kriegen wir ihn auch wieder zurück. Er muss diesen Schmerz verarbeiten und überwinden lernen. Das kann ihm keiner abnehmen. Reden hilft hier mitunter sehr. Und abgesehen davon glaube ich, dass ein solches Gespräch vielleicht auch Dir ganz gut tun könnte."

"Und Rebecca?" lenkte Peter das Thema wieder zurück auf das neue Mitglied in unserer Gruppe. "Wie wird sie das Ganze verkraften?"

Wieder eine Bewegung von Steffen, vielleicht ein Schulterzucken.

"Das werden wir sehen. Sie wird genauso traumatisiert sein wie Du und Matthias auch. Dass sie gestern so stark geweint hat, werte ich mal als ein gutes Zeichen für ein noch intaktes Gefühlsleben. Aber wie sich das entwickeln wird, müssen wir abwarten. Ich werde mich ein wenig um sie kümmern."

"Wie kommt es, dass Du so gut mit dieser Situation umgehen kannst?"

Steffen drehte sich auf den Rücken.

"Wer sagt denn, dass ich gut mit der Situation klarkomme?" antwortete er Peter leise nach einer Weile.

Stille herrschte. Nur die leisen Atemzüge der beiden waren zu hören. Schließlich drehte sich Peter zu Steffen herum.

"Ich möchte mich bei Dir entschuldigen" sagte er.

"Für was denn?"

"Für das, was ich heute Nachmittag zu Dir gesagt habe."

"Ist geschenkt" antwortete Steffen. "Außerdem," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu "ganz so unrecht hattest Du nicht bei der Sache."

"Kann ja sein, aber..."

"Lass es gut sein" unterbrach Steffen ihn knapp, aber seine Stimme klang freundlich und auch deutlich weniger angespannt als während des vergangenen Tages. "Es liegt vielleicht auch daran, dass ich bereits alt bin. Ich sehe die Dinge mittlerweile wohl aus einer anderen Perspektive. Es geht mir nicht mehr so sehr um mich. Ganz ehrlich jetzt, ich habe eigentlich keine richtige Angst vor dem Tod. Ich mache mir viel mehr Sorgen um die Leute, die ich kenne und die ihr Leben noch vor sich haben."

"Keine Angst vor dem Tod?" fragte Peter leise nach. "Auch nicht vor der Art, wie er Dich vielleicht ereilen wird?"

Steffen gab keine Antwort und schwieg. Peter drehte sich wieder auf seinen Rücken. Keine sagte mehr ein Wort, die Stille sank genauso wie die Dunkelheit um uns auf uns herab.

Nach einer Weile war ich wieder eingeschlafen.

Fahles Licht fiel durch die Deckenöffnungen zwischen den Rolltreppen auf die Regalreihen, als Peter mich weckte.

"Morgen, Mats. Aufstehen!" rief er leise, während er mich mit seinem Fuß anstupste. "Los, hoch. Wir haben heute noch was vor."

Ich gähnte und streckte mich, wickelte mich dann halb aus der Decke um mir den Schlaf aus den Augen zu reiben. Als mein Blickfeld wieder klar war erkannte ich Rebecca neben mir sitzend. Eine Sekunde später wickelte ich mich wieder hastig in meine Decke nachdem mir bewusst wurde, dass ich ja noch immer nackt war.

Steffen hatte mit seinem Körper offensichtlich weniger Probleme. Das Handtuch um seine Hüften gebunden überprüfte er den Trocknungsgrad seiner Hose, die jetzt auf dem Einkaufswagen über dem Campingkocher hing. Seine Haut warf an vielen Stellen Falten und auf seiner linken Brustseite konnte man unter dem spärlichen Haarbewuchs die Umriss einer alten, langgezogenen Narbe erkennen. Peter mühte sich derweil ab, mit nur einer Hand die Knöpfe seines anscheinend bereits wieder getrockneten Hemdes zu schließen. Rebecca schien von all dem nur wenig Notiz zu nehmen. Sie kaute mit halb geschlossenen, auf den Boden gerichteten Augen auf einer dick abgeschnittenen und mit

irgendeiner Konfitüre bestrichenen Scheibe Weißbrot herum, ohne ihrer Umgebung wirklich Beachtung zu schenken.

Während ich meine Decke mit einer Hand an mich gepresst hielt, griff ich mit der anderen nach meinen Klamotten, die offenbar getrocknet und entweder von Steffen oder Peter neben mir auf dem Boden abgelegt worden waren. Mit einigen Verrenkungen zog ich mir unter der Decke wieder meine Hose an und musterte dabei das Mädchen, das neben mir sitzend stoisch und mechanisch auf seinem Brot kaute, im Licht des neuen Tages ein wenig genauer. Am Vortag hatte ich im Dunkeln kaum mehr als ihren Schatten gesehen und als Steffen sie schließlich aus der Toilette herausgeführt hatte war ihr Gesicht fest an seine Seite gedrückt gewesen. Sie wirkte auf mich älter als zehn Jahre, was aber auch an dem ernsten Ausdruck in ihrem Gesicht liegen konnte. Eine rote Strähne in dem etwa schulterlangen, mittelblonden Haar begann bereits zu verblassen. Die Nase wirkte in dem Gesicht lang und schmal, aber es waren ihre Augen die mich sowohl faszinierten als auch entsetzten: sie wirkten leer, fast glasig und genauso teilnahmslos wie der Rest von ihr. Ich fragte mich, was sie alles in den letzten Tagen miterlebt hatte. Genauso wie ich vermutlich mehr, als sie wollte. Ob meine Augen, mein Gesicht wohl genauso aussahen wie bei ihr? So leer, so ausgebrannt... so seelenlos?

Rebecca schien sich bewusst zu werden dass ich sie musterte und hob den Kopf. Ihr Blick starrte auf mich zurück, das Weiß in ihren Augäpfeln vom Weinen gerötet und die schwarzen Punkte in ihren dunkelgrünen Pupillen klein wie mit einer Nadel hinein gestochen. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos und sie kaute weiterhin ununterbrochen auf ihrem Stück Brot herum - aber mit ihren Augen hielt sie mich fest, prüfend, abschätzend, fast ein wenig herausfordernd, bis es mir unwillkürlich eiskalt den Rücken hinunterlief und ich wegblicken musste. Sie verzog keine Miene, drehte den Kopf wieder zurück und starrte wieder das Muster der Bodenfliesen direkt vor ihr an, während sie einen weiteren Bissen von ihrer Brotscheibe nahm.

Ich zog mir das Shirt über den Kopf und spürte noch einen letzten Rest Feuchte im Nacken, wo der Stoff über dem Halsbund doppelt angenäht war. Dann fuhr ich mir mit der Hand über das Gesicht und fühlte die mittlerweile doch recht kräftig gewachsenen Stoppeln an meinem Kinn. In meinem Mund hing ein fahler, muffiger Geschmack. Wann hatte ich mir eigentlich zum letzten Mal die Zähne geputzt? Waren das jetzt drei oder schon vier Tage gewesen?

Peter reichte mir eine aufgeschnittene Packung mit fettarmer Milch. Ich unterdrückte ein weiteres Gähnen und wünschte mir sehnsüchtig eine Tasse mit heißem, starkem Kaffee. Trotzdem nahm ich einen großen Schluck aus dem Pack, ehe ich ihm die Milch zurück gab. Dann deutete ich auf das Schneidebrett mit dem Brot und dem Küchenmesser, das auf dem Boden neben Rebecca lag.

"Kann ich davon haben?"

Sie nickte und schob mir wortlos das Brett hinüber, ohne mich dabei anzusehen oder ihr Kauen zu unterbrechen. Als das letzte Stück von ihrer Brotscheibe in ihrem Mund verschwunden war erhob sie sich und kehrte schweigend wieder in ihr Versteck unter dem Ausstellungswagen zurück. Peter nahm ihren Platz ein und schnitt sich nach mir ebenfalls eine Scheibe von dem halben Brotlaib ab.

"Sobald Steffens Sachen trocken sind, sollten wir aufbrechen" sagte er zu mir. "Wir packen nach dem Frühstück noch ein paar Vorräte ein und dann geht es los."

Ich nickte, mit beiden Backen kauend. Mit gesunkenem Adrenalinpegel schien der Appetit in meinen Körper zurückgekehrt zu sein. Ich schnitt mir eine weitere, dicke Brotscheibe ab und bestrich sie mit der Konfitüre. Sie schmeckte künstlich nach Kirsche und war sehr süß, aber das war mir und meinem Hunger derzeit egal.

Steffen kehrte, jetzt wieder vollständig angezogen, aus Richtung der Toiletten zurück und setzte sich zu uns auf den Boden.

"Fit?" fragte er mich wie beiläufig. Ich bemerkte, dass er sich wohl ganz bewusst den Zusatz "Junge" verkneifen hatte. "Wenn es möglich ist, sollten wir den Weg durch die Strecke an einem langen Tag schaffen. Aber es wird sehr anstrengend mit dem Zeug in Deinem Rucksack."

"Ist in Ordnung" sagte ich und schluckte den letzten Bissen herunter. Ich wollte mir nicht anmerken lassen, dass ich das Gespräch zwischen Peter und ihm in der letzten Nacht mit angehört hatte, und wollte auch nicht den Eindruck erwecken, dass ich den Strapazen, denen wir uns als nächstes gegenüber sahen, nicht gewachsen wäre.

Steffen wechselte einen kurzen Blick mit Peter, erhob sich dann und ging zu Rebeccas Versteck hinüber, um mit dem Mädchen ein paar Worte zu wechseln. Sie kroch nach ein paar Minuten unter dem Wagen hervor und begleitete Steffen zu unserem "Picknick". Ganz offensichtlich fühlte sie sich nicht sehr wohl und vermied es, während sie sich setzte, einen von uns anzusehen. Mit der linken Hand nestelte sie immer wieder an einem Fleck auf ihrem Shirt herum, der vielleicht von der Soße einer der leeren Konservendosen stammen mochte.

"Also Herrschaften, nachdem es gestern Abend ja ein wenig turbulent zugegangen ist, möchte ich Euch heute früh Rebecca vorstellen" begann Steffen und blickte das Mädchen an, wohl um eine Gelegenheit zu einer eigenen Vorstellung zu geben.

Von Rebecca war ein schüchternes, leises "Hi" zu hören, mehr nicht. Immerhin warf sie einen kurzen scheuen Blick auf Peter und mich. Ich bemühte mich, sie nicht wie zuvor während des Frühstücks anzustarren und versuchte es statt dessen mit einem etwas schiefen Lächeln. Sie nahm es regungslos zur Kenntnis, ehe sie wieder auf den Boden zwischen uns blickte und vor sich hin schwieg.

Steffen ergriff in dieser Situation wieder selbst das Wort.

"Rebecca, das sind Peter und Matthias" wandte er sich direkt an sie. "Peter und ich sind alte Freunde, und Matthias habe ich vor zwei Tagen kennengelernt, als er Peter mit einer Verletzung zu mir gebracht hat."

Rebeccas Blick huschte kurz über den hochgeschlagenen leeren Ärmel an Peters linker Seite, erwiderte aber nichts.

"Wir wollen heute versuchen uns über einen unterirdischen Tunnel, der unter diesem Haus liegt, aus der Stadt hinauszuschleichen. Oben auf der Straße herrscht ein ziemliches Chaos, so dass wir uns lieber nicht im Freien bewegen wollen." Steffen musterte Rebeccas unveränderten Gesichtsausdruck. "Nachdem wir Dich gestern Abend hier getroffen haben möchte ich Dich fragen, ob Du mit uns mitkommen willst. Wir wollen nach Süden auf's Land gehen, wo meine Familie früher gewohnt hat."

Er wartete auf irgendeine Reaktion des Mädchens, die jedoch nach wie vor ausblieb. Man konnte nicht erkennen ob sie seine Worte tatsächlich aufgenommen hatte.

"Ich weiß was Du mir gestern Abend erzählt hast, Rebecca" begann Steffen erneut behutsam auf sie einzusprechen "und ich hoffe, das Du dort draußen in Sicherheit sein wirst und alles gut werden wird..."

"Lass doch die Scheiße!" entfuhr es mir plötzlich.

Steffen erstarrte, er und Peter warfen mir einen fassungslosen Blick zu. Ich selbst war ein wenig erschrocken über meine Worte und wusste nicht, was in mich gefahren war, ihn als erfahrenen Arzt so zu unterbrechen.

Ich wusste nur, dass seine Worte kein Trost und keine Hilfe für dieses Mädchen darstellten. In mir fühlte ich wieder den Schmerz der letzten Tage, der Schmerz der sich meiner bemächtigt hatte als mir klar wurde, dass dort draußen die Kampfroboter Jagd auf alle Menschen machten, dass automatisierte militärische Systeme ohne Rücksicht auf jeden

schossen, der sich irgendwo bewegte und dass unter all den tausenden, hunderttausenden, vielleicht mittlerweile bereits Millionen Opfern auch meine Freunde und jedes Mitglied meiner eigenen Familie war. Dass alle Menschen, die mir nahe gestanden und die mir etwas bedeutet hatten, eliminiert waren oder dies in kürzester Zeit so sein würden.

Ich erinnerte mich an Steffens und Peters Gespräch der vergangenen Nacht, das ich mit angehört hatte. Wie Steffen ihm erklärte hatte, das ich meinen Schmerz annehmen und überwinden müsse. Erst jetzt war mir bewusst geworden, was das bedeutete: die Tatsache meines Verlustes zu akzeptieren. Die Situation als gegeben anzunehmen.

Es gab daran nichts zu beschönigen. Es gab keine Hoffnung, keinen Trost, das irgendwann am Ende wieder alles "gut" werden würde. Nichts würde jemals wieder "gut" werden. Rebeccas Großvater lag eine Etage über uns an der Rolltreppe, vermutlich erschossen. Rebeccas Eltern oder ihre Geschwister, wenn sie denn welche hatte, würden mittlerweile ebenso ausgelöscht worden sein. Es gab nichts mehr, was "gut" oder "wie früher" werden konnte.

Rebecca hatte ebenfalls den Kopf gehoben und blickte mich stumm an. Aber jetzt waren ihre Augen nicht mehr leer. Ich konnte ihr Erstaunen in ihrem Blick erkennen. Ich schluckte und begann weiterzureden ohne nachzudenken, was für Worte da eigentlich über meine Lippen kamen.

"Rebecca... Du weißt, was dort oben passiert ist. Mit Deinem Großvater und mit all den Menschen, die dort oben waren. Das gleiche ist auch mit meinen Eltern passiert, mit den Freunden von Peter und den Bekannten von Steffen. Wir können uns hier unten nicht über eine lange Zeit verstecken. Wir sind hier in großer Gefahr, denn wenn wir hier unten entdeckt werden, werden wir ebenfalls sterben."

Sie blickte mich ausdruckslos an. Ich redete wie aufgezogen weiter.

"Unsere einzige wirkliche Chance besteht darin, irgendwie aus der Stadt herauszukommen und irgendwo einen Platz zu finden, der uns besseren Schutz bieten kann. Ob er an dem Ort von Steffens Eltern liegt wissen wir nicht, aber bis jetzt haben wir keine bessere Idee und dort draußen auf dem Land haben wir wohl auf alle Fälle mehr Möglichkeiten, uns vor diesen Maschinen zu verbergen.

Rebecca, ich möchte Dich bitten dass Du mit uns kommst. Wir brauchen Deine Hilfe, wenn wir aus der Stadt dorthin gelangen wollen. Du bist klein und schnell, ich habe gestern gesehen dass Du wie eine Katze rennen kannst und dabei in der Dunkelheit geschickt all den Regalen ausgewichen bist. Mit Dir zusammen können wir es schaffen durch den Tunnel zu gelangen. Du hast Dich hier unten gut versteckt,

aber wir müssen jetzt fort von hier, sonst werden uns die Maschinen früher oder später finden. Rebecca, bitte... wirst Du uns helfen?"

Ich kam ins Stocken und hörte auf zu reden. Alle drei, Steffen, Peter und Rebecca sahen mich einfach nur an. Steffen machte ein Gesicht als hätte er kein Wort von dem, was ich gesagt hatte, verstanden oder als könne er es nicht glauben, was er gehört hatte. Peters Mund stand leicht offen, er starrte mich an als hätte er nicht mich, sondern ein Gespenst gesehen. Beide saßen vor mir wie Ölgötzen und bewegten sich nicht einen Millimeter.

Als einzige bewegte sich plötzlich Rebecca. Sie blickte mir direkt in die Augen, den Kopf leicht schräg gelegt während sie mir zuhörte. Ich hatte den Eindruck, sie würde durch mich hindurchsehen, meine Gedanken lesen während ich mich fühlte, als wäre kein einziger klarer Gedanke überhaupt in meinem Kopf. Und dann nickte sie.

"Ja" sagte sie leise. "Ich kann Euch helfen. Ich weiß wo der Eingang zu dem Tunnel ist. Aber er ist verschlossen."

Ich schluckte erneut und antwortete wie ferngesteuert.

"Wenn Du uns den Eingang zeigst, werden wir ihn öffnen. Aber wenn wir durch den Tunnel gehen wollen werden wir jemanden brauchen, der sich im Dunkeln so orientieren kann wie Du."

Wieder nickte sie, langsam, wie in Gedanken. Und plötzlich lächelte sie. Ein kleines, schmales, aber feines Lächeln. Ein Lächeln, das nicht zu einem Mädchen wie ihr, sondern eher zu einer alten Frau, vielleicht einer Großmutter, gepasst hätte.

"Keine Angst, Matthias" sagte sie leise. "Ich werde mit Euch gehen."

Während sie sich erhob blieben Steffen und Peter wie versteinert sitzen und starrten teilweise mich, teilweise Rebecca entgeistert an.

"Wir sollten uns jetzt vorbereiten" sagte sie zu uns. "Ich habe nicht viel, ich muss nur... etwas holen. Wenn Ihr wollt, können wir danach los."

Ich nickte nur benommen, selber nicht richtig im Klaren darüber, was in den letzten Minuten geschehen war.

Als sie sich umdrehte und zu ihrem Versteck hinüberging kam langsam wieder Leben in Steffen und Peter. Steffen schien immer noch ein wenig neben sich zu stehen, mechanisch griff er nach meinem Rucksack und begann wortlos, die von ihm bereits vorbereiteten Nahrungsmittel und Getränkeflaschen hineinzupacken. Peter hingegen sah mich immer noch mit einem etwas seltsamen Gesichtsausdruck an, ein wenig unschlüssig was er tun und ob er etwas sagen sollte, schlang sich dann aber mit seiner rechten Hand seinen kleinen Rucksack über die Schulter.

Wortlos reichte mir Steffen den gepackten Rucksack. Sein Blick, mit dem er mich musterte, war schwer zu deuten, aber mir schien es lag eine Mischung aus Verwunderung und auch so etwas wie Respekt darin. Dann griff er sich seinen Koffer mit der medizinischen Notausrüstung und hob mit der anderen Hand die Umhängetasche mit den Decken und Handtüchern auf.

"Die kann ich nehmen, wenn Du willst" hörten wir Rebeccas Stimme, die lautlos hinter ihn getreten war. Sie nahm Steffen die Umhängetasche aus der Hand und legte sie sich über die Schulter. Für einen kurzen Moment fingerte sie am Tragegurt herum, ehe sie das breite Nylon-Band gelöst und die Gurtlänge auf das Mindestmaß gekürzt hatte. Dann blickte sie uns der Reihe nach an.

"Wir müssen hier entlang" sagte sie und ging im Halbdunkel der Etage in Richtung des Durchgangs.

Wir folgten ihr alle drei in kurzem Abstand. Sicherlich wusste auch Steffen wo es zu dem Abgang zur U-Bahn-Plattform ging, dennoch ließ er Rebecca den Vortritt und bildete hinter mir und Peter wortlos die Nachhut in der Reihe. Rebecca ging neben dem Durchgang bei den Toiletten durch eine dritte Tür, und führte uns so in ein weiteres Treppenhaus.

Im Licht unserer Lampen erkannten wir, dass wir hier auf einem Zwischenpodest standen. Stufen zu unserer Linken führten nach oben, vermutlich zu dem Hofeingang an der Hauptstraße unmittelbar neben dem Kaufhaus. In der gleichen Breite führte die Treppe zu unserer rechten Seite nach unten. Ich erkannte an der gegenüberliegenden Wandseite ein altertümlich wirkendes Rollband, welches vermutlich behinderten Personen ermöglicht hatte, hinunter zur U-Bahn-Station zu gelangen. Langsam und vorsichtig gingen wir die Stufen nach unten. Rebecca ging unmittelbar vor mir und ich sah den kleinen Teddybären, der unter den Decken in ihrem Versteck gelegen hatte, aus ihrer Hosentasche hervorragen.

Die Stufen führten, unterbrochen von zwei weiteren Zwischenpodesten, immer weiter nach unten. Am Fuß der Treppe standen wir schließlich vor einem aus scheren-artig verbundenen Stahlstäben bestehenden Gitter, welches uns den Zugang zu dem dahinter liegenden Plattformbereich versperrte. Durch die Maschen dieser Absperrung konnte ich mehrere Drehkreuze dahinter erkennen. Das Gitter war an beiden Wandseiten mit Bolzen befestigt und in der Mitte über zwei Scharniere verschlossen. Zwischen den rautenförmigen Maschen war zusätzlich eine Stahlkette mit einem großen Vorhängeschloss geschlungen worden.

"Mein Opa hat es mir letztes Jahr gezeigt" erklärte Rebecca mit leiser, sachlich klingender Stimme. "Er sagte, hier sind früher Züge unter der Erde gefahren, aber das sei schon sehr lange her."

Steffen nickte.

"Und jetzt nutzen wir es, um unter der Erde aus der Stadt heraus zu kommen. Wollen mal sehen..."

Er trat mit seiner Taschenlampe näher an das Eisengitter heran und inspizierte den Zustand der beiden Schließbleche. Ich setzte meinen Rucksack ab und zog dann aus dem Seitenband das kleine Brecheisen heraus.

"Ich schätze mal, die beiden Schlösser könnten wir aufhebeln" meinte Steffen schließlich. "Aber was machen wir mit der Kette?"

Ich schob mich neben ihm vorbei und setzte das Brecheisen an dem oberen Schloß an, um das Gitter auseinander zu drücken. Ich brauchte eine Weile, bis ich die beiden Zacken des Stabes in den Spalt zwischen den Blechen gezwängt hatte. Das obere Schloss gab schon nach zwei oder drei Stößen nach, das untere bereitete mir jedoch deutlich mehr Mühe und ich brauchte einige Minuten, ehe es sich am Ende doch noch öffnete. Immer wieder rutschte mir das Brecheisen ab und ich musste den Schwung fluchend abfangen.

Ich war erleichtert, als die beiden Schlösser schließlich aufgebrochen waren. Steffen und Peter zogen die beiden Gitterhälften auseinander, bis die Kette mit dem Vorhängeschloss schließlich auf das Äußerste gespannt war. Der Spalt zwischen den beiden Teilen betrug lediglich knapp fünfzig Zentimeter.

Für Rebecca war es kein Problem, zwischen den Gittern hindurch zu schlüpfen. Sie duckte sich unter dem Balken des dahinter liegenden Drehkreuzes hinweg und beobachtete dann, wie wir uns mühsam durch den schmalen Spalt hindurchzwängten. Vor allem Peter mit seiner etwas korpulenten Figur hatte seine Probleme, aber auch mein vollgepackter Rucksack ließ sich nur mit Gewalt hindurch bugsieren. Als wir schließlich alle auf der Plattform standen schob Steffen die beiden Gitterteile wieder in der Mitte zusammen. Nur bei genauem Hinsehen war zu erkennen, dass jemand die Schlösser der Schiebegitter aufgebrochen hatte.

Die Plattform der ehemaligen Haltestation erstreckte sich vor uns in völliger Dunkelheit. Hier unten ließ kein Schacht und keine Öffnung auch nur einen winzigen Lichtstrahl des obigen Tages zu uns hindurch. Ohne unsere Taschenlampen wären wir wohl vollkommen orientierungslos und verloren gewesen.

Hinter den Drehkreuzen zog sich der in Graustufen gefärbte Fliesenbelag gut zehn Meter bis zu der Einstiegs-kante hin. Die Plattform maß in ihrer ganzen Breite etwa vierzig oder fünfzig Meter. In ihrer Mitte waren neben Sitzbänken zwei große Standtafeln zur Information der Fahrgäste angeordnet. Die Beschriftung auf den verbliebenen Resten des ehemaligen Streckennetzes und des U-Bahn-Fahrplans war bis zur Unleserlichkeit verblichen.

Peter zog aus seiner Tasche den kleinen Spielzeugkompass hervor.

"Wir müssen in diese Richtung" sagte er und deutete in Richtung einer der beiden Tunnelöffnungen. "Nach Osten."

Ich trat bis zur Einstiegs-kante und ließ meinen Taschenlampenstrahl nach unten schweifen. Gut siebzig oder achtzig Zentimeter unter mir befand sich der Boden mit dem dunkel glänzenden Gleisstrang sowie daneben, an der uns gegenüber liegenden Wand verlaufend, ein mit schwarz-gelber Warnmarkierung beklebtes Band.

"Der Stromabnehmer" sagte Steffen neben mir. Seine Stimme hallte, obwohl er sehr leise gesprochen hatte, in der Stille laut von den glatten Wänden des U-Bahn-Tunnels wieder. "Die Bahnen fuhrn elektrisch, mit einer ziemlich hohen Spannung. Wäre das System noch aktiv und würdest Du damit in Berührung kommen, würde der Stromfluss Dich buchstäblich grillen."

"Sehr beruhigend" erwiderte ich und sah Steffen im Schein der Lampe grinsen.

"Normalerweise war ja auch nicht vorgesehen, dass irgend jemand dort unten herumspaziert" sagte er. "Mal sehen, wie wir hier runter kommen."

Er ließ sich auf die Knie, stützte sich mit den Händen auf dem Boden ab und sprang schwerfällig den Absatz nach unten auf die Gleisstrecke. Dann streckte er seine Hände nach oben und bedeutete mir, ihm nach und nach die Taschen hinunter zu reichen. Als unser Gepäck schließlich neben Steffen auf dem Boden lag, folgten wir ihm auf die Gleise. Ich kletterte zuerst zu ihm hinab, danach halfen wir beide erst Rebecca und dann Peter von der Plattform nach unten.

"Besser kann es doch nicht sein" munterte uns Peter auf. "Wir können uns nicht verlaufen - es geht immer nur den Gleisen nach."

Er setzte sich in Bewegung. Steffen ging neben ihm und leuchtete mit seiner Lampe den Weg aus. Rebecca folgte neben mir den beiden auf unserem Weg in die Dunkelheit.

Kapitel 8

Im Dunkeln verlor ich jegliches Zeitgefühl. Wir gingen nur mit dem Licht von Steffen, um die Batterien für unsere Lampen zu sparen. Die Wände zogen sich auf beiden Seiten gleichförmig hin, lediglich in regelmäßigen Abständen von einigen Metern durch Fugen unterbrochen. Der Boden verlief überwiegend waagrecht, selten nur ließ sich ein minimaler Anstieg oder Abfall der Oberfläche erahnen. Vereinzelt stießen wir auf kleinere, weggeworfene Gegenstände, die halb verrottet in Pfützen schwammen, wo Wasser aus undichten Stellen der Tunneldecke heruntertropfte. Hin und wieder hörten wir ein unheimlich wirkendes Rascheln in der dunklen Röhre hallen, das Echos in alle Richtungen warf, ein- oder zweimal begleitet von einem leisen Quieken. Steffen erwischte zufällig mit seinem Lichtkegel eine Ratte, die auf der Flucht vor dem ungewohnt hellen Schein panisch in irgendein Loch davon huschte. Was mich in diesem Moment viel mehr erschreckte war, den unerwarteten Griff von Rebecca zu spüren, die beim Anblick des Tieres reflexartig meine Hand ergriff. Ich ließ mir nichts anmerken und als sie sich wieder gefasst hatte schien ihr diese Reaktion peinlich zu sein, denn schnell ließ sie mich wieder los und achtete für die nächsten Minuten darauf, ein wenig mehr Abstand zu mir zu halten.

Die anderen Plattformen, die wir in unregelmäßiger Abfolge passierten, bemerkten wir vor allem durch die oftmals in diesem Bereich gefliesten Wände. In der absoluten Schwärze gab es außerhalb des Lichtstrahls von Steffens Taschenlampe absolut nichts zu sehen, so dass wir keine anderen Bezugspunkte hatten. Dieser stumpfsinnige Weg durch den Tunnel ging Peter genauso wie mir auf die Nerven. Ich sah, wie er immer wieder seinen Arm vorstreckte, so dass er im Licht der Taschenlampe einen Blick auf seine Armbanduhr werfen konnte. Aus meinem vergangenen Ausbildungsjahr wusste ich dass ihn das Gefühl, nicht Herr einer Lage zu sein, sehr nervös machen konnte. Die Abstände, in denen er die Zeitspanne maß um unseren Fortschritt abschätzen zu können, schienen mir immer kürzer zu werden. Steffen hingegen machte die absolute Finsternis um ihn herum anscheinend nicht sonderlich viel aus.

"Das ist doch gar nichts gegen die Minen von Moria!" sagte er einmal zu uns in die Stille hinein. Keiner von uns gab eine Antwort darauf und ich für meinen Teil wusste mit seiner Äußerung überhaupt nichts anzufangen. Ich wusste nur eines: ich für meinen Teil hätte mich bei dem Gedanken, selber die Lampe zu halten und zu wissen, dass ich

jederzeit jeden Punkt des Tunnels ausleuchten könnte, sicherlich wohler gefühlt.

Die Ewigkeit unseres Fußmarsches streckte sich in steter Monotonie. Die Last des Rucksacks auf meinem Rücken schien mehr und mehr zuzunehmen. Die Strecke musste sich in großen, in der Dunkelheit kaum wahrnehmbaren Kurven hinziehen. Es war wie eine Erlösung als ich plötzlich weit vor uns, hinter dem Licht der Taschenlampe hervortretend, einen schwachen Lichtschein erkennen konnte. Ich musste mich bei dem Anblick angestrengt den Impuls in mir unterdrücken, schneller auf das sich abzeichnende Ende des Tunnels zuzulaufen. Mit jedem Schritt, dem wir diesem verheißungsvollen Leuchten näher kamen, hob sich meine Stimmung und der Rucksack schien wieder an Gewicht zu verlieren. Als wir aus dem Tunnel heraustraten verflog mein Hochgefühl jedoch wieder als ich erkannte, dass wir mitnichten am Ende unserer Wanderung angelangt waren.

Wir betraten einen großen Hallenkomplex mit insgesamt sieben unterschiedlichen, aneinander angrenzenden Strecken, welche durch Bahnsteige voneinander abgetrennt waren. Die Plattformen selbst waren über Treppen mit einer Zwischenebene verbunden, von welcher sich ein weiterer, breiter Treppenlauf mit einem voll-verglasteten Personenaufzug nach oben zog. Das Tageslicht strömte hell durch mehrere, dekorativ verzierte Lichtkuppeln von der auf großen Rundsäulen aufgelagerten Deckenkonstruktion auf uns herab und ich warf einen wehmütigen Blick zu ihnen hinauf. Durch das matte, schmutzige Glas schimmerte das Grün von Pflanzen oder Bäumen. Wir waren nun anscheinend in der Hauptstation der alten U-Bahn-Anlage angekommen.

"Ich glaube, jetzt wäre eine gute Gelegenheit für eine kleine Rast, nicht wahr?" hörte ich Steffens Stimme neben mir.

Weiter links kam von Peter ein zustimmendes Brummen. Rebecca lies keinen Laut vernehmen. In dem nach der langen Zeit im Untergeschoss des Einkaufszentrums und der in dem Tunnel herrschenden Dunkelheit nun strahlend hell anmutenden Licht musterte ich verstohlen meine Kameraden. Abgesehen von Steffen, dessen Kondition trotz seines Alters offenbar die unsere um Längen übertraf, wirkten alle müde und erschöpft. Erst jetzt erkannte ich, wie zottelig und auch verdreckt wir alle waren - die seit Tagen getragene Kleidung, durch die Nässe verwaschen und an unseren gebeugten Körpern zerknittert, trug ebenfalls dazu bei den Eindruck von uns als umherirrende Vagabunden zu verstärken. Rebecca hatte sich in ihrem Kellerversteck zumindest optisch noch am besten gehalten, aber auch in ihrem Gesicht konnte man die Strapazen

des langen Marsches, den wohl kaum einer von uns Stadtbewohnern gewohnt war, ablesen.

Steffen wuchtete erst seine Tasche und dann sich selbst auf die rechte, in der Mitte gelegene Plattform, um uns anschließend seine Hand als Aufstiegshilfe zu reichen. Ich spielte Räuberleiter für Rebecca und Peter, ehe ich Steffen meinen Rucksack reichte und mich als Letzter zu ihnen auf den Bahnsteig hievt.

Ähnlich wie bei der Station unterhalb des Einkaufszentrums gab es mehrere Anschlagtafeln mit dazwischen angeordneten Sitzbänken, auch wenn die Ausstattung hier deutlich gehobener wirkte. Wir ließen uns auf die nächstgelegene Sitzgelegenheit fallen. Hier in der großen Halle war es deutlich kälter als in der Dunkelheit des Tunnels und aus irgendeiner Richtung konnte ich einen leichten Luftzug spüren.

"Matthias, reich bitte etwas zu Trinken herum" bat mich Steffen vom anderen Ende der Sitzbank aus. Ich kramte in meinem Rucksack nach einer Wasserflasche und reichte sie Rebecca, die direkt neben mir saß. Sie akzeptierte sie mit einem stummen Nicken.

Peter hatte die Schuhe ausgezogen und massierte seinen rechten Fuß. Von uns allen hatte er wohl das ungeeignetste Schuhwerk für eine solche Wanderung - seine Büroschuhe mit den dünnen, harten Sohlen waren eng geschnitten und unter dem Schmutz, der sich während des Weges durch den Tunnel an dem Oberleder angeheftet hatte, kaum noch als solche zu erkennen. Ich ließ meinen Blick weiter zu Steffens grobstollige Lederschuhen gleiten, dann zu den wohl am bequemsten wirkenden Turnschuhen von Rebecca, deren Schaft bis über ihre Fußknöchel reichte, und dann hin zu meinen Alltagsschuhen, für deren weiche Gummisohlen ich im Moment äußerst dankbar war.

Nach einigen Minuten Pause erhob sich Steffen bereits wieder und studierte die kaum noch erkennbaren Reste der Linienpläne auf den mit Glasscheiben geschützten Anschlagtafeln. Ich wunderte mich insgeheim woher er seine Energie nahm um sich quasi pausenlos um alles zu kümmern - die Planung unserer Flucht, die Versorgung mit allem dazu benötigten, die Orientierung unterwegs, die Wundbetreuung von Peters amputiertem Arm und die beständige Aufmunterung unserer Truppe. Aus dem Gespräch, das ich in der letzten Nacht zwischen ihm und Peter belauscht hatte, wusste ich dass die gegenwärtige Situation sicherlich genauso an ihm nagte wie an uns allen. Trotzdem schien er das alles irgendwie wegstecken und sich statt dessen stets auf das jeweils nächstliegende Problem konzentrieren zu können. Ich bewunderte ihn für eine solche Leistungsfähigkeit und hoffte, dass er nicht irgendwann

unter dieser Dauerbelastung zusammenklappen würde. Für die nächste Zeit nahm ich mir deshalb vor, Steffen ein wenig mehr zu unterstützen. Jetzt jedoch konnte ich der Versuchung, für einen kurzen Moment meine Augen zu schließen, nicht widerstehen.

Viel zu schnell für meinen Geschmack spürte ich wie mich Steffen wieder aus dem leichten Schlummer, in den ich auf der Sitzbank gefallen war, aufrüttelte.

"Weiter geht's" sagte er und wandte sich dann Rebecca zu, die mit dem Kopf an meine rechte Seite gelehnt ebenfalls eingeschlafen war. Sie erwachte bereits bei meiner Bewegung und rieb sich kurz die Augen, ehe sie mir ein kurzes, schiefes Grinsen zuwarf um sich wortlos zu erheben und wieder ihre Tasche zu schultern.

Ich musterte sie ein wenig genauer. Erneut schien sie mir älter zu sein als die zehn Jahre, auf die sie Steffen gestern Abend geschätzt hatte. Das lag nicht nur an den leichten, dunkeln Ringen unter ihren Augen, die auf die zuletzt schlaflos verbrachten Nächte hindeuteten - Rebeccas Verhalten wirkte nicht so unbekümmert kindlich wie ich es von kleineren Jungen oder Mädchen gewohnt war. Es war nicht etwa so, dass sie sich in einer Vorstufe pubertärer Entwicklung krampfhaft um ein möglichst erwachsenes Verhalten bemühte, sondern sie schien tatsächlich älter zu sein. Ich rief mir den glasigen Blick ihrer Augen ins Gedächtnis... vermutlich war sie innerlich gealtert, plötzlich und unerwartet in den vergangenen Tagen, als die Welt um uns herum aus den Fugen geraten war. Ich fragte mich, wie sehr ich mich wohl selbst durch all das Chaos bereits verändert hatte.

Beim Aufsetzen meines Rucksacks spürte ich nach unserer kurzen Pause ein leichtes Ziehen in den Muskeln meiner Oberschenkel. Ich warf einen raschen Blick auf Peters Armbanduhr und war erschrocken zu sehen, dass seit unserem Aufbruch heute Morgen bereits mehr als vier Stunden vergangen waren. Der erste Abschnitt bis zur Hauptstation, so erinnerte ich mich an Steffens Worte vor unserem Aufbruch in seiner Wohnung, war der kürzeste, und die zweite Etappe würde ein Vielfaches länger werden. Auf seinem Sofa, während der Planung unserer Reise, hatte die Aussicht auf unseren Fluchtweg wesentlich angenehmer geklungen. Unwillkürlich stieß ich einen kurzen, leisen Seufzer aus. Wie lange schien das jetzt bereits her zu sein, und doch war seit unserem Aufbruch zum Einkaufszentrum kaum wirklich Zeit vergangen.

Steffen bat Peter um seinen kleinen Spielzeugkompass und warf dann nochmals einen Blick auf den verblassten Ausdruck des Linienplans an der Anschlagtafel neben ihm. Er schien sich unschlüssig über den Weg

zu sein, den wir einschlagen sollten. Schließlich wandte er sich wieder an unsere mehr oder weniger für den Aufbruch bereite Gruppe.

"Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, welcher der Tunnel welcher Linie entspricht" sagte er ein wenig frustriert. "Es ist schon so verdammt lange her, seit ich das letzte Mal mit der U-Bahn unterwegs war, und damals habe ich mir über solche Sachen keine Gedanken gemacht. Ich kann mich nicht einmal mehr daran erinnern, auf welchen Plattformen ich in der Regel umgestiegen bin... aber sei's drum."

Er zuckte mit beiden Schultern, wohl auch um für sich selbst diese Gedankenspiele wegzuwischen.

"Wir müssen auf alle Fälle nach Südend, und das war damals die Linie U5" setzte er seine Erläuterungen fort - mehr für sich, wie mir schien, als dass er uns einen genauen Einblick in die guten alten Zeiten der städtischen U-Bahn-Linien geben wollte. "Und die U5 fährt... ich meine fuhr von der dritten Plattform dort drüben ab."

Er schenkte uns ein kurzes, schiefes Grinsen.

"Ich weiß, dass die meisten von uns längeres Laufen über größere Strecken hinweg nicht unbedingt gewohnt sein dürften, und wir haben in den letzten Tagen so einiges mitgemacht. Die Strecke bis Südend wird vermutlich mindestens dreimal so lang sein wie dieser erste Abschnitt, den wir jetzt hinter uns gebracht haben. Und weil wir alle schon müde sind, werden wir es aller Voraussicht nach nicht in einem Rutsch bis zum Tunnelende schaffen. Wir werden deshalb am besten unterwegs einen Zwischenstopp einlegen, vielleicht auch mehrere. Deswegen bitte ich Euch: wenn Ihr nicht mehr weiter könnt oder eine Rast braucht - sagt es. Im Dunkeln kann ich nicht sehen wie es um Euch steht und hier braucht keiner den Helden spielen."

Mir schien als ob er bei diesen Worten seinen Blick einen Moment lang zu Peter hinüber huschen ließ. Peter schien dies nicht zu bemerken, zumindest reagierte er weder auf Steffens Blick noch auf seine beiläufig klingende Bemerkung. Steffen ließ seine Augen über Rebecca und mich schweifen und schwieg ein oder zwei Sekunden lang.

"Also los" sagte er schließlich, griff sich seine Tasche und wandte sich der Treppen zu der Verbindungsebene zu. Wir folgten ihm die durch zwei kurze Absätze unterbrochenen Stufen hinauf und überquerten die unter uns liegenden Gleise der U-Bahn-Trassen bis hinüber zu der hinteren Plattform. Im Vorübergehen warf ich einen kurzen Blick die seitlich abzweigende Treppe hinauf, die sich in der Dunkelheit des an der Oberfläche versiegelten Eingangs verlor. Von der weit über uns liegenden Straße war kein einziger Laut zu hören.

Auf der Plattform angekommen zögerte Steffen ein zweites Mal kurz, ehe er sich dann doch beherzt auf den seitlichen Rand niederließ und mit der Tasche in der Hand den Sprung hinunter auf die Gleise der Trasse wagte. Wir folgten ihm einer nach dem anderen. Die Öffnung des Tunnels wirkte im Licht der Halle wie ein großes, schwarzes Loch auf mich. Steffen warf einen letzten Blick auf den Kompass, ehe er ihn Peter zurückgab.

"Wenn Du willst, kannst Du ihn auch noch behalten" entgegnete Peter, aber Steffen schüttelte kurz den Kopf.

"Du bist der Spezialist für technische Instrumente" antwortete er ihm mit einem leicht spöttischen Lächeln. Er wirkte aus irgendeinem Grund angespannt, als ob er sich über irgend etwas ernsthafte Sorgen machen würde. Dann holte er kurz tief Luft, schaltete seine Lampe an und ging wieder voraus in den Tunnel hinein.

Wir liefen. Und liefen. Mir schien es, als würden wir uns immerzu nur im Kreis bewegen, als wäre der Tunnel ein gigantischer großer Ring, der keinen Anfang und kein Ende besitzt. Zeit hatte in dieser Finsternis keine Bedeutung mehr. Wenn ich mich noch gestern selbst gefragt hatte, ob ich im Begriff war, wahnsinnig zu werden - nun wusste ich es. Ein Schritt folgte auf den nächsten, ohne ein Ziel, ohne irgendein Ende absehen zu können. Unsere Bewegungen wurden mit der Zeit zu einem Schlurfen über den weitestgehend ebenen, wenn auch zunehmend schmutziger werdenden Boden hinweg. Das unregelmäßige Tapp-Tapp unseres Marsches hallte von den Tunnelwänden wider. Ansonsten herrschte die gleiche, unheimliche Ruhe, die uns bereits auf dem ersten Abschnitt unseres Weges bis zur Hauptstation umfassen hatte. Selbst die kleinen Nebengeräusche wie abtropfendes Kondenswasser oder gelegentliches Fiepen der im Tunnel lebenden Ratten schien sich unter dieser bleiernen Stille verflüchtigt zu haben. Als wir wieder einmal die Plattform einer Haltestelle passierten und Steffen oder Peter mit dem Fuß gegen eine weggeworfene Dose stieß, ließ uns das plötzliche Scheppern des über die Trasse davongekullerten Blechs so zusammensucken, dass mir dabei unwillkürlich ein kurzer leiser Schreckensruf entglitt.

Obwohl keiner von uns auf dieser nächsten Etappe unseres Weges auch nur ein Wort sprach konnte ich spüren wie sich die Dunkelheit des U-Bahn-Tunnels bei allen auf das Gemüt legte. Alles schien in sich zusammenzuschrumpfen, uns einzusperren, alles wurde kleiner: unsere Schritte, unsere Körper, selbst das Licht von Steffens Taschenlampe schien nur noch mit äußerster Mühe die Finsternis um uns herum

durchdringen zu können. Ich war überzeugt davon, dass ich vermutlich gekrümmt wie irgendein vorsintflutlicher Höhlenbewohner dahingeschlichen wäre, hätte der Rucksack auf meinem Rücken meine Wirbelsäule durch sein Gewicht nicht wieder in eine zumindest halbwegs aufrechte Position gezwungen. Und auch diese Last schien wieder mit jedem weiteren Schritt unserer dunkeln Wanderung zuzunehmen.

Mehrmals fiel mir Steffens Aufforderung ein, sich zu melden wenn man eine Pause benötigte, und mit jedem Mal erschien es mir verlockender eine solche Unterbrechung einzufordern. Dann aber riss ich mich wieder zusammen und biss mir auf die Zunge, denn ich wollte nicht derjenige von uns sein, der als erstes eine solche Schwäche eingestand. Immerhin war ich weder der Älteste noch die Jüngste in unserer Gruppe und trug wie Peter auch keine schwere Verletzung, die mich zusätzlich belastete. Solange keiner von den anderen nach einer Pause verlangte, wollte ich nicht der Schwächling sein. Vielleicht dachten die anderen ähnlich wie ich, und so marschierten wir tapfer weiter im Dunkeln vor uns hin.

Eine Zeitlang versuchte ich über die Schritte zwischen den Wandfugen und die Abstände der Plattformen ein Gefühl dafür zu entwickeln, welche Strecke wir in welcher Zeitspanne ungefähr zurücklegen konnten, aber dann brachte mich die Monotonie unserer Fortbewegung aus dem Konzept und ich verlor den Faden, verzählte mich und gab es schließlich wieder auf, um mich in den Schutz einer selbstgewählten, geistigen Umnachtung zu flüchten. Die Augen auf den nur wenig wandernden Lichtkegel von Steffens Lampe gerichtet lief ich wie in einer Art Trance weiter, bis ich irgendwann nur noch meinen Atem und meine eigenen Schritte registrierte.

Vermutlich war jeder von uns vollkommen am Ende, als sich schließlich Steffen dazu entschloss anzuhalten. Er blieb am Bahnsteig einer weiteren Haltestation stehen und schaltete seine Taschenlampe aus. Noch ehe ich ihn nach dem Grund fragen konnte erkannte ich schräg hinter uns ein schwaches Licht, das von der Plattform zu uns herunter auf die Trasse fiel, und als ich mich umdrehte sah ich den leicht rötlichen Schimmer einer untergehenden Sonne, weit über uns am Ende einer seitlich auf die Wartezone führenden Treppe.

"Ich glaube, wir sollten unsere Wanderung für heute beenden" hörte ich Steffen sagen, und seine Stimme schien nach der langen Zeit der Stille unglaublich laut durch den Tunnel zu hallen. Fast wollte ich ihn bitten, nicht so laut zu schreien ehe ich erkannte, dass er leise gesprochen - ja, fast geflüstert hatte.

Die kühle Abendluft, die über die Treppe hinab zu uns herunter drang, glitt erfrischend über mein Gesicht und schmeckte nach der langen Zeit des abgestandenen Miefs im Tunnel wunderbar. Mühsam klettern wir, einer nach dem anderen, auf die Plattform und ließen uns erschöpft auf die beiden aufgestellten Sitzbänke fallen. Meine Füße meldeten sich schmerzhaft und das Ziehen in meinen Oberschenkeln war jetzt deutlich zu spüren. Im Zwielflicht bot sich unseren an die Dunkelheit gewöhnten Augen das gleiche Bild wie auf den anderen Plattformen: gekachelte Wände, gefliester Boden, Schmutz und in Pfützen schwimmender Unrat. Neben unserer Bank lagen die skelettierten Reste eines kleinen toten Vogels, vielleicht einer Taube, die sich auf der Suche nach Futter wohl hier nach unten auf den U-Bahnsteig verirrt hatte.

"Ich habe Durst" hörte ich Rebecca sagen. Sie hatte sich wieder neben mich gesetzt und hielt, den Kopf nach hinten an die gekachelte Wand gelehnt, die Augen geschlossen. Es war der erste Satz, den ich von ihr seit dem Beginn unserer Wanderung gehört hatte, also ging es ihr vermutlich ziemlich elend und so beeilte ich mich, eine Flasche aus meinem Rucksack zu fischen und ihr in die Hand zu drücken.

"Danke, Matthias" sagte sie, und dann hörte ich nur noch Schlucken, während das Wasser in ihrer Kehle hinunterterrann. Ich fischte zwei weitere Flaschen heraus und reichte sie an Peter und Steffen, die am anderen Ende der Bank Platz genommen hatten, weiter. Danach öffnete ich mir selbst eine eigene Wasserflasche und trank sie in einem Zug aus. Ich hatte nicht bemerkt wie durstig ich selbst war, ehe ich nicht den ersten Schluck getrunken hatte, und noch nie hatte mir einfaches Wasser so unglaublich gut geschmeckt.

Nach dem Durst kam nun auch der Hunger in meinen Magen zurück. Steffen hatte bei der Auswahl der Nahrungsmittel vor allem auf die Haltbarkeit geachtet: es gab Hartwurst, Dosen, getrocknete Früchte und Zwieback, aber er hatte auch noch etwas einigermaßen frisch wirkendes Obst in den Rucksack gepackt.

"Esst nicht zu viel auf einmal" warnte er uns, während ich die Sachen hervorholte und verteilte. "Wir wissen nicht, wie lange wir mit unserem Vorrat auskommen müssen."

Ich nickte nur, während ich ein großes Stück Brot abbiss. Daran wollte ich vorerst keinen Gedanken verschwenden.

"Wo sind wir hier eigentlich genau?" fragte ich ihn statt dessen, als ich den ersten Bissen hinuntergeschluckt hatte.

"Alles zu seiner Zeit" erwiderte Steffen nur mit vollem Mund. Auch er schien es wichtiger zu finden, sein Essen zu verzehren. "Wenn Du fertig bist, kannst Du ja mal einen Blick aus dem Fenster werfen."

Mit diesen Worten deutete er die seitliche Treppe hinauf, von der das Licht der Abenddämmerung zunehmend schwächer auf unsere Plattform drang. Ich spürte, wie ich rot anlief. Hatte ich mir nicht vorgenommen, Steffen zu unterstützen, anstatt ihn alles alleine machen zu lassen? Ich schluckte den Rest meines Bissens hinunter, griff mir mit der rechten Hand noch ein Stück Dauerwurst und stemmte mich auf die Beine. Die Muskeln in meinen Oberschenkeln protestierten gegen die abrupte Unterbrechung ihrer viel zu kurzen Ruhepause. Ich verzog das Gesicht und ging langsam und steif im Halbdunkel die Treppenstufen zur Straße hinauf. Oben angelangt spähte ich vorsichtig durch das versperrte Gitter des Stationseingangs.

Der Straßenzug dort draußen war mir unbekannt. Das rote Licht der Sonne spiegelte sich ein wenig blendend in den zahlreichen Fenstern der Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Zu meiner Linken konnte ich in südlicher Richtung das Schild einer Straßeneinmündung erkennen, aber es gelang mir bei den herrschenden Lichtverhältnissen selbst mit großer Mühe nicht völlig, den darauf abgedruckten Namen zu entziffern. Dafür konnte ich die auf der anderen Seite am Straßenrand liegenden Bündel erkennen - Menschen, auf dem Boden verkrümmt. Tot. Auch hier waren die "Guardians" oder "Panther" also durchgekommen. Vermutlich waren es "Panther" gewesen, denn die nahen Häuserzeilen wirkten, soweit ich das feststellen konnte, alle unversehrt, was nach einem Raketenbeschuss von "Guardians" wohl kaum der Fall gewesen wäre.

Unwillkürlich zuckte ich zusammen, als ich aus dem Augenwinkel auf der rechten Seite eine Bewegung bemerkte. Erst beim zweiten Blick erkannte ich eine Katze, die in einem der Hofeingänge zwischen den Gebäuden verschwand. Ihr Erscheinen wirkte geradezu surreal, ebenso wie der Gesang eines Vogels irgendwo über mir - ein Geräusch, das ich hier in unserer Stadt schon lange nicht mehr wahrgenommen hatte. Meine Hände drückten instinktiv die Klinke des Gitters um das Tor zu öffnen und nachzusehen, welcher Vogel hier sein Abendlied in die Stille hinein sang, aber der Rost hatte den Mechanismus in seiner Position festgefressen und außerdem konnte ich hinter der Verblendung den ausgefahrenen Riegel der Schließanlage erkennen. Ich blieb noch eine ganze Zeit lang hinter dem Gittertor stehen und starrte, tief in Gedanken versunken, hinaus auf die Straße. Erst als sich die rote Sonne in ein

gräuliches Dämmerlicht verwandelt hatte machte ich mich wieder auf den Weg die Treppe hinunter zur Plattform, wo nun fast vollständige Dunkelheit herrschte. Dort hatten meine Freunde bereits ein improvisiertes Nachtlager aus Decken in der hinteren Ecke des Wartebereichs aufgeschlagen, wo der Boden noch halbwegs sauber und trocken war. Steffen wechselte im Schein von Peters Handleuchte die Batterien seiner eigenen Lampe.

"Und, wie sieht es da oben aus?" fragte er mich, während er sorgfältig das Gewinde der Verschlusskappe festdrehte und prüfend einen kurzen Lichtstrahl nach oben zur Decke blitzen ließ.

"Es wird Dunkel" antwortete ich, während ich mich im Schneidersitz auf einer der Decken nieder ließ. Irgendwie schien sich eine Art Sitzordnung bei uns herauszubilden: Steffen auf der einen Seite, neben ihm Peter, dann Rebecca und ich auf der anderen Seite. Ich musste unwillkürlich darüber lächeln. "Das Tor ist verriegelt" fuhr ich fort, "aber in der Nähe ist eine kleine Straßenkreuzung. Wenn ich das Schild richtig gelesen habe, müsste es die Brauerstraße oder so ähnlich sein."

"Das sagt mir jetzt nichts" erwiderte Steffen mit gerunzelter Stirn und warf einen Blick in die Runde. Peter schüttelte mit ebenso ratloser Miene den Kopf, während er seine schmerzenden Füße knetete. Rebecca hatte die Beine im Sitzen angezogen und ihre Arme darum geschlungen. Ihren Kopf schräg auf ihre Knie gelegt, zuckte sie kurz mit den Schultern. Steffen warf im Lampenschein einen kurzen Blick auf den Kompass.

"Wir müssten jedenfalls in der richtigen Richtung unterwegs sein" schob er nach einer kurzen Pause hinterher. "Die Trasse führt leicht nach Süd-Osten und das passt genau mit dem Zonenplan in der Hauptstation zusammen."

Er ließ das Licht der Taschenlampe wieder erlöschen. Das verbliebene Tageslicht drang nur noch als schwacher Schimmer von der anderen Seite der Plattform zu uns hinüber und ließ uns vier in der Düsternis als kaum zu erahnende Schemen zurück.

"Sonst noch irgend etwas?" fragte Steffen.

"Dort oben ist alles ruhig." Ich schluckte kurz, ehe ich den nächsten Satz hinterher schob. "Die Panther sind schon durchgezogen."

Nach diesem Kommentar herrschte Stille. Steffen und Peter wussten sicherlich, was meine Bemerkung bedeuten sollte. Rebecca vermutlich auch. Ich warf einen Blick zurück zur Treppe und wieder streichelte ein von dort herab kommender, kühler Luftzug mein Gesicht. Dann rutschte ich in eine liegende Position und griff nach einer weiteren Decke.

Nach und nach hörte ich, wie die anderen sich ebenfalls wortlos zum Schlafen bereitmachten. Rebecca war die letzte, die sich neben mir in ihre Decke wickelte. Dann herrschte Stille, während oben die Nacht hereinbrach und unsere Plattform in vollkommene Schwärze hüllte.

Ich schreckte aus dem Schlaf, als ich eine Berührung an meinem Fuß spürte. Peter war aufgestanden und tastete sich in der Dunkelheit in Richtung Treppe. Im Schein einer Taschenlampe sah ich Steffen, der am Ausgang auf ihn wartete, seine kleine Tasche in der Hand. Anscheinend wollte er nach seinem Patienten sehen. Leise, um uns nicht zu stören, gingen die beiden ein Stück die Treppenstufen hinauf.

Ich rollte mich noch ein wenig fester in meiner Decke zusammen und versuchte, auf dem harten Fliesenboden unter mir wieder eine halbwegs bequeme Position zu finden. Neben mir konnte ich spüren, wie sich auch Rebecca bewegte. Offenbar war sie, so wie ich, durch Peters Aufstehen aufgeweckt worden. Das Schnappen eines Verschlusses und ein leises Klappern verrieten, dass Steffen auf der Treppe mit der Versorgung von Peters Arm begonnen hatte. Dann herrschte wieder Stille um mich herum.

"Matthias?" hörte ich plötzlich Rebecca flüstern. "Bist Du wach?"

"Mmmmh" brummte ich leise und drehte mich vorsichtig zu ihr herum. Ihrer Stimme nach schien sie etwas auf dem Herzen zu haben, aber für ein oder zwei Minuten blieb sie still liegend, vermutlich ihre Gedanken ordnend, ehe sie weitersprach.

"Wie es da, wo wir hingehen?" wollte sie wissen.

"Ich weiß es nicht" gab ich zu. "Ich war nie draußen auf dem Land. Selbst im Urlaub mit meinen Eltern sind wir stets irgendwo hingeflogen."

"Ich auch nicht" antwortete sie. "Wir haben von der Schule aus einmal eine Fahrt zu einem der landwirtschaftlichen Zentren gemacht, uns dort die Tiere angesehen, Du weißt schon... aber das war ja immer noch direkt an der Stadtgrenze. So, wie es Steffen beschrieben hat, ist der Ort von seinen Eltern ja noch viel weiter entfernt."

"In welcher Klasse seid Ihr dorthin gefahren?"

"Vor zwei Jahren, in der fünften Jahrgangsstufe."

"Wie alt bist Du denn?"

"Ich bin Dreizehn" antwortete sie, mit einer leichten Spur von Trotz in der Stimme, die sich aber gleich wieder verlor. "Ich weiß, ich bin ziemlich klein für mein Alter" schob sie ein wenig resigniert hinterher. "Und Du?"

"Siebzehn" antwortete ich.

"Wo seid Ihr im Urlaub hingefahren?"

Ich drehte mich auf den Rücken und dachte nach.

"Ein paar Mal nach Süden, ans Meer" sagte ich. "Meine Mutter mochte es gerne warm. Einmal hat mein Vater uns zu einer Tour ans Nordkap zu den Fjorden überredet, aber das war eine Ausnahme." Bei dem Gedanken an das Gesicht meiner Mutter, wie sie im Sommer auf dieser Klippen-Spitze stand und versuchte, möglichst tief in ihrem Anorak zu versinken, musste ich unwillkürlich leise kichern.

"Wir sind nicht so oft weggefahren" begann Rebecca zu erzählen. "Die meiste Zeit war ich im Urlaub bei meinen Großeltern, weil Ma wegen dem Laden nicht so oft weg konnte, und Flo hat ihr immer geholfen. Mein Großvater war mehr so der Bildungstyp und ist mit mir so gut wie in jedes Museum der Stadt gegangen. Aber das war schon in Ordnung, meine ich." Sie schüttelte sich leicht in ihrer Decke.

"Ich vermisse sie" flüsterte sie plötzlich in die Stille hinein. "Ich vermisse sie alle so... verdammt noch mal..."

Ihre Stimme änderte ihren Klang und ich erkannte dass sie versuchte, ihre Tränen zu unterdrücken. Bei diesem Geräusch begann sich auch in meinem Hals ein Klos zu bilden.

"Mir geht es genauso" sagte ich, in der Hoffnung sie damit wieder ein wenig beruhigen zu können. "Weißt Du, Du kommst mir deutlich älter als dreizehn vor" versuchte ich dann unser Gespräch wieder in eine andere Bahn zu lenken.

Sie schniefte leicht und ich spürte, wie sie sich mit dem Arm über das Gesicht wischte.

"Du mir auch" sagte sie dann. "Ich meine, älter als siebzehn Jahre. Ich schätze mal wir alle sind in den letzten Tagen ziemlich alt geworden." Die Decke raschelte, als sie sich nun wohl ebenfalls in meine Richtung drehte. "Weißt Du, Matthias, Du erinnerst mich ein wenig an meinen Cousin. Er war ungefähr auch so alt wie Du, vielleicht etwas stämmiger. Aber vom Typ her... er hat mir auch immer zugehört, wenn ich traurig war..."

"Hattest Du Geschwister?" fragte ich.

"Nein. Und Du?"

Ich blickte in die Dunkelheit hinein zur Decke hinauf.

"Nein, meine Eltern waren Einzelkinder und ich auch. Ich meine, es ist einfach schwer, in der Stadt eine Wohnung für mehr als drei Leute zu finden..."

"Wo habt Ihr gewohnt?"

"Oben im Villnow-Viertel. Meine Eltern hatten da eine kleine Wohnung in der Siedlung. Nichts besonderes, aber war schon OK."

"Meine Mutter, Flo und ich, wir haben direkt über ihrem Laden in der Ostsiedlung gewohnt."

"Und was hast Du dann hier in der Innenstadt gemacht? Da drüben gibt es doch genug Einkaufsmöglichkeiten."

"Wie ich gesagt habe, in den Ferien war ich oft bei meinen Großeltern, und die wohnten in der Peterstraße. Das ist nur drei Kreuzungen vom Palais-Einkaufszentrum entfernt" schob sie nach, um sicherzugehen dass ich ihren Erklärungen auch folgen konnte.

"Ah - ok, verstanden" bekräftigte ich und drehte mich ein wenig. Meine Hand streifte etwas weiches, fusseliges. Als sich meine Finger darum schlossen fühlte ich den kleinen Bären aus ihrem Versteck, der offenbar aus ihrer Decke herausgerutscht war. Ich streckte langsam meinen Arm aus, um ihn ihr zu reichen. Sie zuckte bei der Berührung meiner Hand kurz zusammen, ehe sie begriff was ich in der Dunkelheit versuchte, und nahm mir dann den Bären kommentarlos ab.

"Wie heißt er?" fragte ich nach einer kleinen Weile.

"Wer?" antwortete sie ein wenig unwirsch.

"Der Bär."

Rebecca stieß ein leises Schnauben aus.

"Ich weiß, das ist kindisch" sagte sie durch die Zähne gepresst, ganz offensichtlich wütend darüber, dass ich sie mit einem Kuscheltier ertappt hatte.

"Nein, ist es nicht" widersprach ich nachdenklich in der Dunkelheit. "Ich glaube, jeder von uns braucht hin und wieder jemanden zum Anlehnen, der ihm Trost spendet. Dein Cousin ist nicht hier, aber immerhin hast Du Deinen Bär."

Ein unterdrücktes Schluchzen war in der Stille zu hören. Es dauerte ein paar Minuten an.

"Fred" sagte sie schließlich. "Frederik, wie mein Cousin." Dann senkte sich wieder Stille über uns herab. "Vielleicht hast Du Recht" sagte sie schließlich zu mir. "Ich weiß ja, dass Du es nicht böse gemeint hast. Entschuldige."

"Ist schon in Ordnung" sagte ich, in meinen Gedanken versunken.

"Wen hast Du jetzt zum Anlehnen?" fragte sie leise nach.

Niemanden? Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Es war richtig was ich gesagt hatte, ohne es zu merken. Es gab Situationen, in denen man einfach jemanden oder etwas brauchte, um sich Anzulehnen und Trost zu finden. Ab einem gewissen Alter hatte man kein Kuscheltier mehr zur Verfügung, egal wie sehr man es vielleicht benötigen würde. Wenn man erwachsen war, konnte man höchstens für jemand anders

das Kuschtier sein, aber selbst stand man allein vor seinen Problemen. Steffen und Peter ging es vermutlich nicht anders. Rebecca hatte noch ihr Alter, ihre Kindheit als Schutz vor der Welt. Ich wollte ihr dieses Gefühl nicht nehmen, also schwieg ich lieber und starrte durch die Dunkelheit weiter an die nicht erkennbare Decke der U-Bahn-Station hinauf.

"Matthias" flüsterte Rebecca in mein Schweigen hinein, "ich weiß Du hast niemanden. Also..." unterbrach sie sich kurz und holte hörbar tief Luft "...ich meine, wenn Du traurig bist... ich kann Dir Fred... gerne ausleihen."

Ich merkte wie mir ein paar Tränen aus den Augenwinkeln rannen und trotzdem musste ich grinsen angesichts ihres Angebots - nicht aus Spott oder Belustigung, sondern viel mehr vor Rührung.

"Danke, Rebecca" sagte ich leise. "Vielen Dank. Aber ich glaube, Fred sollte sich erst einmal um Dich kümmern. Und wenn ich ihn brauche, dann frage ich Dich. Einverstanden?"

"Einverstanden" sagte sie. Ich spürte wie sie in der Dunkelheit nach meiner Hand tastete und sie kurz und heftig drückte. Dann rollte sie sich in ihrer Decke herum, vielleicht um mit ihrem Bären zu kuscheln oder vielleicht auch um, wie ich gerade, an die dunkle Decke zu starren und ihren eigenen Gedanken nachzuhängen.

Als Steffen und Peter eine Weile später wieder die Treppe hinunter kamen lag ich immer noch auf dem Rücken, versunken in Erinnerungen an meine Familie. Und ich spürte wie mir die Tränen immer wieder leise und langsam über das Gesicht liefen, bis ich schließlich eingeschlafen war.

Kapitel 9

Zur Abwechslung war ich es, der am folgenden Morgen als erster aufwachte. Während die anderen noch unter ihren Decken verborgen vor sich hindämmerten, stemmte ich mich qualvoll langsam von meinem harten Lager auf. Meine Beine fühlten sich an, als hätte jemand eine halbe Tonne Stahl an die Knochen und Muskeln genagelt. Trotzdem versuchte ich mich in ein paar kleineren Lockerungsübungen, in der Hoffnung, dadurch die Kälte aus meinem Körper vertreiben zu können.

Das Morgenlicht des Tages fiel hell den Treppenabgang herunter. Ich stemmte mich erneut die Stufen hoch, um nochmals einen Blick auf die menschenleere, stille Straße zu werfen, die sich unverändert zu gestern Abend hinter dem Eisengitter erstreckte. Über den Himmel zogen sich ein paar kleine weiße Schleierwolken, ein leichter Wind trieb ein paar Blätter zerknülltes Papier über den Gehweg. Es würde vermutlich ein schöner Tag werden und ich bedauerte fast, dass wir davon tief unten im U-Bahn-Schacht nicht allzu viel mitbekommen würden.

Beim Heruntersteigen sammelte ich ein wenig noch halbwegs sauberes Zeitungspapier vom Boden auf und zog mich damit ein Stückchen in den Tunnel zurück, um meinem grummelnden Magen Erleichterung zu verschaffen. Dem Geruch nach war vergangene Nacht bereits jemand vor mir auf einen ähnlichen Gedanken gekommen und ich hoffte, in der Dunkelheit nicht in irgendwelche Hinterlassenschaften zu treten. Als ich wieder zur Plattform zurückkehrte verfolgte mich der Duft zumindest nicht. Ich kletterte nach oben und weckte dann zuerst Peter und Steffen auf. Rebecca ließ ich weiterschlafen, während ich für uns vier ein kleines Frühstück vorbereitete.

Peter ließ sich den Absatz hinunterhelfen und verschwand ebenfalls in den Tunnel für seine Morgentoilette. Ich versuchte gerade mit ein wenig Wasser den schalen Geschmack aus meinem Mund zu spülen, als sich Steffen zu mir gesellte.

"Kompliment" sagte er leise zur mir. "Wegen gestern" schob er noch hinterher, als er meinen verwirrten Gesichtsausdruck bemerkte.

"Das hilft mir jetzt nicht viel weiter" erwiderte ich.

Steffen deutete zu der noch schlafenden Rebecca hinüber.

"Du hast das gestern ja sehr gut hinbekommen" sagte er und griff sich eines der von mir vorbereiteten Marmeladenbrote. "Sie hat sich gestern früh ganz schon eingemauert und ich hatte Angst, dass ich sie vielleicht nicht dazu bringen könnte, uns zu begleiten."

Er biss einen kleinen Brocken von der Brotscheibe ab und kaute einen Moment hingebungsvoll darauf herum, ehe er in hinunterschluckte und weitersprach.

"Sass Du mich unterbrochen und mir ins Wort gefallen bist, damit hatte ich nicht im entferntesten gerechnet. Aber irgendwie hast Du damit wohl bewirkt, dass sie sich aus ihrer inneren Starre gelöst hat. Sie redet zwar kaum ein Wort, aber sie hat sich doch geöffnet. Was hat Dich eigentlich dazu gebracht?"

Ich zuckte mit den Schultern und konzentrierte meinen Blick auf die von mir gerade geschmierte Scheibe Brot.

"Tut mir leid dass ich so explodiert bin, aber irgendwie... Sorry, aber den Scheiß, den Du ihr erzählt hast, der hat mich einfach aufgeregt."

Ein seltsamer Ausdruck trat in Steffens Gesicht, eine wechselnde Mischung aus Ärger und Verwunderung. Er sagte jedoch nichts, sondern wartete darauf dass ich weiter reden würde.

"Ich meine" fuhr ich fort "... also, dieses dumme Gerede davon, dass *alles wieder gut werden wird...* was sollte das?"

Steffens Gesichtsausdruck veränderte nicht. Ich senkte meine Stimme, während ich weitersprach.

"Du und ich und Peter - wir wissen alle, wie tief wir jetzt in der Scheiße stecken. Und Rebecca ist sich darüber doch genauso im Klaren. Außer uns und vielleicht noch einer Handvoll anderer Leute, die irgendwo da draußen genauso viel Dusel hatten wie wir, hat das alles doch niemand überlebt. Da oben" ich deutete mit dem Daumen die Treppe hinauf "liegen immer noch die Leichen von denen, die Pech hatten oder zu langsam gewesen sind. So wird es überall in der Stadt sein. Und wer weiß wo sonst noch. Wie soll da also jemals *alles wieder gut werden?*"

Ich biss von meiner Brotscheibe ab und blickte Steffen herausfordern an. Er sagte immer noch kein Wort.

"Du hast mir erzählt, dass man Einfühlungsvermögen haben muss, um andere zu überzeugen und dass man ehrlich sein muss, sonst merkt es Dein Gegenüber sofort und verschließt sich oder was weiß ich. Aber mit Deiner Gute-Nacht-Geschichte hättest Du sie nicht überzeugen können. Weil Du es nicht ehrlich gemeint hast. Und das ist mir einfach gegen den Strich gegangen, so dass ich in die Luft gegangen bin."

Steffen schwieg noch immer, musterte mich nur nachdenklich.

"Wie gesagt, tut mir leid" brummte ich und widmete mich wieder meinem Frühstück. Steffen nahm sich einen Schluck Wasser aus der Flasche und strich sich über das auch bei ihm stetig wolliger werdende Kinn. Bei dem Anblick begannen meine eigenen Bartstoppel zu jucken.

"Du brauchst Dich nicht zu entschuldigen" sagte er schließlich leise mit nachdenklicher Stimme. "Du hast mit Deiner Art einen besseren Zugang zu ihr gefunden als ich und ich weiß, dass kein Arzt bei jedem Patienten Erfolg hat."

Er lehnte sich an die Wand und stellte die Flasche neben sich ab.

"Aber eines will ich Dir sagen" fuhr er fort und sah mir dabei fest in die Augen, "ich war zu keinem Zeitpunkt unehrlich zu ihr. Du wirst in den letzten Tagen wohl mitbekommen haben, dass ich meine eigene Art von Zynismus und Sarkasmus pflege und dazu neige, alle Dinge ziemlich kritisch zu hinterfragen. Aber ich gebe mich deswegen nicht Resignation oder Verzweiflung hin. Und auch wenn Du anderer Meinung bist, so glaube ich doch fest daran dass am Ende alles irgendwie gut werden wird."

Ich schnaubte verächtlich durch die Nase und drehte mich herum.

"Weißt Du, Matthias" begann Steffen erneut, ohne auf die Provokation zu reagieren, "es liegt auch daran, wie man *alles wieder gut* definiert. Du siehst darin vielleicht nur ein paar beruhigende Worte, mit denen man anderen Leuten unverbindlich Mut machen will, und diese Phrase wird vermutlich zu genau diesem Zweck immer wieder verwendet. So, als könnte man das Geschehene zurückdrehen und die Vergangenheit zurückholen. Und das ist sicherlich nur ein billiger Trost.

Aber ich sehe das ein wenig anders: das Leben geht von diesem Punkt, an dem wir uns heute befinden, unaufhaltsam weiter. Und das gibt uns auch die Möglichkeit, die vor uns liegenden Ereignisse mit zu gestalten. Wie auch immer die Gegenwart beschaffen sein mag, die Zukunft bietet uns nach wie vor alle Chancen. Und das bedeutet doch auch, dass wir sie so gestalten können, dass am Ende etwas Gutes herauskommt, oder? Ich meine jetzt nicht dass es wieder so wie früher wird. Sondern so, dass wir am Ende damit zufrieden sein können."

Er richtete seinen Blick an mir vorbei auf die gegenüberliegende Wand des Tunnels, als würde er in eine imaginäre Zukunft blicken.

"Ich für meinen Teil stelle es mir so vor: wir kommen weitestgehend heil und unversehrt aus der Stadt heraus auf das Land. Wir finden dort im Abseits Schutz, können uns in dem verlassenen Ort einen Unterschlupf einrichten, finden Nahrung und können unser Leben dort hoffentlich ungestört fortsetzen. Klar werden sich jeden Tag neue Probleme und Herausforderungen ergeben, die wir bewältigen müssen, aber Stück für Stück können wir uns dort draußen eine neue Existenz aufbauen. Wer weiß, möglicherweise werden wir auf weitere Flüchtlinge stoßen, mit

ihnen eine neue Gemeinschaft aufbauen - wer kann das jetzt schon sagen? Aber ich sehe dem allen mit Zuversicht entgegen."

"Und wie geht es dann weiter?" fragte ich ihn. "Ich meine, wie stellst Du Dir das alles langfristig vor? Eine Art *Robinson Crusoe* auf dem Land? Wir gründen eine alternative Kommune? Werden wieder Kleinbauern und beschlagen Pferde wie früher mit selbst geschmiedeten Hufeisen?" Ich schüttelte den Kopf und starrte appetitlos auf das angebissene Stück Brot in meiner Hand.

"Ich weiß, dass Du Dir mindestens genauso viel Gedanken über unsere Situation machst wie ich" erwiderte Steffen. "Aber ich sehe keinen Sinn darin, weiter nach vorne zu schauen als bis zum nächsten anstehenden Hindernis. Frag Dich selbst: wie hast Du Dir vor einer Woche noch Deine Zukunft ausgemalt? Und was ist von dieser Vision jetzt noch übrig?"

Du kannst Dir für Dein Leben viel vornehmen, aber mit jeder Stunde die Du lebst ändert sich die Richtung Deines Weges. Ich halte es deshalb für falsch, seine Perspektive zu weit hinauszustrecken. Dann verliert man unter Umständen nämlich den Blick für das Wesentliche, das sich genau vor der eigenen Nase befindet."

Er ließ seine Zunge kurz im Mund herumfahren, vermutlich um wie ich schon zuvor den Geschmack fehlender Mundhygiene zu vertreiben.

"Das ist ein weiterer Punkt, den ich an Tieren zu schätzen gelernt habe" sagte er dann mit einem noch leicht schmatzenden Geräusch. "Sie leben im Hier und Jetzt, für sie ist zunächst nur das direkt vor ihnen liegende relevant. Keine Hündin macht sich, während sie trächtig ist, Gedanken über die Erziehung ihrer Welpen - darum kümmert sie sich, wenn sie sie geboren hat. Bei den Menschen hingegen rennen manche Mütter schon ab der achten Woche wie ein hysterisch gackerndes Huhn vom Arzt zur Schwangerschaftsgymnastik, beschallen den Fötus in ihrem Bauch wahlweise mit einer Mischung aus beruhigender oder stimulierender Musik... manche geben sich tatsächlich der Illusion hin, ihr Kind bereits während der Tragezeit schulisch fördern zu können, indem sie ihnen Aufzeichnungen von Referaten über Physik oder Mathematik vorspielen, natürlich über von selbsternannten Spezialisten entworfenen und unglaublich teuren Laufsprechern, die sie sich auf den Babybauch pressen. Und wenn dann später, nach ein paar Monaten im Zuge einer Voruntersuchung, das Down-Syndrom diagnostiziert wird bricht eine Welt zusammen und das Kind wird abgetrieben."

Er schüttelte traurig seinen Kopf.

"Weißt Du, Matthias... es ist müßig, die Zukunft planen zu wollen. Wir können sie nur gestalten, und zwar von einem Moment zum nächsten.

Aber genau das ist es, was mir Hoffnung macht. Denn dann kann am Ende tatsächlich wieder alles gut werden."

Mit diesen Worten erhob er sich und ging hinüber zu der immer noch schlafenden Rebecca, um sie aufzuwecken. Als kurz darauf Peter aus dem Tunnel herauskam stand auch ich auf und half ihm, wieder auf die Plattform hinaufzuklettern. Danach verzog ich mich auf die Sitzbank und hing meinen Gedanken über seine Worte nach.

Nachdem Peter und Rebecca ebenfalls ihr kurzes Frühstück beendet hatten begannen wir damit, unser Nachtlager zusammenzupacken. Mein Rucksack hatte bereits merklich an Gewicht verloren, aber die Freude über die geringere Last auf meinem Rücken mischte sich mit dem Wissen, dass wir damit auch bereits einen nicht unwesentlichen Teil unserer Vorräte verloren hatten. Grob geschätzt würde der Rest vermutlich für zwei oder drei Tage ausreichen - vielleicht etwas länger, wenn wir die Rationen reduzieren würden. Aber was dann? Steffens Rat, immer nur das nächste Problem ins Auge zu fassen, brachte mir hier keinen Trost. Dennoch wollte ich diese Angelegenheit noch nicht vor den anderen zur Sprache bringen, nicht solange wir die Dunkelheit des Tunnels nicht hinter uns gelassen hatten. Ich nahm mir jedoch vor, die Versorgungslage spätestens heute Abend mit ihm zu besprechen.

Kurz nachdem wir uns wieder auf den Weg gemacht hatten spürte ich die Schmerzen in meinen Beinen stärker denn je. Ich hatte gehofft dass mein Muskelkater bei ständiger Belastung wieder verschwinden würde, aber wie es schien war meine Kondition doch deutlich schlechter als ich angenommen hatte. Die Bequemlichkeit des Stadtlebens mit seinen kurzen Wegen, den Rolltreppen und Laufbändern, der Flexibilität der TransBus-Linien hatte ohne Zweifel dazu geführt, dass ich das Laufen über weite Strecken oder längere Zeit hinweg verlernt hatte.

Peter schien es jedoch noch schlechter zu gehen. Seine Einsilbigkeit in den letzten Tagen war ein deutlicher Hinweis dafür und bei unserem Abmarsch hatte ich gesehen, wie er beim Gehen das Gesicht verzog und leicht humpelte - vermutlich hatte er sich in seinen Schuhen bereits ein paar Blasen an den Füßen geholt. Steffen schien sich, seinem Blick nach zu urteilen, deswegen ebenfalls Sorgen zu machen. Vielleicht legte er deswegen heute ein deutlich langsames Tempo vor und mir schien der immer wiederkehrende Blick auf den Kompass auch ein Vorwand zu sein, um uns allen zwischendurch immer wieder einen kleinen Moment der Pause zu gönnen.

Die Monotonie unseres Weges in der Finsternis umfing mich wieder schnell. Um mich nicht zusätzlich unter Druck zu setzen hatte ich bei unserem Aufbruch absichtlich darauf verzichtet, einen Blick auf Peters Uhr zu werfen und so lief ich nun ohne jegliches Zeitgefühl vor mich hin. Der Weg veränderte sich, die Trasse schien mir mit der Zeit abschüssig zu werden. Immer wieder traten wir in der Dunkelheit in Pfützen, die sich auf dem Boden zwischen den Gleissträngen gebildet hatten. Vor allem Peter hatte hier mit seinem Schuhwerk wieder das schlechteste Los gezogen - ich hörte ihn hin und wieder nach einem platschenden Geräusch leise vor sich hin fluchen, wenn das Wasser seine Füße umschloss und seine Socken tränkte. Steffen verlangsamte daraufhin nochmals unsere Geschwindigkeit und ließ nun den Strahl seiner Taschenlampe verstärkt auch über die Bodenfläche gleiten, um nach Möglichkeit weitere Pfützen rechtzeitig erkennen und umgehen zu können. Hin und wieder blieb uns allerdings keine andere Möglichkeit als durch das schwarze Brackwasser zu laufen, wenn sich die Pfützen wie kleine Seen von einer Seite des Tunnels zur anderen hinzogen. Nach einer Weile begann auch ich eine klamme Feuchte an meinen Zehen zu spüren.

Plötzlich blieb Steffen abrupt stehen und fluchte leise. Ich brauchte einen Moment um im Lampenschein zu erkennen, dass der Tunnel sich vor uns gabelte und eine Weiche die Gleisbahn in zwei verschiedene Stränge aufteilte, von denen einer nach links und der andere nach rechts führte. Ein rascher Blick über die Schulter von Peter auf den in seiner ausgestreckten Hand liegenden Kompass zeigte mir, dass zudem unser Weg bisher exakt nach Süden geführt hatte.

"Jetzt haben wir ein Problem..." sagte Steffen gedehnt und rieb sich das mit Bartstoppeln übersäte Kinn. Ich sah, wie Rebecca bei seinen Worten die Schultern etwas nach unten sinken ließ, dennoch war von ihr kein Laut einer Enttäuschung zu vernehmen. Ich dachte unwillkürlich daran dass ich in ihrem Alter, unter den Umständen in denen wir uns gegenwärtig befanden, vermutlich nie und nimmer so ruhig geblieben wäre.

Peter ließ sich mit erschöpftem Gesicht auf die Abdeckung des seitlich verlaufenden Stromabnehmers sinken. Die Schatten, die der Lichtkegel warf, verliehen seinem zerfurchten Ausdruck etwas holzschnittartiges.

"Ich nehme nicht an, dass Du Dich an diesen Punkt erinnern kannst?" fragte er mit müder Stimme.

Steffen schüttelte den Kopf.

"Ich bin diese Strecke nie komplett bis nach Südend gefahren. Und abgesehen davon sind die Tunnel zwischen den Stationen unbeleuchtet. Du achtest auf der Fahrt nicht auf so etwas."

"Könnte es eine Ausweichstrecke gewesen sein?" spekulierte ich. "Du sagtest die Trasse endete in einer Wendeschleife. War dort überhaupt eine Station für die U-Bahn angelegt?"

Steffen gab keine Antwort, während er schweigend nachdachte.

"Vielleicht gabelte sich die Strecke ja bereits, noch bevor sie wieder ins Freie führt..." sagte er leise, wie zu sich selbst. "Andererseits... hätten sie dann wirklich zwei getrennte Tunnel gegraben? Das wäre doch unnötig teuer gewesen..."

Nachdenklich verfiel er wieder in Schweigen. Ich räkelte das Gewicht meines Rucksacks auf meinen Schultern in eine andere Position.

"Ich denke, wir sollten nach rechts gehen" hörte ich plötzlich Rebeccas leise Stimme in der Dunkelheit zwischen uns. Wir hoben unwillkürlich ein wenig verwundert unsere Köpfe, um sie anzublicken.

"Warum glaubst Du, das wäre der richtige Weg?" fragte Steffen.

Rebecca zuckte ein wenig unschlüssig die Schultern. Vielleicht war sie, angesichts der plötzlichen Aufmerksamkeit von uns anderen, ein wenig verlegen darüber sich überhaupt zu Wort gemeldet zu haben.

"Ich... ich fühle aus dem rechten Tunnel einen Luftzug" sagte sie, die Stimme noch ein wenig mehr gedämpft. "Von dort muss es also wohl eine Verbindung ins Freie geben. Wenn die Luft wieder aus einem Ausgang kommt, dann muss dieser doch ganz in der Nähe sein... dann können wir wieder nach Draußen sehen, um herauszufinden wo wir eigentlich sind... meint Ihr nicht auch?"

Ich schloss meine Augen, um mich besser konzentrieren zu können. Es stimmte, was Rebecca sagte - ein kaum wahrnehmbarer Luftzug strömte aus der Öffnung zu unserer rechten Seite.

"Du hast Recht" sagte ich und sah Peter und Steffen an. "Ich finde, das ist eine gute Idee, wir sollten es versuchen."

Auch Steffen nickte.

"Solange sich der Tunnel nicht ein weiteres Mal gabelt können wir uns schließlich kaum verlaufen."

"Wie wäre es zuvor mit einer kleinen Pause?" meldete sich Peter zu Wort und ich konnte an seiner Stimme hören, dass er dabei seine Zähne zusammenbiss. Steffen warf im trüben Lampenschein einen kurzen Blick auf Peters Armbanduhr und nickte dann erneut.

"Ja, das ist wohl besser" stimmte er zu. "Wir sind schon wieder knapp zwei Stunden unterwegs, und bis zum Ende der Strecke sollte es nicht mehr allzu weit sein - wir sind gestern bereits sehr gut vorangekommen."

Ich ließ meinen Rucksack langsam von meinen Schultern rutschen und zu Boden gleiten, gleichzeitig darum bemüht, meine Erleichterung über die Rast nicht offen zu zeigen. Rebecca setzte sich neben Peter und legte ihre Tasche neben ihre Füße. Ich kramte eine Flasche Wasser hervor.

"Hat jemand Durst?"

Rebecca und Peter teilten sich die Flasche. Steffen ging derweil ein paar Schritte in Richtung Tunnelöffnung. Ich folgte ihm.

"Wie geht es mit Peter?" fragte ich ihn flüsternd, während er die Wände des rechten Tunnels ausleuchtete, wohl um Aufschluß über seinen weiteren Verlauf zu erhalten. Steffen warf einen kurzen Blick zu Peter und Rebecca zurück, ehe er mir dann mit einem leichten Kopfnicken bedeutete, ihm noch etwas weiter in den Tunnel zu folgen.

"Ich mache mir Sorgen um ihn" flüsterte er nach ein paar Metern. "Was seinen Arm betrifft, so verheilt der ziemlich gut. Aber seine Füße sind vermutlich schlimm dran, er hat einige wund gescheuerte Stellen und jede Menge Blasen - er trägt nicht gerade die richtigen Schuhe für so eine Wanderung. Außerdem..." er atmete tief durch "scheint er mir innerlich an einem Tiefpunkt angekommen zu sein. Keine Depressionen, aber eine doch ziemlich resignierte Stimmung. Das alles hier nagt auch an ihm ganz schön." Er musterte mich kurz mit seinem scharfen Blick. "Und Dir? Wie geht es bei Dir?"

"Es geht" gab ich mit einem Schulterzucken zurück. "Wir haben ja nicht gerade eine Wahl. Was mir ein wenig Sorgen macht ist unser Proviant. Meiner Schätzung nach sind wir bereits bei der Hälfte angekommen."

"Und wie steht es mit dem Wasser?"

"Zwei große Flaschen, und dann noch die sechs kleinen."

Steffen nickte.

"Es wird Zeit, dass wir hier herauskommen und uns irgendwo wieder versorgen können."

"Und wo?" fragte ich ihn, die Zweifel in meiner Stimme waren selbst für mich unüberhörbar. Aber Steffen grinste mich nur wieder schief an.

"Wir werden sehen" sagte er und wandte mir dann wieder den Rücken zu. "Schauen wir mal nach, ob die anderen wieder zu Kräften gekommen sind."

Wir brachen wieder auf. Langsam schien sich die Luft tatsächlich ein wenig zu verändern, so dass ich wieder ein wenig Hoffnung schöpfte, die U-Bahn-Strecke bald hinter mir lassen zu können. Unglücklicherweise kam in diesem Teil der Strecke anscheinend auch wieder mehr Wasser zu uns hinunter. Immer häufiger stießen wir jetzt auf Pfützen, die zudem größer und stellenweise auch tiefer waren. Nach einer gefühlten Stunde Fußmarsch waren meine Füße patschnass und ich sehnte mich nach trockenem Schuhwerk. Trotzdem war noch kein Licht am Ende des Tunnels zu erkennen.

Nach einer Weile glaubte ich jedoch, ein leise summendes Geräusch hören zu können: hell und sirrend, in seiner Tonhöhe gleichbleibend und ohne sich zu verändern. Steffen verlangsamte merklich seine Schritte, was mir die Überzeugung vermittelte dass er ebenfalls diesen Ton hören konnte. Nur wenige Meter weiter begannen auch Peter und Rebecca unruhig zu werden. Steffen blieb schließlich stehen und griff nach Peters Arm, um ihn am weitergehen zu hindern.

"Hört Ihr das auch?" flüsterte er, und im Vergleich zu seiner Stimme konnten wir im Dunkeln erst wirklich erkennen, dass dieses sirrende Geräusch bereits lauter geworden war. "Was ist das?"

Ich spürte, wie Rebecca sich verkrampfte. Auch mir begann die Angst langsam den Rücken nach oben in den Nacken zu kriechen. Zugleich registrierte ich aber, dass dieses Geräusch nicht die richtige Frequenz hatte, um einer bedrohlichen Maschine zugeordnet werden zu können. Es war ein sehr heller Ton, und er kam mir seltsam bekannt vor...

"Das ist doch ein Lüfter!" platzte ich heraus und erschrak im gleichen Augenblick vor der ungewohnten Lautstärke meiner normalen Stimme. Peters zustimmenden Nicken wurde von Steffens Taschenlampe als monströser Schatten an die Tunnelwand geworfen.

"Ja... ein Lüfter. Vielleicht auch mehrere. Daher kommt also der Luftzug hier im Tunnel!"

"Schön und gut," mischte sich Steffen ein "aber sag mir bitte auch was diesen Lüfter antreibt - ohne Elektrizität?"

Die Stille, die auf seine Frage folgte, verdickte sich so sehr dass ich das Gefühl bekam, sie mit einem Messer regelrecht in Würfel schneiden zu können. Ein passives System, welches sich in einem existierenden Luftstrom mitdreht, hätte weder diesen hohen noch einen solch konstant gleichbleibenden Ton erzeugen können. Es war ein rein mechanisch erzeugtes Geräusch und dem Klang nach befand es sich in einer lokalen Position, ohne näher zu kommen oder sich zu entfernen. Ein stationärer

Lüfter, der von einer Stromquelle angetrieben wurde, stellte die einzige wirklich realistische Erklärung dar.

"Gehen wir weiter" unterbrach schließlich Steffen meine Überlegungen. "Sonst werden wir nie eine Antwort auf diese Frage erhalten."

Er ging wieder voran, aber nun sehr viel langsamer und vorsichtiger als bisher, und er hielt sich nicht mehr in der Mitte des Tunnelquerschnitts sondern ging, ähnlich wie Peer vor ein paar Tagen oben auf der Straße, eng an der Seitenwand entlang. Wir folgten ihm ebenso zögerlich.

Die Trasse machte eine langgezogene Biegung nach rechts, ehe sich die Strecke wieder in eine Gerade mit einem nun ebenen Boden zog. Der Strahl von Steffens Taschenlampe traf urplötzlich eine Wand in einiger Entfernung. Kurz vor uns war ein niedriger Prallschutzpoller auf den Stahlprofilen montiert, welche bis zu dem Ende des Tunnels führten. Die Strecke war hier zu Ende.

Das surrende Geräusch war jetzt in unserer unmittelbaren Nähe zu hören und Steffen ließ den Lichtstrahl vorsichtig über die seitlichen Wandabschnitte gleiten. Direkt zu unserer rechten Seite hin erhob sich eine Plattform, welche allerdings deutlich kürzer war als bei den anderen Haltestationen, die wir bislang auf unserem Weg passiert hatten. Sie war nur etwa zwanzig Meter lang, weder eine Anschlagtafel noch Sitzbänke waren hier aufgestellt worden. In der Mitte der rückwärtigen Längswand befand sich eine Stahltür, über der ein antik wirkendes, rechteckiges Fluchtlicht sein grünes Licht schwach auf den gefliesten Boden warf. Links und rechts daneben waren korrodierte Metallgitter befestigt, hinter denen sich surrend die Flügel von zwei Belüftungsventilatoren drehten. Oberhalb des rechten Lüftungsgitters war ein Sensorfeld angebracht, welches vermutlich der Türsteuerung diente. Darüber hing ein kleines Kunststoffschild mit einer Aufschrift. Wir blickten uns der Reihe nach verwirrt an.

Rebecca ließ den Kopf nach unten hängen. "Es tut mir leid" stammelte sie fast tonlos vor sich hin. "Ich hatte wirklich gedacht..."

"Das ist gut!" rief Steffen, für meinen Geschmack ein wenig unnötig laut und klopfte Rebecca vorsichtig auf die Schulter. "Rebecca, das hier ist viel besser als der Tunnelausgang zu der Wendeschleife!"

"Und wo bitte schön sind wir hier jetzt genau?" platzte ich heraus.

Steffen leuchtete mit seiner Lampe direkt auf das Schild, dass sich über dem Sensor neben der Tür befand. Im reflektierenden Schein konnte ich die Inschrift erkennen:

LWZ Süd, Linie 5E, Aufgang B

Kapitel 10

"Das Landwirtschafts-Zentrum Süd" sagte Steffen. "Ich hatte gar keine Ahnung dass sie es damals an das U-Bahn-Netz angeschlossen hatten, aber es macht Sinn: die Mitarbeiter konnten so bequem und abseits des Straßenverkehrs direkt zu ihrer Arbeitsstelle fahren. Früher haben in den Zentren auch wesentlich mehr Menschen gearbeitet als vor dem Einzug der allgemeinen Automatisierung, da war es für große Betriebe sicherlich lohnend, eine solche Möglichkeit bereitzustellen."

Er sah meinen immer noch recht verständnislosen Blick und beeilte sich, seine Erklärung fortzusetzen.

"Jedes LWZ war als eine unabhängige, große Anlagen autark von der normalen Stromversorgung angelegt, um auch in Krisensituationen die Produktions- und Versorgungssicherheit gewährleisten zu können. Als die allgemeine Stromzufuhr unterbrochen wurde, muss automatisch das Notfallsystem aktiviert worden sein. Deswegen laufen die Lüfter für die Plattform und deswegen leuchtet das Schild über der Tür auch nur so schwach. Ich möchte wetten, dass dort oben die ganze Anlagentechnik ebenfalls noch in Betrieb ist."

Das südliche LWZ liegt für uns noch wesentlich günstiger als die Wendeschleife der U-Bahn-Trasse. Wegen der Verkehrsanbindung haben sie direkt in der Nähe eine Auffahrt zur R38 gebaut. Von der Schleife aus hätten wir oben bestimmt noch einmal zwei Kilometer laufen müssen, jetzt liegt die Straße direkt vor unseren Füßen."

Er grinste mich breit an, wie um mir zu sagen: *Siehst Du, es ergibt sich immer etwas*. Ich nahm die Herausforderung mit hochgezogenen Augenbrauen an und beschloss, wieder den kritischen Nörgler zu spielen.

"Klingt toll, aber wenn ich das richtig sehe wird diese Tür, die für uns den einzigen Zugang darstellt, elektronisch entriegelt, und zwar über dieses Sensorfeld, vielleicht mit Chipkarten oder was weiß ich wie. Die Preisfrage lautet also: wie kriegen wir die verdammte Tür auf? Und was mir noch einfällt: was befindet sich direkt dahinter?"

"Ich habe nicht die leiseste Ahnung" erwiderte Steffen ernst. "Aber ich weiß, dass wir unter uns dafür einen Spezialisten haben. Was meinst Du, Peter?"

Peter hatte stumm unsere Unterhaltung mitverfolgt. Jetzt zuckte er mit den Schultern. "Ich muss es mir ansehen. Von hier unten kann ich gar nichts sagen."

Steffen nickte mir zu. "Also, dann mal hoch zur Türklingel."

Gemeinsam halfen wir Peter auf die Plattform und hoben dann wir auch Rebecca hinterher, ehe Steffen und ich anschließend selbst nach oben kletterten. Peter stand bereits an der Tür. Im Licht von Steffens Lampe untersuchte er sorgfältig die Sensorplatte und schüttelte dann den Kopf.

"Die sitzt fest" sagte er. "Wir werden hier ein wenig Gewalt anwenden müssen. Mats, versuch doch bitte mal die Platte hier am rechten Rand weg zu hebeln."

Mit dem Brecheisen kamen wir in den dünnen Spalt zwischen Wand und Platte nicht hinein. Mit einem Schraubenzieher aus Peters Rucksack hatte ich mehr Erfolg, zumindest gelang es mir die Abdeckung so weit aufzubiegen dass ich mit dem Brecheisen ansetzen konnte. Zusammen mit kleineren Betonsplittern gab die dahinter liegende Befestigung schließlich nach und die Metallplatte ließ sich um etwa neunzig Grad zur Seite biegen. Ein Gewirr dünner Leitungsdrähte, größtenteils mit einer kleinen Platine verbunden, kam zum Vorschein.

Peter ließ von Steffen das Innenleben des Türöffners gut ausleuchten, während er sich mit seiner verbliebenen Hand durch das Drahtdickicht wühlte. Ich versuchte derweil an seiner rechten Seite ihm bei der Arbeit über die Schulter zu spähen, gab aber bald auf und wandte mich statt dessen der Tür zu. Das stählerne Türblatt endete in einem flachen Rand, der sich fast nahtlos in die ihn umgebende Zarge einfügte. Selbst wenn es mir gelingen würde, hier einen Halt zu finden - mit meinem kleinen Brecheisen würde ich sicherlich niemals genug Kraft aufbringen können, um die Tür aufzuhebeln, selbst wenn sie nicht verschlossen gewesen wäre. Schließlich trat Peter einen Schritt zurück um uns einen Einblick in das elektronische Kabelwirrwarr zu geben und schüttelte abermals den Kopf.

"Keine Chance" sagte er und er klang wieder ein wenig resigniert. "Das ist kein einfacher Sensor, der ein Funksignal aussendet und auf eine Antwort von einem RFID-Chip wartet. Dieser Zugang ist anscheinend berechtigungsabhängig geschützt. Das Signal, das von dem Sensor hier entgegen genommen wird, wird also erst an ein Computersystem weitergeleitet..." er deutete bei seinen Worten auf ein paar Drähte, die nach hinten in einem Leitungsrohr innerhalb der Wand verschwanden "und wenn die Person legitimiert ist, gibt dieses das Signal wieder an die Platine zurück, die dann die Verriegelung im Türrahmen zurückzieht." Er zeigte auf sechs dünne Drähte, die nach links zur Türzarge führten.

"Könnten wir das System kurzschließen?" fragte Steffen. "Zum Beispiel, indem wir eine Spannung an die Drähte anlegen?"

"Wenn wir wüssten, mit welcher Spannung das System hier arbeitet, vielleicht..." antwortete Peter ihm gedehnt. "Aber ob die Zugmotoren der Verriegelung darauf anspringen? Und wie sollten wir die Spannung anlegen? Die Batterien für unsere Lampen anklemmen? Dazu haben wir keine Möglichkeit." Er wandte seinen Blick zur Türzarge, wie ich es schon zuvor getan hatte.

"Das dürfte eine Fluchttür sein" sagte er nachdenklich. "Also ist sie von innen wahrscheinlich leicht zu öffnen, vermutlich sogar über einen einfachen Panikverschluss. Dann sollten keine Rechteckriegel verbaut worden sein, sondern nur einfache Schnapper. Es gehen sechs Drähte zur Tür, also sind wahrscheinlich drei Riegel in der Tür vorhanden." Für einen kurzen Moment unterbrach er sich, um einen Gedanken genauer zu verfolgen, aber dann schüttelte er ein weiteres Mal den Kopf. "Nein" sagte er schließlich. "Wir können diese Tür nicht gewaltsam aufbrechen. Und um sie zu öffnen, müssten wir eine funktionierende Zugangskarte haben. Oder bereits drinnen sein..."

Peter richtete seinen Blick nach unten, auf den unterhalb des Sensors leise vor sich hin surrenden Lüfter. Im Licht der Taschenlampe sahen wir ein großes Rotorblatt, dessen drei oder vier Flügel langsam hinter dem rostigen Gitterblech rotierten.

"Mats, kannst Du bitte das Blech vor dem Lüfter weg hebeln?" fragte er mich schließlich.

Das war nun eine relativ leichte Aufgabe. Das Gitter war mit ein paar kleinen Schrauben über ein umlaufendes Klemmblech an die Wand geschraubt worden, so dass sich leicht ein Ansatzpunkt finden ließ. Nach zweimaligem Hebeln löste sich es sich bereits an einem Rand ab und zusammen mit Steffen bogen wir es zur rechten Seite weg. Die Öffnung mit dem rotierenden Lüfter lag nun vor uns und maß in etwa siebzig auf siebzig Zentimeter.

"Gib mir doch bitte kurz das Brecheisen" bat Peter mich. Verwundert reichte ich es ihm. Er richtete seinen Blick nachdenklich auf den Lüfter, dann stieß er das Werkzeug mit einer schnellen Bewegung in das sich bewegende Flügelblatt hinein. Das krachende Geräusch von Metall auf Metall, das im U-Bahn-Tunnel widerhallte, ließ uns alle unwillkürlich zusammensucken. Es wurde abgelöst von einem gequält wirkenden, weinerlichen Quietschen, als der nun blockierte Elektromotor weiterhin versuchte, das arretierte Lüfterblatt anzutreiben, welches mit seinen drei Flügeln jetzt aber still vor uns lag. Peter ließ das fest eingeklemmte Brecheisen los und deutete auf die Mitte des Lüfters.

"Wie ich mir gedacht hatte" sagte er und eine Befriedigung lag in seiner Stimme, die ich schon eine ganze Zeitlang vermisst hatte. Es war wieder wie in unserer Firma, wenn er ein kniffliges Problem zu lösen hatte und dem Ziel einen Schritt näher gekommen war. "Das Lüfterblatt ist in der Mitte über eine Schraubverbindung befestigt. Mats, kannst Du die Verbindung lösen, damit wir das Blatt aus dem Lüfter herausziehen können?"

Ich nickte und versuchte, den Schraubenzieher anzusetzen. Der Schlitz war ein wenig zu groß für die kleinere Schraube, so dass ich keinen rechten Halt bekam. Die Schraube drehte sich ein kleines Stückchen, dann saß sie fest. Bombenfest.

"Scheiße" fluchte ich, aber Peter klopfte mir mit einem leisen "Ts-ts-ts" auf die Schulter.

"Mats, benutzt Deinen Kopf" wies er mich mit gedämpfter Stimme an. "In welche Richtung dreht der Lüfter?"

Ich stutzte, dann begriff ich es. Wenn die Schraube ein Rechtsgewinde hätte, dann würde früher oder später das Lüfterblatt sich selbst durch die Motorbewegung losgedreht haben. Ich hoffte das hier in der Dunkelheit niemand meinen roten Kopf sehen konnte und drehte dann energisch den Schraubenzieher in die entgegengesetzte Richtung. Nach einigen Umdrehungen kam die Schraube frei und fiel heraus. Steffen griff das stillgelegte Lüfterblatt und zog es ab. Das Brecheisen rutschte klirrend auf die Fliesen und der Motor fiel in ein fast lautlos sirrendes Geräusch zurück, als sein Bewegungsmoment wieder freigegeben wurde.

Peter nahm Steffens Taschenlampe und ließ das Licht in die dunkle Lüfteröffnung hinein scheinen. Ein mit Blech ausgekleideter Schacht führte nach oben, vermutlich zu einem Lufteinlass an der Erdoberfläche. Der Motor des Lüfters war über zwei Metallstreben an der rechten Seite der Öffnung angebracht.

"Da hinten ist eine Revisionsöffnung" sagte Peter, als er den Lichtstrahl über den dünnen schwarzen Rand einer Klappe gleiten ließ. Logisch, irgendwie musste der Lüfter an dieser Stelle ja eingebaut worden sein. Die Klappe war schmal, schmaler als die Lüfteröffnung. Peter gab mir das Brecheisen zurück. "Versuch doch mal, ob Du die Klappe aufstoßen kannst."

Ich nickte, ging auf die Knie und versuchte mich soweit in die Öffnung hineinzuzwängen dass ich, das Brecheisen wie ein Schwert nach vorne haltend, das rückwärtige Ende des Lüftungskanals erreichen konnte. Weit kam ich nicht, ich spürte wie mein Rücken an den Stahlprofilen des Rahmens anstieß. Aber es war weit genug, um das andere Ende zu

erreichen. Ich hatte allerdings kaum ausreichend Platz, um meinen Arm abzuwinkeln und das Eisen gegen die Klappe stoßen zu lassen. Sie leistete zum Glück keinen nennenswerten Widerstand, schon nach zwei oder drei Schlägen klappte sie zurück. Mühsam kroch ich wieder nach hinten und stieß mir dabei die Knie an der Blechkante der Lüfteröffnung an.

"Sie ist offen" sagte ich, während ich mir fluchend die Kniescheiben massierte. "Aber da kommen wir nie im Leben durch!" Steffen leuchtete wieder in die Öffnung hinein. Hinter der Klappe schien sich ein größerer Raum zu befinden.

"Wir nicht" stimmte er mir zu, ehe er seinen Blick auf Rebecca richtete. "Aber sie vielleicht schon."

Rebecca sagte nichts, ihr Gesicht jedoch sprach Bände. Es war ihr ganz offensichtlich nicht wohl bei dem Gedanken, sich durch dieses dunkle und dreckige Loch zu zwängen. Vielleicht weil niemand sie weiter mit Fragen bedrängte nickte sie schließlich widerstrebend und schob sich langsam in die Lüfteröffnung hinein.

"Wenn Du das Gefühl hast nicht weiterzukommen, dann bleib einfach ruhig liegen und sag uns Bescheid" rief Peter ihr in das Loch hinterher. "Wir werden Dich dann wieder zu uns nach draußen ziehen."

Rebecca gab erneut keine Antwort und ich konnte nicht sagen ob das leise "Hmpf", das ich zu vernehmen glaubte, ihrem Widerwillen oder ihrer Anstrengung, durch diese enge Öffnung zu kriechen, geschuldet war. Zentimeter um Zentimeter verschwand sie, das laute Klappern von der aufgestoßenen Revisionsöffnung bestätigte schließlich, dass sie ihren Weg durch die Öffnung hindurch fand. Kurz darauf war sie aus unserem Blickfeld verschwunden.

Eine Pause entstand bis schließlich ihre Stimme, dumpf und leise durch die Öffnung hindurch, zu vernehmen war.

"Ich bin durch" sagte sie, und fügte kurz daraufhin noch hinzu: "Was für ein Drecksloch!"

"Findest Du die Tür?" fragte Steffen durch das Loch in der Wand.

"Ja" kam es dumpf zurück "aber es ist stockdunkel hier."

Einen Moment später war ein klackendes Geräusch zu hören und die Tür neben uns wurde von innen aufgestoßen. Rebecca blickte uns durch den Spalt mit einer Miene an, die irgendwo zwischen einem *Ich habe es geschafft!* und *Das nächste Mal macht Ihr das gefälligst!* lag. Ihre Haare, ihr Shirt, ihre Hose, ihre Schuhe - alles war von schwarzem Staub, vielen Fusseln sowie den Resten eines gelb gefärbten Isoliermaterials bedeckt. Hingebungsvoll kratzte sie sich ihre Unterarme.

"Mann, das juckt wie bescheuert!" fluchte sie leise vor sich hin.

Steffen nickte. "Brandschutzhemmendes Dämmungsmaterial" sagte er. "Na komm, lass Dir helfen." Er zog seine Jacke aus, rollte sie zusammen und fing an, sie damit von allen Seiten abzustauben.

"Wir sollten zusehen dass Du Dich irgendwo abwaschen kannst" sagte er schließlich als er seine Jacke ausschüttelte. "Eher wirst Du diesen Juckreiz nicht los, selbst wenn Du Dir die Haut abkratzst."

Peter, der sich wieder die Lampe genommen hatte, begann bereits interessiert den Raum, in dem wir angekommen waren, auszuleuchten. Vermutlich war es eine Art Sicherheitsschleuse gewesen. Die uns gegenüberliegende Tür war geschlossen und wies keine Klinke, sondern nur einen Zugbügel auf. Rechts von uns führte eine Glastür in einen kleinen Nebenraum. Dort standen mehrere ziemlich altmodisch wirkende Monitore auf drei in einer Reihe angeordneten Tischen. Die Wände zeigten die Spuren von über lange Zeit abgestellten, nun aber entfernten Gegenständen. Anschlusskabel ragten aus Verteilerdosen. Am Ende des Zimmers war ein Regal an die Wand geschraubt, in dem noch zwei verstaubte Aktenordner standen. An zwei Haken hingen weißgraue Umhänge sowie eine ehemals schwarze Lederjacke. Auf dem hintersten Schreibtisch lag die Tastatur eines Computerterminals, das an einen kleinen Bildschirm angeschlossen war. Zielstrebig steuerte Peter darauf zu und drückte die Enter-Taste. Der Monitor erwachte zum Leben und zeigte flimmernd eine Eingabemaske.

"Ich schätze, das hier war ein Kontrollpunkt der Sicherheitsabteilung" sagte er wie zu sich selbst. "Wer kam und ging, wurde hier registriert."

Er ließ den Blick weiter durch den Raum schweifen. Dann drückte er einen Lichtschalter neben der Tür. Helles Licht zuckte, als eine der vorsintflutlich anmutenden Neonröhren an der Decke summend zum Leben erwachte und ihr kaltes, blaues Licht auf uns warf. Peter schaltete die Taschenlampe aus und wandte seinen Blick wieder nachdenklich dem Terminal zu.

"Vermutlich haben sie alles zentral gesteuert, einschließlich der Tür" spekulierte er vor sich hin. "Das bedeutet wohl, dass wir irgendwie in das System hier müssen, wenn wir weiterkommen wollen."

"Schaffst Du das?" fragte Steffen seinen Freund durch die Tür.

Peter zuckte mit den Schultern und blickte sich erneut im Raum um. Nach zwei Minuten griff er nach der Lederjacke an dem Kleiderhaken und zog eine kleine, an der Brusttasche befestigte Plastikkarte ab.

"Sie haben für die Berechtigungen wohl diese Passscheiben benutzt" sagte er, während er die Marke musterte. Eine Nummer war eingepägt.

Peter drehte sich zum Terminal um und tippte die Nummer der Marke in das Login-Feld ein. Eine Fehlermeldung erschien auf dem Monitor. Peter nickte.

"Es hätte mich auch sehr gewundert wenn sie die alten Marken nicht deaktiviert hätten" sagte er. Er studierte die angezeigte Meldung genau, dann winkte er mich zu sich.

"Zeit für ein wenig Unterricht, Mats" grinste er, als ich zu ihm kam. "Ich brauche Deine Finger. Drück bitte *Steuerung-Alt-W* und halt die Tasten gedrückt."

Ich tat wie er sagte. Mit seiner rechten Hand drückte er zusätzlich die Tastenkombination *T-O-P* auf der Tastatur und zählte leise vor sich hin. Es dauerte einige Sekunden, dann wurde der Login-Bildschirm durch eine schwarze Wartungskonsole ersetzt. Peter strahlte von einem Ohr zum anderen.

"Ich wusste es!" sagte er. "Die Fehlermeldung war ganz typisch für eines unserer alten Systeme. Und die haben alle für Notfälle eine integrierte Wartungskonsole einprogrammiert bekommen. Jetzt hoffe ich mal, dass ich mich noch an die Befehle erinnern kann."

Nach und nach diktierte er mir verschiedene Tastatureingaben und studierte die auf dem Monitor angezeigten Daten sorgfältig. Eine ganze Zeit lang musste ich verschiedene Kombinationen ausprobieren, bis er die passenden gefunden hatte. Die Auflösung dieses alten flimmernden Monitors war grässlich.

"*Set Mark W 025733928 on -p -a*" diktierte er mir. "*Status -w to 0*".

"Was ergibt das jetzt?" fragte ich ihn, als der Monitor eine Bestätigung ausspuckte.

"Ach ja, der Unterricht" erinnerte sich Peter. "Also: wir haben über die Wartungskonsole zunächst eine Notfall-Verbindung zum Mainframe hier aufgebaut. Habe ich Dir schon mal gesagt wie sehr ich die allgemeine Bequemlichkeit der Menschen liebe? Auf alle Fälle, das Passwort für den Notfall-Administrator hat wie üblich keiner geändert, so dass wir uns auf dieser Konsole mit allen Rechten anmelden konnten. Dann habe ich erst einmal eine Systemprüfung durchlaufen lassen, die fehlerfrei abgeschlossen wurde - der Mainframe hier ist also voll funktionsfähig. Und mit unseren Root-Rechten haben wir jetzt anschließend für diese Passscheibe hier..." er winkte mit der Plastikmarke, die er von der Lederjacke abgezogen hatte "...die Zugangsberechtigungen wieder reaktiviert."

Er grinste stolz zu Steffen und Rebecca hinüber.

"Das ist jetzt quasi unser Generalschlüssel für die gesamte Anlage hier. Wir sollten uns also frei im Komplex bewegen können."

"Ich wusste dass Du ein Genie bist" gab Steffen zurück.

"Nur ein mittelmäßig begabtes" grinste Peter und schloss die Konsole, indem er die Tastenkombination *Ctrl-Alt-Q* drückte. Dann gab er erneut die Nummer der Marke in die Eingabemaske ein.

Sofort darauf wurde uns der geöffnete Terminal-Bildschirm präsentiert. Rechts waren die Bilder von verschiedenen Überwachungskameras übereinander aufgelistet, die im Abstand von ein paar Sekunden zu anderen Stationen umschalteten. Einige blieben dunkel, andere zeigten die zu dem Zentrum gehörenden Lager, Gebäude und Hallen. Links oben zeigte sich ein Nachrichtenfenster mit verschiedenen Angaben. An dem unteren Rand befand sich ein Auswahlmenü für verschiedene andere Funktionen. Peter wählte einige probeweise aus, bis er die von ihm gesuchte Maske gefunden hatte. Mit einem Druck auf eine Funktionstaste ertönte ein leises Klacken. Die verschlossene Tür zum Komplex hatte sich geöffnet und schwang mit einem leisen Zischen des Türmechanismus ein Stück weit auf.

"Problem gelöst" kommentierte Steffen. Die Erleichterung in seiner Stimme war deutlich zu hören. Selbst auf Rebeccas Gesicht zeichnete sich im Schein des fahlen Neonlichtes ein kleines Lächeln ab. Ich drehte mich abmarschbereit zu dem nun geöffneten Durchgang um.

"Einen Moment, die Herrschaften" bremste uns Peter. "Ich will sehen ob ich uns hier auf diesem System vielleicht einen Übersichtsplan der Anlage über uns darstellen lassen kann, ehe wir blindlings durch die Hallen marschieren."

Er setzte sich auf die Tischkante und klickte sich durch das Menü auf dem Bildschirm. Unvermittelt fror das Grinsen auf seinem Gesicht zu einer starren Maske.

"Oh verdammte Scheiße..." flüsterte er.

Sofort drängte sich Steffen zu uns in den kleinen Raum. Rebecca folgte, allerdings unschlüssig darüber ob sie wirklich sehen wollte, was Peters Laune gerade verdorben hatte. Peter deutete wortlos mit seinem Finger auf eine der Darstellungen der Überwachungskameras auf dem Monitor. Die Auflösung auf dem alten, ramponierten Gerät war sehr schlecht, aber jeder von uns konnten die Umrisse von dem erkennen das dort, offensichtlich direkt vor einem großen Hallentor stehend, zu sehen war. Es war ein aufrecht stehender Metallzylinder, montiert auf einem Untersatz mit Kettenfahrwerken. Bei genauem Hinsehen war im

Flimmern zu sehen, wie sich die Spitze des Zylinders langsam von einer Seite zur anderen bewegte, immer hin und zurück.

Ein "Panther" im Wachmodus.

Auch Steffens Gesichtszüge waren nun entgleist.

"Gibt es noch mehrere davon hier?" fragte er mit belegter Stimme.

Peter starrte wie ein hypnotisiertes Kaninchen auf den Monitor und verfolgte jeden einzelnen Bildwechsel der Kameraeinstellungen, welche nach und nach eingeblendet wurde. "Auf den funktionierenden Kameras sind keine sonst zu sehen" gab er schließlich fast flüsternd zurück. "Aber ich möchte darauf wetten dass unser Freund dort oben nicht allein ist."

Ich drehte mich zu Rebecca um. Ihr Gesicht war eine steinerne Maske, sie selbst stand so starr wie eine Säule vor mir. Der Ausdruck in ihren Augen hatte wieder diese tiefe Leere angenommen, die ich bei unserem ersten Treffen im Keller des Einkaufszentrums bemerkt hatte. Ich beugte mich nach unten, bis sich mein Gesicht in direkter Höhe zu ihrem Blick befand. Unendlich langsam, wie mir erschien, löste sie sich aus ihrer Starre, nachdem ich ihren direkten Blick auf den Monitor unterbrochen hatte. Ohne ein Wort zu sagen nickte ich ihr zu. Wie in Zeitlupe erwiderte sie meine Kopfbewegung. Behutsam nahm ich sie am Arm.

"Schaut mal, was Ihr beide noch herausfinden könnt" sagte ich über die Schulter zu Steffen und Peter, die beide vor dem Terminal kauerten. "Wir brauchen eine kleine Pause."

Während ich Rebecca an der Hand hinaus in den Vorraum führte spürte ich ihr Zittern. Gemeinsam setzten wir uns an die Wand neben der mittlerweile geöffneten Tür. Ich kramte eine angebrochene Flasche aus meinem Rucksack und zog eine der Decken heraus, damit wir nicht auf dem kalten Fliesenboden sitzen mussten.

Sie schwieg, wie üblich. Ihr Blick war wie ihr Kopf starr auf die kahle, gegenüberliegende Wand gerichtet, als wolle sie das Muster der Riefen und Furchen auf der Betonoberfläche auswendig lernen. Die angebotene Wasserflasche ignorierte sie. Anders jedoch den kleinen Bären, den ich aus der Seite ihrer Umhängetasche zog und ihr in die Hand drückte. Sie griff ihn fest, drückte ihn in ihrem Arm an sich als wolle sie ihn geradezu zerquetschen.

Ich hörte, wie Steffen und Peter leise in dem Wachraum nebenan miteinander sprachen und konnte das Klacken der Tastatureingaben an dem Terminal vernehmen. Ansonsten herrschte vollkommene Stille.

Rebecca saß starr neben mir, so starr wie sie im Wachraum auf den Monitor mit dem Bild des "Panther" gestarrt hatte. Vorsichtig stupste ich

sie an ihrem linken Arm mit meinem Ellbogen an. Sie zuckte wie von der Tarantel gestochen zusammen.

"Rebecca, ich..." begann ich leise, aber sie schnitt mir das Wort ab.

"Ich weiß was das da oben ist" sagte sie tonlos, den Blick immer noch auf die gegenüberliegende Wand gerichtet. Dann brach sie plötzlich in Tränen aus. Ich legte instinktiv meinen Arm um sie, sie ließ sich in meine Schulterbeuge hinein sacken.

"So einer hat... meinen Großvater... getötet..."

Ihre Stimme war ein abgehacktes Stakkato, tonlos, leise und doch so durchdringend, dass sich mir die Nackenhaare aufstellten. Sie schien darüber sprechen zu wollen und konnte es doch nicht richtig tun - ihre Worte kämpften sich mühsam zwischen Schluchzern den Weg an die Oberfläche ihrer Seele.

"Als er zu mir gesagt hat... ich solle mich verstecken... da bin ich ihm nach geschlichen... Er war oben an der Treppe... und ich bin gerade nach oben gestiegen. Und dann sind die Schüsse gefallen."

Ich verzog mein Gesicht, die Szene formte sich bei ihren Worten klar vor meinen zusammengekniffenen Augen zu einem Bild.

"Sie sind... einfach durch ihn hindurchgegangen... vier oder fünfmal ist sein Hemd an seinem Rücken zerrissen, ehe es ganz rot geworden ist... Er hat nichts gesagt... gar nicht geschrien..." Wie automatisch spulten sich ihre Erinnerungen ab, flossen zusammen mit ihren Tränen aus ihrem bebenden Körper heraus. "Er ist kurz einfach dagestanden... dann ist er auf die Knie gesunken, und... dann ist er ganz langsam nach vorne umgefallen..."

Ich spürte, wie mir ebenfalls Tränen die Wangen herunter rannen. Ganz deutlich konnte ich es sehen, sah mich selbst an ihrer Stelle am Fuß der Rolltreppe stehen und alles beobachten... es brach mir das Herz.

Sie schwieg nun eine ganze Zeit lang, weinte vor sich hin, ihre Tränen drangen durch mein Shirt, bis sie sich langsam beruhigte, das Beben ihrer Schultern nachliess und ihr leises Schluchzen langsam verebbte. Als sie schließlich wieder sprach klang es entfernt, nüchtern, sachlich - ein Zustandsbericht der Dinge, die jemand anderes erlebt hatte.

"Ich konnte mich nicht bewegen. Ich habe immer nur nach oben zum Ende der Treppe geschaut. Ich wollte schreien, aber ich konnte es nicht. Dann war ein Rasseln, ein Rattern zu hören, und über dem oberen Rand erschien... die Spitze von diesem Ding... eine stählerne Kugel, die sich hin und her drehte... nur für einen Augenblick, dann fuhr das Ding wieder weg vom Rand. Und ich bin immer noch dort gestanden, ohne mich zu

bewegen. Erst als kein Geräusch mehr zu hören war, bin ich unter den Karren gekrochen..."

Sie brach wieder ab und wir fielen wieder in gemeinsames Schweigen.

"Matthias" fragte sie schließlich flüsternd. "Diese Dinger... glaubst Du... meine Großmutter... meine Ma... Flo...?"

"Ja" sagte ich nur mit belegter Stimme. "Ja, vermutlich sie auch." Ich schluckte. "Wie alle anderen" schob ich noch krächzend hinterher, dann versagte mir meine Stimme. Die Stille senkte sich wie Blei über uns. Selbst die Geräusche von Peter und Steffen schienen verstummt zu sein. So still, schien es mir, war es selbst in der Finsternis des U-Bahn-Tunnels nicht gewesen. Es war eine Stille, die aus der Dunkelheit in uns beiden hervorzukriechen schien.

"Warum, Matthias?" fragte Rebecca schließlich in leisem Flüsterton wieder. "Warum ist das alles passiert?"

Ich wischte mir mit meiner freien linken Hand die Tränen aus meinem Gesicht, ehe ich schwach den Kopf schütteln konnte. Was sollte ich antworten, wo ich doch selbst nach der Antwort auf diese Frage suchte und sie nicht finden konnte?

"Ich... weiß es nicht, Rebecca" brachte ich schließlich hervor. "Ich kann es mir nicht erklären. Ich habe mit Peter gesprochen, er weiß es nicht. Ich habe mit Steffen gesprochen, er weiß es nicht. Ich bin mir nicht sicher ob es überhaupt irgend jemanden gibt, der diese Frage wirklich beantworten kann." Dann schwieg ich wieder, ohne neue Worte finden zu können.

"Gib mir bitte das Wasser" sagte sie nach einer Weile. Fahrig griff ich nach der Flasche und warf sie dabei fast um. Rebecca griff sie und nahm daraus einen langen Zug bevor sie diese, ebenso zittrig wie ich, zwischen uns auf dem Boden abstellte. Dann lehnte sie ihren Kopf wieder an meine Schulter, den Bären immer noch fest in ihren Arm gedrückt, und starrte wieder die uns gegenüberliegende Wand an.

"Du und ich, Matthias, wir haben jetzt beide keine Familien mehr" sagte sie schließlich.

"Wir... haben uns" antwortete ich. Sie warf mir einen etwas überrascht wirkenden Blick zu, ehe ich meinen Worten hastig hinterher schob: "Ich meine... wer weiß, wer alles noch übrig geblieben ist. Ich weiß nur, es gibt hier Peter und Steffen und eben Dich. Wir haben immer noch uns, wenn wir auch sonst niemanden mehr haben."

Sie schwieg einen Moment.

"Du hast Recht" sagte sie schließlich nachdenklich. "Wir vier sind jetzt auch so eine Art Familie."

"Und Fred" ergänzte ich. Ich musste grinsen bei diesen Worten und ich sah, wie auch Rebeccas Mundwinkel sich verzogen.

"Ja, und Fred auch" bestätigte sie und verfiel wieder in Schweigen.

Ich tat es ihr gleich. Gemeinsam schweigend auf dem Boden sitzend verbrachten wir eine Zeitspanne, die mir wie der Inbegriff der Ewigkeit erschien. Ein tröstendes Gefühl ergriff mich, während ich ihr Gesicht an meiner Schulter spürte. Keiner von uns bewegte sich. Wir saßen da, als wollten wir das Ende der Zeit selbst abwarten.

Ohne ein Zeitgefühl schreckten wir aus dieser fast meditativen Situation erst auf, als sich plötzlich Steffen zu uns gesellte. Mit einem prüfenden Blick musterte er uns beide aufmerksam, ehe er ebenfalls eine der Decken auf dem Boden ausbreitete und sich einen Schluck aus der Wasserflasche genehmigte. Ich rappelte mich schnell aus meiner halb eingesunkenen Sitzposition an der Wand wieder in die Senkrechte. Die rechte Seite meines Shirts war noch immer feucht von Rebeccas Tränen und auch der Halsrand fühlte sich nass an. Durch meine Bewegung aus ihrem leichten Halbschlummer aufgeschreckt, richtete sie sich ebenfalls auf und fuhr sich mit der Armbeuge schnell über ihr Gesicht.

"Wie ist die Lage?" fragte ich Steffen schnell, um seine Aufmerksamkeit von Rebecca, der ihr Zusammenbruch ganz offensichtlich peinlich zwar, abzulenken. Steffen öffnete eine Packung Dauerwurst mit den Zähnen und fischte sich ein Stück heraus, ehe er sie zu mir weiterreichte.

"Das ist Peters Fachgebiet, würde ich sagen" gab er zurück. "Ich denke er kommt gleich zu uns, dann halten wir einen Kriegsrat ab. Er will nur noch schnell diesem Computer ein paar Informationen aus seiner nicht existierenden Nase ziehen."

Nach diesen Worten biss er ein großes Stück seiner Wurst ab, wohl auch um mit seinem vollen Mund eine Entschuldigung dafür zu haben keine weiteren Worte verlieren zu müssen. Rebecca lehnte die ihr von mir angebotene Packung ab. Ich nahm mir eine Wurst aus der Hülle und fing ebenfalls an, davon zu essen - eher aus Verlegenheit als dass ich tatsächlich Hunger oder auch nur Appetit gehabt hätte.

Es dauerte in der Tat nur wenige Minuten bis Peter sich uns ebenfalls anschloss. Mühsam ließ er sich neben Steffen auf der Decke nieder und sprach kein Wort, ehe er nicht den Rest der halbvollen Wasserflasche in einem Zug ausgetrunken hatte.

"Also" begann er wieder mit dieser leicht gedehnten Sprechweise, die für ihn typisch war wenn er sich mit einem kniffligen Problem befassen musste, "alles in allem würde ich sagen, dass wir uns hier gegenwärtig in

Sicherheit befinden." Er unterbrach sich kurz, während er den Blick von einem zum anderen unserer kleinen Gruppe schweifen ließ.

Ich musterte ihn währenddessen genauso aufmerksam. Mir fiel auf dass Peter, im Vergleich zu unserer Wanderung durch den U-Bahn-Tunnel, um einiges gelöster wirkte. Die Anwesenheit des "Panthers" oben auf dem Komplex schien nicht so schwer auf ihm zu lasten, wenn er sich auf die Lösung eines Problems konzentrieren konnte. Diese gedrückte Stimmung, die auch Steffen an ihm bemerkt hatte, war wie von ihm abgefallen - vielleicht, weil er jetzt wieder in seinem Element statt nur ein rein passiver Mitläufer in unserem Team war?

"Ich habe den Mainframe-Computer ausgiebig zu Details der Anlage hier befragt" erläuterte Peter in seinem sachlichen Ton. "Das LWZ hier umfasst insgesamt eine Fläche von über fünftausend Hektar, von denen das meiste jedoch Zucht- und Pflanzanlagen sind. Fast alles von dem, was hier an Nahrungsmitteln erzeugt wird, wird aus rein künstlicher Herstellung gewonnen. Ganz unten im südlichen Abschnitt gibt es auch ein paar Weideflächen - für die wohlhabenderen Stadtbewohner, die Wert auf echtes Fleisch legen und sich diesen Luxus auch leisten können - aber knapp über die Hälfte sind für die Becken und Treibhäuser reserviert. Die Anlage wird fast ausschließlich automatisiert betrieben, es haben hier zuletzt nur noch knapp einhundert Mitarbeiter gearbeitet."

Peter griff sich das Brecheisen und malte Linien in den Staub auf den Bodenfliesen vor uns - ein grober Übersichtsplan des Komplexes, den wir betreten hatten.

"Wir befinden uns hier, im nördlichen Abschnitt des LWZ. Oberhalb von uns liegen die Lager- und Kühllhäuser, das Forschungslabor und das Besucher- und Verwaltungszentrum. Soweit ich das sehen konnte sind alle Anlagen nach wie vor in Betrieb, aber im Ruhemodus. Das LWZ kann bei getrennter Stromversorgung den Notfallbetrieb über Solar- und Windkraftanlagen auf dem Gelände aufrechterhalten, dies umfasst auch die EDV sowie die Sanitäransbindung und die Kühllager." Er deutete mit der Spitze des Brecheisens auf die in die Staubschicht gezogenen Linien.

"Es befindet sich gegenwärtig mindestens ein Panther auf diesem Gelände. Dem Kamerabild nach zu urteilen steht er auf einem zentralen Platz, vermutlich im Bereich der Anlieferung und der Zufahrt von der R38. Ich würde aber damit rechnen, dass sich noch weitere Einheiten an anderen Plätzen befinden."

"Konntest Du herausfinden, was hier passiert ist?" fragte ich ihn.

Peter schloss kurz die Augen, vielleicht um die in ihm aufsteigenden Bilder zu verdrängen - so, wie es mir vorhin bei Rebeccas Schilderungen ergangen war.

"Die Überwachungskameras haben keine Daueraufzeichnung" begann er schließlich. "Aber was ich aus den Logfiles herauslesen konnte, ist folgendes: Ungefähr zeitgleich mit den Aktionen in der Stadt wurde die äußere Stromversorgung der Anlage unterbrochen und allgemeiner Alarm ausgegeben, die Mitarbeiter zu den Sammelpunkten vor den einzelnen Gebäuden beordert. Hier im nördlichen Abschnitt waren zu diesem Zeitpunkt knapp vierzig Mitarbeiter als anwesend im System erfasst. Der Rest der Belegschaft dürfte draußen auf den Pflanzflächen, in den Treibhäusern oder im Zuchtgehege tätig gewesen sein. Es wurde eine Stunde nach der Auslösung des Alarms kein Betreten eines Mitarbeiters über die Türen oder Toranlagen mehr registriert. Ich nehme an dass die Leute an den Sammelpunkten... erwartet wurden."

Peter öffnete langsam wieder seine Augen und blickte mich mit einem gequält wirkenden Gesichtsausdruck an. "Ich halte es deswegen für wahrscheinlich, dass über uns niemand hier den Angriff überlebt hat. Um die Mitarbeiter auf den Feldern dürften sich dann vermutlich Guardians gekümmert haben."

Ich schluckte. Rebecca hatte neben mir die Augen geschlossen und ihren Kopf auf die angezogenen Knie gelegt. Steffen starrte, mechanisch auf seiner Dauerwurst herumkauend, stur gerade aus.

"Warum steht dann der Panther dort oben noch Wache?" fragte ich.

Peter zuckte mit den Schultern und kratzte sich umständlich mit seiner verbliebenen rechten Hand an der linken Wange. "Ich habe keine Ahnung. Vielleicht ist er einfach nur ein allgemeiner Posten oder er hat Befehle, auf eventuelle Überlebende zu warten. Ich glaube kaum, dass er sich in einer Schleife aufgehängt hat."

Steffen schluckte seinen weich gekauten Bissen geräuschvoll herunter.

"Das bedeutet also" fasste er an Peter gerichtet zusammen, "dass wir in einer funktionsfähigen Betriebsanlage sitzen, der Weg nach draußen uns aber versperrt ist."

Unschlüssig nickte Peter. "Wir sollten hier Strom, fließendes Wasser und - abhängig vom aktuellen Produktionsstand - eine Menge Nahrung vorfinden. Die Vorräte werden sicher nicht ewig reichen, aber uns für eine ganze Zeit lang das Überleben ermöglichen. Genauere Angaben konnte ich mir auf diesem Terminal jedoch nicht ausgeben lassen."

"Aber ein oder mehrere Panther sind auf dem Gelände. Was passiert, wenn sie unsere Anwesenheit bemerken?"

"Dieser Guardian hat uns im Kaufhaus auch nicht bemerkt."

"Sollten wir nicht besser zurück in den U-Bahn-Schacht gehen und den anderen Tunnel nehmen?" fragte Rebecca mit leiser Stimme in unsere Runde hinein, ihre Augen geschlossen haltend und ihre Sitzposition weiterhin unverändert.

Steffen kratzte sich am Kinn. "Das ist eine Überlegung wert" sagte er schließlich, "aber aus meiner Sicht gibt es da ein paar Gründe, die dagegen sprechen. Zum einen wissen wir nicht, was uns am Ende des anderen Tunnels erwarten wird. Dort mag es ebenfalls Wächter geben, und es bietet sich uns dort unter Umständen weniger Schutz vor ihnen. Hier können wir uns zumindest innerhalb der Gebäude verstecken. Zum anderen haben wir hier, wenn Peters Informationen zutreffen, eine große Menge an Verpflegung zur Verfügung. Matthias hat mich bereits darauf hingewiesen, dass unsere Vorräte zur Neige gehen."

"Ich würde vorschlagen, bis auf weiteres hier zu bleiben" mischte sich Peter wieder ein. "Wir brauchen eine Pause nach dem langen Weg und ich möchte versuchen, noch mehr Informationen zu bekommen. Dann können wir immer noch entscheiden, wie wir weiter vorgehen wollen." Er drehte sich zu mir um. "Was meinst Du, Mats?"

"Ich denke, eine Pause könnte uns nicht schaden" gab ich zurück. "Es ist ja nicht so, dass wir einen Termin einhalten müssten."

"Und Du, Rebecca?" wandte sich Peter an sie.

Rebecca schlug die Augen auf und hob ihren Kopf.

"Du hast gesagt, hier gäbe es fließendes Wasser?" fragte sie zurück.

Peter nickte.

"Dann bin ich dafür, dass wir nach einer Dusche suchen" sagte sie, und kratzte sich wieder die mittlerweile mit roten Striemen ihrer Fingernägel übersäten Unterarme. "Dieser Juckreiz bringt mich zum Wahnsinn".

Steffen stemmte sich hoch und faltete die Decke zusammen.

"Wie spät haben wir es überhaupt?" fragte er Peter, der einen Blick auf seine Uhr warf.

"In ein paar Minuten ist es vier Uhr Nachmittags" gab er zurück.

"Also ist es dort oben noch eine ganze Weile lang hell" stellte Steffen fest. "Wir sollten vielleicht das verbleibende Tageslicht nutzen, um uns hier umzusehen. Wenn wir die Beleuchtung in der Nacht nutzen, könnte das die Maschinen auf uns aufmerksam machen."

Er warf mir die zusammengefaltete Decke zu.

"Also auf, Leute. Suchen wir für unsere Rebecca die sanitären Anlagen. Vielleicht finden wir ja auch ein paar bequemere Schlafgelegenheiten für die Nacht."

Kapitel 11

Hinter der Tür erstreckte sich ein langer Gang. Mehr als die Hälfte der Deckenlampen war defekt, der Rest flackerte zum Teil gespenstisch nachdem Steffen den Lichtschalter betätigt hatte. Obwohl auch hier die Belüftungsanlage mit einem leisen Surren ihre Arbeit verrichtete roch es staubig und nach abgestandener Luft. Links und rechts zogen sich mehrere Türen an den Gangseiten entlang. Dahinter verbargen sich alte Umkleide- und Waschräume der Mitarbeiter, welche jedoch offenkundig schon seit längerer Zeit nicht mehr benutzt worden waren. Steffen fing Rebeccas begehrlchen Blick auf die Duschkabinen auf und riet uns vorsorglich davon ab, diese Anlagen hier auszuprobieren.

"Sie werden sicher das Wasser abgedreht haben" erklärte er ihr, "und selbst wenn nicht, ist hier schon seit längerem kein heißes Wasser mehr durchgeflossen. Die Gefahr, dass Du Dir ein paar Keime einfängst, ist also ziemlich groß. Und glaub mir: das ist im Moment sicher das letzte, was Du haben willst. Wir werden schon noch eine betriebsfähige Dusche für Dich finden."

Rebecca verzog missmutig ihr Gesicht und kratzte sich demonstrativ die Arme und im Nacken, während Steffen die Tür zuzog.

Am Ende des Ganges gelangten wir zu einer verschlossenen Tür, die sich mit Hilfe von Peters neuer Passscheibe jedoch problemlos öffnen ließ. Dahinter lag ein weiterer quer verlaufender, langgestreckter Gang, welcher vermutlich zu den anderen angeschlossenen Gebäuden führte. Zahlreiche Versorgungsleitungen liefen an der Deckenunterseite von einer Seite zur anderen. Auf der anderen Seite befand sich eine Stahltür sowie ein Aufzug. Das schwach leuchtendes Lämpchen über der Beschriftung "Betriebsstörung" zeigte uns, dass die Anlage aufgrund der gekappten Stromversorgung offenbar außer Betrieb war.

Steffen wechselte einen Blick mit Peter.

"Ich weiß nicht wie es Euch geht" meinte er dann, "aber ich habe erst einmal die Nase voll von dunkeln Tunneln. Ich fände es besser wenn wir uns zunächst in den oberen Geschossen dieses Gebäudes umsehen."

"Ganz meine Meinung" kommentierte ich.

Peter ging bereits auf die Stahltür neben dem Aufzugschacht zu. Wie er wohl vermutet hatte lag dahinter das Treppenhaus, welches durch das von oben auf uns herabfallende Tageslicht angenehm erhellt wurde. Wir stiegen hintereinander die Treppe herauf, obwohl die Stufen breit genug waren um zwei Menschen nebeneinander ausreichend Platz zu bieten.

Das Licht strömte über eine großen Empfangshalle mit einer dekorativ ausgerichteten Fensterfront herein. Der Eingangsbereich des Gebäudes mit einer überdachten Zufahrt lag zu unserer Linken, uns gegenüber waren große Empfangstresen mit ausgelegten Informationszeitschriften zwischen zahlreichen Zierpflanzen angeordnet. Über die fast vollständig verglaste Außenfassade konnten wir auf einen Parkplatz sehen, der mit zahlreichen Bäumen und Sträuchern eingerahmt war. Schräg gegenüber erhob sich ein großes Lagergebäude. Bei diesem Anblick zog Steffen Rebecca ruckartig am Arm mit sich weiter in das Innere der Halle herein und um den Aufzugsschacht herum zu der weiter nach oben führenden Treppe. Instinktiv folgten Peter und ich rasch den beiden die Stufen hinauf in das erste Obergeschoss.

"Das Lagerhaus habe ich erkannt" sagte Steffen leise. "Wenn ich mich nicht völlig täusche ist das der Bereich mit dem Panther davor."

"Du täuschst Dich nicht" bestätigte Peter. "Wir sollten uns unten, wo wir von außen gesehen werden können, nicht unbedingt aufhalten."

Ich warf einen Blick auf Rebecca neben mir. Sie hatte sich nicht wieder in ihre Starre zurück geflüchtet, wie ich insgeheim befürchtet hatte, die Anspannung war ihr jedoch deutlich anzumerken.

"Schauen wir uns lieber hier oben ein wenig um" meinte Steffen im Bemühen, die Situation wieder ein wenig aufzulockern.

Der Bereich oberhalb der Rezeption war als ein riesiges Großraumbüro konzipiert. Ich ließ meinen Blick quer durch die Etage schweifen. Da auch hier eine vollflächig verglaste Fassade den Blick nach draußen eröffnete verspürte ich wenig Interesse, diesen Abschnitt zu erkunden. Um den Aufzugsschacht herum zog sich die Treppe weiter nach oben. Daneben führte ein Gang zu mehreren Türen, hinter denen vermutlich Einzelbüros lagen. Steffen hatte eine Tür schräg hinter uns geöffnet und winkte Rebecca zu sich.

"Hier haben wir was für Dich, Rebecca" grinste er sie an und stieß die Tür vollständig auf. Dahinter verbarg sich ein kleines Ersthelferzimmer, ausgestattet mit einem Handwaschbecken, zwei Liegen, einem kleinen Medizinschränken sowie, zu Rebeccas großem Entzücken, auch einer kleinen Dusche. Alles machte einen sauberen Eindruck.

"Erste im Bad" sagte sie, verschwand wie ein Blitz in dem Zimmer und schlug uns, wenig dezent, die Tür quasi vor der Nase zu.

"Ich schätze, wir müssen jetzt warten" meinte Peter lakonisch, während kurz darauf von der anderen der Tür das Geräusch fließenden Wassers zu hören war.

"Stellen wir uns an" meinte Steffen, "wir haben es genauso nötig."

Er hatte recht. Hier oben im Tageslicht sahen wir alle drei geradezu furchterregend aus mit unser schmutzigen Kleidung, verfilzten Haaren und stoppeligen Drei-Tage-Bärten. Wie Vagabunden, die sich ihren Weg durch Müllhalden hindurch gebahnt hatten.

Peter ließ sich auf den Stufen des oberen Treppenlaufs nieder. Ich suchte in meinem Rucksack nach den Handtüchern und stapelte sie neben der Tür auf den Boden. Steffen machte sich derweil auf den Weg den Gang entlang und untersuchte die hinter den anderen Bürotüren liegenden Räume.

Zehn Minuten später öffnete sich die Tür zum Ersthelferraum wieder und Rebecca erschien, in ein Handtuch eingewickelt und einen seligen Gesichtsausdruck zur Schau tragend. Die Kleidungsstücke unter den Arm geklemmt lächelte sie uns ein wenig entschuldigend an und ging in das direkt angrenzende Büro, um sich anzuziehen.

"Wenn ich Dir einen Vorschlag machen darf" rief Peter ihr nach, "dann solltest Du nachsehen, wie viel von diesen Fasern noch an den Sachen hängen, ehe Du sie wieder anziehst."

Rebecca streckte mit einer genervten Miene sofort wieder den Kopf aus der Tür in den Gang.

"Und was soll ich inzwischen anziehen?" fragte sie.

Peter stöberte kurz in dem Erste-Hilfe-Raum und kehrte nach ein paar Minuten mit einem weißen Kittel zurück. "Der tut es vielleicht für den Anfang. Gib mir Deine Sachen her, ich werde sie für Dich auswedeln. Vielleicht müssen wir sie auch noch mit der Hand auswaschen."

Resigniert reichte Rebecca ihm ihre Kleidung durch den Türspalt und nahm im Austausch dafür den Laborkittel in Empfang. Ich schnappte ihm Rebeccas Sachen aus dem Arm.

"Geh Du jetzt mal unter die Dusche" sagte ich zu Peter. "Ich kümmere mich schon darum."

Nachdem ich mich selbst ausgiebig gewaschen hatte, fühlte ich mich wieder ein wenig wie ein Mensch. Peter und Steffen schien es ebenso zu gehen. Das Gefühl, endlich wieder sauber zu sein, hob bei uns allen beträchtlich die Stimmung. Sogar Rebecca erschien mit einem Mal aufgeschlossener und gesprächiger zu sein als zuvor. Den weißen Kittel eng um sich geschlungen prüfte sie ihre an einem geklappten Fenster zum Trocknen aufgehängten Sachen um sich zu vergewissern, dass auch wirklich keine Faserreste nach dem Auswaschen zurückgeblieben waren.

"Wie geht es jetzt weiter?" fragte sie während unseres Abendessens, das wir geradezu kultiviert an dem Tisch eines Besprechungszimmers zu uns nahmen.

"Wir müssen uns erst einmal einen besseren Überblick verschaffen, welche Möglichkeiten genau uns hier zur Verfügung stehen" meinte Peter, während er sich ein Brot dick mit Butter bestrich.

Ich nickte. "Stimmt. Das Abendbrot hier ist nämlich so ziemlich der Rest unserer gesamten Vorräte. Wir brauchen dringend neue Verpflegung!"

"Die finden wir hier" beruhigte mich Steffen. "Jedes LWZ ist faktisch nichts anderes als eine Lebensmittelfabrik. Morgen durchsuchen wir hier die Lagerbestände, das sind vermutlich die angrenzenden Gebäude. Dann können wir auch besser längerfristig unseren Weg planen."

"Ich würde vorschlagen dass Du das zusammen mit Mats übernimmst" meinte Peter. "Ich kann Euch bei Eurem Einkaufsbummel nicht wirklich nützlich sein und würde Euch vermutlich nur aufhalten."

Steffen nickte zustimmend.

"In Ordnung. Dein Fuß kann eine Pause sicher gut vertragen. Vielleicht könntest Du mit Rebecca versuchen, weitere Informationen aus den Computersystemen herauszufischen?"

Peter lächelte, indem er seinen linken Mundwinkel nach oben zog.

"Das sollte kein Problem sein. Terminals stehen hier genug herum."

"Und was soll ich dabei tun?" fragte Rebecca ihn.

Peter grinste. "Du Rebecca" antwortete er, während er vielsagend auf seinen Armstumpf deutete, "bist meine linke Hand."

Steffen erhob sich und warf einen Blick aus dem Fenster nach Osten. Die Sonne warf vor dem Untergehen ihr rotes Licht über die Dächer, die sich hinter dem Band der nördlich auf Stelzen verlaufenden Hochstraße abzeichneten.

"Wir sollten uns jetzt besser für die Nacht vorbereiten" sagte er zu mir. "Matthias, ich glaube weiter oben ist ein weiterer Ersthelferraum. Wenn wir dort ebenfalls zwei Liegen finden können wir heute alle fast wie in richtigen Betten schlafen."

Ich stand auf um mit ihm die Liegen zu holen und nachdem wir einige Möbel verrückt hatten, bauten wir uns in dem benachbarten Bürozimmer ein wunderbar komfortabel anmutendes Lager. Bei der großen, uns zur Verfügung stehenden Platzauswahl boten wir Rebecca an, ein eigenes Schlafzimmer zu beziehen, was sie aber dankend ablehnte. Sie belegte statt dessen wie üblich die Liege neben mir. Sobald nur noch graues Dämmerlicht durch die Fenster drang war keinem von uns mehr noch

nach Gesprächen zumute. Die Strapazen der zurückliegenden Tage ließ schnell einen nach dem anderen zur Ruhe kommen.

Kurz bevor ich die Augen schloss warf ich noch einen raschen Blick auf Rebecca. Sie lag, tief und ruhig atmend, auf ihrer Liege, die Hände über der dünnen Decke verschränkt. Ihr Gesicht zeigte im Schlaf die feine Andeutung eines Lächelns.

Die nächsten Tage verbrachten wir innerhalb des Gebäudekomplexes. Während Peter sich mit Rebeccas Hilfe am Terminal beschäftigte fingen Steffen und ich an, die angrenzenden Gebäudeabschnitte zu erkunden. Der Büroturm des Landwirtschaftszentrums mit seinen sieben Etagen bot nur wenig interessantes. Immerhin entdeckten wir im hinteren Teil des Erdgeschosses den Kantinenbereich mit der angrenzenden Küche und konnten auf diese Weise unsere Mahlzeiten auf sehr angenehme Weise ergänzen. Doch mehr als Büro- und Tagungsräume gab es hier nicht.

Auf dem Bauch über den Boden robbend krochen wir in die Rezeption und konnten von der äußersten Ecke des Gebäudes aus das Schimmern des Sonnenlichts auf dem Metallkorpus des "Panthers" erkennen, der unverändert vor dem großen Zufahrtstor des gegenüber liegenden Lagerhauses stand. Von den Fenstern der oberen Geschosse war er hinter dem Dachvorsprung des Bauwerks nicht mehr zu sehen, aber trotzdem mieden wir diese Ecke des Büroturms - auch weil man von dort aus die auf dem angrenzenden Parkplatz verstreut liegenden Körper der Arbeiter und Angestellten erahnen konnte. Krähen flogen stetig dort ein und aus. Die Vorstellung dieser Leichenfledderei verursachte bei mir einen furchtbaren Brechreiz.

Von den oberen Stockwerken aus hatte man einen guten Überblick über die Umgebung des Landwirtschaftszentrums. Aus den Fenstern der siebten Etage konnte ich nach Norden über einen Großteil der südlichen Stadt sehen, getrennt von uns durch die auf Betonstützen stehende, von Westen nach Osten verlaufende Schnellverbindungsstraße. Westlich zogen sich gigantische Felder, die im entfernten Süden an die Weide- und Zuchtflächen anschlossen. Östlich davon schimmerte das Glas der riesigen Treibhausanlagen, die bis an die Lagersilos und Hallen südlich des Büroturms grenzten. Nirgendwo war eine Bewegung zu erkennen, abgesehen von den auf den Feldern herumfliegenden Vögel. Keine Menschenseele war zu entdecken. Die Pflanz- und Erntegeräte standen stumm und wie verlassen auf den Flächen herum.

Wir wagten es nicht uns im Freien zu bewegen, denn wir wussten nicht ob und wie viele Roboter dort draußen möglicherweise auf uns warten würden. Statt dessen besannen wir uns auf den Versorgungstunnel im Kellergeschoss. Mit Peters modifizierter Passmarke erschlossen wir uns auf diesem Weg die angrenzenden Gebäude der Anlage. Die östlich gelegene Halle war anscheinend das Hauptlager. Hier stapelten sich Paletten mit allen möglichen, bereits fertig verpackten Nahrungsmitteln. Automatisierte Verladestationen und Krananlagen ruhten in einem Dornröschenschlaf, Transportfahrzeuge warteten darauf beladen zu werden. Außer der Beleuchtung funktionierte keine der elektrischen Anlage, abgesehen vielleicht von den Rolltoren, die wir aber aus Angst davor, ungewollt Aufmerksamkeit zu erregen, nicht ausprobieren wollten. Ich war jedenfalls beruhigt zu sehen, dass unsere Verpflegung zwar ein wenig einseitig werden, angesichts der hier gelagerten Mengen jedoch nicht so schnell versiegen würde. Steffen und ich packten eine kleine Auswahl an Lebensmitteln zusammen und trugen sie in den von uns als "Wohnzimmer" angenommenen Besprechungsraum.

Die restlichen Hallen östlich unseres Büroturms waren über den Versorgungsgang nicht erreichbar. Die Rohrleitungen verschwanden in einer betonierten Wand zwischen den Gebäuden, so dass wir auf diesem Weg nicht weiterkommen konnten. Wir folgten deswegen am nächsten Tag dem Gang in die andere, westliche Richtung und gelangten auf diese Weise in eine unterirdische Garage. Sie lag unterhalb des darüber liegenden Parkplatzes und war vermutlich dem Management und den Abteilungsleitern vorbehalten gewesen. Wir inspizierten die abgestellten Fahrzeuge, darunter zwei sehr teure, selbst zu steuernde Oldtimer. Das Zufahrtstor war geschlossen, Steffen entdeckte jedoch hinter einer Tür die Fluchttreppe und wagte sich die Stufen bis zum Ausgang hinauf. Ich zögerte, unschlüssig ob ich ihm folgen sollte, und entschied mich statt dessen sicherheitshalber dafür, am unteren Treppenabsatz auf seine Rückkehr zu warten. Es dauerte eine Zeit lang, ehe ich seine Schritte wieder zu mir herunterkommen hörte. Sein Gesicht war eine steinerne Maske.

"Der Aufstieg führt auf den Parkplatz hinaus" sagte er knapp. "Die Tür hat ein Fenster, ich konnte den Panther auf der anderen Seite des Platzes sehen. Er steht vor der Fahrzeughalle, die Tore sind geöffnet, man sieht die abgestellten Transporter und andere landwirtschaftliche Geräte." Dann ging er, ohne eine Reaktion von mir abzuwarten, mit schnellen Schritten durch die Tiefgarage in Richtung des Kellerganges.

Ich folgte ihm wortlos. Ich konnte mir denken, was er - abgesehen von den Traktoren und dem Wache haltenden Kampfroboter - dort oben gesehen hatte.

Unsere Erkundungsgänge waren am fünften Tag nach unserer Ankunft abgeschlossen. Wir hatten alles durchsucht, hatten die Wartungstreppe zum Flachdach des Büroturms gefunden und nachdem wir im zweiten Obergeschoss auf den Serverraum gestoßen waren hatte Peter dort die nächsten zwei Tage verbracht um, unterstützt von Rebecca und mir, das installierte System genauestens zu analysieren und abzufragen. Die Ruhepause hatte uns allen gut getan, vor allem Peters Füßen ging es wieder deutlich besser. Steffen allerdings schlug die Untätigkeit und das Gefühl, hier in dem Komplex eingesperrt zu sein, sichtbar auf die Laune. Nachdem er geraume Zeit vor sich hin gegrübelt hatte rief er uns schließlich zum Mittagessen in unserem "Wohnzimmer" zusammen.

"Ich denke wir sollten uns beraten, wie wir als nächstes vorgehen sollen" ergriff er das Wort. "Nachdem wir jetzt wieder alle ein wenig zu Kräften gekommen sind sollten wir meiner Meinung nach weiterziehen."

"Warum denn?" fragte Rebecca, während sie die in der Teeküche zubereitete Erbsensuppe auf vier aus der Kantine mitgebrachte Teller und unabsichtlich auch auf der Tischplatte verteilte. "Ich finde, wir sollten hier bleiben. Wir sind hier doch in Sicherheit."

"Wir sind hier eingesperrt" antwortete Steffen. "Wir haben uns hier in zwei Häusern verschanzt, aber trauen uns nicht hinaus weil dort die Maschinen auf uns warten. Früher oder später müssen wir aber einen Weg finden, von hier weg zu kommen. Die Produktionsanlagen stehen still, und selbst wenn die Energieversorgung wiederhergestellt wird könnten wir sie nicht bedienen. Die Vorräte, die wir hier vorgefunden haben, werden uns nicht bis in alle Ewigkeit halten. Irgendwann müssen wir also an einen Ort gelangen, an dem wir uns selbst versorgen können. Und je früher wir anfangen uns für dieses Problem eine Lösung zu überlegen, desto besser, würde ich sagen."

"Wie sollen wir hinauskommen, wenn diese Roboter vor unserer Tür Wache halten?" erwiderte Rebecca und man konnte sehen, wie sich ihr Gesichtsausdruck bei dem Gedanken an die "Panther" verzog. "Du sagst es doch selbst - wir haben keine Möglichkeit. Und durch den Tunnel zurück in die U-Bahn hinunter willst Du doch auch nicht, oder?"

Peter schüttelte nachdenklich den Kopf, während er einen Löffel seiner Suppe hinunterschluckte.

"Steffen hat Recht" sagte er gedehnt, wie immer wenn er ein Problem im Kopf analysierte. "Wir sollten uns jetzt, wo wir die Gelegenheit haben alles in Ruhe zu planen, bereits für den Aufbruch vorbereiten.

Es stimmt schon" sagte er zu Rebecca, die zu einer Antwort angesetzt hatte, "dort oben steht ein Panther. Aber der kann nach allem, was wir wissen, bis in alle Ewigkeit dort stehen bleiben. Wir können nicht darauf hoffen, dass er eines Tages aus reiner Langeweile verschwindet und wir ungestört durch das Tor hinausmarschieren können."

"Sollten wir das überhaupt tun?" warf ich in die Diskussion ein. "Ich meine, unseren Marsch zu Fuß fortsetzen? Wir hatten enorme Probleme als wir durch den ebenen U-Bahn-Tunnel gelaufen sind. Außer Steffen hat keiner von uns die Ausdauer für einen längeren Marsch."

"Danke für das Lob" sagte Steffen mit einem leicht sarkastischen Ton. "Du hast Recht, Ihr habt Euch auf der Wanderung wacker geschlagen aber nach den zehn Kilometern waren wir alle ziemlich geschwächt. Außerdem können wir, wenn wir uns zu Fuß auf den Weg machen, nur eine sehr begrenzte Menge an Verpflegung und Vorräten mitnehmen. Was wir tragen können reicht vielleicht für drei oder maximal vier Tage, und damit kommen wir nicht allzu weit."

"Also, was schlägst Du vor?" fragte Peter, während er den letzten Löffel aus seinem Teller kratzte.

Steffens Gesicht verzog sich nachdenklich. Man sah ihm an, er hatte eine Idee, aber er schien selbst nicht sehr davon überzeugt zu sein.

"Ich habe mir etwas überlegt" begann er zögernd. "Dort unten in der Tiefgarage stehen einige Selbstfahrer. Ich bin zwar schon seit einer halben Ewigkeit nicht mehr hinter dem Steuer gesessen, aber ich traue mir zu, eines dieser Fahrzeuge zu steuern. Dort unten steht zum Beispiel eine Limousine, die vielleicht dem Betriebsdirektor gehört hat, aber er hat sie sicher nicht oft benutzt - so ein uralter Verbrennungsmotor, und der Tank ist fast voll. Wahrscheinlich hat er sie nur für repräsentative Zwecke genutzt. Wir könnten uns dieses Auto schnappen, mit Vorräten beladen und über die Auffahrt auf die R38 fahren. Mit dem Fahrzeug wären wir, wenn alles gut geht, in zwei oder drei Stunden an unserem ursprünglichen Ziel angekommen. Auf der Schnellstraße regt sich nichts, ich glaube aber kaum dass sie abgeriegelt worden ist."

Ich nickte unwillkürlich. Eine Straße zu sperren war unnötig, wenn die meisten Fahrzeuge auf ihr automatisiert fahren und, wie es bei meinem TransBus der Fall gewesen war, durch einen einfachen Steuerbefehl angehalten werden konnten. Gut möglich, dass die Straße jetzt sogar wieder vollständig frei war, bis auf ein paar verbliebenen Fahrzeuge, die

ebenfalls Selbstlenker waren. So war es schließlich auch schon wenige Stunden nach dem Angriff in der Stadt gewesen. Dennoch störte mich etwas an Steffens Vorschlag.

"Gut und schön" sagte ich schließlich, "aber Dein Plan hat einen, nein eher zwei Haken. Erstens: wie kommen wir an dem Panther auf dem Parkplatz vorbei? Der einzige Weg führt doch durch das Garagentor, und sobald wir das öffnen wird er dies registrieren. Limousine hin oder her, aber das Auto wird ja wohl nicht kugelsicher sein, und selbst wenn wir ihm entkommen können wird er weitere Verfolger alarmieren.

Und zweitens: Oben auf der Schnellstraße sind wir schutzlos und so ein Verbrennungsmotor produziert Krach und Abwärme. Wir wären ein gefundenes Fressen für jeden Guardian, der uns zufällig entdeckt. Und selbst in der finstersten Nacht könnte er uns über Infrarot orten - mal abgesehen davon dass wir in der Dunkelheit kaum fahren könnten."

Steffen nickte bedächtig.

"Du hast Recht, Matthias" sagte er, "alles steht und fällt damit, dass wir unbemerkt von hier verschwinden können. Wenn uns das gelingt, dann glaube ich dass wir auch die Straße unbehelligt befahren können, sogar am helllichten Tag."

"Ja, aber wie stellst Du Dir das vor?" wollte Peter wissen. "Ich habe Dir doch schon gesagt dass wir in der Firma zwar an den frühen Versionen der Guardians teilweise mitgearbeitet haben, aber von den Panthers habe ich absolut keine Ahnung. Ich kenne sie genauso wie Du nur vom Aussehen, kann mir vielleicht vorstellen wie sie technisch aufgebaut sind, aber ich wüsste keine Möglichkeit, wie wir ihn beeinflussen oder so verwirren könnten, dass seine Sensoren unsere Abfahrt nicht bemerken würden."

"Wir können die Sensoren nicht verwirren" antwortete Steffen, und man sah ihm an dass ihm unwohl bei diesem Teil des Plans war, den er sich zurecht gelegt hatte. "Das bedeutet, dass wir ihn unschädlich machen müssen."

Peter stieß ein freudloses Lachen aus, das wie ein Bellen klang.

"Steffen, wie willst Du denn so einen Panther ausschalten? Wir haben keine Waffen und selbst wenn wir sie hätten, wir könnten nicht mit ihnen umgehen. Diese Roboter sind gut gepanzert und darauf ausgerichtet, eventuelle Bedrohung schnell erkennen und vernichten zu können. Erklär mir bitte, wie Du Dir das vorstellst!"

"Also" begann Steffen bedächtig, "bei unseren Erkundungsausflügen in den letzten Tagen habe ich gesehen, dass in der Halle direkt hinter dem Panther mehrere schwere, landwirtschaftliche Fahrzeuge geparkt sind.

Das Hallentor steht offen, also könnte eine solche Maschine dazu benutzt werden, den Roboter zu beschädigen - meine Hoffnung wäre, ihn mit Hilfe eines solchen Fahrzeuges von hinten im Idealfall regelrecht platt zu machen."

Er schob zu seinen Worten die flache, ausgestreckte Hand über die Tischplatte vor ihm, als würde er den "Panther" einfach hinwegfegen.

"Gelingt uns das annähernd schnell, so könnten wir dabei verhindern dass er weitere Einheiten alarmieren kann" fuhr Steffen dann mit seiner Erklärung fort. "Danach könnten wir mit der vollgepackten Limousine fliehen. Das Fahrzeug verstecken wir in der Ortschaft in einer alten Scheune oder Garage. Die verstaubten Lebensmittel helfen uns die Zeit zu überbrücken, bis wir selbst eine Nahrungssicherung auf die Beine gestellt haben."

"Kennt sich hier jemand überhaupt damit aus?" warf Rebecca ein. "Ich meine, Landwirtschaft und so weiter?" Man sah ihr deutlich an, dass ihr Steffens Plan nicht wirklich gefiel und dass sie die beengte, dafür recht bequem ausgestattete Sicherheit des Landwirtschaftszentrums einem Leben als Bäuerin vorziehen würde.

"Ein wenig" gab Steffen knapp zurück. "Mein Vater hatte einen Hof dort unten. Aber das ist egal, wir müssen es eben lernen. Wie ich Dir schon gesagt habe, die Vorräte hier werden auch nicht ewig reichen."

"Ist es überhaupt möglich, einen Panther mit einem dieser Fahrzeuge so zu beschädigen, dass uns die Flucht gelingen wird?" fragte ich und sah dabei Peter als unseren Technikexperten an. Der jedoch zuckte nur mit den Schultern und starrte vor sich hin. Erst nach einigen Minuten hob er zu einer Antwort an.

"Ok, nehmen wir an es würde funktionieren:" sagte er schließlich, "wir beschädigen den Panther ausreichend stark, ehe er die Aktion als Angriff bemerkt. Das ist vielleicht durchaus realistisch, die Panther sind eher leichte Wachroboter und kein schwer gepanzertes Kriegsgerät. Aber wo ich hier noch ein Problem sehe: die Fahrzeughalle ist von uns aus nicht zu erreichen. Jemand müsste also über die Straße hinüber in die andere Halle, um dort eine der Maschinen - von denen wir keine Ahnung haben ob sie gesichert oder wie sie zu bedienen sind - in Gang setzen, um sofort danach damit den Panther zu rammen. Wer soll das machen?"

Es herrschte eine drückende Stille im Raum. Ich war mir sicher, dass Steffen in diesem Moment - ebenso wie ich - in Gedanken alle Optionen durchging. Peter schied für eine solche Aktion aufgrund des fehlenden Arms aus, und Rebecca... Rebecca wollte ich auf jeden Fall aus diesem

Vorhaben heraushalten, selbst wenn sie in der Lage gewesen wäre eine ihr unbekannte Maschine zu starten und zu steuern.

Wir bräuchten mindestens zwei Personen: ein Fahrer für die Limousine, die sich in genau dem Moment in Gang setzen müsste in dem der "Panther" von dem anderen Fahrzeug überrollt wurde - und dann einen, der eben dieses Fahrzeug steuerte...

Und wenn die Aktion nur durch einen Fahrer erledigt würde? Nein, das wäre ein viel zu großes Risiko - würde der Plan schiefgehen, wäre der Betreffende vermutlich tot und die anderen ohne ihn aufgeschmissen. Damit gab es im Grunde genommen keine Option mehr. Nur noch eine Entscheidung, die zu treffen war.

"Wie schwer ist es, die Limousine zu steuern?" fragte ich, ohne einen von den anderen anzusehen. "Und das Fahrzeug in der Halle - wäre es für die Fortbewegung nicht ähnlich aufgebaut wie normale Fahrzeuge es auch sind?"

Steffens Schultern sanken leicht nach unten. Peter warf mir einen schnellen Seitenblick zu und atmete scharf aus.

"Die modernen Fahrzeuge sind relativ einfach" antwortete Steffen auf meine Frage. "Du hast sicher schon einmal am Simulator gespielt?"

Ich nickte. Welcher Jugendliche hatte das nicht? Selbst wenn die meisten Autos automatisiert fahren, so wollte auch heute noch so gut wie jeder seine Fahrerlaubnis machen. Und die Faszination dafür ließ uns schon vorher in Spielsimulatoren dafür "trainieren".

"Abgesehen davon, dass man in der Realität selber mitten im, oder besser gesagt, in diesem Fall auf dem Fahrzeug sitzt, gibt es keinen allzu großen Unterschied. Du steuerst wie bei Karts über die Pedale und das Lenkrad."

Steffen zögerte kurz, ehe er fortfuhr.

"Schwieriger wird es bei den alten Selbstfahrern" sagte er dann. "Die Limousine dort unten ist ein ganz altes Modell, was den Vorteil hat dass wir sie sicher leicht kurzschließen können. Der Nachteil ist, dass es noch ein altmodisches Kupplungsgetriebe hat. Das war schon zu meiner Jugend eine aussterbende Variante, aber ich habe mit so einer Kupplung noch meine Zulassung absolviert. Das Problem ist, wenn Du selber kuppeln musst und das nicht geübt hast oder gewöhnt bist, dann bringst Du damit ganz schnell den Motor und damit das Fahrzeug zum halten. Und bis Du die Maschine wieder gestartet hast..."

"...bietet man für den Panther ein stehendes Ziel" fiel im Peter ins Wort. "Mit allen darin befindlichen Personen!"

"Das müssen wir ausschließen" sagte ich. "Steffen muss die Limousine steuern, er ist derjenige der Erfahrung mit dieser Getriebeart hat."

"Und wer fährt dann das Fahrzeug über den Roboter?" fragte Steffen. Ich hob den Kopf und blickte ihn an.

"Nun, das bin ja dann wohl ich, oder?" gab ich trocken zurück. Aber erst während ich diese Worte sprach wurde mir langsam klar, was sie für mich bedeuten würden.

Kapitel 12

Innerlich ging ich während der nächsten beiden Tage durch die Hölle. Ich lag die Nächte wach und starrte an die Decke des Bürozimmers, verfluchte mich für mein großspuriges Gerede, zweifelte an meiner Fähigkeit eine solche Aktion überhaupt durchziehen zu können und hasste mich am Ende für meine Feigheit, die mich nach Ausreden suchen ließ um diese Aufgabe jemandem anderes in die Schuhe zu schieben. Aber wie ich es auch drehte und wendete, am Ende gab es doch keine andere Möglichkeit.

Steffen hatte mein Angebot, das Fahrzeug aus der Halle über den "Panther" zu steuern, kommentarlos und widerspruchlos akzeptiert, denn sicher war ihm ebenso klar wie mir, dass es hierfür keine wirkliche Alternative gab. Peter war sich dessen wohl genauso bewußt, hatte aber wortlos den Raum verlassen. Rebecca hingegen war in helle Aufregung ausgebrochen.

"Bist Du verrückt?" hatte sie geschrien. "Seid Ihr jetzt alle wahnsinnig geworden?"

Sie hatte getobt, geweint. Ich wusste warum, ich ahnte was in ihr vor sich ging. Sie fürchtete dass jetzt, wo wir alle zumindest keiner direkten Bedrohung ausgesetzt waren, ein Risiko dazu führen könnte das einer oder mehrere unserer Gruppe, die erst vor kurzem ihre Ersatzfamilie geworden war, verletzt oder getötet werden könnten. Sie hatte sich in ein anderes Zimmer verkrochen und damit trotzig ihrer Wut und Angst Ausdruck verliehen. Am folgenden Tag hatte sie mit keinem von uns ein Wort gesprochen. Ich war mir sicher dass ihr das genauso weh getan hatte wie uns.

Am Ende blieb es aber dabei - wir mussten einen Ausbruchversuch wagen und zwar am besten jetzt, mit nur einem Gegner anstatt vielleicht später mit mehreren. Auch in der unmittelbaren Nähe des "Panthers" zu bleiben war einfach zu gefährlich. Früher oder später, da war ich mir sicher, würden wir durch eine Unachtsamkeit unsere Anwesenheit verraten - und dann würde der "Panther" sein Wachprogramm aufgeben, um uns zu jagen oder um Verstärkung herbeizurufen, welche dann diese Aufgabe übernehmen würde. Ich erinnerte mich noch lebhaft an das Bombardement des Straßenzuges, in dem meine Firma gelegen hatte und zweifelte nicht eine Sekunde daran, dass die "Guardians" den gesamten Komplex hier in Schutt und Asche legen konnten.

Ob Rebecca diese Argumente verstand konnte ich nicht sagen, aber schließlich gab sie ihren Widerstand gegen den Plan verbittert auf. Ihre Sorgen ließen sich jedoch klar in ihren Augen ablesen und einmal umarmte sie mich unvermittelt auf dem Gang zwischen den Türen, ohne ein Wort zu sprechen, sagte damit aber so viel wie es vermutlich keine Sprache der Welt hätte ausdrücken können.

Steffen und ich schlichen uns erneut den Notausgang in der Tiefgarage hinauf, um einen Blick auf die Fahrzeughalle zu werfen. Ich konzentrierte mich auf die abgestellten Maschinen, um den Anblick der von den Krähen bereits angepickten Leichen und den von ihnen ausgehenden, mittlerweile deutlich vernehmbaren Verwesungsgeruch zu verdrängen. Es waren große Fahrzeuge, sicherlich ebenfalls mit automatisierten Steuerfunktionen, aber jedes verfügte über eine eigene Fahrerkanzel an der Oberseite die es dem Fahrer gestattete, selbst das Gerät zu steuern. Am besten gefiel mir ein Erntefahrzeug, das mit seinem vorgesetzten Radwerk sehr massiv und geradezu bedrohlich wirkte. Steffen riet mir hingegen zu der daneben geparkten, etwas kleineren Zugmaschine.

"Das Radwerk könnte dem Panther die Chance geben, sich von dem Fahrzeug wegzudrehen" meinte er, als wir uns auf den Rückweg durch den Versorgungsgang machten. "Die Zugmaschine ist zwar kleiner, aber der Motor ist sicher sehr stark und die Räder sehr massiv. Damit solltest Du einigen Schaden anrichten können."

"Was ist, wenn der Panther das Feuer eröffnet, sobald ich den Motor anlasse?" fragte ich etwas bang und versuchte den Gedanken daran zu verdrängen, dass ich mich im Führerstand der Zugmaschine befinden würde.

"Ich glaube nicht dass Du den Motor anlassen musst" meinte Steffen. "Der Hallenboden scheint abschüssig zum Tor hin zu verlaufen. Wenn Du die Bremsen löst, rollt das Gefährt vielleicht bereits langsam, aber selbstständig und weitestgehend geräuschlos. Die Lenkung wird Dir dann allerdings schwer fallen, weil die Unterstützung durch die Servos wegfällt."

"Wir werden es sehen" gab ich nur zu Antwort. "Auf alle Fälle hast Du Recht gehabt."

Er sah mich ein wenig verwundert an. "Womit?"

"Nun, hast Du mir nicht vor kurzem noch die Frage gestellt, ich solle mir überlegen was von meinen Vorstellungen über die Zukunft noch übrig sei? Und das sich jeden Tag alles ändern könne?" Ich grinste ihn an, mit einem sarkastischen Gesichtsausdruck wie ich hoffte. "Also, Du kannst

mir glauben: einen Kampfroboter mit einem Traktor zu überfahren... daran hatte ich zu keinem Zeitpunkt gedacht."

Steffen war anzusehen, wie unwohl ihm bei diesem Gedanken war.

"Wenn es Dich beruhigt - ich auch nicht."

Den restlichen Weg zurück in den Büroturm legten wir schweigend zurück. Der Anblick des "Panthers" hatte uns ins Gedächtnis gerufen, welches Risiko wir im Begriff waren einzugehen. Und wieder einmal zweifelte ich an meiner geistigen Gesundheit. Rebecca hatte sicherlich Recht: es war wahnsinnig, was wir tun wollten.

Das Problem war nur: was blieb uns sonst für eine Möglichkeit übrig? Keine.

Unsere Vorbereitungen waren am nächsten Morgen abgeschlossen. Steffen hatte die Limousine aufgebrochen und danach mit Peter den Motor probeweise angelassen. Das Fahrzeug schien funktionstüchtig zu sein. Den Rest des Vorabends hatte wir damit verbracht, Vorräte und Hilfsmittel in den Kofferraum hineinzustopfen. Peter hatte eine weitere Passscheibe in einer Schublade des Empfangstresens gefunden und mit Rebeccas Hilfe über den Server reaktiviert. Sie schien ein Talent für Computersysteme zu haben, meinte Peter danach stolz. Rebecca selbst nahm sein Lob ohne besondere Reaktion auf, ihr wäre es wohl sicherlich lieber gewesen, unter völlig anderen Umständen im Umgang mit dem Terminal unterwiesen worden zu sein.

Unser Plan sah vor, dass ich mit einer der beiden Passscheiben das Gebäude über eine Tür neben der Toranlage des Lagers verlassen und schnell auf die andere Seite rennen würde. Dort würde ich mir mit der Marke Zugang zur Fahrzeughalle verschaffen und mich dann aus dem hinteren Teil vorsichtig nach vorne zu der Zugmaschine schleichen. Sobald ich die Halle betreten hätte, würden die anderen zur Tiefgarage aufbrechen. Rebecca würde hinten in der Mitte sitzen, neben den auf der rechten Rückseite zusätzlich aufgestapelten Sachen. Der linke Sitz auf der Rückbank wäre für mich reserviert. Steffen würde die Limousine vor dem Ausfahrttr in Stellung bringen. Sobald ich dann den "Panther" unschädlich gemacht hatte würde ich mit der Hupe des Traktors Peter das Zeichen geben, das Tor zu öffnen, danach von der Zugmaschine klettern und in die ausfahrende Limousine einsteigen. Und dann hieß es nur noch, mit Vollgas auf die Regionalverbindungsstraße auffahren und hoffen, von keinen anderen Robotern entdeckt zu werden.

Es war ein guter Plan.

Jetzt musste nur noch funktionieren...

Nach unserem Frühstück war die Zeit gekommen, aufzubrechen. Ich machte mir fast in die Hose vor Angst und war mir sicher, das die Anderen das auch bemerkten. Aber es gab dazu keine Kommentare. Durchaus möglich, dass es ihnen nicht viel anders ging als mir. Ein Handschlag von Peter, ein Händedruck von Steffen und eine weitere, hastige Umarmung von Rebecca zum Aufbruch - und nur eine gefühlte Sekunde später fand ich mich schon allein in dem dunklen Versorgungsgang im Kellergeschoss des Büroturms wieder, während die anderen Position an einem der Fenster bezogen um den Moment abzugewinnen, an dem ich in das Fahrzeuglager eindringen würde.

Obwohl der Gang im Gegensatz zu dem U-Bahn-Tunnel erleuchtet war, fiel mir jeder Schritt unsagbar schwer. Immer wieder versuchte mein Gehirn mich davon zu überzeugen, umzukehren und zurückzugehen. Und immer wieder musste ich meinen Körper dazu zwingen, das Bein ein weiteres Mal zu einem weiteren Schritt anzuheben. Es war ein Kampf der Vernunft gegen das Pflichtbewusstsein für die von mir so leichtsinnig übernommene Aufgabe und es schien bezeichnend für mich zu sein, dass trotz großer Anstrengungen meine Vernunft wieder den Kürzeren zog. Als ich schließlich die schmale Treppe in die Lagerhalle hinauf gestiegen war und vor der Hallentür neben den großen Toranlagen stand, schlug mir das Herz als wolle es den Käfig meines Brustkorbs durchbrechen. Ich versuchte krampfhaft ruhig durchzuatmen, um den leichten Schleier vor meinen Augen und das Kribbeln in meinen Armen zurückzudrängen.

Durch die in der Tür eingelassene Scheibe konnte ich auf die Straße und zur gegenüberliegenden Fahrzeughalle hinüber sehen. Alles war ruhig, keine Bedrohung war zu erkennen. Der "Panther" vor der Halle hatte sich in den vergangenen Tagen zu keinem Zeitpunkt von seinem Platz wegbewegt und ich hoffte inständig, dass er nicht ausgerechnet jetzt die Zeit für eine kleine Spazierfahrt gekommen hielt. Langsam drückte ich die Klinke nach unten, schob die Tür einen schmalen Spalt auf und vergewisserte mich nochmals, dass die Luft rein war.

Dann ging alles ganz schnell. Ich rannte über die Straße zwischen den Gebäuden, zu der schräg gegenüber liegenden Seitentür der Halle. Fahrig ließ ich beim ersten Versuch, die Tür zu öffnen, meine Passmarke fallen ehe ich sie beim zweiten Mal fest genug umklammerte, um den Türkontakt auszulösen. Zaghafte schob ich mich in das Halleninnere hinein und mit einem letzten Blick konnte ich noch die Umrisse von Steffen, Peter und Rebecca hinter dem Fensterglas des Büroturms erkennen. Einer von Ihnen hatte die Hand wie zu einem Gruß

erhoben. Ich hoffte, dass dies kein Abschiedsgruß war. Dann schloss ich die Tür so leise wie möglich.

Das Klicken des Riegels im Schnapper des Türschlosses ließ mir das Herz stillstehen. Das war viel zu laut gewesen! Ich stand, unfähig mich zu bewegen, starr an einer Stelle und lauschte, wie das Geräusch seine Echos durch die breite, jedoch relativ kurze Halle zog. Erst nachdem eine ganze Weile lang keine Reaktion erfolgte, keine Motoren- oder Fahrgeräusche zu hören waren, wagte ich es wieder Luft zu holen und merkte, wie meine Lunge dabei zu brennen schien. Dann sah ich mich vorsichtig in der Halle um.

Die Fahrzeuge waren im vorderen Abschnitt hinter dem Tor abgestellt. Der rückwärtige Teil, in dem ich mich befand, umfasste eine Werkstatt und das Ersatzteillager. Transportwagen und Wartungsroboter standen abgeschaltet und regungslos zwischen den Montagegruben herum. Werkzeug lag verstreut auf Werkbänken und metallisch glänzenden, ölverschmierten Montagegestellen. Dahinter erhob sich, quer zur Halle, eine durchgehende Wand aus Stahlbeton. Vermutlich handelte es sich um eine Trennwand, hinter der sich in einem anderen Teil des Gebäudes noch andere Räumlichkeiten befanden. Vielleicht war dort das Forschungslabor untergebracht, von dem Peter erzählt hatte.

Mein Atem ging immer noch rasend, so konnte ich nicht weitergehen. Ich schloss die Augen, versuchte verzweifelt mich zu beruhigen und kontrolliert ein- und auszuatmen. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich schließlich unter Kontrolle bekam. Ich zwang die staubig-trocken schmeckende Spucke in meinem Mund den ausgedörrten Hals hinunter und schob mich vorsichtig, darauf achtend kein noch so kleines Geräusch zu verursachen, nach vorne hinter die mir am nächsten stehende Fuhrmaschine. Fünf Fahrzeuge standen nebeneinander in einer Reihe, der von mir ausgewählte Traktor war der zweite von der gegenüberliegenden Seite. Ich musste mich also hinter dem dort Wache haltenden "Panther" vorbei schleichen.

Sie verlassen sich auf Dich! schoss es mir durch den Kopf. *Sie warten darauf dass Du es schaffst! Jetzt sei kein Weichei und tue es endlich!*

Ich nickte als Antwort auf meine innere Stimme und schickte ihr einen stummen Fluch hinterher. Schritt für Schritt arbeitete ich mich hinter den Fahrzeugen weiter voran. Als ich bei der mittleren Erntemaschine angekommen war konnte ich einen Blick auf den "Panther" vor dem Tor werfen. Stoisch drehte sich der Sensorkopf des Turms hin und her, die anmontierten Läufe seiner Gewehre verharrten jedoch unbewegt in der zum Parkplatz hin ausgerichteten Position.

Als würde er die Fahrzeuge hinter ihm vor Dieben bewachen!

Ich musste unwillkürlich bei diesem Gedanken grinsen. Wenn dem so wäre... dann würde er gleich eine große Überraschung erleben.

Endlich war ich hinter meiner Zugmaschine angekommen. Sie war fast dreimal so groß wie ich, die Führerkanzel lag auf der linken, der vor der Halle wartenden "Panther" abgewandten Seite. Vorsichtig schlich ich mich, eng an das etwas verschrammte Blech des Fahrzeugs gepresst, zu den seitlich eingelassenen Klettersprossen. Wie in Zeitlupe stieg ich eine Sprosse zur nächsten hinauf, meine Füße und Hände stets mit großer Vorsicht aufsetzend, um jedes mögliche Geräusch zu vermeiden. Als ich schließlich oben angekommen war und mich wie in Zeitlupe auf den Fahrersitz nieder ließ, rauschte das Blut in meinen Ohren so laut dass ich glaubte, kaum noch etwas anderes hören zu können.

Ich konnte den "Panther" vor mir stehen sehen, wenn ich meinen Kopf nach oben streckte und über den Rand der Blechhaube spähte, doch ich zog ihn aber lieber nach einem ersten kurzen Blick wieder zurück.

Wie hatte es Peter ausgedrückt?

Ein stehendes Ziel.

Das somit leicht zu treffen sein sollte.

Ich warf einen Blick auf die Elemente des Führerstandes: Lenkung, Pedale, der Hebel der Feststellbremse, der mit dem Signalhorn-Symbol beschriftete Druckknopf... alles kein Problem. Sogar der Schlüssel des Anlassers steckte im Zündschloss, knapp unterhalb der Lenksäule. Und die Räder der Zugmaschine waren leicht eingeschlagen, zeigten bereits ungefähr in die Richtung des "Panthers".

Alles war perfekt.

Vermutlich war genau das der Grund, warum plötzlich alles so völlig anders kam als wir es geplant hatten. Meine Ohren schienen förmlich zu explodieren, als unvermittelt aus dem hinter mir liegenden Teil der Halle ein krachendes Scheppern erklang.

Ich habe nie erfahren, was der Grund für den Lärm gewesen war. Vermutlich ist irgendein auf einer Kante liegendes Werkzeug, durch einen Luftzug in der Halle bewegt, von einer Werkbank heruntergefallen. Vielleicht war auch irgendwo eine Ratte unterwegs, die eine Ölkanne heruntergestoßen hatte.

Was es auch war - mein Überraschungsmoment, meine Hoffnung den still vor mir stehenden "Panther" lautlos von hinten überrollen zu können, war dahin.

In Sekundenbruchteilen schoss der Turmaufbau des Roboters herum und vollzog eine Drehung um hundertachtzig Grad - ein helles, ekelhaft wimmerndes Geräusch seiner Servomotoren. Nur wenige Augenblicke später setzte sich surrend und rasselnd das Kettenfahrwerk in Bewegung und schob den nun in den Alarm-Modus versetzten "Panther" langsam zwischen den Fahrzeuge hindurch in die Halle hinein. Er passierte meinen Traktor auf der rechten Seite, seine Waffenträger bewegten sich zielsuchend hin und her, deckten dabei den unmittelbar vor ihm liegenden Bereich ab.

Ich schloss die Augen und fluchte in mich hinein. Es war alles perfekt gewesen! Wir hatten eine Chance und ich hatte nicht einmal die Zeit oder die Gelegenheit gehabt, sie selbst zu ruinieren! Was sollte ich nun tun? Etwa warten, bis der Roboter seine Inspektion durch die Halle abgeschlossen hatte, den Vorfall als Fehlalarm interpretierte und danach wieder seinen Posten vor dem Hallentor bezog? Wie lange konnte das dauern? Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass der "Panther" mich dann im Führerstand des Traktors bemerken würde? Ich unterdrückte ein wütendes Schnauben angesichts meiner kindischen Vorstellung. Die korrekte Frage war wohl eher nicht ob, sondern lediglich wann ich von ihm als Eindringling identifiziert werden würde.

Meine Gedanken drängten sich wild durcheinander. Mir schien der Kopf platzen zu wollen. Wie gebannt verfolgte ich von meinem Hochsitz aus, wie der "Panther" auf die Durchfahrt zwischen den Hochregallagern mit Ersatzteilen zusteuerte, um den dahinter liegenden, schmalen Streifen der Halle entlang der Trennwand zu überprüfen.

Und dann traf es mich plötzlich. Mit einem Moment wurde mir klar was ich zu tun hatte, auch wenn ich mir dieser Entscheidung nicht bewusst war. Als sich der Roboter schräg hinter meiner Zugmaschine befand und nur einen knappen Meter von der Stahlbetonwand entfernt war, löste ich die Bremse, drehte den Schlüssel und setzte den Motor des Fahrzeugs in Gang. Dann riss ich den Fahrthebel in die rückwärtige Position und drückte das Pedal bis auf den Boden der Kanzel durch. Der Traktor ließ die Kraft des Getriebes auf seine massiven Räder übergehen. Ich war überrascht, wie schnell die Maschine auf meinen Steuerbefehl reagierte, denn so würde ein automatisiertes Fahrzeug niemals beschleunigen.

Überrascht wurde auch der "Panther". Ohne Zweifel hatte er registriert, wie der Motor meiner Zugmaschine gestartet wurde. Aber noch ehe sein Geschützturm die Drehbewegung in meine Richtung komplett vollzogen hatte krachte das Chassis des Traktors in seine Seite und schob ihn mit der sich aufbauenden Kraft seines Motors gegen die Stahlbetonwand.

Der abrupte Aufprall schleuderte mich in die Sitzpolsterung zurück. Ich hörte das metallische Knirschen und warf einen Blick nach hinten. Der "Panther" war nicht unter die Räder der Zugmaschine geraten, lediglich sein Turm war zwischen dem Heck des Traktors und der Betonwand eingeklemmt worden. Der obere Teil des Kopfes mit den Sensoren war abgesprungen. Drähte, Platinen und andere Anschlüsse lagen unterhalb der abgerissenen Antennen frei. Überrascht registrierte ich, wie dick das so filigran-glänzende Blech der Kuppel war - die Panzerung musste sicher mindestens zwei Zentimeter stark sein.

Der untere Abschnitt mit den Waffenträgern war jedoch nur geringfügig in Mitleidenschaft gezogen worden. Das rechte Maschinengewehr des Roboters war in die Blechverkleidung des Turms hineingedrückt worden und ragte nun verbogen um den Aufbau herum. Der linke Gewehrlauf hingegen war augenscheinlich unversehrt geblieben. Der "Panther" war verwundet und geblendet, aber nicht außer Gefecht gesetzt.

Wie in Zeitlupe sah ich die Drehbewegung des Waffenkranzes mitten zwischen den verbogenen Panzerblechen. Ohne einen weiteren Moment mit Nachdenken zu verschwenden sprang ich aus dem Sitz und ließ mich die Aufstiegssprossen des Traktors herunter auf den Hallenboden fallen, noch ehe der Roboter seine Aktion ganz beendet hatte. Dann begann er, mit seinem verbliebenen Maschinengewehr auf den ihn an die Wand gedrückt haltenden Traktor zu feuern, während ich wie ein Verrückter auf das Hallentor zu rannte. Ich hörte wie die Geschosse das Blech am Heck der Zugmaschine zerfetzten und war kaum einen Schritt aus dem Tor hinaus auf den Vorplatz gekommen, als mich bereits die Wucht einer gewaltigen Druckwelle von den Beinen riss.

Für einen kurzen Moment blieb ich auf dem Bauch liegen, während um mich herum Splitter und Trümmerteile auf den Asphaltbelag des Vorplatzes niederprasselten. Die Projektile des Maschinengewehrs hatten vermutlich den Gastank des Zugfahrzeugs durchbohrt und zur Explosion gebracht.

Als ich mich mühsam aufrappelte sah ich, wie sich das mir gegenüber liegende Einfahrtstor der Tiefgarage langsam nach oben schob. Nur wenige Augenblicke später schoss die Limousine aus der Garage und hielt kreischend ein paar Meter vor mir an. Ich unterdrückte einen Aufschrei, als mir der Schmerz beim Aufrichten meines Körpers durch den Rücken fuhr und taumelte mehr auf das Auto zu, als dass ich rannte. Rebecca stieß die Tür von innen auf und rutschte dann mit entsetztem Gesichtsausdruck zurück in die Mitte der Rückbank, um mir neben sich Platz zu machen.

"Fahr los, fahr los, fahr los!" schrie ich, halb vor Schmerz und halb aus Panik, während ich die Fahrzeugsür neben mir zu schmettete. Steffen riss das Lenkrad herum und gab Vollgas. Die Limousine wurde durch ihren aufheulenden Motor jäh beschleunigt und schoss über den Parkplatz. Ich presste meine Augen zusammen - nicht nur wegen des Schmerzes in meinem Rücken, sondern auch um die dort auf dem Boden verstreut liegenden Leichen nicht sehen zu müssen.

"Festhalten" hörte ich Peter rufen und riss automatisch meine Augen wieder auf als Steffen, ohne die Geschwindigkeit zu verringern, das Fahrzeug durch das geschlossene Gittertor der Ausfahrt steuerte. Die beiden leichten Torflügel wurden durch die Wucht der Kollision mit der Kühlerhaube auseinandergerissen und zur Seite geschleudert. Mit einem kurzen Schwenker lenkte Steffen das Auto auf die Straße, in Richtung der Auffahrtsrampe zu der auf den Betonstelzen erhöht angeordneten Schnellverbindungsstraße. Ein langgezogener Sprung zog sich über die rechte Seite der Windschutzscheibe, wo einer der stählernen Torstreben beim Zusammenstoß aufgeschlagen war.

"Mein Gott, wie geht es Dir?" hörte ich Rebecca neben mir sagen. Peter drehte sich auf dem Beifahrersitz nach hinten zu mir um und riss erschrocken die Augen auf.

"Scheiße! Steffen, wir müssen anhalten!"

"Nix da!" rief ich. "Fahr und sieh zu, dass Du uns von hier wegbringst!" Dann stieß ich einen kurzen Schmerzensschrei aus und zuckte zurück, als Rebeccas Hand meinen Nacken berührte. Ich blickte, wohl ebenso schockiert wie sie, auf ihre blutverschmierten Finger und bremste den Impuls, mir ebenfalls an den Rücken zu greifen.

Rebecca kramte aus dem Stapel neben ihr ein Handtuch hervor und gab es mir mit zitternden Händen. Ich beugte mich vor, während sie es mit kalkweißem Gesicht über meinen Rücken legte. Ein brennender Schmerz durchfuhr mich, als ich mich langsam gegen das Handtuch in den Rücksitz sinken ließ.

"Was ist passiert?" ließ sich Steffen gepresst vernehmen.

Ich warf einen Blick aus dem Fenster - unsere Limousine raste mit hoher Geschwindigkeit auf der Verbindungsstraße nach Westen, den geraden Kurs auf der verwaisten Fahrbahn nur hin und wieder durch eine Lenkbewegung unterbrochen, mit denen Steffen die vereinzelt stehengebliebenen Fahrzeuge umsteuerte. Seine beiden Hände krallten sich mit weißen Knöcheln um das Lenkrad, seine Augen huschten im Rückspiegel immer wieder zu mir nach hinten. Ich schloss die Augen und versuchte, meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen.

"Irgend etwas ist schief gelaufen" berichtete ich schließlich durch meine zusammengebissenen Zähne hindurch. "Ich war bereits oben auf dem Traktor, als weiter hinten in der Halle irgend etwas herunterfiel oder umgestoßen wurde. Der Panther hat sofort reagiert und fuhr zwischen den Fahrzeugen hindurch in die Halle, so dass ich meine Zugmaschine nicht mehr auf ihn rollen lassen konnte. Ich habe dann den Motor gestartet und ihn mit Vollgas in die Rückwand der Halle gerammt, aber dabei nur leicht beschädigt."

Ich unterbrachte meine Rede kurz, um Atem zu schöpfen. Obwohl ich mich ganz ruhig verhielt, schien der Schmerz auf meinem Rücken noch stärker zu werden.

"Ich weiß nicht ob er mich wahrgenommen hat oder nur einen Angriff durch das Fahrzeug interpretiert hat" sprach ich dann langsam weiter. "Jedenfalls hat er angefangen zu schießen und ich bin so schnell wie ich konnte aus der Halle gerannt. Vermutlich hat er dann den Tank des Fahrzeugs getroffen und es in die Luft gejagt."

"Die Explosion haben wir gehört" berichtete Peter tonlos vor mir. "Wir wussten, das irgend etwas schief gelaufen ist und sind so schnell wie möglich aus der Garage heraus gefahren, um Dir zu helfen."

"Ich war schon aus der Halle heraus, als der Traktor explodiert ist" sagte ich matt. "Die Druckwelle hat mich umgeworfen und..."

"Du bist verletzt" erklärte mir Peter mit gezwungen ruhiger Stimme. "Du blutest. Wie fühlst Du Dich?"

"Mein Rücken brennt wie Feuer" presste ich heraus. "Ansonsten geht es einigermaßen..."

"Vielleicht sollten wir wirklich anhalten" hörte ich Steffen sagen. "Wir müssen uns ansehen was mit Dir passiert ist."

"Nein!"

Ich war selber überrascht, wie befehlend meine Stimme klang.

"Nein" wiederholte ich ein wenig ruhiger, "nein, es geht schon. Es ist viel wichtiger dass wir hier wegkommen. Fahr einfach so schnell wie es geht zum Haus Deiner Eltern raus, dann kannst Du Dir meinen Rücken ansehen. Aber wenn wir jetzt halten und uns irgendein Guardian in die Quere kommt, dann ist es aus mit uns!" Ich stoppte kurz erneut für ein paar gepresste Atemzüge. Selbst das Luftholen schmerzte.

"Ich habe keine Ahnung wie stark ich den Panther beschädigt habe" sprach ich matt weiter, "oder ob er bei dieser Explosion vielleicht ganz zerstört worden ist. Aber wenn er Unterstützung gerufen hat, müssen wir um jeden Kilometer froh sein, den wir bis dahin vom LWZ zurückgelegt haben!"

In dem Schweigen, das daraufhin eintrat, hörte ich nur das Brummen des Motors, die Geräusche der Räder auf dem Asphalt und das Pfeifen des Fahrtwindes.

"Er hat Recht" hörte ich dann Peter leise sagen. "Fahren wir weiter."

Ich ließ meinen Kopf ein wenig zur Seite fallen und versuchte, mich nur noch auf das Ein- und Ausatmen zu konzentrieren, um den brennenden Schmerz an meinem Rücken zu verdrängen. Meine Ohren rauschten wieder und meine Augäpfel brannten unter den geschlossenen Lidern. Das Licht außerhalb der Limousine nahm ich nur als ein verworrenes Schattenspiel wahr.

Ich merkte nicht, wann genau ich das Bewusstsein verlor.

* * *

Es war Morgen, ich wusste es war ein Samstag. Die Sonne schien durch die Vorhänge meines Zimmers auf mein Bett und ließ mich beim Aufwachen in das Licht blinzeln.

Es musste noch sehr früh sein, denn es war alles still und kein Lärm drang von der Straße unten vor dem Haus zu mir hinauf. Die Luft war herrlich klar und frisch, nie war sie mir so angenehm vorgekommen. Ich fühlte mich ausgeschlafen und voller Tatendrang - ja, ich würde heute irgend etwas unternehmen. Vielleicht würde ich in das Aboretum fahren, das hatte ich schon lange nicht mehr gemacht. Mit einem Lächeln sprang ich aus dem Bett und öffnete die Tür zu dem gemeinsamen Bad.

Nachdem ich mich gewaschen und angezogen hatte, ging ich zum Frühstück in unseren Wohnraum. Meine Eltern saßen bereits am Tisch und warteten dort auf mich. Es musste wirklich ein besonderer Tag sein, auch wenn ich mich nicht erinnern konnte aus welchem Grund, denn es gab aufgebackene Brötchen, meine Mutter hatte Schinken gebraten und Rührei gemacht. Mein Vater reichte mir die Kanne und ich roch den teuren, echten Bohnenkaffee, den wir nur zu ganz besonderen Anlässen aufbrühten.

"Heute ist Dein großer Tag" sagte er zu mir mit einem Lächeln.

Ich nahm die Butter, die meine Mutter mir über den Tisch reichte, und bestrich mein aufgeschnittenes Brötchen so dick, dass sich über der geschmolzenen Schicht eine glatte, fast völlig ebene Fläche bildete, auf die ich mit dem Löffel besonders viel Marmelade kleckste.

"Selbst gemacht" sagte sie mit einem strahlendem Gesicht. Aus irgend einem Grund schien sie mir jünger zu wirken. Ja, die Falten auf ihrer Stirn und um die Augen waren irgendwie verschwunden...

"Sagt mir bitte, was ist heute für ein Tag?" fragte ich und genoß den Geschmack der Kirschfruchtmarmelade auf dem warmen Brötchenteig in meinem Mund.

"Das weißt Du nicht?" lachte mein Vater und warf einen Blick zu meiner Mutter hinüber, die ebenfalls lachen musste.

"Nein, tut mir leid" sagte ich.

"Na, heute ist Dein Geburtstag!" erwiderte meine Mutter, immer noch lachend.

"Aber das kann nicht sein" sagte ich. "Ich bin im Dezember geboren und da draußen blühen die Bäume."

Und es stimmte - aus dem Fenster konnte ich sehen, dass die Straße über und über mit blühenden Apfel- und Kirschbäumen gesäumt war, deren Blätter sich leise in einem sanften Windhauch bewegten. Auf einem der Äste konnte ich sogar einen dieser kleinen schwarzen Singvögel sehen, deren Namen ich vergessen hatte, weil sie aus den Innenstädten schon so lange verschwunden waren.

Aber seit wann standen in unserer Straße Bäume...?

"Doch doch, das stimmt schon" sagte mein Vater. "Heute ist Dein Geburtstag. Wir irren uns nicht."

Er wirkte verändert. Jünger, wie es auch meine Mutter wirkte, sein bereits leicht angegrautes Haar war dunkler und schien an den Schläfen wieder voller geworden zu sein, fast wie auf dem Hochzeitsfoto, dass auf der Vitrine der Wohnzimmerschrankwand oberhalb des Vid-Schirms stand.

Erst jetzt bemerkte ich dass unser Wohnraum ganz anders aussah als sonst. Die Fenster waren größer und ließen viel mehr Licht hinein, die Möbel sahen anders aus und bestanden aus hellem Holz, nicht aus dem hellbeigen Kunststoff mit der feinen Maserung.

"Was ist hier los?" fragte ich und legte das angebissene Brötchen auf den Teller, um mich umzusehen. "Wo sind die alten Möbel hin? Und was sind das für Bilder, da an der Wand?"

Ich erkannte die Bilder nicht. Sie zeigten mich, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten: als kleiner Junge an meinem fünften Geburtstag auf dem Indoor-Spielplatz, bei dem Ausflug mit Zwölf auf die Kartbahn mit meinem Vater, zu meiner Abschlussfeier in der Gesamtschule. Und - was völlig unmöglich war! - eine Aufnahme von mir bei einem Schulspiel vor zwei Jahren mit einer Klassenfreundin, für die ich damals geschwärmt und die mir auf der Bühne statt einem gespielten einen richtigen Kuss gegeben hatte, worauf ich den Text vergessen hatte und völlig aus dem Konzept gekommen war...

Keiner meiner Eltern war damals dabei gewesen... keiner hatte dieses Foto machen können...!

Mein Vater und meine Mutter lächelten.

"Du scheinst ein wenig verwirrt zu sein" sagte meine Mutter.

Plötzlich krachte es um mich herum ohrenbetäubend. Erschrocken sprang ich von meinem Stuhl auf und lief zum Fenster. Draußen brach um unseren Wohnblock herum ein Gebäude nach dem anderen in sich zusammen. Die Häuser stürzten ein, als wären sie aus reinem Sand gebaut worden und eine große Staubwolke verdeckte die Sicht. Und als wäre ein Sturm vorübergezogen, verschwand der Staubvorhang eine Sekunde später und draußen zogen sich weite, grüne Wiesen mit einem Bachlauf, Feldern und Bäumen dahin. Überwältigt von der Ansicht stand ich da und starrte aus dem Fenster hinaus. Außer unserem Haus war kein einziges Bauwerk mehr zu sehen. Wir waren mit einem Mal allein in freier, wunderschöner Natur, so weit das Auge reichte.

Restlos durcheinander drehte ich mich wieder zum Frühstückstisch um, wo meine Eltern immer noch auf ihren Plätzen saßen und mich lächelnd ansahen.

"Was ist hier los?" rief ich. "Wo bin ich hier? Was passiert hier? Und was ist das für ein Tag heute?"

Immer noch lächelnd sahen mich meine Eltern an.

"Das weißt Du nicht?" wiederholte mein Vater. "Ich sagte doch schon, dass heute Dein Geburtstag ist." Aufmunternd und zugleich bestätigend sah ich meine Mutter neben ihm nicken.

"Aber das kann nicht sein!" rief ich, verängstigt und gleichzeitig ein wenig wütend. Dann zuckte ich zusammen, als sich die Eingangstür zum Wohnraum öffnete und plötzlich Rebecca ins Zimmer kam. Sie trug ein langes, dunkelgrünes Kleid und sah mich sorgenvoll mit leeren Augen an, als wolle sie durch mich hindurchblicken. Wie vor ein paar Tagen, als wir ihr zum ersten Mal in dem Lebensmittelmarkt dieses Einkaufszentrums begegnet waren.

Aber war das denn wirklich passiert...?

"Matthias" sagte sie nur, und ich bemerkte, dass sie weinte. Meine Eltern schienen jedoch ihre Anwesenheit überhaupt nicht zu bemerken, lächelten immer noch ihr Lächeln und sahen mich an.

"Was passiert hier?" sagte ich kläglich, von einem zum anderen hin und her blickend. Ich fühlte mich plötzlich überhaupt nicht mehr wohl, mir war schwindlig und meine Beine und mein Rücken begannen zu schmerzen.

Als ich nach unten sah bemerkte ich einen dunkelroten Fleck, der sich um meine Füße ausbreitete. Der Fleck wurde immer größer, und wo er erschien, löste sich alles unter ihm in Nichts auf - der Teppich, der Boden, die Möbel. Schockiert starrte ich meine Eltern an während sich der Fleck, sich immer weiter ausdehnend, nun auch auf den Esstisch zu bewegte. Der Stuhl, auf dem ich gerade noch gesessen hatte, begann sich in der roten Farbe aufzulösen. Die Wände des Wohnzimmers waren bereits verschwunden und hatten sich in eine ebene und gleichmäßig tiefrote Fläche verwandelt.

"Wir wünschen Dir alles erdenklich Gute" sagte meine Mutter, immer noch lächelnd und ohne darauf zu achten, dass der Tisch mit dem Essen direkt vor ihr verschwand und die rote Farbe nun begann, sich ebenfalls über ihre auf der Tischplatte liegenden Arme auszubreiten. "Und das alle Deine Wünsche in Erfüllung gehen."

Ich konnte mich nicht rühren, nicht schreien, obwohl ich es wollte. Ich konnte keinen Finger bewegen, stand regungslos da und sah zu, wie sich meine Eltern, wie sich die gesamte Welt um mich herum, in dieser tiefroten Farbe auflöste.

"Warum...?" quetschte ich hervor.

"Aber Matthias, das fragst Du?" erwiderte mein Vater, als von ihm kaum noch der Kopf zu erkennen war. "Weil heute doch der Tag ist, an dem Du geboren wirst!"

Dann verschwanden seine Gesichtszüge in der roten Farbe, als würde er in einer Flüssigkeit langsam versinken. Ich spürte wie meine Tränen über das Gesicht rannen, in die rote Farbe um mich herum hinein, und ich wünschte ich könnte all das ganze Rot mit meinen Tränen einfach wegsülen.

"Matthias!" hörte ich Rebeccas Stimme wieder neben mir. Sie drang wie aus dem Nichts an mein Ohr.

"Matthias" sagte sie. "Matthias, wach doch endlich auf!"

Teil 2



Das Dorf

Bildquelle: www.pexels.com (No. 238486, Lizenzfrei)

Kapitel 13

Es brannte. Alles brannte, ich stand wie in Flammen. Mein Kopf, mein Körper... alles schien mitten in einem gewaltigen, aber dennoch seltsam kalten Feuer zu stehen. Da war keine Orientierung mehr, kein Zeitgefühl, nichts. Es gab nur den Schmerz.

Ich wusste nicht, wo ich war. Ich musste mich anstrengen um mich daran zu erinnern, wer ich überhaupt war. Was war passiert? Wann war ich? Was war mit mir nur los? Es tat weh, auch nur einzuatmen. Nicht in meiner Brust, sondern in meinem ganzen Körper.

Der Geschmack der Luft verwirrte mich, der Geruch in meiner Nase war mir vollkommen fremd. Es war wie eine Mischung aus feinem Staub, Fäulnis und noch anderen Dingen, die mir entweder fremd waren oder an deren Namen ich mich nicht erinnern konnte. Aber trotzdem sog ich die Luft wie ein Ertrinkender in mich hinein, weil ich mich fühlte als hätte ich seit einer Ewigkeit nicht mehr geatmet, als wäre ich unter Eis oder in tiefem Wasser eingeschlossen gewesen.

Der Schmerz beim Atmen ließ allmählich ein wenig nach. Nach einer Weile legte sich auch das Schwindelgefühl in meinem Kopf. Es rauschte in meinen Ohren, aber es war nicht das Geräusch von Blut, das durch die Adern strömt. Ein gleichförmiges und dennoch leicht unregelmäßiges Rauschen, das seinen Ursprung irgendwo außerhalb meines Körpers hatte. Ich kannte doch dieses Geräusch... wie war nur der Name...

Regen?

Ja, das war das Geräusch von Regen, aber seltsam gedämpft, nicht durch ein Material wie das Glas einer Fensterscheibe, sondern anders, sanfter... als würde das vom Himmel strömende Wasser auf einen weichen, nachgiebigen Untergrund fallen... und ich spürte keine Feuchte an mir. Ich fühlte sie zwar in der Luft, die ich in meine Lunge einsog, aber nicht an meinem Körper. Mich schien ein Gespinst zu umgeben, wie ein von einer Spinne gesponnenes Netz. Es spannte sich über meine Brust, ich konnte fühlen wie es im Rhythmus beim Atmen von meinem Brustkorb angehoben und danach wieder abgesenkt wurde.

Wo war ich?

Es fühlte sich an, als ob ich auf dem Rücken liegen würde. Es war unglaublich weich und angenehm in dieser Position, doch ich spürte einen dumpfen Schmerz an meinem Rücken beim Ein- und Ausatmen, als hätte ich einen furchtbaren Sonnenbrand.

Unendlich langsam begannen sich meine Gedanken zu ordnen. Ich lag regungslos da, atmete ein und aus. Meine Augen umgab Schwärze, kein Lichtstrahl drang durch meine geschlossenen Lider. Ich hörte nichts als das Rauschen des Regens irgendwo um mich herum. Als ich versuchte den Kopf zu drehen, um meine Ohren in eine andere Richtung wenden zu können, durchfuhr mich ein scharfes Stechen in meinem Nacken und ein kleiner Schmerzenslaut entfuhr meiner Kehle, so leise, dass er für mich in dem Rauschen um mich herum völlig unterzugehen schien.

Wo war ich hier? Was war nur geschehen?

Es war anstrengend für mich, dazuliegen und diesen Gedanken meiner inneren Verwirrung nachzuhängen. Mein Kopf begann wieder leicht zu schmerzen. Dieses Rätsel würde ich nicht lösen können.

Ich begann wieder, dem Geräusch des Regens zu lauschen.

Nach einer Weile wurde die Dunkelheit um mich herum noch finsterer, als ich langsam in einen unruhigen Schlaf sank.

Als ich erwachte waren die Schmerzen immer noch da, aber durch meine Augenlider schimmerte ein helles Licht. Es musste der Morgen angebrochen sein und das leise Geräusch des Regens war nicht mehr zu vernehmen. Statt dessen hörte ich den Gesang von Vögeln und ich erinnerte mich bitter an den kleinen, schwarzen Vogel in dem Baum vor dem Fenster unserer Wohnung... oder war das nur ein Traum gewesen?

Meine Arme und Beine fühlten sich seltsam taub an. Ich versuchte, die rechte Hand zu heben, aber ein Stich durchfuhr meine Schulter und ich musste unwillkürlich vor Schmerz wimmern.

Sofort erklang, dicht neben mir, ein kurzer heller Aufschrei und dann hörte ich das dumpfe Geräusch schneller Schritte, die sich von mir weg bewegten. Es klapperte, dann ertönte ein kurzes schlagendes Geräusch und eine Stimme rief etwas, aber ich konnte die Worte nicht verstehen.

Ich war nicht allein...

Es war wohl Tag...

Und ich lag irgendwo, vielleicht auf einem Bett. Mühsam versuchte ich, die Augen zu öffnen. Meine Lider zu heben erforderte viel mehr Kraft als ich angenommen hatte, wie durch zähen Sirup verkleistert zog ich sie unfassbar langsam auseinander. Helligkeit umflutete mich und meinen Blick und ich sah nichts als eine helle, seltsam gemusterte Fläche. Linien, gerade und verschlungene, erstreckten sich über mein gesamtes Sichtfeld, dazwischen unterbrochen von dunkeln Punkten, Ovalen und Kreisen in verschiedenen Größen und Formen.

Es dauerte lange bis ich begriff, dass ich auf eine helle Holzmaserung blickte. Ich bewegte meine Augen zur Seite, hin und her, um die Größe dieser Fläche abzuschätzen. Links kamen verschwommene Formen eines Gegenstandes ins Bild, rechts von mir nahm die Helligkeit zu und bunte, wallende Bewegungen formten sich nach enormer Anstrengung, meinen Blick zu schärfen, zu sich in einem leichten Luftzug bewegenden Vorhängen an einem Fenster. Ich senkte meinen Blick und erkannte das Fußende eines dunklen Holzbettes, und dahinter undeutlich Umrisse einer geschlossenen Tür.

Ich lag in einem Bett in einem Zimmer...

Mein Blick nahm immer mehr Konturen und Details auf. Das Zimmer war hell, das Holzfenster ein wenig verschmiert und der dunkle Rahmen verwittert. Der Gegenstand zu meiner linken Seite war ein altmodischer, verzierter Kleiderschrank. Aber der Raum war mir fremd, keine einzige Erinnerung formte sich beim Anblick des Zimmers.

Plötzlich ertönten mehrere Schritte und die Zimmertür wurde mit einem Ruck geöffnet. Menschen betraten den Raum, die ich irgendwo schon einmal gesehen hatte... die Namen... sie fielen mir wieder ein...

"Rebecca! Steffen!"

Ich erschrak über den krächzenden Klang meiner eigenen Stimme. Für einen Moment hatte ich selbst nicht erkannt das ich es war, der diese Worte ausgesprochen hatte.

Rebecca stand am Fußende des Bettes, mit einer Miene die zwischen Weinen und Lachen lag. Ihr Gesicht strahlte und war gleichzeitig mit Tränen bedeckt. Sie brachte kein Wort hervor, blickte mich nur an. Steffen ging langsam zur rechten Seite des Bettes und setzte sich vorsichtig auf die Kante neben mich. Sein Blick war wie immer ernst und aufmerksam, als er mich musterte. Er griff mein linkes Handgelenk und presste es für ein paar Sekunden mit seinen Fingern, dann zog er eines meiner Augenlider nach unten.

"Wie fühlst Du Dich?" fragte er leise, aber eindringlich.

Ich wollte meinen Kopf drehen, verzog aber das Gesicht als ich den Schmerz erneut in meinem Nacken spürte.

"Schrecklich..." krächzte ich.

Steffen tastete kurz nach meinem Hals, berührte mich an mehreren Stellen. Ich ließ es teilnahmslos geschehen, zuckte nur zurück wenn der Schmerz durch meinen Körper fuhr.

"Trink das hier" sagte er zu mir und setzte mit der rechten Hand ein Glas an meine Lippen. "Langsam, mit kleinen Schlucken. Du musst es ganz austrinken, hörst Du?"

Ich tat wie er es mir gesagt hatte. Die Flüssigkeit, die in meine Kehle rann, schien Wasser zu sein, aber es schmeckte als würde Staub oder Sand darin schwimmen. Der Geschmack war nicht widerwärtig, aber dennoch unangenehm. Ich zwang mich trotzdem, den Inhalt des Glases mit vielen kleinen Schlucken zu leeren.

"Das ist ein Schmerzmittel" erklärte Steffen, als er das Glas absetze und neben dem Bett auf den Boden stellte. "Es ist nicht besonders stark, aber ich habe nichts besseres und es wird Dir vielleicht zumindest ein wenig helfen. Du hattest verdammtes Glück, genau wie Peter. Ich denke mal dass Du ziemliche Schmerzen haben dürftest, aber immerhin bist Du am Leben."

"Was ist passiert?" fragte ich. Die Flüssigkeit hatte meiner Stimme und meinem Hals gut getan.

"An was erinnerst Du Dich noch?" gab Steffen die Frage sofort an mich zurück. "Was ist als letztes geschehen?"

Ich schloss die Augen. Ich erinnerte mich an unsere Wohnung, an meine Eltern, an die Bäume, an rote Farbe... all das schien mir furchtbar surreal und konnte ein Traum zu sein. Ich schämte mich, Steffen davon etwas zu erzählen. Was war davor passiert? Ich kramte in meinem Gedächtnis herum.

"Ich erinnere mich an eine Autofahrt" begann ich langsam, immer noch mit geschlossenen Augen, während die Erinnerungen langsam wieder in mein Gehirn zurückkehrten. Ruckartig riss ich meine Lider wieder nach oben. "Wir sind aus dem Zentrum geflohen. Vor einem Roboter..."

Steffen nickte mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck.

"Korrekt" bestätigte er. "Ich freue mich, dass Du das noch weißt. Das bedeutet, dass Dein Hirn noch funktioniert. Erinnerst Du Dich, was mit Dir geschehen ist?"

"Ich... Ich glaube, mich hat eine Explosion umgeworfen..." sagte ich langsam, während Rebecca hinter dem Bettende hervor trat und sich, wie ein Spiegelbild zu Steffen, auf die Bettkante zu meiner linken Seite setzte.

"Es war nicht ganz so" sagte Steffen langsam und musterte mich immer noch mit großer Aufmerksamkeit. Mir schien als würden seine Augen aus irgendeinem Grund tiefer in den Höhlen liegen, erkannte dann aber die dunklen Ringe, die auf eine große Anstrengung und zu wenig Schlaf hinwiesen.

"Was ist passiert?" wiederholte ich meine Frage.

Steffen stieß einen leichten Seufzer aus und warf einen kurzen Blick zu Rebecca hinüber, ehe er zu einer Antwort ansetzte.

"Also, Du hast eine der Maschinen mit einem Zugfahrzeug gegen eine Wand gedrückt. Der Roboter hat das Feuer auf den Traktor eröffnet und vermutlich seinen Tank zur Explosion gebracht. Zu diesem Zeitpunkt warst Du schon einige Meter von den beiden Maschinen entfernt, bist aber von mehreren Trümmerteilen getroffen worden.

Nachdem Du zu uns in das Auto gestiegen bist, hast Du nach kurzer Zeit das Bewusstsein verloren. Wir haben gesehen dass Du verletzt warst, konnten aber nicht anhalten um Dich zu versorgen, weil wir uns alle in Sicherheit bringen mussten. Es hat etwa zwei Stunden gedauert, ehe wir unser Ziel erreicht hatten und uns endlich um Dich kümmern konnten. Zu diesem Zeitpunkt hattest Du bereits Blut verloren, denn in Deinem Rücken steckten gut zwanzig oder dreißig Glas- und Metallsplitter in den verschiedensten Größen. Wir haben Sie am gestrigen Nachmittag über mehrere Stunden hin entfernt, konnten aber die Blutungen nicht völlig stoppen."

Steffen warf einen langen Blick zu Rebecca hinüber. Erst jetzt fiel mir auf, dass sie nicht ihre üblichen Sachen trug, sondern ein dunkelgrünes, langes Kleid anhatte. Ich wusste, ich hatte Sie in genau diesem Kleid bereits einmal gesehen... aber wo nur...?

"Das Du hier noch unter den Lebenden weilst, ist allein Rebeccas Verdienst" fuhr Steffen fort. Ich sah, wie Rebeccas Gesicht rot zu leuchten begann und sie verlegen ihren Kopf wegdrehte.

"Rebecca hat seitlich an Deinem Nacken eine Einschussstelle entdeckt, als sie das Blut abgewaschen hat. Der Splitter einer Kugel hat Dich dort erwischt und ist knapp neben Deinen Halswirbeln stecken geblieben. Vielleicht war es ein Querschläger. Das Projektil hat eine Ader perforiert, so dass sich in Deinem Körper Blut angesammelt hat. Es war Dein Glück dass es nicht Deine Hauptschlagader erwischt hatte. Ich musste hier mit unseren beschränkten Möglichkeiten eine Notoperation vornehmen und sie abklemmen. Und ich sage es gleich nochmal: ohne Rebeccas Hilfe hätte ich das nicht geschafft."

Wieder warf er dem Mädchen auf der anderen Seite des Bettes einen anerkennenden Blick zu, der ihr erneut die Röte über das Gesicht huschen ließ.

"Wenn Du einen Schutzengel gehabt hast, dann trägt er ihren Namen" sagte Steffen mit sehr ernstem Gesicht. "Wir haben ziemlich viel an Dir herum schneiden müssen. Dein Rücken sieht jetzt leider aus wie ein großes TicTacToe-Feld und ich hoffe, die Wunde an Deinem Hals wird wieder richtig verheilen. Wo hast Du noch Schmerzen, wenn Du Dich bewegst?"

"So ziemlich überall" entgegnete ich und versuchte, die gerade über mich hereingebrochene Flut an Informationen zu verarbeiten. In meinem Kopf begann sich langsam wieder alles zu drehen.

"Was ich jetzt von Dir wissen muss ist, ob Du wirklich alles an Dir bewegen kannst. Egal ob es weh tut oder nicht."

Ich probierte vorsichtig verschiedene Bewegungsabläufe aus und verzog dabei immer wieder schmerzhaft das Gesicht. Meine Gliedmaßen gehorchten jedoch den Anweisungen meines Gehirns. Steffen war die Erleichterung darüber deutlich anzumerken.

"Also, dann bist Du vermutlich wirklich mit einem blauen Auge davon gekommen" meinte er zu mir. "Ich hatte schon die Befürchtung, dass Du vielleicht Lähmungserscheinungen davontragen könntest... Du bleibst auf alle Fälle die nächsten Tage im Bett, verstanden? Keine Mätzchen, keine Heldentaten, keine Spaziergänge. Wenn Du auf die Toilette musst, rufst Du einen von uns und wir kommen mit einem Topf oder einer Schüssel. Die sanitären Anlagen hier im Haus sind sowieso nur noch rudimentär zu gebrauchen."

"Wo sind wir hier eigentlich?" schob ich schnell meine nächste Frage hinterher, als Steffen sich anschickte aufzustehen.

"In Weiler, bei Lehenwies" sagte er. "Im Haus meiner Eltern. Aber jetzt erst mal keine weiteren Fragen, verstanden? Du schläfst jetzt wieder, das Schmerzmittel sollte bald zumindest ein wenig wirken. Hast Du noch Durst oder fühlst Du Dich hungrig?"

Ich schüttelte den Kopf. Tatsächlich fühlte ich mich nach dem Gespräch bereits wieder müde und erschöpft. Steffen nickte befriedigt, als er sich an Rebecca wandte.

"Kannst Du hin und wieder nach ihm sehen?" fragte er sie.

Rebecca nickte, und mir schien das ihr Gesicht immer noch ein wenig rot aussah - oder war das schon wieder so?

"Gut. Ich bin unten bei Peter und den anderen, wenn Ihr mich braucht."

"Was meinst Du mit den anderen...?" rief ich Steffen nach, aber der wandte sich nur kurz um, schüttelte den Kopf, legte den Zeigefinger an seine Lippen und verließ das Zimmer. Ich hörte seine Schritte langsam eine Treppe hinunter steigen.

Ich drehte den Kopf, um Rebecca dieselbe Frage zu stellen, aber auch sie schüttelte nur mit einem leichten Lächeln den Kopf.

"Keine Fragen. Du hast gehört was Steffen gesagt hat" erwiderte sie nur.

Resigniert schloss ich die Augen und versuchte, meinen Kopf wieder ein wenig zu leeren.

"Schlaf jetzt ein wenig, Matthias" hörte ich Rebeccas Stimme sagen. Ihre Worte erinnerten mich an etwas.

"Hattest Du nicht zu mir gesagt, ich solle endlich aufwachen?" fragte ich sie mit einem wieder matten Gefühl in meinem Kopf.

Sie gab keine Antwort, aber strich mir kurz mit ihrer Hand über die Stirn ehe sie sich vom Bettrand erhob. Ich hörte ihre Schritte durch den Raum gehen, aber sie verließ das Zimmer nicht, sondern setzte sich vermutlich irgendwo auf einen Sessel oder einen Stuhl.

Ich fühlte mich wieder sehr müde. Das Brennen auf meinem Rücken hatte nachgelassen und sich in einen dumpfen Druck verwandelt. Offenbar wirkten jetzt die Schmerzmittel. Ich genoss das Gefühl dieser kleinen Erleichterung. Ehe ich einnickte spürte ich an meiner linken Hand etwas kleines, weiches und flauschiges. Meine Finger ertasteten eine kleine Schleife. Rebecca hatte mir anscheinend Fred dagelassen.

Ich lächelte und umschloss den kleinen Bären mit meiner Hand. Es tat gut zu wissen, dass man nicht allein war.

Es war nicht mehr ganz so hell, als ich erwachte. Vermutlich war es bereits Nachmittag geworden. Ich hatte nicht gedacht, dass ich so müde gewesen war und erneut einige Stunden am Stück geschlafen hatte.

Meinem Kopf ging es besser. In der Tat fühlte ich mich wieder gut und riskierte eine kleine Bewegung mit meinem Kopf und meinen Armen. Der Schmerz durchzuckte mich erneut, aber vielleicht wirkte das Medikament noch oder der Heilungsprozess schritt voran - jedenfalls schien mir das Schmerzgefühl ein wenig an Intensität verloren zu haben.

Ich musste lächeln als ich feststellte, dass meine Hand Rebeccas Bären immer noch fest umschlossen gehalten hatte. Sie selbst war in einem Korbstuhl eingenicke, der neben dem Kleiderschrank in der Ecke stand. Den Kopf an einen ihrer zurückgelegten Arme gelehnt, hob und senkte sich ihr Brustkorb leicht im Takt ihrer Atemzüge.

Mein Magen grummelte und mein Hals fühlte sich trocken an. Hieß es nicht, dass Hunger bei Kranken ein gutes Zeichen war? Dann ging es ja wieder aufwärts mit mir. Trotzdem fühlte ich mich noch zu schwach um aufzustehen und in diesem Haus nach der Küche zu suchen, selbst wenn Steffen es mir nicht verboten hätte. Aber ich wollte Rebecca auch nicht aus ihrem Schlaf wecken. So blieb ich vorerst im Bett liegen und betrachtete sie, schlafend auf ihrem Platz, ohne ein Wort zu sagen.

Das dunkelgrüne Kleid, das sie jetzt trug, war altmodisch geschnitten und aus einem dicken Stoff. Ganz offensichtlich war es für jemanden angefertigt worden der ein ganzes Stück größer gewesen war, denn der

untere Saum war umgeschlagen und provisorisch an einigen Nahtstellen fixiert worden. Es war seltsam ungewohnt für mich, eine Frau - oder in diesem Fall vielmehr ein Mädchen - in einem Kleid zu sehen. Fast alle entschieden sich heutzutage für im Alltag praktischere Hosen, außer wenn irgendeine Feier anstand oder es "romantisch" wirken sollte.

Als ich Rebeccas Gesicht studierte wirkte sie auf mich erneut älter zu sein als die dreizehn Lebensjahre, die sie bis jetzt angesammelt hatte. Abgesehen von der Körpergröße hätte ich sie sicherlich mindestens vier oder fünf Jahre älter geschätzt. Ich hob langsam meine Hand, um mein eigenes Gesicht abzutasten und spürte den deutlichen Bartwuchs an meinen Wangen. Vermutlich sah ich dadurch ebenfalls wesentlich älter aus als ich es war. Die letzten Tage hatten uns sicher alle älter werden lassen - nicht nur äußerlich.

Das kümmerte mich jetzt aber wenig - es gab hier niemanden zu beeindrucken und außerdem freute ich mich viel mehr darüber, dass der Schmerz bei meiner Bewegung etwas abgeklungen war. Mein linker Arm jedoch verursachte größere Probleme, und wenn ich ihn nach oben streckte spürte ich deutlich ein schmerzhaftes Ziehen über meiner Schulter. Vermutlich befand sich dort die Narbe der Operation, wo die Kugel des "Panther" von Steffen herausgeschnitten worden war.

Mein Blick fiel wieder auf den Bären in meiner linken Hand. Obwohl er einige Schmutz- und Staubspuren aufwies wirkte er ziemlich neu. Am rechten Ohr hing sogar noch der Kunststoff-Faden eines Preis- oder Fabrikationsschildes. Rebecca musste ihn vermutlich aus dem Kaufhaus mitgenommen haben. Eigentlich logisch - kein Mädchen mit dreizehn Jahren würde noch ihren Kuschelbären zum Einkaufen mitnehmen.

Allmählich gesellte sich zu meinem Hunger und Durst noch ein anderes Gefühl hinzu, das mit jeder Minute ein wenig drängender wurde. Ich drehte den Kopf zur Seite, um Ausschau nach einem geeigneten Gefäß zu halten, konnte aber aus meiner liegenden Position nur eingeschränkt den Raum überblicken. Vorsichtig schob ich die Ellbogen nach hinten um meinen Oberkörper nach oben zu stemmen und biss mir auf die Lippen, um den Schmerz an meinem Rücken zurückzudrängen. Den Versuch, mich an das Kopfteil des Bettes zu lehnen, gab ich schnell wieder auf, denn mein Rücken vertrug den Druck auf das Holzbrett sehr schlecht. Ich schloss die Augen und richtete mich mit einer plötzlichen Bewegung auf. Der Schmerz, der mich durchfuhr, warf heftig, aber nur von kurzer Dauer. Mein leises Keuchen riss Rebecca zum Glück nicht aus ihrem Schlaf.

Langsam schlug ich die dünne Bettdecke, unter der ich gelegen hatte, zur Seite um mich mit den Händen auf der Matratze abzustützen und meine Beine herumzudrehen, so dass ich endlich halbwegs aufrecht auf der Kante meines Bettes sitzen konnte.

In dieser Position konnte ich aus dem Fenster blicken. Ich befand mich im Obergeschoss eines Hauses, von dem ich nicht abschätzen konnte wie groß es war. Das Fenster lag zu einem gekiesten, aufgrund der langen Abwesenheit seiner Bewohner mit Gräsern und Setzlingen überzogenen Hof, welcher auf der einen Seite durch eine überwucherte grüne Wiese begrenzt war, die sich ein paar hundert Meter mit einem leichten Anstieg bis zu einem Nadelgehölz erstreckte. Auf der anderen Seite sah ich die Trümmer eines eingestürzten hölzernen Bauwerks, vermutlich einer ehemaligen Scheune.

Der Druck in der Leistengegend wurde drängender, was meinen Blick wieder auf das Zimmer lenkte. Am Fußende des Bettes stand ein alter, rostiger Topf auf dem Boden, vermutlich zu eben dem Zweck zu dem ich ihn jetzt verwenden wollte - das Ding war verbeult und würde sicherlich nicht mehr zum Kochen verwendet. Ich streckte mein linkes Bein aus und zog den Topf vorsichtig näher zu mir heran.

Sie hatten mir meine Hose ausgezogen ehe sie mich in das Bett legten, was mir jetzt sehr entgegen kam. Mit der einen Hand den Bund meiner Unterhose nach unten ziehend blieb mir die andere Hand frei, um den Urinstrahl vorsichtig in den Topf zu lenken. Es fühlte sich seltsam heiß an, mich zu erleichtert. Der Druck war ziemlich groß gewesen, der Strahl war scharf gebündelt und schepperte leise, als er in den Topf traf. Das Geräusch schien nun Rebecca aus ihrem Schlummer zu reißen. Schnell zog ich die Unterhose wieder nach oben und drehte meinen Kopf zu ihr um.

"Guten Morgen" sagte ich zu ihr und versuchte ein Lächeln.

Sie gähnte kurz und warf einen Blick aus dem Fenster.

"Guten Nachmittag" sagte sie und stand auf, um sich kurz zu strecken, ehe sie zu meiner Bettseite hinüberkam und einen Blick in den Topf am Boden warf.

"Du scheinst Dir ja schon selbst geholfen zu haben" bemerkte sie und bückte sich, um den Topf vom Boden aufzuheben. "Hast Du Hunger?"

"Einen Riesenhunger" grinste ich sie an.

Sie grinste zurück.

"Ich werd' nachsehen, was ich Dir organisieren kann. Steffen und Peter haben den Wagen schon ausgeladen, aber ich muss erst herausfinden

wo sie alles hingeräumt haben. Brot und Wurst kann ich Dir auf alle Fälle bringen."

"Das klingt wunderbar" antwortete ich und sah ihr nach, als sie das Zimmer verließ. Durch die geöffnete Tür schimmerte das dunkle Holz eines Geländers und ich hörte das Knarzen von hölzernen Stufen als sie, außerhalb meines Blickfeldes, eine Treppe hinunterstieg. Nach einiger Zeit kam Rebecca mit einem kleinen Tablett zurück, begleitet von Peter, der in seiner Hand eine Wasserflasche trug.

"Wie geht es Dir, Mats?" fragte er.

"Besser" sagte ich und warf einen heißhungrigen Blick auf den etwas angeschlagenen Teller mit zwei dick mit Butter bestrichenen Scheiben Brot, mehreren Stücken Dauerwurst und einem gekochten Ei.

"Wo habt Ihr denn das alles her?"

Rebecca grinste erneut, als sie mir das Tablett auf die Knie stellte.

"Brot, Wurst und Butter hatten wir ins Auto gepackt, soviel wir konnten. Das Ei ist von Hennie."

"Hennie?" Ich blickte sie verständnislos an.

"Henriette" ergänzte Rebecca. "Von einem ihrer Hühner gestern frisch gelegt, um ganz genau zu sein."

"Wir sind hier draußen nicht ganz allein" ergänzte Peter und setzte sich neben mir auf die Bettkante. "In der Ortschaft unten sind zwei andere Familien untergekommen, die ebenfalls aus der Stadt geflüchtet sind. Ein jüngeres Paar hatte sich schon vor ein paar Jahren entschlossen, hier draußen so eine Art Selbstversorgerhof aufzubauen, sie züchten Hühner und bewirtschaften ein kleines Stück Land. Du wirst sie noch kennenlernen."

Ich biss abwechselnd in die Wurst und die Brotscheiben, kaute mit vollen Backen, während ich seinen Ausführungen lauschte. In meiner Gier geriet mir der Brocken fast zu groß um ihn herunterzuschlucken. Ich würgte kurz und hustete. Peter reichte mir die Flasche.

"Hier, trink etwas. Eigene Produktion."

Misstrauisch musterte ich die klare Flüssigkeit.

"Was ist das?" fragte ich.

"Kein Schnaps" grinste Peter mich an. "Destilliertes Wasser. Ich habe gestern Abend aus einigen Teilen, die ich im Schuppen von dem Hof hier gefunden habe, eine kleine Destille konstruiert. Wir haben hier weder Trink- noch Abwasser und auch keinen Strom, deswegen hielt ich es für ratsam das Wasser aus dem Bach am Hang zu säubern, ehe wir es zu uns nehmen. Frank und Hennie haben eine eigene Destille unten

in ihrem Haus. Das Wasser kochen wir zusätzlich ab, um alle Keime sicher abzutöten."

Vorsichtig versuchte ich einen Schluck aus der Flasche. Es schmeckte seltsam nach Fisch, aber vielleicht bildete ich mir das nach Peters Worten auch nur ein. Dann wandte ich mich wieder dem Essen zu und sagte kein Wort mehr, ehe ich den Teller ganz geleert hatte. Das Ei war hartgekocht und schmeckte hervorragend.

"Hennie wird heute Abend vielleicht noch etwas kochen" erzählte mir Rebecca. "Wir sind hier noch nicht wirklich eingerichtet und sie hat uns angeboten, uns zu unterstützen. Die anderen haben in einem anderen leerstehenden Haus unten im Ort Unterschlupf gesucht, aber Steffen wollte unbedingt in das Haus seiner Eltern. Nachdem er Dich wieder zusammengeflickt hat..."

"...nachdem ihr ihn wieder zusammengeflickt habt!" unterbrach Peter sie in ihrem Redefluss. "Keine falsche Bescheidenheit, Rebecca. Steffen hat mir erzählt wie Du ihm geholfen hast. Er hat gesagt dass Du nicht nur ein Talent für Computer hast, sondern dass er Dich viel lieber als Ärztin sehen würde."

Rebecca wurde wieder rot.

"Na ja, das überlege ich mir lieber noch einmal" gab sie zurück. "Es war nicht gerade ein schöner Anblick gewesen, als wir Dich aufgeschnitten haben."

Aufgeschnitten... bei diesen Worten stellten sich mir die Nackenhaare auf.

"Danke Dir, Rebecca" sagte ich. "Nicht nur für das Essen. Steffen hat gesagt..."

"...also den Schutzengel lasse ich ihm ja vielleicht noch durchgehen" unterbrach nun sie mich in meinem Versuch, mich bei ihr zu bedanken, "aber wenn Dir einer das Leben gerettet hat, dass war das er!"

"Trotzdem... Danke" sagte ich nochmals, als sie sich das leere Tablett von meinen Beinen schnappte und damit schnell durch die Tür in das Treppenhaus verschwand. Peter grinste kurz bei ihrem Abgang und als er bemerkte wie ich ihr hinterher blickte, wurde sein Grinsen noch ein Stück breiter. Dann wurde er jedoch schnell wieder ernst.

"Na, Du hast es ja ganz gut überstanden" sagte er, während er mich eingehend musterte. "Steffen wird heute Abend sicherlich nochmal nach Deinem Verband sehen. Ich denke, wir beide haben ihm einiges zu verdanken." Nachdenklich glitt sein Blick über seinen linken Armstumpf.

Ich nickte nur.

"Wer sind die anderen?" fragte ich ihn neugierig.

"Du kannst es nicht abwarten, stimmt's?" fragte er zurück. "Na gut, ich gebe Dir einen kleinen Überblick, auch wenn Du mit den Namen allein nichts anfangen kannst.

Frank und Hennie leben hier schon seit fünf oder sechs Jahren. Sie haben unten im Ort ein altes Bauernhaus bezogen und wissen eine ganze Menge über den Ackerbau. Ehrlich gesagt bin ich erleichtert, dass wir hier auf jemanden gestoßen sind der sich damit auskennt und uns die Dinge erklären und beibringen kann.

Kurz vor uns sind Thomas und Carola hier eingetroffen. Sie haben einen knapp fünfjährigen Jungen, der Sebastian heißt. Ihr anderes Kind ist auf der Flucht umgekommen. Sprich sie besser erst mal nicht darauf an. Gestern Abend kamen dann noch Sabine und Maria an, eine Mutter mit ihrer erwachsenen Tochter. Sie alle wohnen jetzt neben Frank und Hennie. Bis auf weiteres sind wir hier oben im Weiler für uns."

"Wie ist die Fahrt abgelaufen?"

Peter suchte für sich eine bequemere Position auf der harten Bettkante.

"Steffen ist wie ein Verrückter gefahren. Die Straße war leer und soweit wir das feststellen konnten sind wir weder entdeckt noch verfolgt worden. Den Panther scheinst Du also erledigt zu haben."

"Er hat sich eher selbst erledigt" bemerkte ich.

"Egal, das Ergebnis zählt" meinte Peter. "Wir dachten, Du würdest im Auto schlafen. Erst beim Anhalten merkten wir, dass Du nicht mehr auf uns reagiertest. Ehrlich gesagt, ich hatte Angst Du wärst tot. Als wir Dich aus dem Auto hoben und Steffen Deinen Rücken sah, ist er ganz weiß angelaufen. Wir haben die Haustür aufgebrochen und Dich sofort hinein getragen.

Steffen hat sich dann seinen Koffer geschnappt und sich von Rebecca assistieren lassen. Ich konnte den beiden nicht helfen, also bin ich durch das ganze Haus und habe ein bewohnbares Zimmer gesucht. Ich hatte gerade ein wenig Ordnung gemacht und halbwegs sauberes Bettzeug gefunden, als Steffen mit Dir fertig war. Wir haben Dich dann hier abgelegt und versucht, uns selber ein wenig auszuruhen. Rebecca hat die Nacht in dem Korbstuhl dort drüben verbracht und Krankenwache gehalten." Er grinste mich an. "Sie scheint Dich zu mögen."

Ich spürte wie meine Ohren heiß wurden, aber blickte ihn möglichst neutral an.

"Ich denke mal, das jeder von uns sie mag" antwortete ich zurück.

"Es war ein Glücksfall, dass wir sie getroffen haben" nickte er. "Und jetzt besonders für Dich."

Peter blieb noch eine Weile bei mir auf der Bettkante sitzen, ehe er sich verabschiedete und mir empfahl, mich auszuruhen. Ich fühlte mich zwar schlapp, aber nicht wirklich müde, und so blieb ich wach auf dem Bett liegen und ließ mir seine Erzählungen durch den Kopf gehen.

Schließlich wurde es mir zu langweilig. Ich richtete mich wieder auf und versuchte aus dem Fenster zu spähen, aber von meinem Bett aus war der Ausblick beschränkt. Versuchsweise begann ich mich auf die Beine zu hieven und schaffte es beim zweiten Versuch, aufzustehen. Mich auf dem Bettrahmen und dem Fensterbrett abstützend stand ich ziemlich wackelig da, aber ich stand immerhin und konnte endlich richtig aus dem Zimmerfenster nach draußen blicken.

Der Raum war zur Westseite des Hauses gelegen. Die Sonne stand bereits ziemlich tief und warf ein warmes Licht auf die überwucherten Wiesen. Alles war ruhig und friedlich, das Zwitschern der Vögel drang durch das geklappte Fenster zu mir herein. Ich bemerkte eine Bewegung am Rand des Nadelgehölzes und erschrak zunächst ein wenig ehe ich mir bewusst wurde, dass ein Reh seinen Kopf witternd zwischen den Baumstämmen in Richtung der Wiese streckte.

Das Haus schien in einer Senke zwischen mächtigen Hügeln zu liegen, die von meiner Warte aus schon fast wie kleine Berge anmuteten. Abseits der Felder erstreckten sich die Wälder, so weit ich sehen konnte. Es war ein wunderschönes Fleckchen Erde und ich begann ein wenig zu bedauern, dass meine Eltern niemals mit mir in eine solche Gegend in Urlaub gefahren waren. Wobei... vermutlich hätte es überhaupt keine entsprechenden Angebote von Reiseveranstaltern gegeben.

Ich stand immer noch in diesen Anblick versunken am Fenster, als sich hinter mir die Tür öffnete und Steffen das Zimmer betrat. Ich schwankte ein wenig, als ich mich rasch zu ihm umdrehte, und er blickte mich mit einer etwas säuerlich wirkenden Miene an.

"So hörst Du also auf Deinen Doktor" schimpfte er mich scherzhaft, trat aber rasch zu mir heran und stützte mich am Arm. "Im Ernst jetzt, glaubst Du ich habe Dir aus reiner Boshaftigkeit gesagt, dass Du im Bett liegen bleiben sollst? Wer weiß wie viel Blut Du verloren hattest, bis wir Dich zusammengeflickt hatten! Und hast Du überhaupt schon irgend etwas gegessen?"

Ich nickte.

"Es geht schon wieder" beruhigte ich ihn.

"Lass dass mal den Arzt entscheiden" gab er zurück. "Wenn Du schon so fit bist, dass Du durch das Zimmer spazieren kannst, sehen wir uns

am besten gleich einmal Deinen Rücken an. Setz Dich hin und halt still. Es könnte etwas wehtun, wenn ich den Verband abnehme."

Ich nahm wieder auf der Bettkante Platz während Steffen nach seinem Koffer griff, den er am Fußende des Bettes abgestellt hatte, und auf die andere Seite trat. Ich hörte das Schnappen der Verschlüsse und wie er im Inhalt herumkramte. Dann spürte ich, wie er sich an meinem Verband auf dem Rücken zu schaffen machte. Es zog und schmerzte als er eine der Klebekompressen abzog, um die darunter liegende Wundstelle zu überprüfen. Ich zuckte unwillkürlich zurück.

"Halt still" wies er mich an. "Du hast Schlimmeres überlebt, also rei Dich mal kurz ein wenig zusammen."

Ich nickte stumm und biss die Zähne zusammen. Steffen entfernte eine Komresse nach der anderen, aber ich zählte nicht mit. Er hatte mir ja schon gesagt dass mein Rücken ziemlich ramponiert gewesen war. Am Ende gab er ein zufriedenes Grunzen von sich.

"Na also, das sieht ja schon einmal ganz gut aus" meinte er schließlich. "Die Splitter haben wir wohl alle erwischt und die Wunden haben sich fast alle geschlossen. Ich klebe Dir auf drei Stellen neue Kompressen auf. Die anderen würde ich gerne frei lassen, damit ein wenig Luft auf Deine Haut kommt. Versprich mir nur Dich nicht zu kratzen, sonst ist das Bettlaken morgen voll Blut und die anderen, die wir hier auftreiben konnten, trocknen noch. In Ordnung?"

"Geht klar" sagte ich und hielt still, während er mir die Stellen verband, die sich noch nicht ganz geschlossen hatten. "Wie steht es mit der Stelle am Hals?"

"Die lasse ich vorerst unter dem Verband" antwortete mir Steffen. "Das war die erste Schusswunde in meinem Leben, die ich versorgen musste, und das auch noch an einer ziemlich kniffligen Stelle."

Er beugte sich zu mir vor und drückte mir etwas in die Hand.

"Hier hast Du einen neuen Glücksbringer."

Ich blickte auf das kleine, schmale Metallteil herab, das er in meine Handfläche hatte fallen lassen. Es wirkte nicht sonderlich beeindruckend wenn man es mit der Munition verglich, die immer in den Nachrichten im Rahmen von Kriegsberichtserstattungen gezeigt wurde. Es war die in einem hellen Bronzeton glänzende Spitze eines Projektils, am gezackten Bruchrand leicht dunkelrot verfärbt.

"So ein kleines Ding...?" sagte ich leise, eher zu mir selbst.

"Das eine Menge Schaden anrichten kann" ergänzte Steffen, während er seinen Koffer wieder schloss und mir am Handgelenk den Puls fühlte. "Die MGs der Maschinen brauchen keine großen Kaliber um Menschen

zu töten. Wir haben schließlich in der Regel keine Panzerung, die es zu durchbrechen gilt. Zusammen mit der Geschwindigkeit reicht ein Treffer, um Dich zu erledigen. Und um die Wahrscheinlichkeit noch zu erhöhen, schießen sie gleich ein halbes Dutzend auf einmal auf Dich ab."

Er zeigte mit dem Finger eine Distanz von drei oder vier Zentimetern in der Luft. Ich nickte stumm, während ich ihm nur mit einem Ohr zuhörte. Diese Kugel hätte mich bei einem gezielten Schuss ins Herz oder in den Kopf treffen und mich dadurch mit Sicherheit töten können. Ich konnte wirklich von Glück reden, dass dieses Projektilstück nur am Rand von meinem Hals steckengeblieben war...

Steffen war schon wieder zur Tür getreten und wandte sich noch einmal zu mir um.

"Brauchst Du noch etwas?" fragte er. "Ich lasse die Tür angelehnt, ruf einfach wenn etwas sein sollte. Rebecca hat eines der Zimmer nebenan bezogen, Peter und ich schlafen unten im Wohnzimmer. Einer von uns hört Dich bestimmt."

"Nein, ist schon in Ordnung" sagte ich und legte die kleine Metallhülse vorsichtig auf dem Fensterbrett ab. Wie in Gedanken schob ich sie gleich danach noch einmal weiter zur Seite. Ich wollte sie nicht behalten.

"Gut." Steffen zögerte kurz. "Bitte bleib mindestens noch bis morgen Früh im Bett, in Ordnung? Schlaf soviel Du kannst. Ich muss zugeben dass Du Dich weitaus besser erholst, als ich es erwartet hatte - da musst Du mit Peter etwas gemeinsam haben. Aber wir wollen es nicht gleich zu Anfang übertreiben. Wenn Du morgen weitere Fortschritte gemacht hast, kannst Du vielleicht schon mit ein wenig Hilfe aufstehen - dann könnten wir Abends eventuell sogar zusammen unten Essen."

"Gerne" sagte ich. Ich war neugierig auf dieses Haus und die anderen Flüchtlinge, von denen Peter erzählt hatte.

Steffen warf noch einen letzten prüfenden Blick auf mich, dann verzog sich sein Mund zu einem Lächeln.

"Also dann, Matthias. Schlaf gut."

Kapitel 14

Ich fühlte mich nach einer weiteren Nacht wesentlich besser und rieb Steffen dies am nächsten Morgen auch solange unter die Nase, bis er nach seiner Vormittagsvisite schließlich zähneknirschend nachgab und mir doch erlaubte, das Bett zu verlassen. Für mich war es höchste Zeit, weil ich mittlerweile das Gefühl hatte wahnsinnig zu werden. Immer nur zu liegen und das Muster der Deckenpaneele auswendig zu lernen war definitiv nichts für mich.

Allerdings bestand Steffen nachdrücklich darauf, dass ich weiterhin meine Schmerzmittel einnahm und insgeheim nahm ich dieses Angebot gerne an. Das Ziehen auf meinem Rücken, dort wo meine Haut durch die Splitterteile der Explosion durchlöchert worden waren, war zwar weitgehend verschwunden. Mein Hals bereitete mir jedoch nach wie vor Probleme, der Nacken fühlte sich steif an und beim Versuch, den Kopf zu drehen, stach es mir von den Schultern bis hinauf zum Hinterkopf. Mit den in Wasser aufgelösten Tabletten aus Steffens Vorrat wurde der Schmerz zumindest auf ein halbwegs erträgliches Maß gedämpft. Ich hoffte nur, dass im Lauf der weiter fortschreitenden Wundheilung auch das Schmerzempfinden wieder nachlassen würde.

Mein Frühstück brachte mir Rebecca noch auf das Zimmer, danach wollte ich jedoch unbedingt wieder in der Gesellschaft der anderen sein. Sie hatten mir meine Hose gewaschen und getrocknet, aber mein Shirt war nicht mehr zu retten gewesen. Statt dessen brachte mir Steffen ein Hemd seines Vaters, das zusammen mit anderen Kleidungsstücken im Haus eingelagert worden war. Es roch ein wenig muffig, aber es paßte mir im Großen und Ganzen. Allerdings wirkte ich jetzt ebenso altmodisch gekleidet wie Rebecca, die sich weiter aus der Kleidertruhe bedient hatte und sich an diesem Tag für ein hellblaues Oberteil und einen dunklen Rock entschieden hatte.

"Es war nicht mehr auszuhalten, jeden Tag in den gleichen Sachen herumzurennen" sagte sie mir, als ich sie darauf ansprach. Dann half sie mir die Treppe, Stufe um Stufe, hinunter. Ich kam mir vor wie ein alter Mann ohne seinen Krückstock.

Das Haus war wesentlich größer als ich es mir vorgestellt hatte. Mein Zimmer war im Obergeschoss gewesen, aber es gab noch ein weiteres Vollgeschoss darüber. Eine Etage weiter kam dann der Dachboden, der allerdings Steffens Erklärungen zu Folge nicht ausgebaut und mit der Zeit an mehreren Stellen undicht geworden war. Im Erdgeschoss lag das

Wohnzimmer, eine Küche und das ehemalige Hauptschlafzimmer. Das ebenfalls ebenerdig gelegene Bad nützte uns nicht mehr viel, da kein fließendes Wasser zur Verfügung stand und auch die Abwasserleitung nicht funktionierte. Steffen hatte es zum Lagerraum umfunktioniert. Die mitgebrachten Lebensmittel aus dem LWZ hatten er und Peter in den kleinen Keller gebracht, der unterhalb der Diele mit der Treppe und der Küche lag.

"Früher gab es nebenan einen Stall" erzählte mir Steffen und deutete mit dem Finger auf eine abgeschlossene Seitentür. "Aber dort herrscht ein derartiges Durcheinander dass wir beschlossen haben, diesen Teil des Hauses vorerst beiseite zu lassen. Die alte Scheune gegenüber war schon baufällig als mein Vater starb und ist kurz nach unserer Ankunft endgültig zusammengestürzt. Zuerst haben wir gedacht wir würden von den Maschinen angegriffen, aber dann hat sich die Angelegenheit zum Glück aufgeklärt. Wir hatten großes Glück, dass wir die Limousine zum Ausladen auf dem Hof stehen gelassen hatten. Hätten wir sie in der Scheune geparkt, wären alle unsere Vorräte jetzt darunter begraben. Ich werde den Wagen später irgendwo unten im Dorf in einer der leeren Garagen verstecken."

Steffen und Peter hatten sich nach der ersten Übernachtung nun in dem ehemaligen Schlafzimmer von Steffens Eltern eingerichtet. Schräg gegenüber lag das Wohnzimmer mit einer kleinen Sitzgruppe und einer aus dunklem Holz bestehenden Schrankwand. Nirgendwo war hier ein Vid-Schirm oder ein Computer zu sehen. Steffens Eltern hatten darauf keinen Wert gelegt.

"Mein Vater war in dieser Hinsicht ein wenig eigen" sagte Steffen, während er mit einem etwas melancholischen Gesichtsausdruck den Blick über den staubig wirkenden Raum gleiten ließ. "Er hat den Hof von meinem Großvater übernommen, der ihn wiederum von seinem Onkel geerbt hat. Das Anwesen befindet sich seit vier Generationen im Besitz meiner Familie, ist aber noch viel älter. Mein Vater hatte das Gefühl, den Zustand von damals bewahren zu müssen, deswegen duldete er nichts weiter als einen ganz normalen Fonanschluss im Haus. Hier draußen auf dem Weiler gab es auch so gut wie kein Mobile-Netz. Es war wirklich wie in der guten alten Zeit."

Er schwieg einen Moment, ehe er weitersprach. Vielleicht erhoben sich vor seinem inneren Auge die Geister der Vergangenheit und begannen, die Räume des Bauernhofes wieder zu bevölkern.

"Die Landwirtschaft war im besten Fall dazu geeignet, die laufenden Kosten zu decken. Meine Eltern haben eine Zeit lang versucht, Touristen

anzusprechen und die Zimmer oben an Gäste zu vermieten... aber die meisten Leute wollten lieber in fremde, exotische Länder fliegen, sich in Wellness-Hotels die Wünsche direkt von den Augen ablesen lassen... Hier draußen Urlaub zu machen, das war nur etwas für eingefleischte Naturliebhaber. Das Dorf unten hatte am Schluss nicht mal mehr eine Busanbindung."

Er seufzte tief in sich hinein, dann zuckte er mit den Schultern.

"Weder ich noch mein Bruder wollten den Hof weiterführen. Es lohnte sich einfach nicht und die Gebäude mussten ja auch unterhalten werden. Der Ort unten verfiel noch schneller, die Leute zogen weg. Meine Eltern gehörten zu den letzten Einwohnern hier draußen. Als mein Vater starb holten wir schließlich meine Mutter zu uns in die Stadt, wir konnten uns hier draußen nicht um sie kümmern. Sie ist zwei Jahre nach meinem Vater gestorben. Ich glaube, sie hat das Leben hier draußen vermisst."

Ich musterte eine verblasste Fotografie, die in einem Holzrahmen an einer der Wände hing. Sie zeigte eine Gruppe von mehreren Frauen in altmodischer ländlicher Tracht und einem ebenso äußerst aufwendigen wie unpraktischen Kopfschmuck. Steffen folgte meinem Blick und wies mit seinem Zeigefinger auf die zweite Frau von rechts.

"Das hier ist meine Mutter gewesen. Sie ist ursprünglich in einem Nachbarort geboren worden und hat ihr ganzes Leben auf dem Land verbracht. Die Familie meines Vaters hat hier gelebt. Sie hat mir erzählt, dass sie ihn auf einer Tanzveranstaltung kennengelernt hatte. Das war Tradition hier. So richtig nostalgisch."

Er unterbrach sich. Ich hatte bemerkt dass seine Stimme etwas brüchig geworden war und sah in seinen Augen einen feuchten Schimmer.

"Und wann bist Du von hier weggezogen?" fragte ich ihn, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Steffen räusperte sich kurz und überlegte einen Moment.

"Zu Beginn meines Studiums" sagte er dann. "Die Verbindung in die Stadt war schlecht, die Fahrt dauerte einfach mehr als eine Stunde und dann musste ich noch einmal eine gute halbe Stunde bis zur Universität fahren."

Ich nickte ihm aufmunternd zu.

"Und jetzt bist Du wieder hier. Dein Vater würde sich sicherlich darüber freuen. Nun hast Du seine Nachfolge auf eurem Hof letzten Endes doch noch angetreten."

Steffen starrte vor sich hin ins Nichts hinein und gab mir für ein paar Minuten keine Antwort.

"Das kann sein" sagte er schließlich, ohne mich anzusehen. "Ich hätte mir aber gewünscht, dass meine Rückkehr unter anderen Vorzeichen erfolgt wäre."

Dann griff er mich fest an meinem Arm und schob mich vorsichtig, aber unnachgiebig aus dem Zimmer zurück in die Diele.

Der letzte Raum, in den mich Steffen führte, war die Küche des Hofes. Ich war überrascht dass sie um einiges größer war als das Wohnzimmer, das wir zuvor betreten hatten. Rebecca stand an der Küchenzeile, die sich über mehrere Meter an der Längsseite entlang zog. Eine so riesige Arbeitsfläche hatte ich in der Stadt noch in keiner einzigen Wohnung gesehen, so etwas kannte man bestenfalls von den Aufnahmen der luxuriösen Penthäusern in den Serienkanälen des Vid-Programms. Auf der anderen Seite war ein großer Tisch mit einer Eckbank und vielen Stühlen aufgestellt. Die rückwärtige Wand war mit einem reich verzierten Wandschrank mit geschnitzten Türen sowie einer älteren, jetzt strom- und funktionslosen Kühleinheit belegt.

Peter winkte mir kurz zu, als wir eintraten. Dann fuhr er fort, den Tisch mit Tellern, Gläsern und Besteck für sechs Personen zu decken. Auch Rebecca schenkte uns ein kurzes Lächeln, dann wandte sie sich wieder ihrer Arbeit zu und putzte Gemüse in einer großen Metallschüssel.

"Frank und Hennie kommen zu uns" sagte sie und drehte sich noch einmal kurz zu uns um. "Hennie bringt gekochte Kartoffeln zu uns hoch. Haben wir noch Anzündholz für das Gemüse, Steffen?"

"Ist da" antwortete Steffen ihr, während er mich zu einem der Stühle geleitete. "Ich habe gestern noch ein wenig Spanholz vorbereitet. Aber wir müssen unbedingt mit Frank reden, wie er Feuer ohne Zündhölzer entfachen kann. Wir haben zwar noch ein paar Schachteln in Reserve, aber die werden eher früher als später zur Neige gehen."

"Und wenn wir das Feuer bewahren?" fragte ich Steffen, der jedoch sofort den Kopf schüttelte.

"Das geht nicht. Zum einen ist es zu aufwendig, zum anderen wird viel zu viel Holz dadurch verbraucht. Wir müssen aufpassen das wir kein nasses Holz verwenden - es raucht, und damit könnten wir auch hier draußen unerwünschte Aufmerksamkeit auf uns ziehen. Und wenn wir unachtsam sind, kann uns ein beständig brennendes Feuer auch noch außer Kontrolle geraten und am Schluss das Haus über unseren Köpfen abbrennen. Außerdem müssen wir sowieso lernen wie wir hier ohne die noch vorhandenen Hilfsmittel auskommen können - es kommt sicher der

Tag, an dem wir selber Feuer machen müssen. Am besten, ich bereite draußen schon einmal alles vor."

Er wandte sich zur Tür und verließ die Küche. Peter, der mit seiner Arbeit fertig war, setzte sich auf die Bank zu mir an den Tisch.

"Na, geht es schon besser?" fragte er.

"Um Längen besser" antwortete ich, ohne lügen zu müssen.

"Das beruhigt mich. Steffen hat mir gesagt dass Dein Rücken zwar grün und blau sei, als hätte man Dich mit einem Stock verprügelt, aber das wird in den nächsten Wochen wieder verschwinden. Hat er sich schon Deinen Hals angesehen?"

Ich schüttelte den Kopf.

"Nein, er will den Verband noch ein paar Tage dranlassen. Bis dahin laufe ich herum, als hätte ich eine Halskrause."

"Nun, es hätte schlimmer kommen können." meine Peter.

"Sicher" gab ich zu, "aber es geht mir auf die Nerven dass ich nichts tun oder helfen kann. Es gibt hier sicher jede Menge Arbeit."

"Mehr als Du Dir vorstellen kannst" grinste Peter mich an. "Das ganze Haus stand über viele Jahre hinweg leer und alles ist hier vollkommen eingestaubt. Wir haben bis jetzt nur das allernötigste sauber gemacht. Hinzu kommt, dass nichts funktioniert: kein Strom, kein Wasser, keine Heizung. Wir müssen bis zum Winteranfang uns Lösungen ausdenken, wie wir damit zurechtkommen. Ich bin wirklich froh, dass wir von Frank und Hennie Tipps bekommen können.

Du und ich können natürlich nur eingeschränkt helfen, und für mich wird das wohl auch weiterhin gelten" fuhr er fort und betrachtete dabei ein wenig traurig seinen fehlenden Arm. "Aber wir werden uns halt so gut wie es geht nützlich machen."

"Was haben wir hier für Möglichkeiten?" fragte ich und ließ meinen Blick aus den Küchenfenstern nach draußen schweifen. Über der langen Anrichte waren zwei Fenster angebracht, durch die ich jedoch nur einen entfernt liegenden Hügel sehen konnte, der wie auf der anderen Seite des Hauses ebenfalls mit einem dichten, dunkelgrünen Nadelwald überzogen war. Das Fenster auf der schmalen Wandseite gab den Blick auf die eingestürzte Scheune des Bauernhofs frei.

"Je länger ich darüber nachdenke, desto besser finde ich mittlerweile Steffens Idee, hier herzukommen" sagte Peter und lehnte sich auf der Bank nach hinten. "Du warst ja noch nicht draußen, aber wir liegen hier oben genauso wie die Häuser unten im Ort zwischen diesen bewaldeten Bergen sehr gut geschützt. Zwischen dem Weiler und Lehenwies gibt es große Wiesen, die wir als Felder bestellen können. Wenn wir von Frank

und Hennie ein paar Hühner bekommen könnten, könnten wir hier oben selbst welche züchten und würden so Eier und Fleisch erhalten."

Rebecca stieß bei diesen Worten ein kurzes, leises Schnauben aus. Auch ich legte bei Peters Gedankenspielen ein wenig Zurückhaltung an den Tag. Hühnerfleisch schmeckte sicherlich sehr gut - aber wer sollte das Huhn schlachten? Ich wollte das nicht tun müssen... Peter ging nicht auf unsere Reaktionen ein, vielleicht hatte er sie auch gar nicht bemerkt.

"Holz gibt es um uns herum jede Menge, aber es dürfte eine schwere Arbeit sein, Bäume zu fällen und mit der Hand kleinzuhacken. Damit wir das Holz als Brennstoff verwenden können, müssen wir es erst trocken ablagern - dafür werden wir noch Platz finden müssen, da die Scheune ja zusammengebrochen ist. Vielleicht können wir aus den Resten notdürftig ein paar kleinere Schuppen zimmern...

Was wir aber auf jeden Fall haben ist Wasser. Hinter dem Hof läuft ein Bach ins Tal nach Lehenwies und fließt dort mit einem kleinen Flusslauf zusammen. Das Wasser ist sehr klar, wir holen es mit Eimern, kochen es ab und destillieren es noch zusätzlich, damit wir es Trinken und zum Waschen verwenden können. Es fehlt uns hier natürlich Seife, aber ich werde Frank fragen, wie sie es unten bei sich im Haus anstellen. In dem Fluss gibt es vielleicht sogar Fische, die wir angeln könnten.

Jetzt müssen wir natürlich alles vorbereiten, damit wir hier den Winter überstehen können. Frank und Hennie können uns alle schließlich nicht dauerhaft mit durchfüttern. Wenn der Bach zufriert werden wir wohl Eis hacken und im Haus auftauen müssen, damit wir es verwenden können. Und wir müssen bis dahin genug Vorräte für ein halbes Jahr anlegen."

"Dauert der Winter hier draußen so lange?" warf ich ein.

Peter schüttelte den Kopf.

"Mats, benutz' Deinen Kopf! Der Schnee wird im Frühling hier genauso schmelzen wie überall auch, aber bis wir wieder Nahrung anbauen und auch ernten können, vergehen noch einmal einige Monate. Die müssen wir doch auch überbrücken."

Ich nickte ergeben. Peter hatte vollkommen Recht - sowohl mit seiner Planung wie auch mit dem Hinweis, dass ich die Dinge aus irgend einem Grund nie wirklich bis zum Ende durchdachte. Es wurmte mich, darauf hingewiesen zu werden und nahm mir vor, mich diesbezüglich endlich mal ein wenig mehr anzustrengen.

Steffen kam von draußen herein, zusammen mit einem Paar in den mittleren Jahren, das wohl Frank und Hennie sein musste. Frank war ein hochgeschossener Kerl mit pechschwarzen Haaren und einem ebenso schwarzen, mittellangen Bart, unter dessen Hemd sich die Umrisse

kräftiger Muskeln abzeichneten. Er überragte Hennie um mehr als einen Kopf und erschien mir im ersten Moment wie ein Bär. Er grüßte in die Runde und warf mir einen neugierigen, aber auch abwägenden Blick zu. Hennie war etwas rundlicher und trug ihr leicht verstrubbeltes Haar am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengebunden. Sie stellte den großen Topf, den sie in den Armen hielt, neben Rebecca auf die Arbeitsplatte und umarmte sie herzlich, ehe sie zusammen mit ihrem Mann zu uns an den Tisch herüber kam. Steffen schloss die Küchentür hinter sich und ging zu Rebecca um ihr zu sagen, dass auf dem Hof das Feuer für das Gemüse angezündet war. Peter rutschte einladend auf der Bank zur Seite. Frank nahm neben ihm Platz, während Hennie sich für den Stuhl zu meiner Rechten entschied und mir ihre Hand entgegen streckte.

"Hallo" begrüßte sie mich. "Ich bin Hennie."

Ich schüttelte ihre Hand und war von ihrem sehr kräftigen Händedruck überrascht.

"Hallo. Ich bin Matthias."

"Frank" tönte es von der linken Seite in mein Ohr. Franks Stimme war genauso dunkel wie seine Haare und für einen Moment hatte ich das Gefühl, meine Hand in einen Schraubstock zu stecken. Beide machten einen netten, aber entschlossenen Eindruck auf mich. Vermutlich wurde man so, wenn man Jahre lang allein in einem aufgegebenen Dorf lebte.

"Du hast ja einiges hinter Dir" griff Hennie den Gesprächsfaden wieder auf. "Steffen und Peter haben uns alles über Eure Fahrt hierher zu uns erzählt."

"Du hast meinen Respekt" schob Frank sofort hinterher. "Einen Panther zu erledigen... da gehört schon etwas dazu!"

"Na ja, um ehrlich zu sein hatte ich dabei mehr Glück als Verstand." gab ich mit rotem Kopf zu.

"Vielleicht, aber trotzdem wären wir jetzt ohne Dich sicherlich nicht hier" kommentierte Peter meinen Einwurf. "Und da sind wir sehr froh darüber." Dann wandte er sich an Frank. "Was ich Dich unbedingt fragen wollte..."

"Wenn es um das große Geheimnis des Feuermachens geht" grinste ihn dieser breit unter seinem dichten Bartgestrüpp an, "dann kannst Du es draußen mit Steffen ausprobieren. Ich habe ihm vorhin gezeigt, wie man mit einem trockenen Holzstab durch Reibungswärme ein Feuer in Gang kriegen kann. Es geht noch einfacher wenn Ihr Euch einen kleinen Bogen mit einem Faden baut, aber übt am besten erst einmal den Stab schnell genug zwischen den Handflächen zu drehen, denn man kann nicht immer einen Faden zur Hand haben."

"Wunderbar. Wir sind Euch für Eure Hilfe wirklich sehr dankbar."

"Keine Ursache" brummte Frank zufrieden. "Wir helfen Euch doch gern, wenn Ihr hier draußen bei uns Fuß fassen wollt."

"Wir müssen uns überhaupt etwas überlegen, wie wir jetzt auch die anderen bei ihrem Einleben unterstützen können" ergänzte Hennie ihren Mann. "Zu Sabine und Maria haben wir schon einen recht guten Kontakt geknüpft, aber die andere Familie..."

"Denen geht es gerade verdammt dreckig" ergänzte Frank mit einem Kopfnicken. "Sie sind in die Hauptstraße Nummer Fünf eingezogen, aber sie haben anscheinend große Probleme wegen ihrer Tochter, die auf dem Weg umgekommen ist. Sie ziehen sich total zurück, nur der Mann kommt hin und wieder zu uns herüber und fragt, wenn sie etwas brauchen."

"Was ist mit ihnen passiert?" fragte ich in die Runde.

Hennie wechselte einen kurzen Blick mit Frank.

"Wir wissen es nur ungefähr" erzählte sie dann bedächtig. "Die Eltern waren anscheinend mit einem alten Auto unterwegs, ein Modell ohne automatisierte Steuerung. Als alles zusammengebrochen ist konnten sie vor den anrückenden Panthern fliehen. Sie haben versucht, unterwegs weitere Flüchtlinge aufzunehmen, aber es herrschte anscheinend das totale Chaos. Als sie auf eine kleine Gruppe anderer Leute gestoßen sind und angehalten haben, sind sie offenbar von diesen Flugdrohnen überrascht worden."

"Wie haben sie das überlebt?" platze ich entsetzt heraus.

"Die Guardians haben mit Kleinkalibermunition auf sie geschossen" erklärte Frank in sachlichem Ton, hinter dem ich jedoch deutlich eine kalte Wut erkennen konnte. "Einige Geschosse haben das Autodach durchdrungen und ihre auf der Rückbank sitzende Tochter erwischt. Sie war offenbar sofort tot, während der kleine Sohn nur einen Streifschuss abbekommen hat. Sie konnten nicht anhalten, weil die Guardians sie immer weiter verfolgt haben, anscheinend hat Thomas alles nur erdenkliche versucht um sie abzuschütteln, aber ohne Erfolg. Es ist ihm erst am Berghain-Tunnel gelungen sie loszuwerden, als der Guardian hinter ihm an die Decke des Tunnels stieß und abstürzte."

"Sie sind dann wohl weitergefahren bis der Akku leer war" berichtete Hennie mit tränen-erstickter Stimme weiter. "Irgendwo auf der R38 haben sie das Auto mit ihrer toten Tochter zurücklassen müssen und sind dann querfeldein weitergelaufen. Frank hat sie am frühen Morgen am Rand der Feldwiese aufgegabelt, als er auf die Jagd zum Wald ging."

Sie wischte sich ein paar Tränen aus den Augenwinkeln.

"Carola, die Mutter, ist völlig mit den Nerven am Ende und ihr Mann macht sich große Vorwürfe. Er glaubt dass er das alles hätte verhindern können, wenn er nur nicht angehalten hätte."

Ein langes Schweigen trat in der Küche ein. Erst jetzt bemerkte ich, dass Steffen und Rebecca nicht bei uns waren. Vielleicht kochten die beiden gerade draußen zusammen das Gemüse. Für Rebecca war das sicher auch besser so.

"Es hätte keinen Unterschied gemacht" brummte Frank in seinen Bart. "Die Guardians sind vermutlich das ganze Gebiet abgeflogen und hätten sie dann halt ein paar Minuten später erwischt."

"Wie habt Ihr hier draußen von dem... Überfall in der Stadt überhaupt erfahren?" fragte ich Frank.

Er musterte mich kurz, dann zuckte er kurz mit den Schultern.

"Wir sind hier draußen nicht so abgeschieden wie es Dir vielleicht vorkommen mag" erklärte er mir anschließend. "Wir haben zwar keine technische Anschlüsse mehr, aber wir sind hier nicht hilflos. Als wir uns dazu entschlossen haben hierher zu kommen, haben wir uns gut darauf vorbereitet. Das war keine Flucht wie bei Euch."

Ich habe schon im ersten Jahr unten am Fluss ein Wasserrad gebaut, mit dem ich ein wenig Strom erzeugen kann. Wir haben damit Akkus für Lampen aufgeladen und wir haben auch einen kleinen Empfänger für Kurzwellenübertragungen, falls wir einmal Hilfe herbeirufen müssten. Die meisten Übertragungen laufen heute zwar digital, aber der Notruf hat immer noch die alten Frequenzen für den Katastrophenschutz laufen.

Vor knapp zwei Wochen flogen plötzlich einige Militärmaschinen in großer Höhe über Lehenwies in Richtung Norden. Das war äußerst ungewöhnlich, da es hier weder Stützpunkte noch Fluglinien gibt. Etwas später hörten wir dann weit entfernt dumpfe Explosionsgeräusche und wussten sofort, dass irgend etwas nicht stimmen konnte. Ich habe den Empfänger mit der Handkurbel aufgeladen und wir haben auf beiden Notfrequenzen einige Übertragungen aufgefangen. Da waren dann auch Meldungen von Toten und Verletzten dabei, von Angriffen auf zivile und militärische Ziele durch die eigenen Einheiten. Die meisten Funksprüche widersprachen sich, es war ein totales Chaos, und nach knapp einem Tag sind dann nach und nach alle Verbindungen verstummt. Ich habe selber keine Meldungen abgesetzt, um die Kanäle weiter für wichtige Nachrichten freizuhalten."

"Das war bestimmt besser so" warf Peter ein. "Ihr hättet durch Euer Signal Eure Position verraten können."

Frank nickte.

"Wir haben hier draußen keine einpeilbaren Geräte und die Gegend gilt seit langem als verlassen. Hier sind wir sicher, egal was passiert."

"Ihr habt sonst keine Kontaktmittel? Zum Beispiel ein Mobile?" fragte ich plötzlich nach.

Hennie schüttelte energisch den Kopf.

"Wir haben uns entschlossen hier draußen auf dem Land zu leben, weil wir von diesem ganzen Kram weg wollten. Frank hat früher als ComTech gearbeitet, ich saß in einer Supportfirma am Fon und das hat uns beide regelrecht krank gemacht. Wir wollten hier draußen ganz von vorne anfangen und da wir beide keine anderen Familienangehörigen mehr hatten haben wir uns entschlossen, einen klaren Schnitt zu machen."

Ich starrte einige Sekunden auf die zerkratzte Tischplatte, während ich darüber nachdachte was sich Stück um Stück in meine Gedankengänge hineinschob.

"Peter" begann ich schließlich langsam mit meinen Überlegungen herauszurücken, "könnte es vielleicht sein, dass es genau das gewesen ist? Ich meine, warum sie uns nicht gefunden haben, aber alle anderen Menschen so leicht erledigen konnten? Über die Mobiles?"

Peter hob den Kopf und ein Funkeln trat in seine Augen. Ich redete rasch weiter.

"Ich meine... Du hattest Dein Mobile in der Firma gelassen, ich hatte meines im TransBus vergessen. Steffen hat seines immer ausgeschaltet und Rebecca hatte überhaupt keines dabei. Oben im Kaufhaus standen wir an der zerstörten Fassade und dieser Guardian ist direkt an uns vorbeigeflogen. Und die ganzen fünf Tage im LWZ hat der Panther uns überhaupt nicht bemerkt!"

"Was willst Du damit sagen?" hakte Frank nach. "Dass die Roboter da draußen einen Krieg gegen die Mobiles führen und die Menschen dabei nur Kollateralschäden sind?"

"Nein" antwortete Peter langsam. "Die Roboter schießen sicher gezielt auf die Menschen und nicht auf ihre Mobiles. Aber... sie benutzen dafür die Ortungsgeräte, um die Menschen zu lokalisieren. Das wäre möglich, es gibt doch so gut wie keinen mehr, der kein Mobile besitzt und ständig mit sich herumträgt. Die meisten verknüpfen ja alles mit diesen Geräten, benutzen Mediendienste, Bezahl- und Ausweisfunktionen.... Weißt Du was, Du könntest damit Recht haben, Mats. Ich meine, selbst wenn der Rettungsdienst irgendwo einen Verletzten bergen muss, dann versucht die Leitstelle als allererstes, ihn über die Netzortung seines Mobiles zu finden."

"Na, dann brauchen wir uns hier draußen wirklich keine Sorgen zu machen" schloss Hennie die Diskussion nachdrücklich ab. "Hier bei uns gibt es keine Netzabdeckung, wir haben keine Mobiles - hier können sie uns nicht finden. Ich denke, wir sollten uns jetzt lieber wieder um die dringenderen Dinge kümmern. Um das Mittagessen, zum Beispiel."

Kapitel 15

Obwohl wir zu sechst waren blieb noch viel Platz an dem großen Küchentisch. Die Kartoffeln und das gekochte Gemüse schmeckten mir ausgezeichnet.

"Das liegt daran, dass es sich hier um *richtiges* Essen handelt" erklärte mir Hennie zwischen zwei Bissen. "Was Ihr dort in der Stadt vorgesetzt bekommt, ist hauptsächlich gezüchtet, wenn nicht überhaupt komplett künstlich hergestellt und mit Geschmacksstoffen versetzt, die Euch Kartoffeln, Gemüse und Fleisch vorgaukeln sollen. Das hier ist alles auf unserem eigenen Acker gewachsen."

"Ihr müsst uns unbedingt beibringen, wie wir selber das alles anbauen können" sagte Peter. "Wir möchten Euch nicht unnötig auf der Tasche liegen und Eure ganzen Vorräte wegessen."

Frank schob seine Bedenken mit einer Handbewegung zur Seite.

"Quatsch" sagte er und wischte sich den Mund ab, um einen Schluck Wasser aus seinem Glas zu nehmen. "Wir hatten zwei sehr gute Ernten im letzten Jahr und ohne Kühlung können wir die Sachen sowieso nicht übermäßig lange aufheben. Wenn wir hier draußen nicht gerade von geflüchteten Stadtbewohnern überrannt werden, wird es dieses Jahr für uns keinen Engpass geben."

Steffen legte sein Besteck zur Seite und lehnte sich zurück.

"Und wie macht Ihr es mit der Düngung Eurer Felder?" fragte er.

Hennie lächelte ein wenig schief, während sie den letzten Rest der Soße mit einem Stück selbstgebackenem Brot vom Teller putzte.

"Auf ganz natürliche Art" sagte sie. "Aber glaub mir, darüber reden wir besser, wenn wir das Geschirr fertig abgespült haben."

Bei ihren Worten verzog Rebecca das Gesicht. Peter knuffte sie mit dem Ellbogen leicht in die Seite und grinste sie an.

"Was meinst Du, was wir sonst mit dem Zeug aus der Grube machen sollen? Irgendwann ist sie voll und ehe sie überläuft..."

"Danke sehr!" fauchte Rebecca und legte ihr Besteck nicht gerade sanft auf dem noch nicht ganz leer gegessenen Teller ab. "Jetzt bin ich fertig mit dem Essen!"

"Wo wir gerade dabei sind..." setzte ich an und fing mir einen ziemlich verkniifenen Blick von Rebecca ein, "wo haben wir hier oben denn die Örtlichkeiten?"

Steffen musste sich, angesichts meiner Umschreibung aus Rücksicht auf Rebeccas Gemütszustand, sein Grinsen merklich verkneifen.

"Da wir kein Brauchwasser haben, eigentlich da draußen" sagte er und deutete aus dem Fenster zu den Büschen hinter der völlig eingestürzten Scheune hinüber. "Ich werde die Woche noch einen Verschlag aus den alten Holzbrettern zimmern, damit wir es etwas geschützter haben. Du solltest allerdings noch nicht unbedingt dorthin laufen, deswegen habe ich Dir einen Eimer mit Wasser neben die Toilette hier unten ins Haus gestellt - zum Nachspülen."

"Wenn ich Euch einen guten Rat geben darf, versucht möglichst schnell die vorhandenen Abflüsse für Euer Geschäft nicht mehr zu verwenden" mahnte Frank an. "Hier oben im Weiler habt Ihr vielleicht Glück und die Abwasserleitungen sind so steil, dass mit nur wenig Wasser alles nach unten in die Kanalisation gespült wird, aber bei diesen geringen Durchflussmengen bleiben Eure Hinterlassenschaften über kurz oder lang in den Straßenrohren liegen. Und das sollten wir vermeiden, weil wir sonst noch Zustände wie im Mittelalter bekommen, wo die Leute ihren Unrat einfach auf die Straße warfen und dann die Pest ausbrach. Mal ganz abgesehen von dem Geruch an heißen Sommertagen."

"Und was nehmt ihr als Klopapier?" hakte ich nach.

"Anfangs haben wir Blätter genommen, vom Huflattich zum Beispiel." erklärte Hennie. "Aber das funktioniert nur im Sommer, deswegen haben wir uns umgestellt und verwenden Bachwasser, dass wir in Flaschen aufbewahren und uns damit abwaschen."

"Aber damit werdet Ihr doch nicht sauber!" protestierte jetzt Rebecca entgeistert.

"Doch, das geht sogar ziemlich gut" erwiderte Hennie mit vollem Ernst. "Zum einen hockst Du bei Deinem Geschäft tiefer als auf einer normalen Toilettenschüssel, so dass weniger an Deinem Hintern hängen bleibt. Zum anderen wirst Du feststellen, dass sich Deine Verdauung in den kommenden Wochen ziemlich umstellen wird. Wir haben hier draußen eine komplett andere und im Vergleich zur industriellen Produktion auch deutlich gesündere Ernährung. Außer Honig haben wir nichts Süßes, wir essen viel pflanzliche Kost und nur sehr selten Fleisch dazu. Das alles kann Dein Körper viel besser verwerten."

Rebecca stand mit resigniertem Gesichtsausdruck von ihrem Platz auf und begann damit, den Tisch abzuräumen. Frank erhob sich ebenfalls und half ihr, die Teller hinüber zum Waschbottich in der Küchenspüle zu tragen.

"Nimm es nicht zu schwer" tröstete er sie. "Es ist alles eine Sache der Einstellung. In Japan oder in den arabischen Ländern verwenden sie so gut wie ausschließlich Wasser, um sich sauberzumachen."

"Und wie ist es mit dem Waschen an sich?" erkundigte sich nun Peter bei Hennie. "Ich meine, Körperpflege oder für die Kleidung?"

"Nun, das ist schon eine Spur schwieriger" gab Hennie zu. "Um unsere Kleidung zu waschen müssen wir eine Lauge aus Brennesseln oder aus Seifenwurz ansetzen. Im Winter nehmen wir Holzäsche dafür. Das muss gekocht und wieder abgeseiht werden - eine ziemliche Arbeit. Deswegen versuchen wir, wann immer es nur geht, schmutzige Sachen gleich mit klarem Wasser auszuwaschen.

Wenn es sein muss, machen wir es bei der Körperhygiene ebenso. Mit kalter Holzäsche die angefeuchtete Haut einreiben und dann wieder abspülen - damit geht so ziemlich jeder Dreck weg, aber das ist auf die Dauer ziemlich hart für die Haut."

Sie streckte ihre rauen, schwieligen Hände vor.

"Wir waschen uns jeden Tag zweimal mit erwärmten Bachwasser ab, das klappt eigentlich sehr gut und krank sind wir in den letzten fünf Jahren nur einmal gewesen, als wir uns beide direkt nacheinander eine kleine Erkältung zugezogen hatten." Sie grinste Peter herausfordernd an. "Oder findest Du etwa, dass wir stinken?"

"Nein, nein" beeilte sich Peter zu versichern.

"Regelmäßiges Waschen allein bringt schon sehr viel, auch ohne Seife" stimmte nun Steffen Hennie zu. "Zum Thema Zähneputzen habe ich mir einmal sagen lassen, dass man sich mit einem Eichenzweig seine Zähne genauso effektiv reinigen kann."

"Du musst dazu einen frischen Zweig nehmen" ergänzte Hennie, "und die Rinde abschneiden. Wenn Du den Stab dann an diesem Ende weich kauft fasert er aus und dann kannst Du mit diesen Borsten Deine Zähne putzen. Aber drück ja nicht fest auf, sonst scheuerst Du Dir nämlich Dein Zahnfleisch auf. Ich mache das in den warmen Monaten regelmäßig, und im Winter machen wir uns zusätzlich einen Sud aus getrockneten Pfefferminzblättern und spülen damit den Mund."

"Habt Ihr keine Zahnprobleme?" fragte ich staunend angesichts dieser ganzen Ratschläge.

"Nö" grinste mich Hennie stolz an. "Die meisten Probleme mit Deinen Zähnen handelst Du Dir durch den ganzen Zucker ein, den ihr Städter mit allen möglichen Mahlzeiten zu Euch nehmt. Du kannst Dir die Zähne auch mit einer getrockneten Brotrinde putzen, das entfernt den Schmutz genauso gut. Die Zahnpasta, die Ihr Euch in den Mund schmiert, ist im Grunde genommen nichts als eine Schmirgelpaste mit Minzaroma, und damit könnt Ihr Euch sogar viel besser den Zahnschmelz ruinieren als mit einem weichgekauten Eichenstab."

"Es ist faszinierend, was wir alles von Euch lernen können" lächelte Steffen. "Da muss ich als Arzt gleich mal nachfragen, wie Ihr es mit der Wunddesinfektion handhabt."

"Alkohol" antwortete Frank ihm von der KüchENZEILE aus. "Auf die harte Tour. Die Destille für das Trinkwasser hatte ich ja schon, also habe ich mich auch ein wenig mit dem Brennen befasst. Absolut rein ist das Zeug natürlich nicht, aber Trinken würde es wohl nur ein völlig Verrückter. Ich halte immer ein oder zwei Flaschen auf Vorrat."

"Wo habt Ihr nur dieses ganze Wissen her?" fragte ich verwundert.

"Du vergisst, wir haben uns dazu entschlossen hier draußen zu leben" antwortete mir Hennie. "Dazu haben wir uns vorbereitet, das ging nicht von Heute auf Morgen. Wir hatten ja genügend Zeit, um alles zu planen und uns die Informationen zusammenzustellen. Bei uns im Haus lagern ein oder zwei Schränke mit Notizen, Ausdrucken und Büchern, die wir zum Teil aus Antiquariaten zusammengesucht hatten, weil das meiste ja heute nur noch auf digitalen Lesegeräten verfügbar ist. Bevor wir nach Lehenwies gekommen sind, haben wir dieses Leben zwei Sommer lang für mehrere Wochen getestet."

Frank legte das Tuch, mit dem er die Teller abgetrocknet hatte, über den nutzlosen, kalten Heizkörper an der Wand zum Trocknen.

"Wir müssen jetzt wieder los" sagte er. "Wenn einer von Euch Lust hat, kann er morgen mit mir auf den Acker kommen und mithelfen, dann kann ich Euch ein paar Grundlagen zum Kartoffelanbau erklären. Die nächste Zeit habe ich leider keine Eier mehr für Euch, ich will das nächste Gelege ausbrüten lassen, damit wir mehr Hühner bekommen. Unsere Hennen sind nicht mehr die jüngsten und ich will rechtzeitig für genügend Nachwuchs sorgen. Wenn es klappt, kann ich Euch vielleicht sogar ein oder zwei davon abgeben."

"Dann werde ich mich heute Nachmittag noch um den Verschlag an unserer Freilufttoilette kümmern, damit das fertig wird" sagte Steffen und stemmte sich von seinem Sitz hoch. "Wann fängst Du morgen an?"

"Ich bin schon kurz vor dem Sonnenaufgang wach" grinste Frank. "Man gewöhnt sich mit der Zeit ganz gut an diesen Tagesrhythmus. Komm einfach mit dazu, wenn Du soweit bist."

"Ich denke, wir beide kommen" sagte Peter und erhob sich ebenfalls zum Abschied.

Wir schüttelten uns die Hände, Hennie umarmte mich kurz.

"Dir eine gute Besserung, Matthias" sagte sie zum Abschied.

"Keine Bange" antwortete ich und warf einen kurzen Blick zu Rebecca hinüber, die bei dieser Annäherung irgendwie nicht so ganz glücklich wirkte. "Sie passen hier gut auf mich auf."

Es wurmte mich, dass ich Steffen und Peter nicht bei Ihrer Arbeit an dem Toilettenhäuschen helfen konnte. Mir war ebenfalls klar, dass ich auch morgen noch nicht fit genug sein würde, um Frank auf dem Feld zu helfen. Es belastete mich, untätig herumzusitzen. Jetzt konnte ich Peters schlechte Laune während der Wanderung durch die U-Bahn-Tunnel etwas besser verstehen - ohne eine wirkliche Aufgabe und mit dem Bewusstsein, durch eine Krankheit sogar noch zusätzlich eingeschränkt zu sein, fühlte ich mich wie unnötiger Ballast.

Mein Darm meldete sich noch nicht bei mir und ich wollte mir Franks Ratschlag zu Herzen nehmen, also bestand ich darauf auf den Hof zu gehen und mir einen Busch zu suchen, an dem ich Urin abschlagen konnten. Rebecca wiederum bestand darauf, mir die zwei Stufen vor der Haustür hinunter zu helfen, gab dann aber nach als ich ihr versicherte, dass ich die paar Schritte sicherlich auch alleine bewältigen könnte. Sie ging ins Haus zurück, während ich langsam und vorsichtig zur anderen Seite der Scheune ging.

Der Ausblick, der sich mir dort bot, ließ mich meinen Toilettengang für ein paar Minuten vergessen. Unser Hof lag sicherlich gut vierzig Meter über dem Tal zwischen den bewaldeten Bergen und ich konnte den sich hin und her schlängelnden Weg bis hinunter zur Ortschaft überblicken. Lehenwies bestand nur aus einer Handvoll von Bäumen und Ranken eingewachsener Häuser, von denen wohl mindestens zwei oder auch drei bereits teilweise zusammengebrochen waren. Eine einzige Straße zog sich durch den Ort, aus dem sich markant eine kleine Kirche und ein weiteres, etwas größeres Gebäude hervorhob. Am Ortsrand lag, als Kontrast zu dem Wildwuchs rings um uns herum, eine bewirtschaftete Fläche bei der es sich wohl um Frank und Hennies Acker handeln musste. An einem der angrenzenden Häuser ringelte sich eine schmale, dünne Rauchfahne nach oben und löste sich in einigen Metern Höhe in der Luft auf.

Parallel zu der Straße schlängelte sich ein schmaler Fluss durch die Wiesen und am Ortsende konnte ich das hölzerne Wasserrad erkennen, von dem Frank beim Mittagessen erzählt hatte. Ich war erstaunt, wie groß seine Konstruktion war, dass ich sie von hier oben aus so deutlich sehen konnte.

Am nördlichen Ortsausgang bog die kleine, schmale Asphaltstraße ein, welche zu uns nach oben zum Weiler führte. Weder auf der Straße noch bei einem der Häuser waren Menschen zu erkennen, aber winzige Flecken wimmelten am Boden eines Geheges am Ortsrand - das musste dann vermutlich Frank und Hennies Hühnerschar sein.

Ich suchte mir einen der Büsche hinter den Überresten der Scheune aus, um mich zu erleichtern. Es bereitete mir jedoch noch einige Mühe, mit meinem sich so steif anfühlenden Rücken einen sicheren Stand auf dem unebenen Boden zu finden. Trotzdem war es ein kleiner Schritt zurück in die Normalität für mich. Wie wir die Toilettenangelegenheiten wohl im kommenden Winter bei Schnee und Kälte bewältigen würden wagte ich mir noch nicht vorzustellen.

Auf dem Rückweg zum Haus konnte ich mir zum ersten Mal auch einen Eindruck von dem Äußeren des Gebäudes verschaffen. Es war ein altes Bauwerk mit zwei Obergeschossen und einem holzverkleideten Giebel. Die dunklen Schindeln der Dacheindeckung waren an mehreren Stellen geflickt worden und ich konnte von unten einige Stellen entdecken, an denen einzelne Stücke fehlten. Grünes Weinlaub rankte sich an der westlichen Seite nach oben und bedeckte fast die gesamte Wandfläche. Einige Meter von der Eingangstür entfernt lag ein weiterer Durchgang mit einer ehemals braunen Holztür, deren Farbe großflächig abblätterte - vermutlich war dies der Zugang zu der ehemaligen Stallung des Hofes. Seine Fensteröffnungen waren klein und vergittert, der Wandputz an vielen Stellen abgefallen und dahinter lag das dunkelrot schimmernde Backsteinmauerwerk frei.

"Was machst Du denn hier draußen?" hörte ich Steffen rufen. Offenbar hatte er von seiner Arbeit aufgesehen und mich auf dem Rückweg von meiner Besichtigungstour entdeckt. Ich blickte zu ihm und Peter hinüber, die vor einem Haufen mit mehreren Holzbalken und Brettern standen.

"Mach Dir nichts draus" merkte Peter mit einem Grinsen im Gesicht an, "in der Firma hat er auf mich auch nicht gehört."

"Mir geht es gut" antwortete ich und ging langsam zu den beiden über den Hof, wobei ich darauf achtete sicher aufzutreten. Ich wollte Steffen keinen Grund liefern, mich wieder nach oben ins Bett zu schicken. Er zuckte bei meinem Anblick resigniert mit den Schultern.

"Es gehört wohl zum Schicksal des Arztberufes, dass die Patienten es stets besser zu wissen glauben" meinte er lakonisch und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Ich musterte die ausgewählten Bauelemente, die sie für den geplanten Verschlag unserer Außentoilette zusammengesucht hatten. Es waren

sicher die am besten erhaltenen Teile der Scheune, aber sonderlich stabil wirken sie nicht auf mich.

"Wo stellt ihr das Klo auf?" wollte ich von Peter wissen. Der deutete mit seiner Hand auf eine Stelle knapp hinter der Scheune.

"Wir haben dort gestern die erste Grube ausgehoben" erklärte er. "Wir sind uns aber nicht einig, wie wir die Balken am besten dort im Boden verankern wollen."

"Faul sind sie sowieso schon und das wird hier bestenfalls ein erstes Provisorium" sagte Steffen zu ihm. "Buddeln wir sie ein und verschalen sie dann mit den Brettern, damit wir zumindest ein wenig vor dem Regen geschützt sind."

Ich blickte mich zum Gebäude um. Die Entfernung war sicherlich mit Bedacht gewählt, damit der Geruch nicht in das Haus ziehen konnte, dennoch fand ich den Gedanken nicht sonderlich attraktiv, bei Kälte oder strömendem Regen gut dreißig Meter über den Hof zur Toilette laufen zu müssen. Mein Blick blieb erneut an dem angebauten Stall des Hofes hängen.

"Was für Tiere hat Dein Vater eigentlich damals gehalten?" fragte ich Steffen, der ein wenig verdutzt von seiner Arbeit aufsah.

"Mein Großvater hatte noch ein paar Kühe" erzählte er nach kurzem Nachdenken. "Für meinen Vater hat sich das nicht mehr gelohnt und er hat damals dann auf Ziegen und Schafe umgestellt, weil sie weniger Platz und Futter brauchten. Nach und nach hat er dann die gesamte Tierzucht stillgelegt. Warum fragst Du?"

"Ich habe mir überlegt ob nicht die Möglichkeit besteht, unsere Toilette ein wenig geschützter anzulegen" antwortete ich. "Zum Beispiel, wenn wir sie in den Stall verlegen würden. Der Kot der Tiere muss dort drinnen ja auch irgendwie aufgefangen worden sein, oder?"

Steffen und Peter sahen sich an. Steffen kratzte sich hinter dem Ohr.

"Der Stall ist jetzt voller altem Gerümpel" sagte er schließlich, "aber verdammich, Du hast Recht!"

Peter nickte anerkennend. "Sieh an, Mats! Du denkst ja doch mit!"

Ich grinste breit, stolz wenigstens einen kleinen Beitrag zu leisten. "Ihr müsst mich halt nur fragen!"

"Kommt mit" meinte Steffen und legte seinen Hammer zur Seite, "sehen wir uns die Sache doch mal genauer an."

Der Stall war in zwei Reihen unterteilt gewesen. Die Holzbretter der Abtrennungen waren hier drin geschützt und deswegen auch in deutlich besserem Zustand. Allerdings hatte Steffen Recht gehabt - jede der Boxen war mit Gerümpel, alten Baumaterialien, Maschinenteilen oder

vermoderten Strohballen voll gestellt. Von der Decke hing ein Wald aus dichten Spinnweben herunter. An der Bodenoberfläche zog sich eine offene Rinne entlang, die damals wohl mit Wasser ausgespritzt werden konnte und zu einem Abfluss am Rand der Außenwand der Stallung verlief. Dort war, unter einem großen Haufen Müll halb verborgen, ein Kanaldeckel für einen Einstieg zu sehen. Steffen nahm sich eine uralte Spitzhacke von einem Haken an der Wand und mühte sich ab, den Deckel ein wenig anzuheben. Peter half ihm dabei, die Abdeckung zur Seite zu schieben. Darunter gähnte in der Dunkelheit ein großer, betonierter Hohlraum. Das von oben einfallende Licht spiegelte sich in einer glatten Wasseroberfläche.

Steffen fuhr sich nachdenklich mit der Hand über das Kinn.

"Das hier ist der Gülletank für den Stall gewesen" sagte er.

"Das wäre doch etwas?" warf Peter ein. "Wir könnten den Einstieg als Toilette benutzen. Dazu bauen wir einen Sitz darüber, damit uns keiner hineinfällt."

"Aber wie kriegen wir den Behälter entleert?" murmelte ich.

"Früher hat mein Vater eine Pumpenanlage dafür verwendet" gab mir Steffen zur Antwort. "Aber die steht uns jetzt natürlich nicht mehr zur Verfügung. Wir müssen den Tank also mit einem Seil und einem Eimer leer schöpfen."

"Keine angenehme Vorstellung, aber bequemer als dieses Loch in der Wiese mit einer Schaufel auszuleeren ist es doch allemal" bekräftigte Peter.

Steffen nickte, anscheinend überzeugt.

"Also, dann machen wir uns mal hier an die Arbeit." sagte er zu Peter und wandte sich dann an mich. "Und Du, Matthias, gehst wieder ins Haus. Wenn Du Dich so gut fühlst kannst Du ja vielleicht Rebecca etwas zur Hand gehen, aber die schwere Arbeit überlässt Du vorläufig noch uns, in Ordnung?"

Ich nickte, auch weil ich wusste dass er damit Recht hatte. Ich fühlte mich nicht erschöpft, aber doch ein wenig schlapp und wollte mich gerne wieder irgendwo hinsetzen. Also machte ich mich auf zunehmend wackelnden Beinen auf den Weg aus dem Stall zurück zur Eingangstür des Wohnhauses.

Ich fand Rebecca in der Küche sitzen, beschäftigt damit ein Kleid oder einen Rock am unteren Saum umzunähen. Ihre Arbeit sah grob und ein wenig schief aus aber ich hütete mich dies auszusprechen - ich wusste, dass ich es keinesfalls besser gekonnt hätte.

Sie konnte wohl an meinem Blick meine Gedanken ablesen, denn sie kniff ein wenig verbissen die Lippen zusammen.

"Du solltest Dich am besten auch schon einmal mit Nadel und Faden vertraut machen" brummte sie, während sie die Nadel vorsichtig durch den Saumrand stach. "Deine Sachen werden vermutlich auch nicht ewig halten."

"Wo hast Du die ganzen Klamotten gefunden?" fragte ich sie, um einen sanften Themenwechsel bemüht.

"Auf dem Dachboden" antwortete sie, während sie mühevoll den Faden am Ende verknotete. "Steffen hat mir einige Kisten gezeigt, in denen er die alten Kleider von seinen Eltern eingelagert hatte. Ich hatte es satt, immer wieder in die gleiche Hose steigen zu müssen, und er hatte nichts dagegen als ich mir etwas aussuchen wollte. Seine Mutter war schlank, aber ein wenig größer, als ich es bin."

"Das grüne Kleid sieht gut aus" versuchte ich es mit einem Kompliment. Sie nahm es ohne große Reaktion auf und konzentrierte sich wieder auf ihre Arbeit.

"Ich wollte es erst abschneiden, aber dann ist mir eingefallen dass ich ja vielleicht irgendwann noch ein paar Zentimeter zulegen werde" sagte sie und zwickte das Ende des Fadens mit Steffens Schere ab, ehe sie die neue Länge des Kleides kritisch überprüfte.

"Na ja, besser als nichts" meinte sie schließlich achselzuckend und legte es über den Stuhl neben ihr. Dann verstaute sie die Nähmaschinen in der Sitztruhe der Eckbank und streckte sich. "Das Landleben ist ziemlich anstrengend" sagte sie dann. "Und dann kein Strom, kein Wasser, kein vernünftiges Badezimmer... da wären wir ja wohl doch besser in dem Landwirtschaftszentrum geblieben."

"Wir hätten dort nicht bleiben können" wiederholte ich Steffens Worte aus unserer Diskussion der letzten Tage. "Außerdem, Frank und Hennie scheinen sich gut arrangiert zu haben und sie sind bereits seit mehreren Jahren allein hier draußen."

"Ich weiß" seufzte sie und ließ die Schultern hängen. "Aber irgendwie bezweifle ich, dass ich für dieses Leben geschaffen bin. Hennie hat mir von ihrem Tagesablauf erzählt und ich kann mir nicht vorstellen wie ich das alles schaffen soll: Kräuter sammeln, Brot backen, Hühner füttern, waschen, kochen, das Haus reparieren, den Acker pflügen..."

"Das wird für uns alle eine Herausforderung werden" sagte ich. "Aber es bleibt uns ja nicht viel anderes übrig. Wir werden es schon irgendwie packen."

Rebeccas Mine drückte ihre Zweifel an meinen Worten deutlicher aus als es irgendeine Erwiderung gekonnt hätte.

"Machen Steffen und Peter Fortschritte?" fragte sie nach einer Weile.

"Sie verlegen gerade die Toilette" berichtete ich. "In der Stallung gibt es einen Bodentank, dort bauen sie gerade etwas auf. Wenn wir Ordnung geschaffen haben, kannst Du sogar im Haus aufs Klo gehen."

Ein schmales Lächeln trat auf ihr Gesicht.

"Das wird im Winter sicherlich angenehmer sein" sagte sie und gähnte. Schließlich stand sie auf. "Geht es bei Dir? Steffen hat mir eigentlich aufgetragen mich noch um Dich zu kümmern, aber ehrlich gesagt würde ich mich am liebsten ein wenig hinlegen. Ich bin seit Sonnenaufgang auf den Beinen."

"Klar, kein Problem" erwiderte ich. "Ich komme schon klar."

Sie warf mir einen dankbaren Blick zu und verließ die Küche. Ich hörte, wie sie die Holzstufen nach oben stieg. Die Sonne war ein wenig gesunken, aber es war immer noch früher Nachmittag. Wenn ich mich nicht täuschte lag Westen hinter den großen Hügeln auf der anderen Seite des Tals, sie würde also relativ früh hinter den bewaldeten Hängen untergehen.

Gedankenverloren blickte ich auf die Landschaft vor dem Haus. Wie würde es hier im Winter sein? Wir hatten Frühsommer, aber in ein paar Monaten würde der Herbst anbrechen. Wie würden wir das Haus warm halten können? Fiel in dieser Gegend eigentlich viel Schnee? Es gab so viele Dinge die nicht bedacht worden waren, die überhaupt nicht planbar gewesen waren. Das Gefühl, keine Kontrolle zu haben, einfach nur den Lauf der Ereignisse abwarten zu müssen, flößte mir Angst ein. Darum hatte ich mich ja auch für eine technische Ausbildung entschieden - es gab klare Vorgaben und eindeutige Regeln für die zu entwerfenden Systeme. Nur das mir das alles jetzt absolut nichts mehr nützte.

Andererseits fühlte ich mich auf eine seltsame, entrückte Art und Weise wohl in dieser mir im Grunde genommen fremden Umgebung. Vielleicht lag es an der Neugier an dem Unbekannten um mich herum. Sicherlich spielte aber auch das Verhältnis zu meinen Freunden eine große Rolle. Steffen, Peter und Rebecca - wir alle waren im Lauf der vergangenen Tage durch die Strapazen und die Hindernisse, die wir gemeinsam überwunden hatten, zusammengeschweißt worden. Wir waren in der Tat zu einer richtigen Familie geworden.

Außerdem hatten wir hier Menschen gefunden, die uns aufgenommen hatten und uns helfen wollten. Bei unserem Aufbruch hatte damit wohl keiner von uns gerechnet. Wir hatten eine Menge Glück im Unglück, viel

bessere Chancen als wir es uns überhaupt hätten vorstellen können. Diese Gedanken vermittelten mir wieder ein wenig Zuversicht. Steffen hatte vielleicht doch Recht wenn er sagte, dass man immer nur das Beste aus dem machen konnte, was sich einem im Leben bot.

Er und Peter kehrten erst zu mir in die Küche zurück, als es bereits zu dämmern begonnen hatte. Beide wirkten erschöpft, aber zufrieden.

"Wo steckt Rebecca?" wollte Steffen von mir wissen.

"Sie hat sich hingelegt" antwortete ich. "Sie ist ziemlich fertig."

"Kein Wunder" meinte er und nickte bedächtig. "Für sie ist das sicher noch anstrengender als für uns."

Peter gähnte als Zustimmung herzlich und streckte seine Schultern.

"Ich denke, wir werden uns waschen und dann früh ins Bett gehen" bemerkte er. "Morgen gehen Steffen und ich dann hinunter zu Frank auf seinen Acker."

"Und ich?" fragte ich in die Runde. "Was kann ich tun?"

Steffen schüttelte den Kopf.

"Dafür bist Du noch nicht fit genug, Matthias. Aber wenn Du morgen bereit dafür bist, kannst Du mit Rebecca hier im Haus etwas Ordnung machen. Es gibt noch so viel zu tun: das Wohnzimmer herrichten, zum Beispiel, und auch die anderen Räume im Obergeschoss. Peter und ich haben draußen einen Donnerbalken zusammengezimmert und auch ein bisschen Ordnung im Stall gemacht, aber richtig fertig sind wir dort noch nicht. Ich denke mal, es wird noch eine gute Woche dauern, bis es hier wirklich ein wenig wohnlich zugehen wird."

"Komm mit" forderte mich Peter auf und drehte sich in Richtung der Tür zum Gang. "Ich zeige Dir, wo wir Wasser aus dem Bach schöpfen und wie wir es lagern, dann kannst Du Dich waschen. Ach ja, und die Destille muss auch immer wieder kontrolliert werden, wir lassen sie praktisch durchgehend laufen, damit wir auf alle Fälle genug sauberes Wasser haben."

"Das ist eine gute Idee" stimmte Steffen zu. "Ich erkläre Dir heute Abend wie es funktioniert, das wird dann eine Deiner Aufgaben werden. Rebecca weiß in Grundzügen auch schon Bescheid, aber Ihr werdet Euch sicherlich damit abwechseln müssen. Danach kannst Du Dich auch ein wenig waschen und dann wecke ich Rebecca für das Abendessen auf."

Ich wollte gerade Peter durch die Küchentür folgen, als mir Steffen von hinten mit dem Finger auf die Schulter tippte. Er musterte mich kurz, als würde ihm noch etwas wichtiges einfallen.

"Bevor wir alle schlafen gehen will ich mir noch einmal Deinen Verband ansehen. Hoffen wir einmal, dass die Wundheilung Fortschritte gemacht hat."

Er grinste mich bei diesen Worten an.

"Ansonsten muss ich Dich wohl oder übel im Bett festbinden."

Kapitel 16

Die nächsten Tage verbrachte ich zusammen mit Rebecca damit, das Haus aufzuräumen und sauberzumachen. Wir begannen im Wohnraum und arbeiteten uns dann Stück für Stück durch die einzelnen Zimmer. Das erste Obergeschoss war in einem verhältnismäßig guten Zustand, in der zweiten Etage waren allerdings in zwei Zimmern die Fenster beschädigt und eingedrungenes Regenwasser hatte den Boden und die Möbel ruiniert. Da wir die Scheiben nicht ersetzten oder reparieren konnten, holten wir uns Bretter aus dem Hof und nagelten die Fenster in diesen Räumen notdürftig zu.

Das Dachgeschoss war schon immer ein reiner Lagerraum gewesen. Durch die schadhafte Stellen im Dach war jedoch über viele Jahre hin Wasser eingedrungen und hatte die dort gelagerten Gegenstände zum Teil zerstört. Trocken geblieben waren nur einige Kisten und Säcke mit Kleidungsstücken und Schuhen sowie andere Stoffe und Decken, die wir nach unten in eines der nicht genutzten Zimmer in Sicherheit brachten. So alt diese Sachen auch waren, sie stellten für uns jetzt einen großen Schatz dar, denn schließlich hatten wir keine Möglichkeit, neue Kleidung für uns selbst herzustellen.

In dem kleinen Keller, der unterhalb der Küche und dem Wohnzimmer lag, waren alte Gläser mit eingekochter Marmelade gestapelt, die wir aber lieber nicht öffnen wollten - trotz der kühlen Lagerung war ihr Inhalt mit Sicherheit nicht mehr genießbar. Peter und Steffen hatten auf dem Boden ihre Destille aufgebaut und mehrere leere Flaschen daneben gestapelt, die wir regelmäßig auffüllten und die kleine Feuerstelle unter dem Kolben mit Brennholz versorgten. Das Holz rauchte ein wenig, aber der Qualm konnte durch das kleine Fenster an der Außenwand geordnet abziehen, so dass es noch gut auszuhalten war.

Im Stall herrschte nach wie vor ein heilloser Durcheinander. Wir begannen damit, alles uns nutzlos erscheinende Gerümpel Stück für Stück nach draußen zu tragen und auf dem Hof aufzustapeln. Als Steffen und Peter wieder von der Feldarbeit zurückkamen, begannen sie allerdings sofort die Stapel durchzugehen und brachten knapp die Hälfte der Sachen wieder zurück in den Stall, da sie ihrer Meinung nach noch zu gebrauchen waren. Rebecca bestand energisch darauf, dass die beiden dieses Material sortierten und im hinteren Teil des Stalls ordentlich lagerten während wir angingen, die inzwischen freigeräumten Bereiche zu kehren.

Unter dem ganzen Müll kamen einige Platten Kunststoffdämmung zum Vorschein die wir gleich dazu verwendeten, die offenen Stallfenster abzdämmen, was den Wind und im Winter auch ein wenig die Kälte aus unserem improvisierten Badezimmer fernhalten würde. Ich schrubhte noch zwei große, alte Blechbottiche sauber die wir auf alten Wäschegestellen platzierten, so dass wir zwei Waschbecken hatten, die wir an der Unterseite sogar mit einem kleinen Feuer erwärmen konnten. Ein weiterer Holzzuber wurde zum Waschen der Kleidung benutzt, damit wir dies nicht mehr im Freien am Bachufer machen mussten.

Egal ob im Stall, im Keller oder auf dem Dachboden - wirklich überall im Haus hatten sich Mäuse eingenistet und ihre Hinterlassenschaften zu entfernen war eine elende Sauerei. Rebecca konnte es vor Glück kaum fassen als ihr Hennie am Ende der Woche schließlich eine kleine Katze aus ihrem Wurf auf den Weiler brachte - nun hatte sie zum ersten Mal im Leben ein Haustier, wobei wir anderen eher darauf hofften dass die kleine getigerte Mieze bald zu einer sehr effektiven Mausefalle heranwachsen würde. Aus diesem Grund sah es Steffen gar nicht gern, wenn Rebecca die Katze nach dem Abendessen mit Essensresten fütterte.

"Sie soll sich hier selbst ihr Essen verdienen" meinte er, stieß aber bei Rebecca auf taube Ohren.

"Jessi muss das Jagen doch erst lernen" protestierte sie. "Und bis dahin braucht sie etwas zu essen!"

"Solange sie von Dir immer etwas bekommt wird sie aber keinen Grund haben, den Mäuse nachzustellen" brummte Steffen, doch er konnte sich nicht durchsetzen. Immerhin schien allein unsere Anwesenheit im Haus die Nager ein wenig zu verscheuchen, denn wir stießen immer seltener auf ihren Kot. Die Katze würde vielleicht bald ihr übriges dazu tun.

"Wir brauchen auf alle Fälle Lagermöglichkeiten, die vor den Mäusen sicher sind" diskutierte Peter mit Rebecca. Frank und Hennie hatten ihnen viel über den Anbau von Kartoffeln und Getreide erklärt, auch wenn die beiden sich nur einen Bruchteil der Informationen tatsächlich merken konnten. Frank hatte sich auch den Boden um unseren Weiler herum angesehen und empfohlen, hier eher Getreide anzubauen. Dennoch hatten Peter und Steffen zwei Tage lang ein Stück der Wiese mit der Hand umgepflügt, um mit einigen Kartoffelsetzlingen ihr Glück zu versuchen. Außerdem hatten sie noch Kopfsalat und Rüben ausgesät.

Kaum waren sie damit fertig, als bereits die ersten Vögel heran geflogen kamen um die Körner wieder aus dem Boden zu picken. Steffen und Peter zimmerten daraufhin aus Holzresten einige primitiv

wirkende Vogelscheuchen zusammen, um die Krähen vom Acker zu vertreiben. Wir hängten bunte Tücher und alte Mäntel über die Gestelle damit diese im Wind, der hier oben auf dem Weiler ständig wehte, weithin gut sichtbar hin und her flatterten. Dies hielt die Vögel ein wenig auf Distanz, vor allem weil wir uns beim Scheuchen beteiligten, wann immer wir auf unserem kleinen Feld beschäftigt waren. Ohne das Wissen, wer von diesen Gestalten nun echt und wer nur eine harmlose Vogelscheuche war, hielten die Krähen in Zukunft dann doch lieber ein wenig Abstand.

Meine Wunde am Hals verheilte gut und mein Zustand verbesserte sich zunehmend, so dass ich Steffen und Frank immer mehr unter die Arme greifen konnte. Nur hin und wieder fühlte sich mein Nacken steif an und vor allem bei feuchtem Wetter spürte ich ein unangenehmes Ziehen, wenn ich den Kopf zur Seite drehte oder neigte. Steffen selbst war mit meinem Heilungsfortschritt sehr zufrieden und verzichtete nach zwei Wochen sogar ganz darauf, mir einen neuen Verband anzulegen. Wenn ich in dem alten Badezimmerspiegel die Stelle musterte, überlief mich stets ein Schauer, denn sie erinnerte mich immer wieder erneut daran, dass mich hier das Geschoss des "Panthers" getroffen und beinahe umgebracht hatte.

Wir gingen zusammen mit Frank zum Waldrand, wo er uns beibrachte Kaninchenschlingen auszulegen. Er ging mit uns auch die Bäume ab und zeigte uns, welche zum Holzschlagen geeignet waren. Frank besaß eine ziemlich gute Axt, Peter hatte eine ältere Klinge im Stall gefunden und Steffen zauberte aus einer Ecke im Keller ein altes Paar Wetzsteine hervor um sie zu schärfen. Das Holzfällen war verdammt anstrengend. Wir trennten die Äste noch am Waldrand ab und zogen die kleinen Stämme dann den Hang hinunter zum Weiler, wo wir sie mit einer alten Säge zerteilten und nach dem Spalten an der geschützten Ostseite des Hauses aufschichteten.

"Unten bei uns habe ich mir an meinem Wasserrad eine Welle gebaut" erzählte Frank in einer Pause. "Ich will nächstes Jahr damit auch ein Sägeblatt antreiben können. Mal sehen, ob die Kraft des Flusses dazu ausreicht - das wäre schon eine große Erleichterung."

"Wie lange wird so ein Stamm im Winter ausreichen?" fragte Steffen ihn und wischte sich mit einem Tuch den kahlen Schädel ab.

"Diesen Winter?" gab Frank zurück. "Diesen Winter wirst Du das Holz noch nicht verheizen können - dazu ist es noch viel zu feucht. Nächstes Jahr wird es frühestens benutzbar sein. Diesen Winter werde ich Euch ein wenig aushelfen und ihr habt ja noch Reste, die unter dem Schutt

Eurer Scheune liegen - die müssen wir auch noch bergen. Am besten stapelt Ihr das trockene Holz bei Euch im Stall auf, und das feuchte Holz kann über das kommende Jahr hin austrocknen.

Ich schlage in der Regel einen der Bäume pro Woche und bereite ihn vor, dann muss nicht so viel auf einmal geholt werden. Das Holz dient ja nicht nur als Wintervorrat - wir verheizen ja jeden Tag etwas für warmes Wasser und die Destille. Immerhin können wir uns ja jetzt gegenseitig helfen, dann wird der Transport schon mal nicht mehr ganz so schwierig."

"Wie kriegst Du die Bäume eigentlich zu Dir nach unten?" fragte ich.

"Normalerweise gar nicht" gab Frank trocken zurück. "Den täglichen Bedarf hole ich mir auf der anderen Talseite, da stehen die Bäume näher bei uns. Hier oben schlage ich Holz nur, wenn unten nichts geeignetes dabei ist. Dann spalte und lagere ich es gleich hier oben am Waldrand, um es bei Bedarf mit einem Karren zu transportieren. Die Straße ist verdammt steil, das ist kein Zuckerschlecken kann ich Dir sagen! Ein Pferd - das wäre hier ein Traum! Aber ich habe noch nie eines laufen sehen, und außerdem könnte ich es sicher auch nicht einfangen."

"Gibt es sonst noch etwas, was Euch hier draußen fehlt? Ich meine, verglichen mit der Zeit, als Ihr auch noch in der Stadt gelebt habt?" hakte Peter nach.

"Wenig" gab Frank zur Antwort. "Was ich hin und wieder aber wirklich vermisse sind Gewürze, vor allem Salz. Nicht nur zum Kochen - man könnte damit richtig Fleisch pökeln, anstatt es nur zu räuchern. Wenn ich ein Kaninchen fange oder wir ein altes Huhn von uns schlachten, dann versuchen wir möglichst lange Zeit davon zu essen. Im Winter können wir es vor dem Haus kühlen, aber im Sommer bleibt uns nur das Fleisch über dem Feuer zu räuchern und ich habe da immer noch meine Probleme. Mit den Forellen, die ich ab und zu im Bach erwische, klappt es besser - vielleicht, weil sie dünner sind."

Er nahm sich noch einen Schluck Wasser aus der Flasche.

"Das Wasser im Bach sieht gut aus" sagte ich. "Ich verstehe ja, dass wir es wegen der Keime abkochen, aber warum destillieren wir es noch zum Trinken?"

"Vermutlich ist das Wasser hier sogar wirklich sehr sauber und als Trinkwasser genießbar" sagte Steffen. "Aber das bedeutet nicht, dass wir damit auch so ohne weiteres zurecht kommen. In der Stadt war unser Trinkwasser chemisch aufbereitet und wurde vor dem Verkauf zusätzlich noch mit verschiedenen Mineralien ergänzt. Diese Mischung bist Du über die Jahre hinweg gewöhnt gewesen. Wenn Du jetzt das

Bachwasser trinkst, wird Dein Körper plötzlich mit einer völlig anderen Zusammensetzung konfrontiert, mit der er vielleicht überhaupt nicht zurecht kommt. Die Folge könnte ein ausgewachsener Durchfall sein."

"Aber fehlen uns dann die Mineralien nicht, die wir aus dem Wasser durch das Destillieren entfernen?"

"Die müssen wir uns halt auf andere Art und Weise beschaffen" erklärte Frank. "Genauso wie Vitamine und andere Inhaltsstoffe. Zum Glück haben wir hier draußen auch eine ganze Menge Obststauden und Apfelbäume, die Früchte tragen. Wir essen das Obst teilweise frisch und trocknen den Rest für den Wintervorrat. Außerdem nehmen wir Mineralien und sonstige Spurenelemente ja auch über die angebaute Nahrung auf. Hennie hat sich mit den Ernährungsaspekten sehr detailliert auseinander gesetzt - sie kann Dir das alles bestimmt ganz genau erklären. Ich gebe zu, ich verlasse mich da ein wenig auf sie." Er erhob sich von dem geschlagenen Stamm und griff wieder nach seiner auf dem Boden liegenden Axt.

"Ehrlich gesagt, ich freue mich sehr dass außer uns noch andere Leute wieder hier draußen wohnen. Das Einsiedlerleben macht mir nichts aus, aber es ist beruhigend wenn wir das Wissen teilen und weitergeben können. Jeder von uns sollte sich einen gewissen Grundstock aneignen, wie man überleben kann. Wenn wir das Wissen auf mehrere Schultern verteilen sinkt das Risiko für uns, falls einer von uns ausfallen sollte. Ich habe mir wegen Hennie schon so meine Gedanken gemacht in den letzten Jahren, falls mir irgend etwas zustoßen sollte."

Ich musste unwillkürlich lächeln. Wir alle hatten unsere alten Familien verloren und eine neue gefunden. Jetzt bauten wir uns hier, nachdem wir aus der Stadt geflüchtet waren, auch schon eine neue Gemeinschaft auf. Mit einem Mal erinnerte ich mich wieder an das Gespräch mit Steffen in dem U-Bahn-Schacht. Und ich musste zugeben, dass er schon wieder Recht gehabt hatte.

Als ich in den folgenden Wochen meine Kräfte mehr oder weniger wieder zurückgewonnen hatte ging ich mit Steffen zu Frank auf das Feld hinunter, während sich Peter mit Rebecca auf dem Hof nützlich machte und sich ein wenig erholen konnte. Dort lernte ich schließlich auch die anderen, neuen Bewohner von Lehenwies kennen, die in etwa zeitgleich mit uns aus der Stadt geflohen waren.

Den beiden Frauen, Sabine und ihrer Tochter Maria, war immer noch ihr strapaziöser Fußmarsch hierher anzumerken. Maria schätzte ich zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahre, ihre Mutter musste schon

auf die Sechzig zugehen. Beide hatten im Südend gewohnt und waren bereits am Tag des Angriffs aus der Stadt geflohen. Sie sahen sich ziemlich ähnlich, schienen allerdings völlig unterschiedliche Charaktere zu sein. Sie halfen zusammen Hennie auf dem kleinen Hof. Sabine schälte schweigsam und ein wenig zurückgezogen Kartoffeln für das Mittagessen, während Maria zusammen mit Hennie den Hühnerstall ausmistete und dabei ununterbrochen redete. Innerhalb weniger Minuten erfuhr ich so, dass sie als Hilfskraft in einem kleinen Juweliergeschäft gearbeitet hatte und nebenbei ihre zu Hause lebende Mutter versorgte, dass sie sich erst vor kurzem von ihrem Freund getrennt hatte weil der kein gemeinsames Kind wollte und das sie ja eigentlich noch eine Fortbildungsmaßnahme zur Verkaufsberaterin machen wollte... Hennie schien diese ungebändigte Redseligkeit von Maria eindeutig auf die Nerven zu gehen, hielt sich aber höflich zurück und nickte nur hin und wieder, während sie diesen endlosen Schwall aus Worten an sich abprallen ließ. Als ich mit Frank und Steffen zusammen zum Feld aufbrach, wunderte ich mich nicht mehr über die Schweigsamkeit ihrer Mutter - sie hatte bei ihrer Tochter nicht den Hauch einer Chance, selbst zu Wort zu kommen.

Auf dem Acker angekommen begannen wir mit dem Unkrautjäten und prüften, wie gut sich die angepflanzten Karotten entwickelten. Etwas später kam auch die Familie aus der Hauptstraße Nummer Fünf dazu. Thomas, der Vater, begann uns beim Jäten zu helfen, tat dies jedoch mit seltsam anmutenden, langsamen Bewegungen, als könne er sich nicht wirklich auf seine Arbeit konzentrieren. Seine Frau Carola setzte sich an den Feldrand und behielt ihren Sohn immer in ihrer unmittelbaren Nähe. Sobald sich Sebastian mehr als ein paar Meter von ihr entfernte, begann sie sichtlich nervös zu werden und rief ihn schon nach kurzer Zeit zu sich zurück auf die ausgebreitete Decke.

Ich konnte nicht umhin, bei meiner Arbeit hin und wieder aufzusehen um Carola näher zu beobachten. Hatten mich Rebeccas leere Augen damals im Keller des Einkaufszentrums schockiert, so war dies nichts im Vergleich zu dem Ausdruck, der trotz ihrer sichtlichen Bemühungen hin und wieder bei ihr durchschimmerte. In Carolas Augen lag keine Leere, sondern vielmehr eine geradezu panische Angst. Ich konnte sehen wie bei jeder plötzlichen Bewegung, die sie in den Augenwinkeln registrierte, ihr Kopf herumfuhr und wie sie bei jedem ihr unbekanntem Geräusch sofort zusammenzuckte. Selbst als Frank kurz in dem aufgewirbelten Staub der trockenen Erde niesen musste, schien sie gegen einen Fluchtimpuls ankämpfen zu müssen. Sie machte den Eindruck eines

völlig verängstigten Tieres, das fernab von seinem Bau sitzt und nicht weiß, wie es sich jetzt verhalten soll. In Carolas Gesicht waren tiefe Falten eingegraben, die Augen hatten dunkle Ränder und ihr auf dem Kopf zusammengebundenes Haar machte einen strähnigen, wirren Eindruck. Sie schien neben sich zu stehen und ihre Gedanken kreisten mit Sicherheit nicht in der Gegenwart, sondern erwarteten in der Zukunft bevorstehende Schrecken, wie sie sie in der Vergangenheit wohl erlebt hatte.

Mir fiel auf dass auch Thomas immer wieder aufsaß und seiner Frau ein wenig sorgenvolle Blicke zuwarf. Er schien irgend etwas zu erwarten oder vielmehr eine Reaktion seiner Frau zu befürchten. Sein Gesicht war ebenfalls deutlich von Schlafmangel und den schrecklichen Erlebnissen der zurückliegenden Tage geprägt. Sein bereits leicht grauer Bart hing wild von seinem Kinn herab und die Haare standen wirr von seinem Kopf, als ob auch er sich selbst vernachlässigte.

Sebastian machte als einziger von ihnen einen halbwegs normalen Eindruck, was mich um so mehr erstaunte als dass seine Schwester doch direkt neben ihm erschossen worden war. Auf seinem linken Unterarm war die vernarbte Streifspur, rot und so deutlich wie ein Feuermal zu erkennen, wo ihn selbst eines der Geschosse nur knapp verfehlt hatte. Dennoch betrachtete er die ihm ebenso wie seinen Eltern fremde Umgebung mit erkennbarer Neugier, versuchte einen vorbeifliegenden Schmetterling zu fangen und beobachtete aufmerksam die kleinen braunen Vögel, die im Sand des Trampelpfades neben dem Feld ihr Gefieder reinigten. Mir ging auf, dass diese Landschaft für ihn als Stadtkind geradezu magisch wirken musste.

"Die Psyche von Kindern ist manchmal unglaublich flexibel" raunte mir Steffen während einer kurzen Pause zu, als wir ein wenig abseits von dem Rest der Gruppe standen. Offenbar hatte er die anderen ebenso aufmerksam beobachtet wie ich. "Wenn Kindern etwas traumatisches zustößt, dann können sie es oft, vielleicht auch wegen ihrer geringeren Lebenserfahrung, besser als eine Art einmalig aufgetretenes Ereignis verarbeiten. Er hat Schmerzen davon getragen und seine Schwester verloren, aber er nimmt gleichzeitig das Leben in seiner Umwelt war und das gleicht die Erlebnisse der Vergangenheit wieder ein Stück weit aus."

Ich trank einen großen Schluck aus der Flasche. Der Schweiß rann mir von der Stirn, ich war körperliche Arbeit in gebückter Haltung nicht gewohnt und meine Knie schmerzten, ebenso wie mein Nacken.

"Seine Eltern verkraften es nicht ganz so gut" sagte ich leise zu ihm.

Er nickte ernst und warf einen schnellen Blick zu Thomas, der den Arm um seine Frau gelegt hatte und dabei anscheinend beruhigend auf sie einredete.

"Je älter Du wirst, desto mehr Schmerzen und Leid hast Du erfahren. Du weißt oder ahnst zumindest, was alles kommen kann. Je schlimmer Deine Vergangenheit war, desto gefährlicher wirkt auf Dich die Zukunft. Das ändert sich erst wenn Du so alt bist und so viel Leid erfahren und überwunden hast, dass der Schrecken daran für Dich an Bedeutung verliert.

Carola hat sicherlich sehr an ihrer Tochter gehangen. Thomas macht auf mich den Eindruck eines sehr sensiblen Menschen, dem die Familie alles bedeutet. Ich glaube fast, dass er näher an einem Zusammenbruch steht als seine Frau. Carola hat nur sehr große Angst, aber die kann sich wieder abbauen, wenn eine ausreichende Zeit lang Ruhe herrscht und sie den Frieden wieder als Normalzustand empfindet. Thomas hingegen macht sich, wenn ich Frank richtig verstanden habe, große Vorwürfe und gibt sich selbst die Schuld an ihrer Situation und dem Verlust ihres Kindes. Er legt sich die Last auf, Frau und Sohn zu beschützen. Ich habe gesehen, wie er immer wieder nach Carola sieht."

Steffen seufzte tief.

"Ich werde ihn im Auge behalten" sagte er schließlich nachdenklich. "In seiner gegenwärtigen Situation reagieren Menschen manchmal sehr impulsiv und neigen zu spontanen Kurzschlussreaktionen. Ich will nicht, dass er etwas unüberlegtes versucht."

"Das wäre zum Beispiel...?" hakte ich nach.

Steffen blickte mich ernst an.

"Sich umzubringen, zum Beispiel" sagte er kurz angebunden. "Oder er könnte auf die Idee kommen, Frau und Sohn zu erlösen und bringt sie zuerst um, ehe er sich danach selbst das Leben nimmt."

Ich blickte ihn tief erschrocken an.

"Du brauchst nicht so den Mund aufzureißen" sagte Steffen hart. "Du kannst nicht in den Kopf eines Menschen hineinsehen. Psychologie war auch ein wichtiger Teil meines Studiums und da ging es unter anderem darum, sich in die Gedanken von Patienten mit psychischen Störungen hinein zu versetzen und ihre möglichen Beweggründe zu analysieren.

Ich sage ja jetzt nicht, dass es so kommen muss. Ich sage nur, dass eine solche Gefahr bestehen kann. Deswegen werde ich heute Abend noch hier unten bleiben und mit den beiden reden. Um herauszufinden, wie es ihnen tatsächlich geht, und ob ich ihnen helfen kann."

"Wie kann jemand auf den Gedanken kommen, sich und seine Familie umzubringen?" erwiderte ich fassungslos.

Steffen seufzte wieder und legte seine Worte sorgfältig zurecht.

"Schau, Matthias... nehmen wir an Du begehest einen Fehler, sagen wir Du verursachst einen Unfall, stößt vielleicht frontal mit einem anderen Fahrzeug zusammen. Du selbst wirst verletzt, der andere Beteiligte stirbt jedoch an den Folgen seiner Verletzungen. Es kommt zum Prozess, die Angehörigen des Toten begegnen Dir, eine Frau mit zwei Kindern, die jetzt ohne Ehemann und Vater dastehen. Die Folgen Deines Fehlers sind irreversibel, Du kannst es nicht mehr ungeschehen machen. Das ist eine sehr belastende Erfahrung und wie Du sie verarbeitest hängt zum Teil von Deinem Umfeld ab - also wie Dir die Hinterbliebenen des Gestorbenen gegenüber treten, ob sie Dir verzeihen können oder Dich mit Vorwürfen überhäufen, und so weiter - aber zum Teil auch an dem eigenen Charakter, Deinem Wesen, Deiner Psyche.

Es gibt Leute, die in einer solchen Situation die Schuld an dem Unfall bei anderen Menschen suchen, um sich dadurch moralisch zu entlasten. Es gibt Leute die aufrichtig bereuen und ihr Leben nachfolgend von Grund auf ändern und es gibt Menschen, die an der Last ihrer Schuld in sich selbst zerbrechen. Ich hatte mal einen Fall verfolgt in dem der Angeklagte eines solchen Unfalls das Gericht allen Ernstes darum bat, zum Tode verurteilt zu werden und sich, als ihm lediglich eine Haftstrafe auferlegt worden war, ein halbes Jahr später selbst in seiner Zelle erhänge. Er konnte es nicht mehr mit sich selbst aushalten.

Nun stell Dir Thomas und seine Situation vor: er ist zu einem späten Zeitpunkt aus der Stadt geflohen, vielleicht hat er zuerst versucht, sich mit seiner Familie zu verstecken. Sie wurden entdeckt und genau in dem Moment beschossen, als er aus Hilfsbereitschaft heraus bei einer Flüchtlingsgruppe angehalten hat. Er konnte diesen Menschen nicht helfen und auf der Flucht wurden sogar seine eigenen Angehörigen verletzt oder getötet. Mit einem pflichtbewussten Charakter macht er sich nun wohl Vorwürfe, weil seine Entscheidungen dazu beigetragen haben, dass die Dinge so gekommen sind. Er beschuldigt sich, nicht früher aufgebrochen zu sein oder bei der Gruppe auf der Straße angehalten zu haben oder nicht ein anderes Ausweichmanöver versucht zu haben... er wird auf der Suche in sich tausend Gründe finden, warum er die Schuld an ihrer Situation trägt. Und je mehr er sich damit beschäftigt, desto mehr wird er sich selbst dafür hassen, sich verabscheuen."

Steffen verzog schmerzvoll das Gesicht bei der Aufzählung.

"Er kann sich diese Fehler, selbst wenn er sie tatsächlich überhaupt nicht verursacht hat, nicht vergeben und er kann die Vergangenheit nicht Ungeschehen machen. Also könnte er innerlich an einen Punkt kommen an dem er sich für sein Versagen bestrafen will - um die Last der Schuld, die er verspürt, von sich zu nehmen.

Es sind solche Situation, in denen Menschen daran denken, sich selbst zu töten. Sie sehen in sich selbst die Ursache für das Leid anderer und reden sich ein, dass die Welt ohne sie besser dran wäre, dass es allen anderen besser gehen würde wenn sie nur tot wären. Sie übersehen dabei, dass sie nur dann etwas Positives für andere Menschen bewirken können wenn sie leben und entsprechend handeln - und bereit sind, sich selbst auch Fehler zuzugestehen und zu vergeben. Das können sie in ihrer Situation aber nicht mehr selbst erfassen.

Thomas könnte sich nun einreden dass seine Familie hier draußen in dieser Situation leidet - es gibt keinen Strom, kein Wasser, keine sichere Versorgung und was passiert, wenn die Maschinen doch noch aus der Stadt bis hierher kommen? Er könnte den Gedanken fassen dass es besser wäre, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden und sich dadurch dem gegenwärtigen Leiden zu entziehen."

Steffen schraubte seine Flasche zu und stand vom Boden auf. Er ächzte leicht, auch ihm schienen die Beine zu schmerzen.

"Mach Dir deswegen jetzt aber mal keine großen Gedanken" versuchte er mich wieder ein wenig aufzumuntern. "Ich werde mich heute Abend mit den beiden unterhalten und mich um sie kümmern. Oftmals hilft es, mit Außenstehenden über die eigenen Sorgen zu sprechen um einen anderen Blickwinkel auf die eigene Situation zu erhalten. Ich werde es ihnen zumindest anbieten."

Ich nickte und griff nach dem glatt geschmirligten Ast, den wir als eine Art primitive Harke verwendeten um den Boden um das Unkraut herum zu lockern. Erst jetzt merkte ich, wie sehr mein Rücken durch den herab gelaufenen Schweiß durchnässt war und begann es aufzuknöpfen, damit ich es über einen der am Feldrand eingeschlagenen Holzpfähle zum Trocknen hängen könnte.

"Lasst Eure Hemden an!" rief uns Frank über den Acker hinweg zu. Ich erschrak ein wenig beim Klang seiner Stimme, meine Gedanken waren immer noch bei Steffens Erklärungen hängen geblieben. "Ihr bekommt sonst ganz schnell einen ziemlich üblen Sonnenbrand. Es geht bald auf Mittag zu, dann werden wir bis zum Nachmittag Pause machen."

"Alles klar" rief Steffen zurück. "Vielleicht kannst Du mir später mal Dein Wasserrad zeigen? Ich würde gerne oben bei uns am Bach ein kleineres Rad installieren."

"Aber klar doch" rief Frank zurück.

Ich warf Thomas einen freundlichen Blick zu, als er wieder zurück auf das Feld zu uns trat, und reichte ihm meinen Stab.

"Willst Du es einmal damit versuchen?"

Carola blieb mit ihrem Sohn im Haus zurück, während wir nach dem Mittagessen zusammen mit Frank sein Wasserrad begutachteten. Mit einem Durchmesser von knapp zwei Meter lief es zwar etwas stockend, aber doch recht gleichmäßig an einer künstlich verengten Stelle des Flussverlaufs in der Strömung. Man merkte Frank seinen Stolz deutlich an, während wir sein handgefertigtes Werk gebührend bestaunten.

"Das war die Arbeit eines ganzen Winters" erklärte er uns und zeigte auf die einzelnen Abschnitte. "Allein am Hauptrad habe ich sicherlich fast zwei volle Monate gearbeitet, weil ich es auf jeden Fall stabil genug bauen wollte. Die Schaufelblätter sind eingesetzt, damit ich sie bei einem Schaden austauschen kann. Für die Welle habe ich einen sehr gerade gewachsenen Stamm verwendet, damit das Rad möglichst ruhig läuft."

"Wie hast Du das alles bearbeiten können?" fragte ich ihn.

"Die kleineren Teile habe ich neu angefertigt. Die Schaufelblätter habe ich aus alten Holzbrettern zugesägt" antwortete er mir. "Die meisten Probleme haben mir aber die Lager gemacht. Ich wollte sie zuerst auch aus Holz bauen, doch ich wusste nicht wie ich sie verankern sollte. Ich habe dann die Stelle von dort hinten hierher verlegt, wo große Steine im Flussbett liegen - das Rad sollte ursprünglich näher an unserem Haus stehen. Die Steine habe ich dann mit einem alten Hammer und Meißel tief eingekerbt und durch das Gewicht des Rades wird es in der Position gehalten. Selbst als der Fluss vorletztes Jahr nach der Schneeschmelze stark angeschwollen war, hat es sich nicht verschoben."

Ich konnte nicht umhin, seine Konstruktion ehrfürchtig zu bestaunen. Die Welle übertrug die Drehbewegung des Wasserrades zum Ufer, wo ein weiterer Stein als stabilisierendes Auflager diente. Am Ende des Baumstammes war ein kleines Rad befestigt, auf dem ein Keilriemen zu einer alten Radfelge gespannt war. Durch die Getriebewirkung war die Rotationsgeschwindigkeit der Felge sehr hoch und übertrug die Kraft auf mehrere angeklebte Dynamos, die Frank mit dünnen Kabeln an einen alten Batterieblock angeschlossen hatte.

"Ich würde ja gerne die Kraft dieses Rades irgendwie dazu nutzen, um daraus mechanische Arbeitsleistung zu gewinnen" erläuterte Frank. "Um im Herbst das Korn zu dreschen oder eine Säge anzutreiben oder so etwas. Aber ich weiß nicht, wie ich das konstruktiv umsetzen soll."

"Ich hätte da vielleicht eine Idee..." meldete sich eine leise Stimme hinter uns. Ich wusste zunächst nicht wer das gesagt hatte - ich hatte den ganzen Tag über kein einziges Wort von Thomas gehört. Jetzt stand er ein wenig verlegen da, als wir uns zu ihm umdrehten.

Frank wartete höflich und aufmerksam darauf, dass er weitersprechen würde. Ich sah wie Steffen ihn aufmunternd anblickte.

"Die Kraft der Radfelge allein wird vielleicht nicht ausreichen" setzte Thomas nun wieder an, "aber wenn Du noch ein oder zwei weitere davon auftreiben kannst, könntest Du sie nebeneinander - also quasi wie in Reihe geschaltet - auf die Welle setzen. So könnte man ein parallel laufendes Getriebe für das Rad konstruieren."

Steffen nickte interessiert. "Und dann an die einzelnen Getrieberäder unterschiedliche Hebel ansetzen?" führte er Thomas Idee weiter fort und wechselte einen kurzen Blick mit Frank, der neben ihm stand.

Thomas nickte. "Die Frage wäre nur, ob dafür genug Material zur Verfügung steht? Ich glaube, der Riemen stammt aus einem Motor?"

Frank strich sich nachdenklich die Haare aus der Stirn. "Hier stehen vielleicht in den Garagen noch ein paar alte Fahrzeuge herum..." meinte er unschlüssig.

"Weißt Du was, Thomas" unterbrach ihn Steffen und legte eine große Portion Begeisterung in seine Stimme, "das sollten wir uns am besten gleich einmal überlegen. Frank, wollen wir uns zusammensetzen und die Idee einmal genauer unter die Lupe nehmen?"

Er drehte sich zu mir um.

"Matthias, sag Peter und Rebecca doch Bescheid, dass ich vielleicht ein wenig später komme" meinte er.

Ich verstand den Wink, den er mir geben wollte.

"Kein Problem" antwortete ich. "Ich schaue gleich mal nach, was die beiden oben so machen." Ich winkte Frank und Thomas kurz zu, dann machte ich mich auf den Weg über die Brücke den Berg zu unserem Hof hinauf.

Ich verbrachte den restlichen Nachmittag damit, zusammen mit Peter den Verlauf von zwei kleinen Stichkanälen anzulegen, die wir von dem kleinen Bach zu unseren Anbauflächen und zu unserem Stallgebäude ziehen wollten, um nicht mehrmals am Tag mit dem Eimer Wasser holen

zu müssen. Ich hob den Boden mit einer alten Schaufel aus dem Stall keilförmig aus, um ihn dann später mit einem Durchstich des Bachufers anschließen zu können. Zur Stallung hin würde dann das Wasser durchgehend in einen weiteren großen Metallbottich fließen, den wir in den Boden eingegraben hatten. Für die Bewässerung des Feldes arbeitete Peter an einer Verschlussklappe aus einem alten Holzstück, das wir immer dann herausnehmen würden, wenn wir den Acker bewässern wollten.

"So haben es schon die Azteken in Südamerika vor Jahrhunderten gemacht" bemerkte Peter beiläufig, während er die zurechtgestutzten Holzpfähle neben dem Bach an die richtigen Stellen legte. Vorsichtig trieben wir sie mit einem schweren Vorschlaghammer in den weichen Böschungsgrund ein. Nachdem wir die Holzplatte dazwischengeschoben hatten, floss nur noch ein kleines Rinnsal zwischen den Rändern der einzelnen Bauteile hindurch.

"Ich habe mir Franks Wasserrad unten am Fluss angesehen" berichtete ich ihm, während ich das schnell dahinfließende Wasser beobachtete, wie es rasch den steilen Hang hinunter zum Ort floss. Peter hob seinen Kopf und hörte interessiert zu.

"Steffen wollte gerne ein kleineres Exemplar für uns hier oben am Bach bauen, aber ich glaube nicht dass das funktionieren wird" überlegte ich laut weiter. "Unser Bach ist ziemlich flach... ob die Bretter hier tief genug eintauchen können?"

Peter folgte meinem kritischen Blick.

"Und er ist am Boden auch recht schlammig" bemerkte er. "Da könnte das Rad stecken bleiben... wie hat Frank sein Wasserrad überhaupt aufgelagert?"

"Er hat einige große Steine eingekerbt, in denen die Welle liegt und sich dreht" beschrieb ich Peter die Konstruktion. "Das Rad bleibt liegen weil es ziemlich schwer ist und damit es sich schnell genug dreht hat er im Fluss zusätzlich Steine aufgehäuft, um damit den Querschnitt zu verkleinern."

"Nun, Steine haben wir hier oben bei uns jedenfalls nicht" meinte Peter nachdenklich. "Und im Erdreich dürfte der Widerstand für eine Welle ziemlich groß sein. Wenn wir ein Auflager aus Holzbalken bauen sind diese vermutlich nach zwei oder drei Jahren verrottet..."

Nachdenklich murmelte er halblaut vor sich hin, während er überlegte.

"Egal" meinte er schließlich zu mir. "Damit befassen wir uns wenn wir Zeit haben. Jetzt räumen wir am besten noch schnell hier auf, ehe es Dunkel wird."

Er warf mir einen prüfenden Blick zu und grinste, während er sich mit der Hand durch das mittlerweile struppig wuchernde Gespinst seines Bartwuchses fuhr.

"Und danach müssen wir noch Rebecca um einen Gefallen bitten."

Ich blickte in fragend an.

"Sie muss uns scheren" lachte Peter. "Den Bart auf alle Fälle und ich glaube, wir sollten uns am besten auch noch die Haare kürzen lassen, ehe wir Läuse darin züchten."

Daran hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht. Irgendwie war das wilde Aussehen, das wir in den letzten Wochen bekommen hatten, für mich bereits zur Gewohnheit geworden.

"Also ich finde, Dein Bart steht Dir ganz gut" meinte ich kritisch.

"Dir auch" gab Peter das Kompliment zurück. "Keine Bange, ich werde ihn behalten - Rasiermesser haben wir schließlich nicht. Aber es ist wohl besser, wenn wir den Urwald mit der Schere zumindest ein wenig eindämmen."

Steffen kam an diesem Abend erst kurz vor Einbruch der Nacht zurück auf den Weiler. Rebecca bearbeitete gerade Peters Hinterkopf mit der Küchenschere, als er zu uns in die Küche trat.

"Probleme?" fragte er ein wenig erschöpft.

"Keineswegs" antwortete ihm Peter, darum bemüht seinen Kopf ruhig zu halten. "Nur eine rein prophylaktische Maßnahme."

"Halt still!" murrte Rebecca hinter ihm. "Ich bin keine Friseurin. Wenn Du so herumzappelst siehst Du am Schluss aus wie Matthias!"

Ich fuhr mir mit der Hand reflexartig über den Hinterkopf.

"Wieso? Wie hast Du mir denn die Haare abgeschnitten?" fragte ich unwillkürlich nach.

Steffen warf einen prüfenden Blick auf meine neue Frisur.

"Tja, sagen wir mal sie hat bei Dir ein wenig geübt" stellte er möglichst neutral fest und lächelte, als er meinen entsetzten Gesichtsausdruck bemerkte. "Keine Angst" schob er hinterher, "es sieht nur ein bisschen unregelmäßig aus, aber hier draußen musst Du ja bei niemand Eindruck schinden. Außerdem wächst es ja bei Dir nach."

"Nun, Du musst Dir zumindest nur den Bart schneiden lassen" gab ich zurück und spielte damit auf Steffens kahlen Schädel an.

"Das werde ich morgen erledigen" meinte er nur, setzte sich und goss sich einen Schluck Wasser in einen der tönernen Bierkrüge aus dem Küchenschrank ein.

"Und? Wie geht es bei Thomas?" fragte ich hin nach einer Weile in das leise Schnipp-Schnapp von Rebeccas Schere hinein.

"Na ja, wie soll es ihm gehen?" fragte Steffen zurück. "Wir haben uns mit Frank zusammengesetzt und uns überlegt, wie wir sein Wasserrad verbessern können. Thomas war als Konstrukteur beschäftigt und hat da einige gute Ideen. Es kommt ganz darauf an, ob wir geeignetes Material finden und dann mit unseren Mitteln auch zusammenbauen können. Frank ist da recht zuversichtlich, er kann ja ganz gut improvisieren. Und Thomas tut es, denke ich, sicherlich gut wenn er mehr mit einbezogen wird und dadurch beweisen kann, dass er für uns wichtig ist."

Ich blickte Steffen an und wartete darauf dass er weitersprach. Er selbst schien erst nach ein oder zwei Minuten zu bemerken, dass ich noch auf weitere Erklärungen von ihm wartete.

"Ich habe mit ihm gesprochen" meinte er dann. "Was erwartest Du? Ein Wunderheiler bin ich nicht, er schleppt sein Päckchen weiter mit sich herum. Seine Erlebnisse zu verarbeiten und sich dann auch noch seine selbstaufgelegte Schuld zu vergeben - das wird dauern, so etwas ist nicht mit einem netten Gespräch erledigt. Wir werden sehen, wie es mit ihm und Carola weitergeht."

"Vielleicht sollten wir Carola öfter mit Maria zusammenstecken" schlug Rebecca vor, während sie die abgeschnittenen Haare mit der Hand von Peters Schultern wischte und prüfend seinen Hinterkopf betrachtete. Dann zuckte sie mit den Schultern. "Tut mir leid Peter, besser kriege ich es nicht hin."

"Macht nichts" sagte Peter und zwinkerte ihr zu. "Ich werde sehen was ich tun kann wenn ich Dir die Haare schneide."

"Warum Maria und Carola...?" fragte ich nach.

Rebecca nahm den alten Feger und schob die abgeschnittenen Haare vom Boden auf ein rostiges Kehrblech.

"Ok" sagte sie unschlüssig, "es war nur so eine Idee. Carola könnte es vielleicht gut tun, wenn Maria sie mit ihren Erzählungen mal auf andere Gedanken bringt. Und außerdem..." schob sie mit einer hochgezogenen Augenbraue hinterher "geht sie Hennie mit ihrem Geplapper mittlerweile ganz schön auf den Keks. Sie kommt wohl besser mit Sabine zurecht."

"Weißt Du, das ist vielleicht gar kein schlechter Einfall" meinte Steffen nachdenklich. "Ich werde morgen mal versuchen mit Frank darüber zu sprechen."

Er streckte sich und gähnte.

"Aber jetzt gehe ich ins Bett. Morgen müssen wir uns um das Unkraut auf unserem eigenen Feld kümmern."

Peter nickte.

"Ich habe mich auf dem Weg hierher gefragt, wie es wohl sein wird wenn wir hier draußen ankommen. Viel wusste ich nicht vom Landleben, aber mit einem hatte ich Recht: die Arbeit geht uns hier sicher nicht aus."

Kapitel 17

Die folgenden Wochen vergingen wie im Flug, ohne dass ich es bewusst registrierte. Zuviel war jeden Tag zu erledigen, zu tun, zu bauen und zu organisieren. Die ungewohnte Arbeit auf dem Feld, als Wald- oder Bauarbeiter sowie das Leben ohne jeglichen, für uns vormals immer als selbstverständlich angesehenen Komfort wurde für uns zu einer wohlvertrauten Routine. Jeder von uns fand im Lauf der Zeit zu einer Arbeitsteilung, die von den anderen akzeptiert und auch anerkannt wurde und irgendwann begann ich mich zu wundern, wie es jemals hatte anders sein können.

Frank und Hennie hatten einen Junghahn und zwei Hennen aus dem ausgebrüteten Gelege zu uns gebracht und diese lebten nun einem etwas abgegrenzten Teil unseres Stalls, dessen andere Hälfte zu einer Mischung aus Werkstatt, Waschraum und Badezimmer geworden war. Durch den angelegten Kanal genossen wir den Luxus zwar kalten, aber immerhin fließenden Wassers fast direkt vor unserem Haus. Deswegen lehnten wir die Angebote, doch ebenfalls ein Haus unten im Ort bei unseren Freunden zu beziehen, ab - auch wenn wir uns gerne mit den anderen aus der Gemeinschaft regelmäßig trafen, uns gegenseitig bei der Arbeit halfen oder zusammen die Mahlzeiten einnahmen.

Rebecca hatte ihren Lebensmittelpunkt auf dem Weilerhof, besorgte die alltäglichen Kleinigkeiten genauso wie die Kräuterbeete, die sie am Hang vor dem Haus angelegt hatte. Sie ließ sich von Hennie in die Hühnerhaltung einweisen und mauserte sich bereits nach kurzer Zeit zu einer wirklich ausgezeichneten Köchin. Ich musste Peter und Steffen zustimmen, die ihre Vielseitigkeit und ihr Lernvermögen in den höchsten Tönen lobten. Wir alle waren froh, dass wir Rebecca damals in dem Einkaufszentrum getroffen hatten und sie sich uns angeschlossen hatte.

Steffen und ich kümmerten uns um die Holzversorgung und die Arbeit auf dem Feld. Nebenbei war Steffen als Arzt für alle Verletzungen in unserer Gemeinschaft verantwortlich, von denen es jedoch zum Glück nur sehr wenige gab - ein Schnitt oder ein Splitter hier und da, und natürlich die zahlreichen Blasen und Schwielen an unseren Händen, die von der ungewohnten Arbeit herrührten.

Peter wurde zu unserem "Springer", er half überall ein wenig aus und versuchte sich in seiner freien Zeit zusammen mit Thomas an dem Entwurf und der Verbesserung unserer technischen, jedoch immer noch sehr rudimentären Ausrüstung.

Sie gingen auch daran, die leerstehenden Häuser der Ortschaft zu plündern, um brauchbare Einzelteile und Geräte zu finden, mit denen sie dann weiter experimentierten. So gelang es den beiden, unsere Destillen weiter zu verbessern und Thomas schaffte es, den durch das Wasserrad produzierten Strom für eine selbstgebaute Heizplatte zu nutzen, so dass Frank die Herstellung des Trinkwassers für die Dorfgemeinschaft wesentlich steigern und vereinfachen konnte. Mit einer improvisierten Dreschmaschine lief es leider nicht so gut, aber es gelang Thomas immerhin eine automatisierte Holzsäge zu bauen die zwar langsam, aber dafür zuverlässig arbeitete. Die große Anerkennung, die er dafür erfuhr, trug wesentlich dazu bei dass sich seine Laune verbesserte und er sich immer öfter von sich aus in die Gemeinschaft einbrachte. Steffen war darüber sehr zufrieden.

Peter beschäftigte sich derweilen mit einer Möglichkeit, unseren Hof mit besser dem Dorf zu verbinden. Thomas schlug dafür zunächst eine Kommunikationsübermittlung über einen zwischen Häusern gespannten Draht vor, was aber an der Tatsache scheiterte dass kein ausreichend langes Exemplar aufzutreiben war und die kürzeren Abschnitte, welche er mit Peter in Garagen und Kellern fand, für andere Arbeiten dringender benötigt wurden. Die Idee, mit Nachrichten gefüllte Kugeln mittels Druckluft über einen Schlauch nach oben zu unserem Hof oder per Schwerkraft nach unten ins Dorf zu schicken, wurde ebenfalls verworfen. Schließlich entdeckte Peter in den Büchern von Frank und Hennie eine Aufstellung des Morsealphabets und nach eifrigem Lernen waren Frank, Thomas und Peter in der Lage, sich nach Einbruch der Dunkelheit Nachrichten mit ihren Lampen zuzuschicken. Wir benutzten dazu unsere kleine Taschenlampe mit der Handkurbel, Frank hatte seine mit dem Wasserrad aufladbaren Akkulampen. Thomas bastelte sich eine kleine Holzlaterne mit drehbaren Klappen, um den Lichtstrahl nicht mit einem Tuch abdecken zu müssen. Am Tag war diese Methode natürlich unbrauchbar, aber wir behelfen uns zu diesen Zeiten akustisch, indem wir die Morsezeichen durch Anschlagen von Töpfen oder Eimern nach oben oder unten schickten. Nach einer ziemlich intensiven Startphase beschränkte sich diese Art der Kommunikation jedoch schnell auf Hinweise oder die Vereinbarung, sich zu treffen - es war doch wesentlich einfacher die Dinge persönlich zu besprechen. Meistens sahen wir uns ohnehin jeden Tag, wenn der eine dem anderen bei seiner Arbeit half, und der Weg zwischen dem Weiler und dem Dorf war über die stark ramponierte, aber immer noch nutzbare Straße auch in wenigen Minuten zu Fuß zu bewältigen. Das Projekt war somit mehr ein Kind unserer

Bequemlichkeit bei schlechtem Wetter - und auch ein wenig ein Beweis unserer beiden Technikexperten, dass sie in der Lage waren, auch unter widrigen Umständen Probleme lösen zu können.

Als es allmählich auf das Ende des Sommers zuing und die Tage merklich kürzer wurden, begann für uns die zusätzliche Arbeit der Ernte. Unser Acker war zwar deutlich kleiner als die von Frank angelegten Felder im Tal, aber wir brauchten allein zwei ganze Tage, nur um die von uns gesetzten Kartoffeln aus dem Boden zu holen. Danach waren wir fast eine ganze Woche zusammen mit Frank und Hennie beschäftigt, um das Getreide mit der Sense zu mähen und anschließend, zu dicken Bündeln verschnürt, zu ihrem Haus zu tragen und dort in die Scheune zu legen. Die Körner schlugen wir mit Steinen gefüllten Beuteln und Säcken aus den auf dem Boden ausgebreiteten Ähren aus und fegten sie dann zusammen, um sie aufzusammeln und in Säcke zu füllen. Danach stand die Apfelernte an, und Franks Bäume hatten viele Früchte getragen. Ein Teil der Äpfel wurde zu Mus eingekocht und in Einweckgläser gefüllt, die anderen wurden zum Trocknen in Kisten in die Scheune gelegt. Hennie und Rebecca belohnten unsere Mühen am Schluss noch mit zwei selbst gebackenen Apfelkuchen.

"Das war ein sehr gutes Jahr" sagte Frank zu uns als wir, mit einem Großteil der Erntearbeit fertig, Abends zusammen am Fluss in der Nähe des Wasserrades saßen. "Ich danke Euch für Eure Mithilfe, ich hätte es mit Hennie nicht so schnell geschafft."

"Warum eigentlich diese Eile in den letzten Tagen?" fragte ich matt, denn wir hatten geschuftet wie die Berserker und ich war, auch wenn ich es nicht vor allen zeigen wollte, mit meinen Kräften ziemlich am Ende.

"Das waren jetzt die letzten schönen Tage" erwiderte Frank und warf einen prüfenden Blick in den von der untergehenden Sonne bereits leicht rötlich gefärbten Himmel. "Es ist die ganze Woche über schon kühler geworden, hier draußen wird der Herbst jetzt schnell heranziehen und uns jede Menge Kälte und Regenschauer bringen. Wir müssen sicherlich schon den Anfang vom Oktober erreicht haben."

"Wieso führt Ihr keinen Kalender?" wunderte sich Steffen. "Das würde Euch die Planung für die Aussaat und Ernte doch sicherlich erleichtern."

Frank zuckte ein wenig gleichgültig mit den Schultern.

"Das hat sich irgendwie so ergeben" gab er zur Antwort. "Am Anfang haben wir es auf diese Weise gemacht, aber dann kam es sowieso immer anders - das Wetter hat nicht mitgespielt, irgend etwas ist kaputt gegangen und musste repariert werden... im dritten Jahr haben wir uns dann schließlich gesagt, dass wir uns lieber auf unser Gefühl verlassen

und genau die Natur beobachten um herauszufinden, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist, dies oder jenes zu tun."

Er deutete auf die Vögel über uns am Himmel, die auf der Jagd nach Insekten hin und her schossen und sich dabei schier zu überschlagen schienen.

"Die da oben führen auch keinen Kalender" sagte er, "und doch wissen sie genau, wann der Winter kommt. Schon bald werden viele von ihnen aufbrechen und in wärmere Gebiete ziehen, um dann im Frühling wieder hierher zurückzukehren. Keiner sagt ihnen, ob und wann es soweit ist. Sie wissen es irgendwie. Tja, und so machen wir es auch."

"Das ist ja schon fast philosophisch" bemerkte Peter mit einem Grinsen.

"Vielleicht" gab Hennie zurück. "Aber wir haben uns einfach gesagt, dass wir lieber die Tage leben wollen, anstatt sie zu zählen. Als wir noch unsere Berufe in der Stadt hatten, sind wir von Termin zu Termin gehetzt oder haben uns ständig wegen irgend etwas Sorgen gemacht. Das haben wir hier draußen mittlerweile verlernt.

Der erste Winter war für mich schrecklich, ich hatte ständig Angst, dass unsere Vorräte nicht reichen würden, dass wir krank werden und am Ende dann ohne Hilfe festsitzen könnten. Mittlerweile habe ich aber gesehen, dass man auch mit wenig Essen nicht sofort verhungert und auch, dass man Krankheiten oder Verletzungen oft selber heilen kann."

Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen einen kleinen Findling, der die in der Sonne des verstrichenen Tages gespeicherte Wärme immer noch spürbar ausstrahlte, und seufzte wohligh, als sie in den Himmel blickte.

"Und wenn ich mir diesen Sonnenuntergang ansehe..." sagte sie, "dann weiß ich: all die ganze Mühe hier draußen ist es wert."

Keiner von uns wusste darauf noch etwas zu sagen, wir nickten nur und blickten wir sie auf den Horizont zwischen den Hügeln, wo sich die untergehende Sonne bereits halb hinter den Bäumen versteckt hatte. Es war ein wundervoller Anblick und er füllte mein Herz am Ende dieses Tages, lies mich den Schweiß und die Anstrengung der Arbeit wieder ein Stück weit vergessen.

Schließlich erhob sich Steffen ein wenig ungelentk und stand auf.

"Wir müssen jetzt los" sagte er, fast ein wenig bedauernd, mit einem Blick in die Runde. "Sonst ist es schon dunkel, ehe wir oben auf dem Weiler sind."

"Kümmert Euch die nächsten Tage um genügend Feuerholz für den Winter" riet uns Frank zum Abschied, den Arm um Hennie gelegt. "Und dichtet Euer Haus und das Dach ab, wenn ihr irgendwie könnt. Wenn es

erst wie aus Eimern schüttet habt ihr nämlich dazu keine Gelegenheit mehr. Und wenn Ihr dazu Hilfe braucht, sagt bitte Bescheid, dann helfe ich Euch."

Frank und Thomas kamen am folgenden Tag zu uns auf den Hof. Auch der kleine Sebastian war dabei, weil zum ersten Mal seit ihrem Eintreffen Carola zusammen mit Maria einen gemeinsamen Ausflug unternahm.

"Das dient jetzt natürlich auch einem größeren Zweck" scherzte Frank, "die beiden wandern nach hinüber Bachfeld, das sind gut sechs oder sieben Kilometer von hier, und schauen nach, wie dort die Lage ist."

"Lebt dort auch noch jemand, so wie ihr hier?" fragte ich sofort nach.

Frank schüttelte den Kopf.

"Nicht das ich wüsste" gab er zur Antwort. "Aber angesichts der Lage in der Stadt könnte das natürlich der Fall sein. Hennie und ich sind vor zwei Jahren die Dörfer in der näheren Umgebung abgelaufen, auf der Suche nach verwertbaren Bauteilen. Vielleicht entdecken Maria und Carola ja auch etwas, das uns hier weiterhelfen kann."

Thomas war bereits damit beschäftigt, den Zustand unseres Hofes in Augenschein zu nehmen und fand sofort einige Punkte, die seiner Ansicht nach einer dringenden Verbesserung bedurften. Er begann mit Peter damit, den von uns gezogenen Wasserkanal vom Bach zum Haus etwas zu verlegen um zu verhindern, dass bei einem Anschwellen durch die Schneeschmelze im Frühjahr unser Hof und womöglich noch das Haus selbst geflutet werden könnte. Sebastian versuchte ihnen dabei zu helfen indem er die Werkzeuge vom einen zum anderen trug oder dazwischen kleine Gruben aus dem Boden mit der Handschaufel austach.

Frank und Steffen bestiegen inzwischen zusammen den Dachboden und versuchten dort oben, mit einigen aus der eingestürzten Scheune geborgenen Holzbrettern die Löcher in der Schindelung notdürftig zu verschließen. Anschließend besah sich Frank noch den Schornstein.

"Wie wollt Ihr im Winter das Haus heizen?" fragte er Steffen.

"In der Wohnstube unten im Erdgeschoss ist noch der alte Kaminofen eingebaut" antwortete Steffen unschlüssig. "Da die restlichen Zimmer nach einem der vielen Umbauten über ein Zentralsystem beheizt wurden dürfte das der einzige Weg sein, Wärme im Haus zu erzeugen. In der Küche ist die Rückseite des Kamins verkachelt worden, so dass die Funktionsräume wohl auf alle Fälle ausreichend warm werden dürften. Wir werden dann, denke ich mal, zusammen im Wohnzimmer schlafen.

Auf den Kacheln des Kaminsims werden wir vielleicht dann auch Wasser erwärmen können."

Frank rieb sich nachdenklich das Kinn. "Weißt Du zufällig noch, wann der Kamin hier im Haus zum letzten Mal benutzt worden ist? fragte er.

Steffen zuckte unschlüssig mit den Schultern.

"Das sind mindestens zwanzig Jahre" antwortete er schließlich. "Mein Vater hat den Kamin geliebt und ihn sicherlich auch immer wieder angezündet, solange er noch hier gelebt hat. Nach seinem Tod haben wir meine Mutter in die Stadt geholt, seitdem hat hier niemand gewohnt."

"Wir sollten auf alle Fälle versuchen den Abzug zu reinigen, ehe Ihr den Kamin zum ersten Mal anfeuert" schlug Frank vor. "Denn wenn seit gut zwanzig Jahren kein Kaminkehrer mehr hier war, sollten wir lieber auf Nummer Sicher gehen."

"Ohne Feuerquelle können sich doch nicht viele Rückstände abgelagert haben" meinte Steffen, warf Frank aber einen fragenden Blick zu.

"Vielleicht keine Rußrückstände - doch die müssten auf alle Fälle auch entfernt werden, sonst habt Ihr am noch Ende einen Kaminbrand und Euer Hof brennt Euch bis auf die Grundmauern nieder" sagte Frank ernst. "Aber in der Zwischenzeit haben sich vielleicht auch Vögel oder andere Tiere im Querschnitt eingenistet. Wenn der Rauch nicht abziehen kann, staut er sich bis nach unten in den Raum und ihr könntet durch eine Kohlenmonoxidvergiftung im Schlaf sterben, ohne dass Ihr davon noch rechtzeitig etwas mitbekommt."

"Aber wie sollen wir den Kamin kehren?" fragte ich nach.

"Ich habe mir für unser Haus unten einen Kehrer gebaut" sagte Frank, "aber der wird für Euren Kamin hier bestimmt zu kurz sein. Vermutlich habt Ihr auch einen ganz anderen Querschnitt. Gibt es im Dachgeschoss eine Revisionsklappe des Kamins? Sonst müssen wir bis auf das Dach klettern und von oben an den Schornstein heran."

Wir inspizierten das Mauerwerk des Kamins und fanden eine verrostete Abdeckung, die wir jedoch nicht öffnen konnten. Schließlich kletterte Frank, von uns mit einem um den Bauch gebundenem Seil notdürftig gesichert, aus einem der beiden Dachgeschossfenster hinaus. Ich hörte ihn über uns vorsichtig den First entlang klettern, bis er zum Schornstein gelangte. Auf dem Rückweg zum Fenster brach er zweimal durch die morschen Holzschindeln ein.

"Es könnte mit meinem Feger vielleicht klappen" meinte Frank dann, während er sich aus der linken Handfläche einen Holzsplitter herauszog. "Wenn wir das Seil verlängern, kommen wir vielleicht auch bis ganz nach unten."

"Wir finden da sicher etwas" sagte Steffen zu ihm. "Aus was hast Du Deinen Kaminfeger gebaut?"

"Ich habe mehrere alte Besenköpfe miteinander vernagelt" erklärte ihm Frank, "und unten ein paar alte Metallteile als Gewicht angebracht, damit der Feger nach unten abgelassen werden kann. Wir ziehen ihn ein paar Mal hoch und runter, dann sollten hoffentlich die meisten Rückstände von den Wänden entfernt worden sein. Die müsst Ihr dann noch unten aus dem Aschefang des Ofens heraus schippen.

Deckt am besten die Kaminöffnung mit einer alten Decke ab, wenn wir morgen anfangen zu kehren" mahnte er und hob die Hand um seine Worte zu unterstreichen. "Sonst habt Ihr jede Menge Dreck und Ruß im Wohnraum und könnt eine halbe Ewigkeit putzen, bis Ihr den feinen schwarzen Staub wieder losgeworden seid."

Steffen nickte ihm dankend zu. "Machen wir."

Frank legte derweil schon wieder den Kopf in den Nacken und blickte nach oben zu den von ihm durchgetretenen Holzschindeln auf.

"Und jetzt müssen wir noch einmal an die Arbeit gehen" sagte er. "Euer Dach ist in gar keinem guten Zustand - nächstes Frühjahr müssen wir hier einiges in Ordnung bringen."

Der nächste Tag brachte ein paar weitere kaputte Dachschildeln, aber der Kamin war schließlich sauber und für den Winter einsatzbereit. Ich kletterte dieses Mal zusammen mit Frank auf das Dach, was bei der Höhe des Gebäudes in Verbindung mit der erhöhten Lage auf unserem Hügel ein besonderes Erlebnis war. Mehr als einmal musste ich schwer schlucken und meine Angst, vom schmalen First abrutschen und zehn oder zwölf Meter hinunter in den Hof zu stürzen, bezwingen. Es dauerte eine Weile bis ich genug Selbstvertrauen gewonnen hatte um es bis zum Kaminkopf zu schaffen und mich von Frank in die Reinigung einweisen zu lassen. Es war erstaunlich, wie viel Schmutz sich in dem gemauerten Querschnitt abgesetzt hatte. Am Ende sahen wir beide aus wie halbe Schornsteinfeger und mussten uns mühsam von dem Ruß des Kamins befreien.

"Den Kamin von Thomas und Carola haben wir gestern Abend noch sauber gemacht" erzählte uns Frank, während unsere ausgewaschenen Hemden in den letzten noch halbwegs warmen Sonnenstrahlen auf der Leine trockneten. "Und gleich noch zwei Bäume gefällt, die sich ziemlich nahe an dem Gebäude breit gemacht hatten. Es kann im Herbst und im Winter hier den ein oder anderen Sturm geben und weiter unten im Ort

sind da schon ein paar wild gewachsene Bäume umgestürzt und haben dabei die danebenstehenden Gebäude stark beschädigt."

"Dann habt Ihr ja schon wieder Feuerholz" merkte ich an und sah Frank nicken.

"Im nächsten Jahr, wenn es abgelagert ist" korrigierte er. "Wir haben es zugeschnitten und gespalten und dann an der Nordwand von Thomas Haus aufgeschichtet, damit sie es regelmäßig kontrollieren und dann bei Bedarf gleich verwenden können.

Maria und Sabine haben allerdings in ihrem Haus nur eine einfache Zentralheizung ohne eine Ofenheizung - ich habe den beiden deshalb gesagt dass sie sich entscheiden sollen, ob sie im Winter bei uns oder bei Thomas wohnen möchten."

"Ich schätze mal, sie gehen zu Thomas und Carola" sagte Rebecca, als sie uns etwas zu Trinken brachte.

Frank nahm sich eine Flasche und nickte. "Gut möglich, die beiden verstehen sich prächtig. Übrigens, als sie gestern wieder aus Bachfeld zurückgekommen sind, haben sie uns etwas mitgebracht."

Er griff in seinen abgestellten Rucksack hinein und drückte uns einen kleinen Stapel Maiskolben in die Hand.

"Euer Anteil" grinste Frank, als er unsere überraschten Gesichter sah. "Es muss wohl größere Felder in Bachfeld gegeben haben, aber die sind natürlich total verwildert. Hier und da ist aber noch Saat aufgegangen, und wenn Ihr nicht alles über dem Feuer röstet könnt Ihr versuchen, mit einigen Körnern im nächsten Jahr selber Mais anzubauen. Wir probieren es unten im Ort auch aus - wobei ich glaube, dass Euer Boden hier oben dafür besser geeignet ist."

"Haben sie sonst noch etwas entdeckt?" fragte Steffen während er die Kolben kurz durchzählte und sofort ein paar davon zur Seite legte.

"Nichts besonderes" antwortete ihm Frank. "Sie haben dort niemanden angetroffen. Die Häuser sind verlassen, die Felder verwaist. Vielleicht werde ich nächste Woche noch einmal hingehen und die Garagen auf brauchbare Geräte oder Werkzeuge durchstöbern."

"Ich gehe mit" bot ich Frank an, der jedoch ein wenig misstrauisch den Blick zum Himmel richtete.

"Es ist nicht so dringend" meinte er, "und wir sollten erst einmal warten, wie sich das Wetter entwickelt. Die einfache Strecke kostet uns bestimmt ein bis zwei Stunden, und da möchte ich nicht unbedingt von einem Unwetter überrascht werden."

"Hier gibt es auch noch jede Menge zu tun" meinte Steffen. "Ich gehe morgen auf alle Fälle noch Holz schlagen. Was halbwegs trocken ist,

haben wir unter die Veranda gestaut und das restliche Holz neben den Hühnern in den Stall gebracht. Vielleicht können wir es auch schon im Winter verwenden."

"Ja, sorgt auf alle Fälle vor" warnte uns Frank, während er mit den Fingern den Feuchtegrad seines Hemds überprüfte. "In der Stadt gibt es soviel Abwärme, dass der Schnee nicht liegenbleibt, aber hier draußen kann es früh und heftig schneien. In zwei bis drei Monaten kommt Ihr vielleicht nicht mal mehr zu uns nach unten in den Ort, ohne dass Ihr vorher mit Schaufeln einen Weg frei geschippt habt."

Er bemerkte mein besorgtes Gesicht.

"Keine Angst" fügte er beruhigend hinzu, "das hatten wir in den letzten fünf Jahren einmal, und auch nur für zwei oder drei Tage."

"Trotzdem ist es gut, dass wir uns jetzt auch über die Ferne kontaktieren können" meinte Steffen. "Wenn irgend etwas mit einem von Euch sein sollte, werde ich auf alle Fälle nach Euch sehen können."

Wir kamen nicht mehr dazu, unsere Wanderung nach Bachfeld zu unternehmen. Als hätte Frank es geahnt, trübte sich das Wetter in den kommenden Tagen immer weiter ein. Morgens hing der Nebel bereits bleischwer über den Feldern und Wiesen, und die Sonne drang nur wie durch einen dichten Dunstschleier zu uns ins Haus. Binnen einer Woche fiel die Temperatur spürbar ab, so dass wir uns beeilten zusätzliches Holz zu schlagen, zu spalten und in jedem noch zur Verfügung stehenden Winkel des Stalls zu stapeln. Angesichts dieser Arbeit fielen wir Abends mit schweren Knochen ins Bett und schliefen bis zum nächsten Morgen durch, ohne dazwischen aufzuwachen.

Die Tage wurden jetzt immer kürzer. Durch die vielen Nadelbäume, die uns hier umgaben, fiel es kaum auf wie die wenigen Laubgewächse nun Schritt für Schritt ihre Blätter färbten und abwarfen. Morgens glitzerte der Raureif auf den Wiesen, der Wind frischte auf und ließ das bunte Laub wie wild durch die Luft wirbeln. Regengüsse wechselten sich mit starken Windböen ab, so dass wir keinen Fuß mehr vor die Tür setzten, außer um Wasser aus dem Bottich im Hof zu schöpfen und nach drinnen zu tragen. Manchmal stellten wir den Eimer danach gleich wieder vor die Tür, damit sich darin das Regenwasser sammeln konnte.

Weil es langsam immer kälter wurde, richteten wir nun auch eine kleine Feuerstelle im Stall ein und begannen, das Haus mit dem Kaminofen anzuheizen. Auf Franks Rat ließen wir die Tür zum Treppenhaus immer einen Spalt weit offen, damit die Wärme auch nach oben in die allerdings nun nicht mehr bewohnten Räume ziehen konnte. Hierbei ging es nicht

so sehr darum, alle Zimmer zu erwärmen, sondern vielmehr um einen Luftaustausch sicherzustellen. Über die kaputten Fenster in den beiden oberen Geschossen konnte die verbrauchte Luft nun abziehen, während durch die bei unserer Ankunft eingeschlagene und nur mit ein paar Holzbrettern verschlossene Scheibe der Haustür kühle, sauerstoffreiche Luft nachströmen konnte.

Die einzigen durchgehend warmen Räume waren jetzt nur noch unser Wohnzimmer und natürlich die Küche, die zu unserem hauptsächlichen Aufenthaltsraum wurde. Die Wohnzimmermöbel wurden zur Seite gerückt und auf dem Teppichboden Matratzen und Decken aus den von uns bisher bewohnten Schlafräumen gelegt. Es war fast wieder so wie damals, als wir auf unserer Flucht durch den U-Bahn-Tunnel oder im Tagungsraum des Landwirtschaftszentrums zusammen kampierten - mir schien es, als wären diese Ereignisse schon Jahre her, obwohl sie erst wenige Monate hinter uns lagen.

Bald blieb es morgens so dunkel, dass wir beim Aufwachen noch kein Anzeichen des Morgengrauens entdecken konnten. Das einzige Licht stammte dann von der glühenden Asche des Feuers im Kaminofen. Steffen, Peter und ich wechselten uns damit ab, es am laufen zu halten, und so schliefen wir immer ein wenig länger. Da es Abends jedoch auch immer früher Dunkel wurde änderte sich nun unser Tagesrhythmus - wir gingen früher ins Bett und wachten dafür Nachts auf, nur um ein wenig später wieder einzuschlafen.

"So wie uns ging es vor ein paar hundert Jahren allen Menschen" sagte Steffen. "Vor allem auf dem Land, wo man sich mit seiner Arbeit immer am Sonnenstand orientierte."

"Nur hatte man damals Kerzen" ergänzte Peter. "Die Leute sind dann Nachts aufgestanden, um ihr Tagebuch zu führen oder irgendeine Arbeit im Haus zu erledigen. Das bisschen Licht aus unserem Kamin reicht aber dafür nicht aus."

"Wir könnten uns überlegen, wie wir selber Kerzen herstellen könnten" begann Steffen laut zu überlegen. "Die Dochte könnten wir vielleicht aus getrockneten Rindenstreifen anfertigen, für den Rest müssten wir an Bienenwachs kommen..."

"Ach, lass es gut sein" meinte ich müde, während ich den flackernden Schein der tanzenden Flammen im Kaminofen betrachtete. "Ich werde sicherlich keinen wilden Bienenstock ausheben. Sieh Dir nur an wie oft Frank gestochen wird, wenn er aus den Körben unten bei sich am Haus Honig holt!"

"Nutzen wir lieber die Zeit, uns Kleidung für den Winter zusammen zu suchen" ergänzte Rebecca, die sich wie immer ihren Schlafplatz neben mir ausgesucht hatte. "Bis jetzt ist es ja nur kühl und ungemütlich, aber wenn erst Schnee liegt brauchen wir wärmere Sachen."

"Tja, es ist nicht viel da" meinte Steffen nachdenklich. "Was davon auf dem Dachboden lag haben wir geborgen und der Rest ist vom Regen durchweicht worden und vermodert. Wir müssen morgen noch einmal die Schränke in den oberen Stockwerken kontrollieren. Und wenn es gar nicht anders geht, müssen wir halt drei oder vier Hemden übereinander anziehen."

"Wie in der guten alten Zeit" bemerkte Peter trocken.

"Tja, so war es damals" antwortete Steffen. "Es könnte aber schlimmer sein - stellt Euch vor, wie es damals in der Steinzeit gewesen ist. Da war ein Feuer wie unseres das Höchste, was man sich vorstellen konnte. Ungegerbtes Tierfell als Kleidung oder Decken, dazu noch ein offener und zugiger Höhleneingang... so gesehen geht es uns doch ziemlich gut, oder nicht?"

Wir führten keinen Kalender... wie hätten wir das auch tun sollen? Während unserer Flucht und durch die hektische Zeit danach, als wir uns hier auf dem Weiler eingerichtet hatten, hatte keiner daran auch nur einen Gedanken verschwendet. Frank und Hennie lebten ebenfalls nur nach der Witterung, ohne den Jahreslauf in Monate zu unterteilen. Dennoch hatte ich das Gefühl dass es vermutlich mindestens auf das Ende des Novembers zuing, als wir eines Morgens bei Sonnenaufgang ein klares, reines Weiß auf den Hängen der Hügel und den Bäumen der Wälder glitzern sahen. Dies war kein Raureif mehr, der eher matt und trübe glänzte, sondern reiner Schnee, der sogar einen leicht bläulichen Stich zu zeigen schien. Zunächst nur wenige Millimeter hoch, fing er an sich mit jedem Tag, der uns neue Schneeschauer brachte, immer weiter nach oben zu türmen. Und schließlich fielen die Flocken immer dichter und dichter herab.

Nach zwei Wochen benutzten wir erstmals die Schaufel, um uns einen schneefreien Weg von der Stalltür bis zum Wasserbottich auf dem Hof zu bahnen - um dann festzustellen, dass uns das Wasser darin gefroren war. Mit einem Pickel zertrümmerten wir die Eisbrocken und trugen sie zum Auftauen in den Stall und in die Küche. Da nun kein neues Wasser aus dem Bach nachfließen konnte verwendeten wir nach einigen Tagen dann Schnee, um Brauch- und Trinkwasser zu bekommen.

Es wurde jetzt wirklich kalt und es schien sogar noch immer kälter zu werden. Trotz des kleinen Feuers im Stall kostete es Überwindung, dort auf die Toilette zu gehen und wir wuschen uns mittlerweile abwechselnd in der noch halbwegs warmen Küche. Den Kaminofen mussten wir nun durchgehend brennen lassen, was uns nach ein paar Wochen einige Sorgen bereitete, da unser Holzvorrat merklich zu schrumpfen begann. Zum Glück schien wenigstens das frisch geschlagene Holz durch unsere kleine Feuerstelle im Stall schneller zu trocknen so dass wir es, selbst wenn der Vorrat unter der Veranda zur Neige ging, noch als zusätzliches Brennmaterial verwenden könnten.

Was unsere anderen Vorräte betraf, so litten wir zum Glück keinen Mangel. Unsere Ernährung wurde zwar ein wenig eintönig, aber keiner von uns brauchte zu hungern und eine Rationierung der Portionen war kein Thema. Da sich keine großen Schneeberge auftürmten konnten wir nach wie vor unsere Freunde im Ort besuchen, auch wenn der Weg dahin mühsam war und fast die doppelte Zeit beanspruchte.

Endlich ließen die Schneefälle nach und die Wintersonne ließ die weiße Pracht vor unserem Haus immer häufiger blendend hell erstrahlen. Frank kam auf dem Weg zu seinen Kaninchenfallen am Waldrand hin und wieder bei uns vorbei und brachte uns auch ein wenig von seinen Fängen mit. Steffen hatte kein Problem damit, die zerteilten Hälften abzuhäuten und zuzubereiten, aber Rebecca verzog sich beim Anblick der Kadaver stets schauernd ins Wohnzimmer, bis das Fleisch in einem kochfertigen Zustand war.

Schließlich spürten wir, wie die Sonnenstrahlen mehr und mehr Wärme zu uns brachten. Der Schnee begann zu schmelzen und verwandelte sich allmählich zu einem gräulichen Matsch, der nach und nach wieder den Blick auf das darunter verborgene Grün der Wiesen freigab. Unser kleiner Bach begann anzuschwellen, wie ich es mir nicht hätte vorstellen können - der Bottich im Hof begann sich zu füllen und überzulaufen, bis sich ein breites Rinnsal über den Hof hinunter zum Wiesenhang ergoss. Thomas hatte Recht gehabt - diese Mengen hätten unseren kleinen Stall in kurzer Zeit überflutet und den Hühnern das Schwimmen beigebracht.

Als der Schnee fast vollständig verschwunden war hörten wir bereits wieder am Morgen die Vögel in den Bäumen singen. Der Frühling stand vor der Tür und wir alle freuten uns darauf, was uns das neue Jahr hier wohl bringen würde.

Alles schien still und friedlich zu sein. Der Schrecken, die Erlebnisse unserer Flucht aus der Stadt schienen vergessen.

Bis eines Tages die Soldaten zu uns kamen.

Kapitel 18

Es hatte in Strömen zu regnen begonnen und der Wind peitschte das Wasser in Böen durch das ganze Tal. Wir konnten durch die dichten Regenschleier vor den Fenstern kaum hinunter zum Ort sehen. Es war, als ob vor dem Haus die Welt in einer neuen Sintflut versinken würde. Der Sturm hielt an und mit jedem Tag sank unsere Laune, die sich nach dem für uns ungewohnt kalten Winter hier draußen mit den ersten warmen Sonnenstrahlen wieder deutlich gebessert hatte.

Das Donnern, welches wir an dem vierten Morgen des Sturms hörten, klang für uns zunächst wie der Vorbote eines weiteren, schlimmeren Gewitters. Doch die Geräusche änderte sich, je näher sie uns kamen, es gab nicht den üblichen Nachhall in der Luft und nirgends war das helle Zucken eines Blitzes am Himmel zu erkennen. Als wir schließlich dieses fast unmerkliche Vibrieren im Boden spürten, ahnten wir mehr als dass wir es uns selbst eingestehen wollten, wodurch diese dumpf donnernden Geräusche hervorgerufen wurde. Es mussten Granaten sein, große Geschosse, die irgendwo nicht allzu weit von hier im Boden aufschlugen. In einer relativ geringen Entfernung von uns wurde geschossen.

Keinen von uns ließ diese Erkenntnis kalt. Ich sah die Furcht, die ich in mir verspürte, in den Gesichtern meiner Freunde aufblitzen. Steffen spähte aus allen Fenstern unseres Hauses um einen Hinweis auf die genaue Lage des Kampfgeschehens zu erhalten, konnte aber nichts entdecken. Peter schnappte sich die kleine Taschenlampe und begann, in Richtung des Ortes Morsesignale zu schicken. Ich stellte mich dicht neben ihn, blickte auf das im trüben, regenverschleierte Morgengrauen dämmernde Tal hinab und zweifelte mit jedem Moment, in dem Peters Signale unbeantwortet blieben, dass man das schwache Licht unserer kleinen Lampe überhaupt sehen konnte. Ob in dieser Situation einer unserer Freunde dort unten überhaupt auf die Idee kommen würde, gerade jetzt aus dem Fenster zu unserem Hof zu blicken?

Endlich brach das kurze helle Zucken einer kleinen Lichtquelle durch die Regenschwaden. Peter griff sofort nach dem Stift und dem Zettel, den er immer auf der Fensterbank liegen hatte und begann damit, die kurzen und langen Signale der Nachricht zu notieren. Die Mine des Bleistiftstummels kratzte leise über das vergilbte, linierte Papier. Meine Kenntnisse im Morsecode ließen mehr als nur zu Wünschen übrig, dennoch versuchte auch ich die einzelnen Buchstaben zu entziffern und im Kopf die Worte der Nachricht zusammenzusetzen.

W-I-R-S-I-N-D-O-K---
G-E-H-T-I-N-D-E-C-K-U-N-G---
F-E-U-E-R-A-U-S---
E-S-W-I-R-D-G-E-S-C-H-O-S-S-E-N---
W-I-S-S-E-N-N-I-C-H-T-W-O

Peter, der wesentlich geübter im Morsen war als ich, hatte den Text bereits simultan beim Aufschreiben übersetzt und stieß nun ein scharfes Zischen aus, ob es aus Anspannung oder aus Erleichterung war konnte ich nicht sagen. Kaum war er mit dem letzten Wort fertig griff er wieder zur Lampe und schickte ein kurzes

D-A-N-K-E---
P-A-S-S-T-A-U-F-E-U-C-H-A-U-F

hinterher ehe er aufsprang, seine Lampe schnappte und so schnell er konnte die Treppe nach unten rannte.

"Löscht die Feuer!" hörte ich ihn unten rufen, noch ehe ich den oberen Absatz der Treppe erreicht hatte.

Als ich unten angekommen war vernahm ich schon das Zischen von Wasser auf Glut, das aus dem Wohnraum drang. Ich stieß die Tür zum Stall auf und ignorierte dabei den Protestruf Rebeccas, die gerade auf dem Donnerbalken hockte. Stattdessen schnappte ich mir den kleinen Wassereimer in der Ecke und goss den Inhalt ins Feuer, das wir im Stall unter dem Waschtrog angezündet hatten. Erst dann setzte ich den Eimer ab, drehte mich mit einer entschuldigenden Miene zu Rebecca um, legte den Zeigefinger auf die Lippen und schob mich zurück in den Gang, um leise die Tür hinter mir zu schließen. Von unten kam mir Steffen aus dem Keller entgegen.

"Sind alle Feuer gelöscht?" fragte er mich leise.
Ich nickte.

"Gut" murmelte er, "die Destille habe ich auch stillgelegt."

Sein Gesicht war mehr als nur sorgenvoll als er sich an mir vorbei in die Küche schob und von dort einen Blick nach unten in den Dunst des Tals warf. Peter trat stumm neben ihn. Ich versuchte es an einem anderen Fenster, jedoch ohne etwas entdecken zu können. Das Donnern war in unregelmäßigen Abständen zu vernehmen, die Einschläge als Vibration im Holzboden zu spüren. In unserer Anspannung zuckten wir alle unwillkürlich zusammen als sich die Küchentür öffnete und Rebecca zu uns in die Küche kam. Düster blickte sie einen nach dem anderen von uns an ehe sie sich auf die Eckbank kauerte, die Knie bis zum Kinn hochzog und beide Arme eng um ihre Beine schlang.

Die nächsten Minuten wagte keiner von uns ein Wort zu sagen. Wie Mäuse, die auf eine Katze warten, standen oder saßen wir regungslos an unseren Plätzen. Wie schon auf unserer Flucht schien die Zeit sich in eine eigene, variable Größe zu verwandeln und stillzustehen. Es hätte mich nicht überrascht, wenn selbst der Regen in der Luft zum Stillstand gekommen wäre.

Je länger wir warteten, desto größer schienen die Abstände zwischen den einzelnen Einschlägen zu werden. Dieses ferne und gleichzeitig für meine Begriffe dennoch viel zu nahe Bombardement schien langsam zu verebben. Schließlich gab es noch zwei oder drei einzelne Detonationen, die zu hören waren, dann war alles ruhig. Nichts unterbrach mehr die Stille und nur das Prasseln des Regens an den Fenstern war zu hören, gepaart mit dem Heulen des Sturms vor dem Haus.

Ich spürte meine durch das starre Innehalten verkrampften Muskeln und schüttelte vorsichtig meine Beine ein wenig aus. Immer noch wortlos warfen wir uns gegenseitig lange, prüfende Blicke zu, bevor wir uns allmählich in Bewegung setzten und uns am Tisch auf unseren Plätzen niederließen. Rebecca hob langsam ihren Kopf. Der Ausdruck in ihrem Gesicht war eine seltsame Mischung aus offener Furcht und wilder Entschlossenheit.

"Ich hätte nicht gedacht, dass sie uns bis hierher folgen würden" sagte sie leise, aber durchdringend, während sie langsam ihre Beine unter den Esstisch schob.

"Wir wissen nicht, wo und wer da geschossen hat" sagte Steffen mit ein wenig belegter Stimme.

"Das war sicher schweres Artilleriefeuer wenn wir es spüren konnten, ohne die Einschläge zu sehen" warf Peter ein. "Ich habe mir meine Augen aus dem Schädel geguckt - nichts, nicht einmal Qualm über den Baumwipfeln. Also muss sich das alles ziemlich weit von uns entfernt abgespielt haben."

Steffen blickte düster vor sich hin, ging aber nicht weiter auf Peters Worte ein. Er faltete die Hände vor dem Gesicht, stützte das Kinn auf die ausgestreckten Daumen und schien intensiv nachzudenken. Vermutlich kreisten seine Gedanken um die gleiche Frage, die auch mich in diesem Moment am meisten beschäftigte. Wie weit war dieses "ziemlich weit" wohl tatsächlich von uns entfernt?

Peter warf irgendwann den Blick auf seine Armbanduhr am rechten Handgelenk und erhob sich schließlich wieder.

"Eine halbe Stunde ist vorbei" sagte er, "und alles ist ruhig geblieben."

Mit diesen Worten ging er zum Fenster, griff sich die Taschenlampe und begann, wieder zu Frank und Hennie ins Tal zu morsen. Wir drei blieben am Tisch sitzen, während draußen sich die Morgendämmerung mühevoll einen Weg durch die Regengüsse bahnte und den mit Wolken überzogenen Himmel in ein etwas helleres Grau tauchte.

Die Zeit verstrich, unterbrochen nur durch das Rauschen des Regens, das Klicken von Peters Taschenlampe und hin und wieder das Schaben der Stiftmine auf dem Papier des Notizblocks. Es wäre schon längst Zeit zum Frühstück gewesen, aber keiner von uns dachte an Essen. Der Appetit war uns allen gründlich vergangen.

"Frank kann auch nichts sagen" unterbrachen Peters Worte schließlich unser Schweigen. Er legte den Stift auf den Block und stemmte sich vom Fensterbrett hoch. Steffen drehte sich fragend zu ihm um.

"Sie haben nichts beobachten können" ergänzte Peter. "Vielleicht gibt es irgendwo ein paar Kilometer von hier Kämpfe. Aber das muss wohl auf der anderen Seite der Waldbrücke sein."

Er blickte uns der Reihe nach an, nachdenklich, unschlüssig, aber ein wenig beruhigter als er vorher den Anschein erweckt hatte.

"Was ist - wollt Ihr alle jetzt nur noch hier herum sitzen?" fragte er uns schließlich mit gespielter Erstaunen. "Ich denke, es gibt genug Arbeit für uns zu erledigen. Zum Beispiel, die Feuer wieder anzufachen."

Steffen erhob sich mit schief verzogenen Mundwinkeln.

"Klar doch. Auf ans Tagwerk" sagte er sarkastisch und wandte sich zur Küchentür. Dort drehte er sich abrupt zu uns um und musterte uns mit seinen scharfen Augen.

"Passt ja gut auf!" schob er noch warnend hinterher.

Im Lauf des Tages hörte es endlich auf zu regnen und die Sonne löste die noch am Boden klebenden Nebelschleier langsam auf. Es waren keine weiteren Explosionen zu vernehmen, auch sonst gab es keine Anzeichen dafür, dass sich Roboter ihren Weg von der Stadt zu uns auf das Land hinaus bahnten. Als der Abend dämmerte hatten wir unsere Fassung wieder zurückgewonnen, dennoch blieben wir angesichts der Ereignisse alarmiert und vereinbarten, abwechselnd eine Nachtwache einzurichten. Ich meldete mich freiwillig für die erste Schicht und übergab sie nach einigen Stunden an Peter. Steffen weckte uns schließlich bei Anbruch der Dämmerung auf, ohne das bis dahin es zu irgendwelchen Zwischenfällen gekommen war. Trotzdem hatte jeder von uns eine unruhige Nacht verbracht und die Ringe unter unseren Augen sprachen Bände.

Nach dem Frühstück stellten wir fest, dass über Nacht wohl ein Fuchs in den Hühnerstall eingebrochen war. Rebecca, die Futter ausstreuen wollte, kam aufgelöst ins Haus zurück und berichtete, dass sie nur noch die Überreste einer der Hennen vorgefunden hatte. Im Nachhinein wirkte dieser Vorfall für uns wie ein Omen, denn an diesem Tag schien alles, was wir unternahmen, schlecht zu enden.

Wir wagten uns am Vormittag hinunter in den Ort, um nach unseren Freunden zu sehen. Hennie tröstete Rebecca mit der Aussicht, dass wir aus dem nächsten Gelege sicherlich wieder ein oder zwei Hühner von ihr bekommen könnten, während Frank uns berichtete dass bei seiner Destille die Stromversorgung in der Nacht ausgefallen war. Zusammen gingen wir hinunter zum Fluss um die Leitungen auf eventuelle Schäden zu überprüfen. Dort angekommen sahen wir, dass er aufgrund der Regenfälle ungewöhnlich stark angeschwollen und das Wasserrad trotz der tiefen Kerben in den Steinauflagern tatsächlich aus seiner Position gehoben hatte. Zu Dritt kletterten wir in das kalte Wasser, um die Welle wieder in die Einkerbungen zurück zu hebeln. Als wir das Rad mit vereinten Kräften anhoben, verloren wir den Halt und stürzten zusammen in die Fluten, die uns einige Meter mit sich rissen. Peter rannte neben dem Ufer her und half uns schließlich an der kleinen Brücke, die an der Abzweigung zu unserem Weiler lag, wieder heraus zu klettern. Steffen hatte einige blutige Schrammen davongetragen, als er über die Steine am Boden gerutscht war, aber Frank und mich hatte es schlimmer erwischt - ich blutete aus einer Platzwunde am Kopf, wo mich beim Ausgleiten eines der Schaufelbretter getroffen hatte, und Frank konnte mit seinem rechten Fuß nicht mehr auftreten. Zusammen halfen wir ihm, den Weg zurück zum Haus zu humpeln. Das Wasserrad mussten wir an seinem Platz zurücklassen, da keiner von uns nochmal in das strömende Wasser steigen wollte.

Steffen lief zusammen mit Rebecca zu unserem Hof hinauf. Sie kamen nach einiger Zeit mit seinem Notfallkoffer und trockener Kleidung für mich zurück. Steffen versorgte meine Wunde mit einem Verband worauf ich ihm anschließend, meinen Kopf zur Hälfte wie eine Mumie eingewickelt, bei der Untersuchung von Franks Bein assistierte. Frank musste sich währenddessen, vermutlich stellvertretend für uns alle, eine Menge Vorwürfe von Hennie angesichts unserer für sie doch völlig offensichtlichen Unvernünftigkeit über sich ergehen lassen.

"Es scheint nichts gebrochen zu sein" stellte Steffen schließlich ein wenig erleichtert fest, "auch wenn ich das ohne ein Röntgenbild natürlich

nicht völlig sicher sagen kann. Aber Du hast Dir sehr wahrscheinlich das Fußgelenk verstaucht - ziemlich gründlich sogar."

Frank antwortete darauf mit einem unterdrückten Fluch. Steffen hob die Hand um Hennie daran zu hindern, wieder mit ihrer Flut von Vorwürfen anzusetzen.

"Seht es mal von der Seite" meinte er, "es ist besser dass ihm dieses Missgeschick jetzt passiert ist anstatt in ein paar Wochen, wenn die Arbeit auf dem Feld wieder so richtig losgeht. Leg das Bein hoch und versuch den Fuß die kommenden Tage nach Möglichkeit zu schonen, dann sollte es bald wieder in Ordnung sein."

Frank nickte leicht resigniert. Man sah ihm an dass ihm, der sich bislang in jedem freien Moment mit irgendeiner Arbeit beschäftigt hatte, die von Steffen verordnete Zwangspause überhaupt nicht passte. Ich konnte es ihm nachfühlen.

"Vielleicht kann ich mir ja für die Zwischenzeit eine Krücke oder eine Gehhilfe basteln..." überlegte er laut vor sich hin und handelte sich sofort wieder einen strengen Blick von Hennie ein.

"Wenn Du damit nicht wie sonst auch überall herum läufst, sondern sie nur dazu benutzt um auf die Toilette zu gehen, helfe ich Dir gerne dabei" stellte Steffen nochmals nachdrücklich klar. "Aber damit die Schwellung wieder zurück geht, darfst Du das Bein nicht übermäßig belasten. Klar soweit?"

Frank hob, sich seinem Schicksal ergebend, beide Hände in die Höhe.

"Ok, ok," sagte er nur.

Steffen klappte seinen Notfallkoffer zu und ließ die beiden Verschlüsse mit einem Klicken einrasten, ehe er sich erhob.

"Das sollte uns eine Lehre sein" meinte er. "Ich habe auch nicht an die Kraft des Wassers gedacht, als wir in den Fluss gestiegen sind. Wir lassen das Wasserrad am besten erst einmal dort wo es ist, zumindest bis der Pegel wieder abgesunken ist. Ich werde mit Thomas reden, damit er Eure Destille wieder auf Holzbefuerung umbaut."

Ich folgte ihm auf seinem Weg nach draußen. Hinter uns hörten wir, wie Hennie wieder mit ihrer Standpauke begann.

Als hätte es sich das Schicksal ausgesucht musste sich Steffen, kaum dass er bei Thomas Haus angekommen war, schon um die nächsten Patienten kümmern. Sebastian hatte sich beim Herumspielen mit ein paar Holzstücken einen Span tief in die Handfläche gezogen, der bereits leicht zu Eitern begonnen hatte. Ängstlich zog er seinen Arm immer wieder zurück als Steffen mit einer dünnen Ahle versuchte, den Splitter

heraus zu pulen. Ich bewunderte die Geduld, mit der er unbeirrt wieder und wieder ansetzte und dabei gleichzeitig den Jungen mit sachlichen Erklärungen beruhigte.

"Jetzt hast Du es überstanden" sagte er schließlich, als er die Wunde desinfizierte und mit einem großen Pflaster abklebte. Sebastian drückte sich ein wenig schüchtern an das Bein seiner Mutter, die Steffen gleich danach ins Wohnzimmer bat, wo sie für die Winterzeit Sabine und Maria bei sich einquartiert hatten.

Maria hatte sich, offenbar durch die Feuchte und den Temperatursturz der letzten Tage, eine böse Erkältung eingefangen. Sie lag auf dem alten Sofa, das die früheren Besitzer des Hauses zurückgelassen hatten, und brachte kaum ein verständliches Wort heraus.

"Du hast Fieber, aber wenigstens kein schlimmes" stellte Steffen nach einer kurzen Untersuchung fest. "Ich habe leider keine Medikamente, die ich Dir geben könnte."

"Wir haben es mit heißem Tee und mit Honig versucht" erklärte Sabine, "aber es hat noch nicht richtig angeschlagen."

Steffen kratzte sich nachdenklich seinen etwas verwucherten Bart.

"Vielleicht hat Hennie noch irgendwelche Kräuter?" fragte er. "Ingwer wäre sehr gut geeignet - er hat desinfizierende Wirkung, wenn er als Tee heiß getrunken wird. Oder getrocknete Salbeiblätter."

"Ich werde rüber laufen und fragen" bot ich mich an.

"Tu das" nickte Steffen. "In der Zwischenzeit kann ich mit Thomas die Angelegenheit mit Franks Destille besprechen."

Ich verließ das Haus und eilte die Straße entlang zu Hennie und Frank. Fast war ich an ihrer Tür angekommen, als ich wie angewurzelt stehen blieb. Aus der Richtung des Waldes nördlich unseres Ortes, ungefähr auf der Höhe der kleinen Brücke, näherten sich Gestalten. Sie gingen langsam, leicht geduckt und ich konnte erkennen wie ihre Köpfe sich immer wieder suchend von der einen Seite der Straße zur anderen wandten. Als sie mich bemerkten, schienen sie zunächst zu erschrecken und kauerten sich in die seitlich wuchernden Hecken hinein. Einer von ihnen schien auf mich zu deuten und aus irgendeinem Grund fühlte ich mich von dieser Geste bedroht. Wild klopfte ich an Franks Haustür, bis Hennie mir öffnete.

"Wir bekommen Besuch..." sagte ich. Dann blieb ich, unschlüssig was ich tun sollte, auf der Türschwelle stehen, während Hennie ihren Kopf zu mir herausstreckte.

Wir beobachteten schweigend, wie die Gestalten langsam immer näher kamen. Es waren drei Männer, dem Aussehen nach offenbar Soldaten, die jedoch unterschiedliche Uniformen trugen. Auch ihre Ausrüstung unterschied sich deutlich voneinander. Der erste war hochgewachsen, mit einem sehr ernsten, entschlossenen und überaus wachsamen Blick. Er trug nur leichtes Gepäck und die einzige Waffe, die er offen mit sich führte, war eine Pistole, die seitlich in einem Lederholster an dem Gürtel seiner feldgrauen Uniform hing. Auf den Schulterklappen seiner Jacke waren mehrere Abzeichen angebracht. Ich vermutete, dass es sich wohl um einen Offiziersrang handeln musste. Seine beiden Begleiter trugen Marschgepäck und waren in dunkelgrünem Fleckentarn gekleidet - der eine hatte eine leichte Schildmütze auf dem Kopf und trug ein Schnellfeuergewehr mit kurzem Lauf während sein etwas kleinerer, irgendwie schmutzdelig wirkender Kamerad mit einem Helm und einem Sturmgewehr ausgerüstet war. Er hielt es schussbereit auf Hüfthöhe vor sich auf die Straße gerichtet. Alle drei machten einen erschöpften und stark mitgenommenen Eindruck, vor allem der mit der Mütze hatte offenbar Mühe sich noch halbwegs aufrecht auf den Beinen zu halten.

Hennie und ich standen regungslos an der Tür und starteten die Männer an. Schließlich drehte sich Hennie um und verschwand in der Küche.

"Frank" hörte ich sie sagen, "Frank, da draußen kommen Soldaten."

Ich hörte Stühlerücken und dann ein leises Pochen. Frank erschien in der Tür, auf einen grob zurecht geschnitzten Weidenast gestützt.

"Geh schnell zu Thomas und gib den anderen Bescheid" raunte er seiner Frau zu. "Sag ihnen, sie sollen alle drüben bleiben. Und wenn sie zu Euch kommen, erzählt ihnen so wenig wie möglich."

Hennie warf Frank einen vielsagenden Blick zu, erwiderte aber nichts sondern verschwand im Haus. Vermutlich würde sie die Tür hinten bei der alten Garage benutzen und durch den Garten zum Nachbarhaus hinüber laufen. Frank blieb direkt an meiner Seite stehen und gab mir mit einem kurzen Nicken zu verstehen, dass seine Anweisung zu Schweigen auch für mich gelten sollte. Einen Augenblick später waren die Soldaten bereits an dem kleinen Gartentor angekommen. Der Offizier musterte Frank und mich mit unverkennbarem Misstrauen. Für einige Sekunden sprach keiner von uns ein Wort.

"Sie wünschen"? fragte Frank schließlich mit einer neutralen, dennoch wenig einladenden Stimme und nicht weniger misstrauischen Blick.

"Wie lange wohnen Sie schon hier?" gab der Mann in der feldgrauen Uniform die Frage zurück.

Seine Worte waren knapp, der Tonfall trotz seiner Müdigkeit bohrend. Es war offensichtlich, dass er das Kommando über die anderen Männer hatte. Frank stieß mich unauffällig am Rücken an, wohl um mir zu zeigen dass ich die Frage beantworten sollte.

"Wir sind vor ein paar Monaten aus der Stadt hierhergekommen" sagte ich, die Fragestellung einfach auf mich beziehend.

"Wann genau?" fragte der Mann sofort nach.

"Als die Angriffe stattfanden" schob ich langsam nach. "Wir sind vor den Kämpfen geflohen."

Mir ging langsam auf, wie wir auf die Soldaten wohl wirken mussten - ich mit meinem Kopfverband, der sich an ein oder zwei Stellen durch das Blut der Platzwunde bräunlich verfärbt hatte und Frank, der sich deutlich sichtbar für alle auf seinen improvisierten Stock stützte. Ich begriff, was Frank beabsichtigte - er wollte weder bedrohlich wirken noch eine Option für eine mögliche Rekrutierung abgeben. So, wie sich der Mann mit der Mütze auf dem Gartenzaun abstützte, erweckte die kleine Truppe nicht unbedingt einen schlagkräftigen oder einsatzbereiten Eindruck.

"Darf ich fragen, wer Sie sind und woher Sie kommen?" wandte er sich nun wieder an den Befehlsführenden.

Der angesprochene Offizier machte einen Gesichtsausdruck der auf mich wirkte, als hätte er nicht besonders viel für Zivilisten übrig.

"Sie sehen Leutnant Feldmann vor sich" gab er kühl zur Antwort. "Dies sind Fähnrich Grapow und Gefreiter Wernherr." Die beiden Soldaten nahmen bei der Nennung ihrer Namen mehr oder weniger Haltung an. Der mit dem Helm reagierte wesentlich mürrischer und folgte mehr oder weniger nur dem Vorbild seines höher gestellten Kameraden.

"Wir gehören seit Ende letzten Jahres zur dritten Gruppe der vierten Division der Freiwilligenkräfte, welche sich nach den Angriffen formiert und den Attacken gestellt hat" fuhr der Leutnant fort. In der darauf folgenden Stille lag sein stumm mitschwingender Vorwurf an uns, warum wir unser Heil in der Flucht gesucht und uns nicht stattdessen ebenfalls den kämpfenden Truppen angeschlossen hatten.

"Angenehm" sagte Frank mit einer ebenso kühlen Stimme. "Sie können mich Frank nennen."

"Matthias" fügte ich pflichtschuldig hinzu.

Der Leutnant rührte sich keinen Millimeter, eben sowenig wie wir es taten. Schließlich setzte er eine etwas verdrießliche Miene auf.

"Wer ist die Frau, die an der Tür gestanden hat?"

"Sie ist mit mir verheiratet" sagte Frank. "Was möchten sie von uns?"

Der Soldat mit der Schirmmütze gab leise ein unterdrücktes Stöhnen von sich, offenbar hatte er Schmerzen. Der Leutnant warf einen kurzen Blick über die Schulter zu ihm herüber, ehe er sich an uns wandte.

"Können wir zu Ihnen hereinkommen?" fragte er schließlich in einem etwas versöhnlichen Tonfall. "Wir hatten in den letzten vierundzwanzig Stunden mehrere Gefechte, meine Männer sind erschöpft und müssen sich ausruhen."

Frank warf mir einen kurzen Blick zu und nickte dann etwas widerwillig. Ich stieg die drei Stufen vom Eingangspodest nach unten und öffnete den Männern das Gartentor. Es war mehr eine symbolische Geste, der Leutnant hätte die Klinke problemlos selber benutzen können. Das er auf die Zustimmung der Hausbewohner gewartet hatte wertete ich als ein Zeichen der Achtung und Friedliebigkeit. Er ging seinen Männern voran und blieb kurz an der Tür stehen um Frank, der sich nun besonders umständlich mit seinem Stock umdrehte, die Gelegenheit zu geben voranzugehen. Der Fähnrich humpelte hinter seinem Offizier über die Schwelle, am Ende folgte der Gefreite mit dem Helm, der mich im Vorübergehen abschätzig musterte. Sie folgten Frank in die Küche, wo er ihnen mit der freien Hand bedeutete, Platz zu nehmen.

"Ich kann Ihnen lediglich einen Schluck Wasser anbieten" sagte er betont mühsam. Dann wandte er sich an mich. "Such Hennie" sagte er, "sag ihr, dass wir Gäste haben."

Ich verstand den Wink und ging durch den Hausgang zur Hintertür. Nachdem ich sie möglichst leise hinter mir geschlossen hatte, rannte ich durch den rückwärtigen Garten, zwängte mich durch die kahle Hecke des Nachbargrundstücks, lief um das Haus von Thomas herum und trommelte an die Tür. Er öffnete vorsichtig und machte dann einen erleichterten Eindruck, als er mich durch den Spalt erkannte. Schnell schob ich mich in den Flur und war ziemlich froh zu sehen, dass auch Rebecca sich hier versteckt hatte. Sie lächelte mir unsicher zu und zog sich dann wieder in das weiter hinten liegende Wohnzimmer zurück.

"Was ist los?" fragte Thomas. Hennie und Peter traten hinter der sich schließenden Haustür hervor.

"Drei Soldaten sind gekommen" berichtete ich. "Frank hat sie ins Haus gelassen. Sie sind wohl Überlebende von den Kämpfen, die wir gestern gehört haben."

"Was wollen sie?" fragte Peter sofort nach.

Ich zuckte mit den Schultern.

"Bis jetzt haben Sie nur darum gebeten, sich etwas auszuruhen. Einen besonders freundlichen Eindruck machen sie nicht auf mich. Frank hat sich ihnen gegenüber besonders leidend angestellt."

Steffen schob sich durch die Wohnzimmertür in den Flur und nickte.

"Ich verstehe. Er will verhindern, dass sie einen von uns mitnehmen." Er musterte Hennies erschrockenes Gesicht. "Keine Bange, in dem jetzigen Zustand werden sie uns nicht unbedingt für kriegstauglich halten."

"Frank hat mich geschickt. Er hat so getan als sollte ich Dich suchen" sagte ich zu Hennie. "Ich denke aber dass er wollte, dass ich Euch allen Bescheid gebe."

Peter nickte und hob seinen Armstumpf.

"Wir sind gewarnt" sagte er und warf Steffen einen Blick zu. "Ich denke, wir sollten sie nicht unbedingt warten lassen. Thomas, Ihr bleibt mit Sabine und Maria erst einmal hier drüben bei Euch. Hennie haben sie ja schon gesehen, Steffen und ich werden zusammen zu Ihnen gehen."

Thomas musterte sie mit einem klamm wirkenden Gesichtsausdruck.

"Es ist wohl besser so" stimmte er zu. "Ihr seht alle mehr oder weniger schwer verwundet aus. Hennie kann sich nicht mehr verstecken, aber es wäre mir wohler wenn die Kerle nicht wissen würden, dass hier mehrere Frauen wohnen."

Steffen nickte mit einer undurchdringlichen Mine. Er schien genau zu verstehen, welche Sorgen Thomas durch den Kopf gingen.

"Gehen wir" sagte er und trat zur Haustür. "Ehe sie kommen, um nach uns zu suchen."

Kapitel 19

Als wir zu Frank und den Soldaten in die Küche traten herrschte nicht gerade eine gelöste Stimmung. Der Leutnant musterte uns wie Vieh auf dem Schlachthof und musste seinen Gefreiten in dessen Impuls, mit seiner Waffe herumzuspielen, bremsen. Der Fähnrich hingegen saß mit leicht schmerzverzerrtem Gesicht auf einem Stuhl. Ich sah Steffen an, dass er innerlich mit sich selbst rang - er fühlte die Verpflichtung diesem Mann zu helfen, fürchtete andererseits jedoch sich als fachkundigen Mediziner zu offenbaren, da er als solcher von der Gruppe wohl ohne Zweifel als wertvolle Ergänzung angesehen werden könnte.

"Meine Mitbewohner" unterbrach Frank nach einigen Sekunden das feindselig anmutende Schweigen im Raum. "Das sind Steffen und Peter, dies ist meine Frau Henriette."

Der Offizier erhob sich und reichte Hennie die Hand.

"Leutnant Feldmann, angenehm" stellte er sich knapp vor und deutete dann nacheinander auf die anderen beiden Soldaten. "Meine Männer, Fähnrich Grapow und Gefreiter Wernherr." Er schweig für einen kurzen Moment, ehe er fortfuhr. "Ihr Mann war so freundlich, hier in Ihrem Haus Unterschlupf zu gewähren. Wir sind erschöpft und mein Fähnrich hat sich bei dem gestrigen Gefecht verletzt. Besitzen Sie zufällig einen Verbandskasten, damit wir ihn versorgen können?"

Hennie warf Frank einen kurzen Blick zu, dann nickte sie zögernd.

"Ja, wir haben einige Reste" sagte sie leise. "Ich werde sie Ihnen gleich holen." Sie drehte sich um und verließ dann das Zimmer. Wir hörten ihre eiligen Schritte als sie die Treppe nach oben hinaufstieg. Steffen, Peter und ich setzten uns zu den Soldaten an den Tisch.

"Sie sehen alle ziemlich mitgenommen aus" versuchte der Leutnant das Schweigen erneut zu brechen. Mir fiel auf, dass er sich deutlich um einen freundlicheren Tonfall bemühte wie vor einigen Minuten, als er mit Frank und mir zum ersten Mal vor der Haustür gesprochen hatte. Sein Blick glitt über Peters amputierten linken Arm und musterte Steffen, der sitzend eine deutlich gebücktere Haltung als üblich angenommen hatte. Ich selbst versuchte nun ebenfalls einen schwächeren Eindruck zu machen und stützte meinen Kopf wie geistesabwesend auf meine Hand.

"Wir sind vor den Kämpfen geflohen" ließ sich Steffen vernehmen. Er sprach leise, als wäre er deutlich älter als sein kahler Kopf und sein in vereinzelt Büscheln sprießender Bart den Anschein erweckte.

"Ja, Ihr Freund hat es uns schon berichtet" antwortete Feldmann ihm und nickte mit dem Kopf in meine Richtung. "Sie scheinen alle einiges durchgemacht zu haben."

"Es war nicht leicht aus der Stadt herauszukommen" bestätigte Steffen. "Jeder hat das ein oder andere abbekommen."

"Wann sind sie geflohen?" gab sich Feldmann unverfänglich.

"Letztes Jahr, im Frühsommer" antwortete Steffen zurückhaltend. "Als die Roboter in die Stadt eingefallen sind haben wir uns versteckt und danach bis hierher durchgeschlagen."

"Hatten sie Transportmittel?" fragte der Leutnant sofort nach.

Steffen schüttelte den Kopf.

"Wir kamen so an, wie sie uns hier sehen" log er.

"Sie haben sich bemerkenswert eingerichtet" sprach Feldmann weiter und zog eine seiner Augenbrauen leicht nach oben. "Wie haben sie hier draußen überlebt?"

"Wir haben uns gegenseitig geholfen" meldete sich nun wieder Frank zu Wort. "Wir sind keine Überlebenskünstler oder kundige Landarbeiter, also haben wir zunächst von dem gelebt was wir vorgefunden haben. Dann haben wir versucht ein Stück der Wiese zu bewirtschaften, aber wir sind nicht sehr erfolgreich gewesen."

Es war eine Art verbales Schachspiel schoss es mir unwillkürlich durch den Kopf. Beide Gruppen belauerten sich gegenseitig, jeder versuchte etwas über den anderen in Erfahrung zu bringen, während er bemüht war, gleichzeitig möglichst wenig von sich selbst preiszugeben.

"Immerhin sind sie nicht verhungert" stellte der Offizier sachlich fest und warf einen prüfenden Blick durch die Küche, sich das Inventar offenbar genau einprägend. Frank rutschte auf seinem Platz herum, anscheinend bemüht für sein Bein eine bequemere Position zu finden, doch verfolgte er vermutlich eher das Ziel, den Blick des Leutnants wieder auf sich selbst zu lenken.

"Wir haben gelernt, uns einzuschränken" erwiderte er. "Es hat gedauert bis wir herausgefunden hatten, welche Pflanzen und Kräuter halbwegs genießbar sind. Es ist kein Vergleich zu unserem früheren Leben in der Stadt, aber wenigstens sind wir hier in Sicherheit."

"Zumindest vorläufig" gab ihm Feldmann zur Antwort. "Meine Division hat sich in den letzten Tagen unter schweren Kämpfen vom südlichen Stadtrand in die Wälder zurückziehen müssen. Wir haben dabei schwere Verluste erlitten. Meine Gruppe bestand noch aus fünfzehn Mann, als wir gestern unter Feuer genommen wurden. Außer uns hat keiner überlebt."

"Wissen Sie, was passiert ist?" mischte ich mich in das Gespräch ein. "Ich meine, warum auf einmal die Roboter angegriffen haben?"

"Was haben Sie selbst mitbekommen?" hakte Feldmann nach.

"Wir wurden überrascht" antwortete Peter und nickte mir kaum merklich zu. Offenbar wollte er die Gelegenheit, von uns und unserem Leben hier draußen abzulenken, am Schopf greifen. "Wir waren in der Innenstadt, als plötzlich Guardians auftauchten, Gebäude beschossen und danach Jagd auf die Passanten machten. Wenig später fuhren dann Panther durch die Straßen. Von den Leuten, die sich in unserem Straßenzug aufhielten, waren wir die einzigen die entkommen konnten."

"Und das ist Ihnen auf welche Weise gelungen?" fragte Feldmann mit einem plötzlich misstrauischen Unterton in der Stimme nach.

"Mit knapper Mühe" sagte Peter und hob seinen Armstumpf. "Wir haben uns im Keller eines Gebäudes versteckt. Die Guardians haben damit begonnen, immer wieder die Straßenzüge entlang zu fliegen. Zwischen diesen Patrouillen sind wir von Haus zu Haus gegangen."

"Verstehe" sagte Feldmann, allerdings in einem Tonfall als würde er kein Wort glauben. "Aber wie haben sie es geschafft, die Stadt hinter sich zu lassen?"

"Wir sind durch die stillgelegten U-Bahn-Schächte gelaufen" erklärte Steffen, "bis nach Süddend, und von dort dann querfeldein."

Feldmann musterte ihn mit einem unergründlichen Blick. Dann wandte er sich abrupt wieder zu Peter um.

"Sie haben einen Arm bei den Angriffen verloren?" fragte er.

Peter nickte, überrascht von dem Themenwechsel, automatisch.

"Hat Sie ein Arzt versorgt?" schob Feldmann sofort hinterher. "Gibt es vielleicht jemand von Ihnen, der eine medizinische Ausbildung besitzt und Fähnrich Grapow gezielt versorgen kann? Das wäre sicherlich von einem immensen Wert für uns!"

"Nein" sagte Steffen leise und zog damit den Blick des Leutnants wieder auf sich. "Nein, keiner von uns ist ein MedTech."

"Wer aber hat dann..." setzte Feldmann sofort zu einer weiteren Frage an, doch Steffen hatte von diesem verhörartigen Gesprächsverlauf ganz offenbar die Nase voll.

"Der Mann ist auf der Flucht gestorben!" unterbrach er den Offizier mit barscher Stimme und schob in die eintretende Stille leise hinterher: "Es tut mir leid, wir können Ihnen nicht helfen. Zumindest nicht professionell."

"Erzählen Sie uns doch bitte, was in der Stadt passiert ist" ergriff Frank das Wort, wohl auch im Versuch den Ärger des Leutnants über die rüde Unterbrechung der von ihm gestellten Frage wieder zumindest ein wenig

zu besänftigen. "Es ist für uns unbegreiflich, aus welchem Grund die Roboter das Feuer auf die Zivilbevölkerung eröffnet haben. Ich dachte, sie ständen unter der direkten Kontrolle der Streit- und Einsatzkräfte?"

Feldmann setzte eine finstere Mine auf, doch ehe er ansetzen konnte zu sprechen erschien Hennie mit einem angebrochenen Verbandskasten in der Hand in der Küchentür.

"Das ist alles was wir im Haus haben" sagte sie und reichte ihm den kleinen Plastischuber.

"Ich danke vielmals." Der Leutnant bemühte sich deutlich darum, einen freundlicheren Gesichtsausdruck aufzusetzen und drückte den Kasten dem neben ihm sitzenden Gefreiten in die Hand.

"Wernherr, nehmen Sie Grapow mit in ein Nebenzimmer und helfen Sie ihm dabei, sich zu versorgen" wies er den Soldaten im Befehlstone an. "Sollte es Probleme geben, rufen Sie mich!"

"Jawoll, Herr Leutnant!" Es war das erste Mal seit ihrer Ankunft, dass einer der beiden anderen Soldaten gesprochen hatte. Wernherr hatte eine unangenehme, klebrig wirkende Stimme. Er stand nachlässig auf, salutierte kurz und zog dann den Fähnrich, der sich von seinem Stuhl aufgestemmt hatte, hinter sich her in den Hausflur hinaus. Ich bemerkte, dass Steffen den beiden einen aufmerksamen Blick hinterher warf, ehe er sich wieder einen müden, alten Gesichtsausdruck auf das Gesicht legte. Und auch Feldmann blickte seinen Soldaten kritisch nach, ehe sich die Tür hinter ihnen schloss.

"Ich bedanke mich noch einmal für Ihre Gastfreundschaft" sagte er dann ein wenig sanfter, wie um die Wogen der bisherigen Diskussion zu glätten.

"Keine Ursache" sagte Frank gedehnt. "Aber erzählen Sie uns nun bitte, was Sie uns über den Angriff sagen können."

Feldmann fuhr sich kurz mit der Hand durch das bereits ein wenig schüttern wirkendes Haar, trank sein Wasserglas in einem Zug aus und begann dann, uns eine Zusammenfassung der Ereignisse darzulegen.

* * *

Die Militäreinheit, der Feldmann vormals angehört hatte, war die im Westviertel stationierte, elfte Artillerie-Division gewesen. Sein Dienst hatte ungefähr eine knappe Stunde zuvor mit der Wartung einiger Geschützlafetten begonnen als, wie anscheinend überall in der Stadt, die Stromversorgung komplett unterbrochen und allgemeiner Alarm ausgelöst wurde.

Er war als einer der letzten Soldaten zum Sammelpunkt auf dem Exerzierplatz unterwegs, als er bereits die Schüsse der Wachroboter hörte. Mit einigen anderen Kameraden kehrte er ins Gebäudeinnere zurück um den Bunker im Keller aufzusuchen, dessen Toranlage jedoch den Befehl zum Öffnen des Schotts verweigerte. Daraufhin brachen sie die Tür zum Waffen- und Munitionsdepot auf und versorgten sich mit den dort lagernden Gewehren, um anschließend über die unterirdisch verlaufenden Kabelschächte bis zum Kommandoturm vorzudringen. Dort trafen sie auf weitere Soldaten, welche sich in den oberen Stockwerken verschanzt hatten.

Mit Hilfe der Notstromversorgung versuchten sie, Funkverbindung zu anderen Stationen und Kasernen herzustellen. Die wenigen Kontakte, die zustande kamen, berichteten durchwegs von ähnlichen Zuständen bei Einheiten im gesamten Land. Noch bevor sie eine Verbindung zum internationalen Befehlszentrum der alliierten Einheiten aufbauen konnten begannen die auf dem Kasernengelände stationierten Geschütze, Granaten auf den Kommandoturm und die dort befindliche Funkanlage zu eröffnen. Feldmann und eine Handvoll überlebender Soldaten zogen sich daraufhin wieder in die Kabelschächte zurück.

Eine direkte Verbindung zu den Straßenzügen außerhalb der Kaserne gab es nicht. Unter seiner Führung brachen sie schließlich die Türen zur Übergabestation der Fernwärmeleitungen auf und krochen bäuchlings über die isolierten Heißwasserrohre mehrere Kilometer, bis sie an einem Verteilerpunkt im Keller eines Gebäudes ankamen. In einem der oberen Stockwerke bezogen sie Stellung, um die Lage zu sondieren. Als nach einigen Stunden eine Staffel Guardians gezielt mit dem Beschuss einzelner Bauwerke begann verließen Feldmann und seine Kameraden das Haus und versuchten, die auftauchenden Maschinen ihrerseits unter Feuer zu nehmen. Mit einem groß angelegtem Sperrfeuer konnten sie einige Guardians abschießen, anrückende Panther beschossen sie mit Panzerabwehrraketen. Nach dem Auftauchen weiterer Einheiten mussten sie jedoch den Kampf abbrechen, um ihre Munitionsreserven nicht vollständig zu verbrauchen. Sie wurden auf dem Rückzug verfolgt und schließlich bis an den westlichen Stadtrand zurückgedrängt, wo sie mit Überlebenden einiger Polizeieinheiten zusammenstießen.

Die kommenden Tage über versuchte die zusammengewürfelte Einheit mit einzelnen Vorstößen, sich einen Weg in die Stadtmitte zu bahnen. Sie stießen aber auf immer heftigere Gegenwehr und erlitten schwere Verluste, so dass sie sich bis zu einer der Schnellverbindungsstraßen zurückziehen mussten. Um der Verfolgung zu entgehen marschierten

sie durch die Hohlkammern im Inneren der Querschnitte nach Süden und Osten. Am südlichen Verbindungskreuz stießen sie auf zahlreiche andere Überlebende anderer Einheiten in unterschiedlicher Verfassung und mit teilweise sehr schlechter Ausrüstung. Unter der Anweisung eines Brigadeoffiziers formierten sich die Soldaten zu verschiedenen Zügen mit dem Ziel, die Roboter erneut anzugreifen. Die Gruppen errichteten mehrere Lager an unterschiedlichen Punkten entlang der Schnellverbindungsstraße R38, welche sich untereinander durch die in den Hohlkammern laufenden Meldegängern koordinierten.

Feldmanns Gruppe gelang wenige Wochen nach unserem Aufbruch schließlich die Eroberung des Landwirtschaftszentrums Süd. Andere Einheiten stießen durch die U-Bahn-Tunnel zeitweise bis zur Stadtmitte vor, wurden dann dort aber unter heftigen Beschuss genommen und mussten sich wieder zurückziehen. Auch die anderen Divisionen wurden zunehmend gezielt attackiert, zur Aufgabe gezwungen oder vollständig ausgeradiert. Das von Feldmann gehaltene LWZ musste aufgegeben werden. Immerhin gelang es seinen Männern, einen großen Vorrat an Lebensmitteln über die Hohlkammern der Schnellverbindungsstraße zum südlichen Verkehrskreuz zu schaffen, wo sich die Überlebenden der einzelnen Kampfgruppen sammeln konnten.

Mit Beginn des Schneefalls unterbrach die Truppenführung die Angriffe auf die Stadt, statt dessen verschanzten sich die Soldaten in einigen leerstehenden und teilweise zerbombten Gebäuden am Stadtrand und versteckten sich dort vor den patrouillierenden Einheiten der Roboter. Sie verbrachten annähernd zwei Monate bei Temperaturen unterhalb des Gefrierpunktes und ohne eine weitere Versorgungsmöglichkeit in ihren Verstecken. Als die Schneefälle nachließen wurde Feldmann einer neuen Division zugeteilt und bekam den Auftrag zur Erkundung der südlichen Straßen, um eventuelle Rückzugsmöglichkeiten ins Umland planen zu können.

Sie brachen zu Beginn der Schneeschmelze mit ihrem aus insgesamt sechs Fahrzeugen bestehenden Konvoi auf, wurden jedoch bereits am ersten Tag von Guardians entdeckt und beschossen. Da eine Rückkehr zum Stützpunkt nicht mehr möglich war und außerdem ihrem Feind die Lage der Stellung ihrer Kameraden verraten hätte beschloss Feldmann, sich mit seinen Leuten in die umliegenden Waldgebiete zurückzuziehen, konnten sich allerdings vor den immer wiederkehrende Patrouillen nicht verbergen.

Nachdem es ihnen gelungen war einige Panther zu zerstören, wurde ein großflächiger Granatenangriff gegen seine Einheit gestartet der sie

dazu zwang, sich immer weiter nach Süden zurückzuziehen. Die Gruppe erreichte unter Beschuss die Waldbrücke, welche das langgestreckte Klammtal nördlich von Lehenwies überspannte, und konnten sie mit einem Fahrzeug überqueren ehe die Brücke von dem sie beständig verfolgenden Bombardement beschossen wurde. Zwei der fünf Insassen wurden durch Projektile und Splitter verletzt und erlagen ihren Wunden am folgenden Morgen. Die drei restlichen Überlebenden begruben die Toten am Waldrand. Danach marschierten sie am Rand der Landstraße weiter nach Süden.

* * *

"Es ist uns unbekannt, was die Hintergründe des Angriffs sind und wer ihn befohlen hat" schloss der Leutnant seinen Bericht. "Was wir kurzzeitig über die Funkverbindungen in Erfahrung bringen konnten weist meiner Meinung allerdings darauf hin, dass er koordiniert und flächendeckend erfolgt ist."

"Meiner Meinung nach haben uns die Roboter den Krieg erklärt" ließ sich Grapow von der Küchentür her vernehmen. Der Fähnrich humpelte unter dem düsteren Blick seines Offiziers zu uns an den Tisch, gefolgt von dem mürrisch dreinblickenden Gefreiten Wernherr, welcher den angebrochenen Verbandskasten in seiner linken Hand trug. Die rechte hielt, als wäre sie daran angewachsen, das Sturmgewehr am Kolben.

"Es gibt dafür keine Belege" entgegnete Feldmann mit kalter Stimme. "Ihren Bericht, bitte!"

Grapow nahm im Stehen, so gut er es vermochte, Haltung an.

"Ein Streifschuss am linken Oberarm sowie ein oberflächennaher Durchschuss am rechten Oberschenkel, Herr Leutnant! Soweit wir das erkennen konnten wurden keine Knochen oder tiefer liegende Adern verletzt. Die Wunden wurden versorgt und mit dem uns zur Verfügung gestellten Material verbunden."

"Stehen Sie bequem!" befahl ihm der Offizier. "Sagen Sie mir, wie Sie sich fühlen!"

"Herr Leutnant, ich habe Probleme mit der Belastung des Beins und fühle mich nicht marschtauglich" erklärte Grapow mit ruhiger Stimme, in der ich fast so etwas wie ein Bedauern heraushörte. "Ich möchte, auch hinsichtlich der Ereignisse der letzten Tage, darum bitten eine Rast bis zum Eintreten einer Besserung einzulegen."

"Was jetzt bestimmt eine verdammt gute Idee wäre" ergänzte Wernherr ungefragt mit ölgiger Stimme.

"Ich habe Sie nicht aufgefordert zu sprechen!" wies ihn Feldmann wie aus der Pistole geschossen und mit offensichtlicher Wut in der Stimme zurecht.

"Verzeihung, Herr Leutnant" gab der Gefreite gedehnt von sich und deutete einen Salut an. Feldmann erhob sich, er überragte den Soldaten um einen halben Kopf und durchbohrte ihn mit dem wütenden Blick seiner blassgrauen Augen, dem der Gefreite dennoch Stand zu halten versuchte.

"Nun, wenn Sie schon so erpicht auf eine Pause sind, Wernherr" sagte er langsam mit vorgestrecktem Kinn, "dann machen Sie sich jetzt gleich nützlich. Wir werden einige Tage in diesem Ort kampieren. Machen Sie sich auf die Suche nach einem bewohnbaren Gebäude!"

"Jawoll, Herr Leutnant!" Wernherrs Blick war starr geradeaus gerichtet, seine Mine unbewegt, das Gewehr eng an seine rechte Seite gedrückt. Ich bildete mir jedoch ein sehen zu können, wie seine Finger leicht und ein wenig unkontrolliert zuckten.

"Die meisten Gebäude hier sind baufällig" meldete sich Frank sofort zu Wort. "Wir haben uns alles angesehen, ehe wir uns für dieses Haus hier entschieden haben. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: beziehen Sie am besten die alte Kapelle in der Ortsmitte."

"Aus welchem Grund?" fragte Feldmann nach, die Augen immer noch starr auf den Gefreiten gerichtet.

Ich wusste warum Frank diesen Vorschlag gemacht hatte. Wenn die Soldaten die Häuser in Lehenwies einzeln inspizierten, würden unsere Freunde im Nachbarhaus unweigerlich entdeckt werden. Thomas war der von uns offensichtlich Unverletzte - möglicherweise würde Feldmann sich dann entschließen ihn zu zwingen, seine Truppe als Verstärkung zu begleiten. Ich wagte nicht irgend jemandem im Raum anzusehen, aus Angst meine Gedanken in meinem Gesicht zu verraten, und legte statt dessen mein Gesicht, so als wäre ich sehr müde und erschöpft, in meine beiden Handflächen. Franks Stimme klang jedoch ruhig und gelassen, als er dem Leutnant antwortete.

"Die Kapelle ist mit das stabilste Bauwerk im Ort" erklärte er sachlich, "und sie befindet sich in einem recht guten Zustand. Zudem bietet sich Ihnen über den Glockenturm vermutlich ein guter Rundum-Blick über die umliegende Gegend."

Feldmanns Gesicht blieb unbewegt.

"Dann frage ich mich, warum Sie nicht dort eingezogen sind" schob er, immer noch Wernherr mit seinem Blick fixierend, hinterher.

"Wir haben nicht damit gerechnet, dass für uns hier draußen weiterhin eine Gefahr droht" mischte sich nun Peter wieder ein. "Wir haben uns hier dauerhaft und in Sicherheit niederlassen wollen. Wozu sollten wir dazu von einem Turm aus die Gegend betrachten?"

Eine kurze Stille trat ein. Ich hob meinen Kopf ein wenig, damit ich die Reaktion des Leutnants sehen konnte. Er hatte sich nach wie vor nicht gerührt.

"Wegtreten!" herrschte er plötzlich den Gefreiten an. "Grapow, geben Sie mir Ihr Marschgepäck und haken Sie sich bei mir ein. Wernherr, Sie gehen voran und sichern den Weg zu dieser Kapelle! Nachdem wir uns eingerichtet haben melden Sie sich ohne weitere Aufforderungen bei mir zum Rapport, verstanden?"

"Jawoll, Herr Leutnant!" stieß Wernherr hervor, in seiner Stimme um eine Zackigkeit bemüht die seine äußere Erscheinung stark vermissen ließ. Dann griff er das Gewehr in Schussposition, drehte sich wie auf dem Übungsplatz um und verließ wort- und großlos die Küche.

Der Offizier schwang sich den großen Rucksack des Fähnrichs über die Schulter und stellte sich auf dessen rechte Seite, um ihn beim Laufen zu stützen. Auf der Türschwelle angekommen drehte er sich noch einmal zu uns, die wir alle regungslos um den Esstisch saßen, um.

"Ich bitte Sie, das Verhalten des Gefreiten zu entschuldigen" erklärte Feldmann in förmlichen Tonfall, offenbar bemüht trotz der Umstände eine gewisse Professionalität zu wahren.

"Geht in Ordnung" erwiderte ihm Frank, ohne die Miene zu verziehen. "Wenn Sie Hilfe brauchen sollten, fragen Sie einfach."

Feldmann nickte stumm, stieß dann noch ein kurzes "Danke!" hervor und bugsierte seinen verletzten Fähnrich vorsichtig durch die Haustür. Hennie folgte ihnen und schloss sie leise hinter ihnen. Wortlos kam sie dann zu uns herüber und setzte sich, jetzt mit einer offensichtlich entsetzten Miene, an den Küchentisch. Es herrschte für einige Minuten Schweigen unter uns. Schließlich hob Frank seinen Kopf und ließ die gespielte Kränklichkeit von sich abfallen.

"Jetzt haben wir ein Problem am Hals" stellte er fest. "Wie sollen wir uns jetzt am besten verhalten?"

"Sie bleiben vermutlich ein paar Tage hier" gab Steffen nach einer Weile zu Bedenken. "Ein Durchschuss am Oberschenkel... wie lange wird es wohl brauchen, bis er das Bein wieder benutzen kann? Eine Woche? Vielleicht zwei..." Er seufzte. "Ich hoffe wir können das Drama, das wir ihnen gerade vorgespielt haben, solange durchhalten."

"Vielleicht ziehen sie schon bald wieder ab" warf ich ein. "Was nützt Ihnen denn schon ein Rekrut, für den sie keine Waffe haben und der auch nicht mit einer umgehen kann? Jeder für uns wäre doch nur ein zusätzlicher Ballast, den sie mit sich herumschleppen müssten."

Peter wiegte seinen Kopf nachdenklich hin und her.

"Der Leutnant scheint wohl ein kleines Problem mit diesem Gefreiten zu haben" erwiderte er auf meinen Einwand. "Was ist, wenn er beschließt ihn einfach durch einen von uns zu ersetzen?"

"Ersetzen?" fragte ich verständnislos nach.

Peter rutschte ungemütlich auf dem Stuhl herum. "Nun..." setzte er dann an, "diesem Gefreiten Wernherr könnte doch schließlich... nun ja, irgend etwas zustoßen, oder etwa nicht? Und dann wäre ein Platz, ein Rucksack und auch ein Gewehr frei geworden..."

"Du meinst, er könnte ihn einfach..." setzte ich an.

"Es herrscht wohl mehr oder weniger das Kriegsrecht" warf Frank ein und bestätigte damit, ohne es näher auszusprechen, meine Befürchtung. "Wernherr ist meiner Meinung nach nahe daran zu revoltieren. Als sein vorgesetzter Offizier kann Feldmann ihm nichts durchgehen lassen ohne die Moral seines letzten verbliebenen Soldaten zu zerstören."

"Es wäre der Moral des einen Soldaten wohl kaum zuträglich, wenn er den anderen einfach erschießen würde" wandte ich mit etwas schwacher Stimme ein, unsicher wie ich war. Was wusste ich schließlich schon vom Militärwesen und seinen Regeln?

"Es ist müßig, darüber zu spekulieren" meinte Frank, ohne näher auf meinen Kommentar einzugehen. "Sie sind jetzt nun einmal da und sie werden einige Zeit bleiben. Wir müssen uns unauffällig verhalten und versuchen, sie auf Distanz zu halten. Vor allem dürfen wir ihnen nicht offenbaren, dass sich noch andere Bewohner im Ort aufhalten."

"Ich gehe zu Thomas und den anderen hinüber" sagte Hennie mit entschlossener Stimme und stemmte sich energisch von ihrem Platz.

Frank nickte bedächtig. "Pass aber auf, dass Dich niemand sieht" sagte er. "Vielleicht war mein Vorschlag, die Kapelle zu beziehen, doch keine so gute Idee. Sie liegt zwar von uns abgelegen, aber wenn Feldmann einen seiner Männer tatsächlich in den Turm setzt um Ausschau zu halten, dann könnte es ihm sicher auffallen wenn wir das Nachbarhaus betreten." Er biss sich auf die Lippe. "Ich könnte mich ohrfeigen, dass ich nicht daran gedacht habe..."

"Lass gut sein" beruhigte ihn Steffen und wandte sich dann zu Hennie, die bereits an der Küchentür stand. "Geh am besten durch den Garten und klopfe an ein Fenster. Sag ihnen was Sache ist und dass sie sich bis

auf weiteres ruhig verhalten... und am besten im Haus bleiben sollen. Wenn sie etwas brauchen, dann bringen wir es ihnen hinüber. Sie sollen nicht zu uns kommen, wir schauen immer mal wieder nach wie es ihnen geht. In Ordnung?"

Hennie nickte. "Ich hoffe nur, das klappt" sagte sie mit gerunzelter Stirn. "Maria liegt ohnehin mit einer Grippe flach, aber ob sich der kleine Sebastian dazu überreden lässt, Ruhe zu geben..."

"Jetzt könnten wir das Mistwetter brauchen, das wir vor ein paar Tagen hatten" brummte Peter vor sich hin.

Siedend heiß fiel mir ein, was ich durch die Ankunft der Soldaten ganz vergessen hatte. Schnell sprang ich auf und lief Hennie hinterher.

"Hennie, hast Du noch Honig und vielleicht irgendwelche Kräuter für einen Tee?" fragte ich sie, als sie schon die Hand auf den Türgriff gelegt hatte.

"Für Maria?" Sie hielt inne und überlegte kurz. "Honig ist bestimmt noch etwas im Keller. Vielleicht finde ich auch noch ein paar Stängel Salbei vom letzten Herbst. Ich werde schnell nachsehen, dann kann ich Sabine oder Carola die Sachen gleich durch das Fenster reichen."

"Sag ihnen, sie sollen kein Feuer anmachen!" rief Frank aus der Küche zu uns in den Gang. "Wir bringen ihnen warmes Wasser zum Waschen zum Haus. Wenn Feldmann Rauch aus dem Schornstein aufsteigen sieht, steht er schneller vor der Tür als dieser Wernherr sein *Jawoll* schmettern kann."

Die Soldaten folgten nicht Franks Vorschlag, die kleine Kapelle in der Ortsmitte zu beziehen. Statt dessen entschied sich der Leutnant für das ehemalige Pfarramt, welches schräg gegenüber lag und in einem nur geringfügig schlechteren Zustand war. Ich konnte diese Entscheidung nachvollziehen - wer wollte schon freiwillig in so einem kalten, hohen Raum nächtigen. Zudem waren sicherlich noch einige alte Möbel im Pfarrheim vorhanden, was die Unterbringung wohnlicher machen würde.

Für uns veränderten sich mit der Ankunft der drei Neuankömmlinge viele Dinge, was unser Leben nun deutlich unbequemer machte. Kurz nachdem sich die Soldaten eingerichtet hatten begannen sie damit, den Ort systematisch zu untersuchen und zu überprüfen. Immerhin hatte Franks Ratschlag sie in einiger Entfernung zu seinem Haus positioniert, was uns dadurch die Gelegenheit gab, einige Vorkehrungen zu treffen.

Zunächst brachten wir Thomas, Carola und Sebastian hinüber zu Frank und Hennie, die sie bei sich im Obergeschoss einquartierten. Rebecca übernahm die Aufgabe den kleine Sebastian zu beschäftigen, damit er

nicht frühzeitig ihre Anwesenheit verriet. Wir wollten die Existenz der anderen zumindest so lange wie möglich geheim halten und Frank hoffte dass uns dies so lange gelingen würde, bis die Soldaten den Ort wieder verließen.

Sabine und Maria blieben jedoch in Nummer Fünf, weil Steffen eine Ansteckung und damit eine Ausbreitung von Marias Grippe auf uns befürchtete. Sie verschlossen die Tür und zogen sich in das nach hinten, zum Garten liegende Wohnzimmer zurück. Steffen und Peter begannen damit, möglichst unauffällig Gerümpel und Schuttreste aus der Nachbarschaft rund um das Haus aufzutürmen, um einen möglichst unbewohnbaren Eindruck des Gebäudes zu erwecken. Peter und ich verbrachten viel Zeit vor dem Haus und beschäftigten uns dort mit mehr oder weniger nützlichen Tätigkeiten. Hauptsächlich lautete unser Auftrag jedoch, die Straße im Blick zu behalten um das Treiben der Soldaten zu beobachten und notfalls rechtzeitig unsere Freunde vor ihrer Ankunft warnen zu können.

Es lag ein unausgesprochenes Misstrauen in der Luft und es beruhte auf Gegenseitigkeit. Am aller deutlichsten kam es in der Art und Weise zum Vorschein, wie wir gegenseitig über die jeweils "andere" Seite sprachen: während wir uns untereinander nur mit unseren Vornamen anredeten, nannten wir die drei Soldaten ausschließlich bei ihren Nachnamen, wobei wir in den gelegentlichen, stets sehr kurz gehaltenen Gesprächen zusätzlich noch ein halbwegs höfliches "Herr" davorsetzten. Umgekehrt schien diese ablehnende Haltung auch bei dem Leutnant und seinen Männern vorzuherrschen. Feldmann sprach jeden von uns nur mit einem neutralen "Sie" an, ohne von unseren Namen Gebrauch zu machen. Der Gefreite Wernherr, von dem ich mich mit jedem Tag mehr und mehr abgestoßen fühlte, benutzte eine unpersönliche Variante der Anrede in der dritten Person wenn er auf uns traf. Sofern er sich außer der Hörweite seines Offiziers wusste, erging er sich in der Regel zudem in zynischen und zum Teil auch unflätigen Bemerkungen über die Gegend, unsere Lebensweise und Zivilisten im Allgemeinen. Für ihn schien jeder, der sich nicht mit der Waffe zu Wehr setzte, ein Feigling zu sein. Den nettesten Eindruck vermittelte noch der Fähnrich Grapow, dem wir aufgrund seiner Beinverletzung allerdings eher selten begegneten. Er schien im Gegensatz zu Wernherr ein sehr introvertierter Mensch zu sein, der sich seine eigenen Gedanken über die Welt zu machen schien und zeigte sich in allem, was der tat oder ihm befohlen wurde, sehr eifrig und äußerst pflichtbewusst, was ihn dadurch zum absoluten Gegenteil des Gefreiten machte.

Wernherr begann schon am zweiten Tag uns allen gehörig auf die Nerven zu gehen. Nicht nur, dass seine schmierige Art ihm eine Aura der Unberechenbarkeit verlieh, man sah ihn zu keinem Zeitpunkt ohne sein auf Hüfthöhe gehaltenes Sturmgewehr. Seine Augen schienen ständig in Bewegung zu sein, huschten von links nach rechts und wieder zurück, als wäre er ohne Unterlass auf der Suche nach einem potentiellen Ziel oder Gegner, was in Verbindung mit der stets bereit gehaltenen Waffe uns alle ziemlich nervös machte.

Kapitel 20

Den ersten Tag nach ihrer Ankunft sah man Feldmann und Wernherr durch das ganze Dorf streifen. Der Leutnant ließ, wie es mir schien, den Gefreiten dabei ständig zwei oder drei Schritt schräg vor sich laufen, und ich hatte den Verdacht dass dies unter anderem zu dem Zweck geschah damit der Offizier ihn ständig im Auge behalten konnte. Vielleicht bildete ich es mir ein, aber ich sah Feldmanns rechte Hand auffällig oft im Gürtel seiner Uniform einhakt und damit in unmittelbarer Nähe zum Holster der Pistole. Möglicherweise traute er dem Soldaten genauso wenig über den Weg wie wir es taten und ich hoffte inständig dass der Leutnant in der Lage war, den rebellischen Charakter seines Untergebenen im Griff zu behalten.

Während Grapow sich vor ihrer neuen Unterkunft mit dem Säubern seines Schnellfeuergewehrs beschäftigte oder die von Hennie auf ein ziemlich befehlendes "Bitten" des Leutnants um ein paar wenige Bissen ergänzte Verpflegung zubereitete, durchkämmten die beiden anderen den Ort. Jedes Haus, das Feldmann auf irgendeine Weise ungewöhnlich vorkam, wurde inspiziert und durchsucht. Frank passte die beiden unterwegs halbwegs unauffällig ab um mit ihnen zu plaudern und nebenbei einige Bemerkungen fallen zu lassen von denen er hoffte, den Leutnant damit zu besänftigen oder ihn zumindest ein wenig von den für uns wichtigen Angelegenheiten abzulenken zu können. Immerhin gelang es ihm dabei die Rolle, die wir bei unserem ersten Treffen gespielt hatten, weiterhin plausibel erscheinen zu lassen. Auf das im Fluss mittlerweile quer liegende Wasserrad angesprochen erklärte er Feldmann, dass dies offenbar eine Konstruktion früherer Bewohner des Ortes gewesen sei. Es gelang ihm auch den Leutnant davon zu überzeugen, dass der von uns bislang bewohnte Weilerhof verlassen und sehr einsturzgefährdet wäre. Feldmann und Wernherr stiegen dennoch auf den Hügel hinauf um nach knapp einer Stunde wieder zurück zu kehren und zu bestätigen, dass die Gebäude verlassen und verfallen seien.

Auf Steffens Rat hin behielt ich meinen Verband auf dem Kopf und wir taten unser Möglichstes, unser Aussehen in kleinen Schritten ein wenig verwildern zu lassen. Frank beabsichtigte den Soldaten vorzugaukeln, dass wir hier selber kaum über die Runden kommen würden und keine nennenswerte Unterstützung leisten könnten. Davon erhoffte er sich einen zusätzlichen Schutz.

"Was glaubt Ihr was passiert" sagte er noch am ersten Abend ihrer Ankunft zu uns, "wenn sie feststellen, dass wir hier Vorräte anlegen. Sie werden sie uns für die eigenen Verpflegung wegnehmen, womöglich uns noch anstellen, die Felder für sie zu bewirtschaften!"

"Ich bin nur froh, dass Du so etwas nicht von uns befürchtet hast, als wir hier letztes Jahr bei Euch aufgetaucht sind" bemerkte Peter beiläufig, worauf Frank sein Gesicht zu einem ziemlich sarkastischen Grinsen verzog.

"Der wesentliche Unterschied zwischen denen und Euch" gab er ihm zur Antwort, "lag in einem Kaliber von neun Millimetern. Glaub mir, wärt Ihr so wie diese Soldaten aufgetreten, ich hätte Euch ohne zu zögern abblitzen lassen." Mit diesen Worten wurde er wieder ernst. "Ihr solltet bis auf weiteres ebenfalls hier unten bei uns bleiben. Es ist definitiv besser wenn wir den Dreien keinen Grund geben, ständig durch die Gegend zu laufen und hinter uns her zu schnüffeln. Dieser Feldmann macht einen ziemlich paranoiden Eindruck auf mich und diesen anderen Kerl..." er senkte die Stimme, damit Hennie ihn nicht aus der Küche hören konnte "diesen Wernherr würde ich am liebsten mit dem Gesicht nach unten im Fluss treiben sehen."

So wenig ich den Gefreiten leiden konnte, erschrak ich doch bei diesem Kommentar. Frank, so erkannte ich in diesem Augenblick, unterschied ganz direkt zwischen den Mitgliedern unserer Gemeinschaft und diesen drei Soldaten. Er wirkte wie ein Leitwolf der auch dazu bereit sein würde, sein Rudel vor Angreifern zu beschützen und der dazu auch äußerste Maßnahmen ergreifen würde.

Ich fing in dieser Nacht an, mir Gedanken darüber zu machen, wie ich reagieren würde und was ich zu tun bereit wäre, würde einer meiner Freunde durch die Soldaten, die wir unwillkürlich als Fremde ansahen, bedroht oder angegriffen werden. Beim Grübeln kam mir die Situation im Landwirtschaftszentrum in den Sinn, wo ich mich ohne Nachzudenken bereit erklärt hatte, den "Panther" auf dem Hauptplatz mit dem Traktor auszuschalten. Aus dieser Sache war ich nur durch ein unglaubliches Maß an Glück herausgekommen und das nicht einmal mit heiler Haut. Hätte ich ebenso handeln können wenn ich nicht einem Roboter, einer gefühllosen Maschine gegenüber gestanden hätte, sondern einem Menschen aus Fleisch und Blut? Einem Menschen, der wie ich Leid und Schmerz fühlen konnte? Der ein eigenes Leben zu verlieren hatte?

Ich schlief schlecht in dieser Nacht und wälzte mich von der einen Seite auf die andere herum. Schließlich flüchtete ich mich in den Gedanken, dass ich wohl kaum in eine solche Situation kommen konnte.

Würde sich einer dieser Soldaten, oder am Ende sogar alle drei, dazu entschließen sich uns gegenüber feindselig zu verhalten - was sollten wir denn schon dagegen unternehmen können? Sie waren schließlich, im Gegensatz zu uns, bewaffnet und sie wussten auch mit ihren Gewehren umzugehen. Wir hätten, selbst wenn wir es versuchten, im Ernstfall nicht den Hauch einer Chance gegen sie. Uns blieb nur zu hoffen, dass sie bald weiterziehen und uns bis dahin in Ruhe lassen würden. Wenn Frank seinen sicherlich nicht völlig ernst gemeinten Kommentar in die Tat umsetzen wollte, dann würde dies jedenfalls ohne meine Beteiligung geschehen.

Dass ich mich wieder einmal gründlich irren würde, hätte ich mir in dem Moment meines übermüdeten Einschlafens niemals vorstellen können.

Die folgenden Tage schlepten sich dahin und wir spielten weiterhin für die Soldaten die arg mitgenommenen, mit ihrer Situation hadernnden Flüchtlinge. Nachdem der Leutnant mit seinem Gefreiten den Ort zu seiner Zufriedenheit ausgekundschaftet und dabei sogar die Kanalisation unter der Hauptstraße stichprobenartig überprüft hatte begannen sie im Anschluss damit, die nähere Umgebung zu kontrollieren.

Sie stießen dabei am Waldrand auf Franks Kaninchenfallen und wie er es vorausgesagt hatte, konfiszierte Feldmann den angetroffenen Fang sofort für seinen Trupp. Wir hatten keine Wahl als ihn gewähren zu lassen und verzehrten dafür demonstrativ, wann immer es das Wetter zuließ, unsere Mahlzeiten im Freien vor Franks Haustür, die wir dabei meistens auf geradezu winzig anmutende Portionen beschränkten. Der Fähnrich schien auf seinen Trainingsgängen entlang der Hauptstraße ganz offensichtlich ein schlechtes Gewissen zu empfinden wenn er uns, auf einem Stück Kressebrot herumkauend, dort sitzen sah. In dem Blick des Leutnants sah ich hingegen keine Spur eines Bedauerns und der Gefreite Wernherr versuchte uns geradezu mit einem feixendem Grinsen im Vorübergehen provozieren zu wollen. Wir ignorierten sein Verhalten was uns insofern leicht fiel da wir schließlich wussten, dass in Franks Keller am Abend weitaus Besseres auf uns wartete.

Der spärliche Frühlingsregen verzog sich allmählich. Der Boden auf Franks Feld trocknete und es wurde für uns Zeit, den Acker zu bestellen. Es fiel uns schwer nach der langen Pause über den Winter wieder in die Gänge zu kommen und so sahen uns Feldmann und seine Männer sogar ganz ohne zusätzliche Schauspielerei erschöpft mit der Hand den Boden umpflügen, Unkraut ausreißen, die Saat in die aufgewühlte Erde eindrücken und die durch die Stürme umgerissenen Vogelscheuchen

reparieren. Nach wie vor ließen wir mindestens einen von uns von der Arbeit ausruhen, damit er das Tun und Lassen der Soldaten beobachten konnte.

Der Gefreite Wernherr streifte um uns, das Feld und Franks Haus immer wieder wie ein wildes Tier herum. Je weiter Grapows Genesung voranschritt, desto öfter besprach sich Leutnant Feldmann mit seinem Fähnrich und um so öfter sahen wir Wernherr alleine durch die Gegend pirschen. Beim Anblick seines feisten Gesichts und dem Klang der trägen, öligen Stimme kochte mir von Tag zu Tag immer mehr die Wut im Bauch hoch bis ich insgeheim wünschte, dass Franks Vision eines im Fluss ertrunken aufgefundenen Soldaten doch Wirklichkeit werden würde.

Nachdem sich Maria von ihrer Grippe erholt hatte und das Wetter immer schöner und wärmer wurde, begann es auch innerhalb des Hauses problematisch zu werden. Für Sabine und ihre Tochter war bei Frank und Hennie kein Platz frei, so dass beide nach wie vor isoliert von uns anderen in Nummer Fünf festsaßen. Zeitgleich ließ sich Sebastian im Obergeschoss immer schwieriger bändigen - er wollte zum Spielen hinaus, jammerte herum und trieb Carola und Rebecca immer öfter an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. Frank, der nach wie vor für die Soldaten den Fußkranken mimte, blieb deshalb immer öfter mit Hennie im Haus um dabei zu helfen, Sebastian abzulenken und die Situation wieder unter Kontrolle zu bekommen. Im Stillen begann wohl jeder zu beten, dass Feldmann nun endlich ihren Aufbruch verkünden und weiterziehen würde. Statt dessen kam es völlig anders.

Zwei Tage nachdem wir das Feld bestellt hatten fiel es Wernherr ein, unsere Vogelscheuchen für Schießübungen zu nutzen. Er nietete, mit seinem Sturmgewehr am Feldrand stehend, eine nach der anderen um, erging sich in höhnisches Gelächter und trampelte dann quer durch die aufkeimende Saat um seine Treffer zu begutachten. Die Folge war, dass bereits am nächsten Tag eine riesige Schar Krähen in den Ackerfurchen hockte und damit begann, die Körner und Keimlinge aufzupicken. Um unsere Ernte zu retten blieb uns nichts anderes übrig als zusammen hinauszugehen, die Vögel zu vertreiben, gemeinsam die Scheuchen wieder aufzubauen und den Großteil des Feldes neu einzusähen. Wir sahen aus den Augenwinkeln wie der Gefreite uns mit höhnischer Miene betrachtete, während wir gebückt über den Acker krochen und alle uns bekannten Flüche, still und leise vor uns himmelnd, auf ihn abluden. Gäbe es wirklich so etwas wie eine göttliche Gerechtigkeit, ein Blitz hätte

ihn vor unseren Augen sofort zu einem rauchenden Häufchen Asche verbrennen lassen müssen.

Völlig erschöpft machten wir gegen Mittag eine Pause. Keiner von uns hatte Zeit gehabt sich zwischendurch auszuruhen. So stellten wir erst jetzt fest, dass Wernherr die Sache wohl irgendwann leid geworden war und er den Feldrand verlassen hatte.

"Wie geht es dem Fuß?" fragte Steffen Frank leise, die Möglichkeit für ein unbeobachtetes Gespräch nutzend.

"So gut wie vor dem Unfall" gab Frank leise zurück. "Ich schleppe den Stock nur noch für diese Idioten herum."

"Haben wir noch etwas zu Trinken hier?" fragte Peter matt, während er sich mit dem Hemdsärmel die Schweißtropfen von der Stirn wischte. Er wirkte etwas bleich und mir fiel auf, wie sehr er innerhalb des letzten halben Jahres an Gewicht verloren hatte. Auch mein Mund fühlte sich wie ausgedörrt an. Ich stemmte mich auf die Füße.

"Ich gehe schnell zu Hennie und hole uns noch etwas."

"Sag ihr, wir brauchen vielleicht noch den Nachmittag, dann haben wir es geschafft" gab mir Frank mit auf den Weg

Ich nickte und setzte mich in Bewegung. Bis zu Franks Haus waren es vielleicht drei- oder vierhundert Meter. Die Sonne brannte bereits auf den aufgerissenen und an den Bordsteinen mit Löwenzahn überwucherten Asphalt der Hauptstraße. Hennie saß nicht vor der Tür, vermutlich war sie in der Küche beschäftigt.

Ich hatte gerade das Gartentor erreicht als ich ein unterdrücktes Schreien hörte, das plötzlich wieder abrupt verstummte. Ich erstarrte mit der Hand auf dem Türknauf. Das Geräusch war nicht aus dem Haus gekommen, sondern von Nebenan. *Sabine und Maria!* schoss es mir unwillkürlich durch den Kopf. Irgend etwas musste passiert sein!

Ohne nachzudenken rannte ich los, schwang mich über die niedrigen Holzstaketten des Zauns und lief zur Nummer Fünf hinüber. Die Tür war geschlossen. Natürlich, Frank hatte den beiden ja gesagt, sie sollten unbedingt alles verschlossen halten. Ich lief durch den Garten, um die kunstvoll aufgetürmten Schuttberge herum, zum Wohnzimmer auf der Rückseite des Gebäudes. Die Terrassentür war nur leicht angelehnt. Ich stieß sie im Laufen auf und stürzte in das Zimmer.

Was ich als erstes sah, konnte ich nicht sagen. Sabine lag, offenbar bewusstlos, auf dem Boden, die Augen geschlossen, aber man konnte erkennen, dass sich ihr Brustkorb noch bewegte. Wilde, ruckartige Bewegungen lenkten meinen Blick hinüber zu dem alten Sofa des Raums, auf dem sich Maria heftig gegen einen Mann zur Wehr setzte

der halb über ihr lag, sie mit dem Gewicht seines Körpers nach unten drückte und ihr den Mund mit seiner linken Hand zuhielt, um sie am Schreien zu hindern. Die Hose hing ihm halb auf Höhe der Kniekehlen, mit den Beinen versuchte er, ihre Schenkel auseinander zu drücken. Ich erkannte instinktiv was hier vor sich ging.

"Du verdammtes Schwein, lass sie in Ruhe!"

Was ich gedacht hatte, hatte ich laut hinausgeschrien. Die ruckartigen Bewegungen verharrten jäh, der Mann verlagerte sein Gewicht um sich nach oben zu stemmen. Ich fühlte in mir eine unglaubliche Wut auf diesen Kerl als er sich aufrichtete, nach seinem Hosensack griff und ihn wieder nach oben zog um den Knopf zu schließen. Die Trägheit seiner Bewegungen ließen Maria, die tränenüberströmt mit geschlossenen Augen in die Sofakissen gedrückt dalag, erstarren.

Das Blut begann in meinem ganzen Körper zu pochen. Alles an mir wurde heiß, jeder Gedanke verschwand aus meinem Gehirn. Hass und Wut waren die einzigen Gefühle. Mein Blick fiel auf das am Boden neben dem Sofa liegende Sturmgewehr und ich hatte es aufgehoben, noch ehe sich Wernherr ganz zu mir umgedreht hatte.

Ich hatte noch nie eine Waffe in der Hand gehalten, geschweige denn mit einem Gewehr geschossen. Die Haltung von Grapow und Wernherr imitierend richtete ich das Gewehr auf Hüfthöhe auf den Gefreiten und tastete mit dem rechten Zeigefinger nach dem Abzugsbügel am Kolben. Wernherr musterte den Gewehrlauf, der auf seine Brust zeigte, und verzog dann das Gesicht sich zu seinem üblichen, höhnischen Grinsen.

"Ach sieh an..." gab er gedehnt von sich. "Der kleine Feigling wird auf einmal mutig, was? Hast Du etwa was dagegen, dass ich mich mit Deiner Freundin ein wenig unterhalten habe?"

Seine Stimme klang so überheblich und schmierig wie immer, aber er blieb in einem Abstand von etwa zwei Metern vor mir stehen, die Augen abwechselnd auf mein Gesicht und den Gewehrlauf gerichtet.

"Lass sie in Ruhe, Du Schwein!" Ich spuckte ihm diese Worte zischend entgegen. Mein Blickfeld hatte sich verändert, ich registrierte nichts mehr außer seinen Bewegungen, es schien mir als ob der Rest des Zimmers in einem milchigen Grau zu verschwimmen begann.

Wernherr stieß ein höhnisches Lachen aus.

"Ich soll jetzt Angst haben, was?" blaffte er, blieb allerdings nach wie vor in seiner Position, ohne sich zu bewegen. "Du kleiner Angeber weißt doch nicht einmal, wo an dem Ding vorne und hinten ist! Du machst Dir jetzt schon in die Hose, während Du es nur hältst! Sieh doch, wie Du da

herumstehst und zitterst! Und Du willst mir sagen, was ich zu tun oder zu lassen habe, Du kleiner Scheißer?"

Meine Hand krampfte sich um den Kolben während er das sagte. Ich wusste, dass er Recht hatte und auch, dass er meine Gedanken erkannt hatte.

Nur was ich jetzt tun sollte, das wusste ich nicht.

Wernherr nahm mir die Entscheidung ab. Blitzschnell ließ er seine linke Hand vorschnellen und griff damit den Gewehrlauf, zog ihn dadurch ein Stück weit zu sich heran und nach oben, um die Waffe von sich weg zu drehen. Meine verkrampfte, schwitzige Hand glitt vom Kolben ab, doch mit dem Finger blieb ich an dem Abzugbügel hängen.

TOCK TOCK

Ein peitschendes Geräusch, kalt, scharf und durchdringend, erklang zweimal kurz hintereinander. Das Gewehr ruckte wild in meiner Hand, ehe es mir vollständig entglitt. Das leise Scheppern der auf dem Boden auftreffenden, ausgeworfenen Patronenhülsen schien mir jedoch doppelt so laut zu sein und wie das Klingeln kleiner Glocken in einem riesigen Saal nachzuhallen, Echos zwischen den Wänden hin und her zu werfen, durch angrenzende Gänge zu gleiten und immer wieder einen neuen Widerhall hervorzurufen. Maria presste sich die Hände an den Mund, ich weiß nicht ob sie schrie, zumindest konnte ich kein anderes Geräusch vernehmen als dieses Klingeln, das sich in meinem Kopf festzusetzen schien. Selbst das ohrenbetäubende Rauschen in meinen Ohren schien davon übertönt zu werden. Wut und Zorn, das einzige was ich vor einigen Sekundenbruchteilen noch wahrgenommen hatte, entschwanden vollkommen aus mir und ließen eine Leere zurück, wie ich sie noch nie zuvor verspürt hatte.

Wernherr stand mit starrem Gesichtsausdruck vor mir, den einen Mundwinkel immer noch zu einem höhnischen Grinsen verzerrt, aber seine Augen wirkten plötzlich kraftlos und leer. Ein dünnes Rinnsal Blut bahnte sich seinen Weg über die Unterlippe, durch das ungepflegte Gestrüpp des Drei-Tage-Barts hinweg. Wie in Zeitlupe sah ich den ersten Tropfen von seinem Kinn auf den Boden fallen.

Das Rauschen in meinen Ohren verklang, ich konnte plötzlich ein dünnes Wimmern vom Sofa hören. Erst jetzt war ich in der Lage, die zwei schwarzen Löcher zu entdecken - eines am Hals knapp unterhalb Wernherrs Unterkiefer, ein zweites auf seiner Stirn, schräg über der linken Augenbraue - aus denen nun ebenfalls, merkwürdig langsam, ein Rinnsal roten Blutes heraus sickerten.

Als hätte jemand plötzlich die bisher angehaltene Zeit mit einem Knopfdruck wieder zum Laufen gebracht, sackte der Mann vor mir mit einem Mal in sich zusammen. Seine Brust blieb einen Moment lang in der Senkrechten, während seine Knie nachgaben. Dann drehte sich der Oberkörper des Gefreiten leicht zur Seite und er sank mit angewinkelten Beinen auf seinen Rücken. Mit der linken Hand hielt er immer noch den Lauf des Sturmgewehrs, das er mir gerade zu entreißen versucht hatte, umklammert.

Sein Fall gab den Blick auf den rötlich gesprenkelten Hintergrund des Wohnzimmers frei - Decke, Tisch, Boden, die rückwärtige Wand schien mit roter Farbe bespritzt zu sein. Der Körper des vor meinen Füßen liegenden Mannes färbte sich ebenfalls immer stärker in einem blutroten Farbton, ausgehend von dem fast faustgroßen Loch, welches durch die aus nächster Nähe eingetretenen Patronen explosionsartig aus seinem Hinterkopf herausgerissen worden war.

Maria begrub hysterisch schluchzend ihr Gesicht in den Händen. Ich starrte, unfähig mich zu bewegen, auf den Leichnam des Gefreiten vor mir auf dem Boden. Als stünde ich im toten Mittelpunkt eines riesigen Karussells begann sich die Welt, das Zimmer, alles um mich herum mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit zu bewegen. Dieser tote Körper zu meinen Füßen war der einzige Bereich meines Sichtfeldes, der sich noch scharf vor meinen Augen abzeichnete.

Ich dachte nicht. Ich konnte nicht denken. Alles was ich tun konnte war, dazustehen und in dieses blutende Gesicht, welches immer noch eine höhnische Fratze zeigte, zu starren.

Was war hier eigentlich geschehen?

Warum war ich hier?

Und wer hatte das hier angerichtet?

Wer hatte diesen Mann ermordet?

Wie in einem Traum stand ich plötzlich neben mir und beobachtete mich, als wäre ich eine Figur in einem Vid-Film. Es dauerte eine Unendlichkeit bis ich überhaupt erkannte, dass ich selbst diese Person war, die ich dort stehen sah. Ich registrierte wie teilnahmslos den Strom von Tränen, die über die Wangen dieses mir so fremd erscheinenden Jungen rannen. Ich sah seine krampfartig zuckenden Hände, seine bebenden Lippen. Sollte das dort wirklich ich sein - diese Person, die stumm vor sich hin weinte? Und wenn ich das war, wo war ich denn nun wirklich, während ich doch ganz offensichtlich mich selbst von außen betrachtete?

Mit einem scharfen Klicken, das direkt hinter meinem Kopf erklang, wurde ich aus meiner Beobachterrolle heraus und wieder zurück in die Gegenwart gerissen. In weniger als einer tausendstel Sekunde gewann die Umgebung ihre Farbe, Form und Schärfe zurück. Das Rauschen in meinen Ohren erstarb, als hätte jemand an einem Lautsprecher einen Schalter umgelegt. Selbst das Wimmern von Maria, die ich nun wieder ganz deutlich mit panisch aufgerissenen Augen vor mir auf dem Sofa kauern sehen konnte, war mit einem Mal verstummt. Statt dessen hörte ich eine durchdringende, schneidende Stimme hinter mir, welche mit eiskalten Worten, kälter als es ein Eisberg zustande gebracht hätte, einen an mich gerichteten Befehl formulierte.

"Stillgestanden und keine Bewegung!" klang es durch die Leere des Raumes, ehe sich wieder die Stille wie eine undurchdringliche Decke um mich herum auszubreiten schien.

War ich zuvor noch für eine gefühlte Ewigkeit an ein und der selben Stelle verharrt, so musste ich nun mühsam gegen den Impuls ankämpfen, mich umzudrehen. Mein Kopf füllte sich in rasender Eile mit Gedanken auf, die ich krampfhaft zu ordnen versuchte.

Ich hatte einen Menschen erschossen.

Kaltblütig umgebracht.

Nein, korrigierte mich mein Gehirn, Du hast Wernherr getötet, ein öliges Schwein mit der Liebeswürdigkeit eines Schleimpilzes, der gerade versucht hatte, Maria zu vergewaltigen!

Unwillkürlich blickte ich zu ihr hinüber wie sie, einer Salzsäule gleich, mit bis zur Schmerzgrenze an ihren Körper angezogenen Beinen auf dem Sofa saß und die Geschehnisse mit aufgerissenen Augen verfolgte.

Außerdem fuhr mein Gehirn gnadenlos fort, hat dieser Mistkerl Sabine niedergeschlagen! Sieh sie Dir doch nur an!

Mein Blick wanderte nach links, wo Sabine immer noch bewusstlos auf dem Boden lag, dann wieder zurück zu Maria auf dem Sofa und erneut zu Sabine. Mein Schuldgefühl verringerte sich ein wenig, während ich die Lage vom Standpunkt meines einsetzenden Verstandes betrachtete, aber nicht sehr. Vor zwei oder drei Tagen hatte ich noch des Nachts über eine solche Situation gegrübelt und war mir absolut sicher gewesen, sie niemals in der Realität erleben zu müssen. Jetzt stand ich genau hier und wusste nun mit einem Schlag, wozu ich fähig war.

Nein, so stimmte es auch nicht. Ich hatte Wernherr bedroht, um ihn von Maria fernzuhalten.

Sein Tod war wesentlich durch ihn selbst und den Versuch, mir die Waffe zu entreißen, verschuldet worden.

Und durch die versuchte Vergewaltigung.

Überhaupt, wieso hatte dieser Vollidiot sein geladenes Gewehr auch noch ungesichert einfach auf den Boden geworfen?

Mein innerer Monolog wurde von der Erkenntnis unterbrochen, dass weitere Personen den Raum betreten hatten.

"Es bewegt sich hier keiner ohne meine Anordnung!" ließ sich wieder diese schneidende Stimme vernehmen, welche ich erst jetzt als die von Leutnant Feldmann erkannte. Kurz darauf verspürte ich ein dumpfes Stechen am Schulterblatt.

"Heben Sie langsam die Hände auf Kopfhöhe nach oben und drehen Sie sich zu mir um!" hörte ich ihn sagen.

Ich gehorchte, sorgfältig darauf bedacht keine unbedachte Bewegung zu machen. Feldmanns Erscheinung ragte vor mir auf, seine Pistole in der ausgestreckten Hand auf meinen Brustkorb zielend gerichtet. Im Hintergrund konnte ich Peter, Steffen und Frank sehen, wie sie sich an der Terrassentür des Zimmers nebeneinander drängten, auf Feldmanns Befehl jedoch nicht wagten, den Raum zu betreten. Hinter den dreien erkannte ich schemenhaft den Fähnrich Grapow, der sein Gewehr mit nach unten gerichtetem Lauf abwartend in den Händen hielt.

"Mats, was ist hier..." setzte Steffen zu einer Frage an, doch Feldmann brachte ihn mit ruckartig erhobener, linker Hand zum Schweigen.

"Hier stellt niemand eine Frage außer mir!" bellte er, ohne mich aus den Augen zu lassen. "Erklären Sie mir lieber, wer die Personen in diesem Haus sind, das Ihre Ausführung doch baufällig und unbewohnt ist!"

Steffen wechselte einen kurzen Blick mit Frank und Peter.

"Diese zwei Frauen sind mit uns aus der Stadt geflohen."

"Und sie haben es nicht für nötig befunden, mich über ihre Anwesenheit in Kenntnis zu setzen?" schnappte der Leutnant, die Pistole weiterhin auf mich gerichtet.

"Zum einen haben Sie nicht gefragt..."

"Werden Sie jetzt nicht frech!" schrie Feldmann. Ich hörte die Obertöne seiner sich überschlagenden Stimme.

"...und zum anderen wollten wir dadurch genauso etwas wie die jetzt hier aufgetretene Situation verhindern!" setzte Steffen, seine Reaktion ignorierend, energisch hinterher. "Sind Sie nicht für Ihre untergeordneten Soldaten verantwortlich? Wie rechtfertigen Sie das hier Vorgefallene?"

Ich sah wie Feldmanns Augen sich vor Wut zu schmalen Schlitzeln verengten, wie seine Schultern bebten. So dicht die Reaktionen dieses

Mannes musternnd gab ich Franks Einschätzung innerlich Recht: der Leutnant stand definitiv nicht allzu weit vom Rand des Wahnsinns entfernt.

"Was ist hier passiert?" zischte er mir entgegen.

Ich schluckte und blickte ihm geradewegs in die Augen, ohne zu wissen woher ich den Mut dazu nahm.

"Ich war losgeschickt worden um etwas zu trinken zu holen, da wir nach der Feldarbeit durstig waren..." begann ich zu berichten.

"...die nur deshalb erforderlich wurde, weil Ihr Mann den Acker gestern verwüstet hat!" fiel mir Frank aus dem Rücken des Leutnants ins Wort.

Feldmanns Augen schienen Funken zu sprühen. Der Lauf der Pistole zuckte leicht, was meinen Blick auf die Waffe zog.

"Grapow!" schrie er, nach wie vor ohne sich umzudrehen.

"Jawoll, Herr Leutnant" meldete sich der Fähnrich von draußen.

"Wenn noch irgend jemand von diesen Personen ungefragt auch nur ein Wort sagt, erschießen Sie ihn auf der Stelle, verstanden?"

Steffen, Peter und Frank standen wie versteinert da. Maria presste ihre Hände vor den Mund, vermutlich um nicht laut loszuschreien. Die Stille, die plötzlich im Zimmer herrschte, machte die Luft so dick, dass man sie mit einem Messer in Stücke hätte schneiden können.

"Haben Sie das verstanden, Grapow?" wiederholte Feldmann.

Mein Blick wandte sich dem Fähnrich zu. Er stand unbewegt hinter meinen Freunden auf der Terrasse, sein Gesicht zu einer Grimasse verzogen und schluckte. Sein vorstehender Adamsapfel schien dabei über die gesamte Länge seines Halses zu tanzen.

"Jawoll, Herr Leutnant" stieß er schließlich heiser hervor.

Feldmann nickte mir mit vorgestrecktem Kinn zu, wohl um zu bedeuten, dass ich mit meiner Erklärung fortfahren sollte. Ich schloss für einen kurzen Moment meine Augen um mich an alles, was geschehen war, zu erinnern.

"An der Tür angekommen hörte ich einen Schrei aus diesem Haus. Ich betrat dieses Zimmer durch die Terrassentür und sah sie..." ich deutete mit dem Kopf vorsichtig in Richtung der immer noch auf dem Boden liegenden Sabine "auf dem Boden liegen. An eben dieser Stelle. Ihr Soldat lag über ihrer Tochter auf dem Sofa und versuchte... versuchte sie zu vergewaltigen. Ich schrie ihn an und forderte ihn auf, sie in Ruhe zu lassen."

Feldmanns Augen wanderten zu Maria hinüber. Wie hypnotisiert nickte sie zur Bestätigung meiner Worte, auch wenn ihr selbst das vielleicht nicht einmal bewusst war.

"Ihr Soldat erhob sich und... griff nach dem Gewehr, das ich vom Boden aufgehoben hatte. Beim Versuch es an sich zu reißen... löste sich ein... lösten sich zwei Schüsse."

Die gesamte Szene, die ich vorhin wie im Trance verfolgt hatte, spulte sich nun erneut als Film vor meinem inneren Auge ab. Mir wurde plötzlich unglaublich schlecht, schwindlig. Alles drehte sich um mich. Ich musste mich anstrengen um nicht zu schwanken und so Feldmann einen Vorwand zu geben, mit seiner Pistole auf mich zu schießen.

"Ihr Mann sank daraufhin zu Boden" beendete ich meinen Bericht ton- und regungslos. Mehr gab es nicht zu sagen. Ich stand mit erhobenen Händen da, abwartend was jetzt geschehen mochte.

Plötzlich breitete sich eine tiefe Ruhe in meinem Körper und meinem Kopf aus, ein geradezu fatalistisch anmutendes Gefühl. Was immer mit mir geschehen würde, ich hatte mich zu dem, was ich hier getan hatte, bekannt. Ich hatte Maria vor einer Vergewaltigung bewahrt. Wenn sich Feldmann dazu entschließen würde, mich zu töten, hatte mein Handeln wenigstens einen Sinn gehabt.

Kapitel 21

Ich wartete auf den peitschenden Knall einer abgefeuerten Pistole. Er blieb aus. Feldmann stand vor mir, äußerlich ebenso unbewegt wie er es vermutlich auch innerlich war.

Dieser Mann war selber wie eine Maschine! schoss es mir bei seinem Anblick unwillkürlich durch den Kopf. Was immer die Ausbildung oder die zurückliegenden Kämpfe mit diesem Menschen gemacht hatten, er reagierte ohne jede erkennbare menschliche Emotion, als folge er einem innerlichen Programm stur von Routine zu Routine. Ein ihm unterstellter Soldat hatte versucht, eine hilflose Frau zu vergewaltigen und hatte eine zweite verletzt, bewusstlos geschlagen! Das konnte ihn doch nicht kalt lassen!

Ich musterte den Fähnrich Grapow hinter ihm. Ihn ließ die Situation definitiv nicht kalt. Ich konnte sehen wie er zwischen den ihm gegebenen Schießbefehl und dem Mitgefühl, das er ganz offensichtlich für uns empfand, hin und her schwankte. Es schien mir, dass er innerlich darum betete, keiner von uns würde ein Wort sprechen oder eine Bewegung machen, damit er nicht gezwungen wäre der Anordnung des Leutnants folgen zu müssen.

"Bitte um Erlaubnis, sprechen zu dürfen!" entfuhr es ihm jetzt.

Feldmann stand wie eine Statue da, immer noch seine Pistole auf mich gerichtet. "Erlaubnis erteilt" antwortete er nach einigen Sekunden knapp, ohne seine Position zu verändern.

Ich sah Grapow erneut schlucken, während er sich zunächst seine Worte zurechtlegte. "Herr Leutnant, darf ich vorschlagen die Versorgung der in diesem Raum befindlichen, verletzten Person zu ermöglichen" fuhr der Fähnrich fort. "Die hier anwesenden Zivilisten sind unbewaffnet und gemäß den Vorgaben der..."

"Ich kenne die Vorschriften!" gab der Leutnant schneidend zurück. "Und Sie, Grapow, wissen ebenso wie ich, dass wir hier geltendes Kriegsrecht haben!"

Grapow schloss die Augen und atmete kurz und hastig ein und aus.

"Jawoll, Herr Leutnant, das ist mir bewusst" fügte er dann hinzu. "Aber der Schutz von Zivilpersonen ist gemäß den für diesen Fall geltenden Konventionen auch unter Gefechtsbedingungen von allen beteiligten Parteien zu achten."

Die Gesichtszüge des Offiziers vor mir schienen eine künstliche Maske zu sein, bewegten sich um keinen Millimeter. Ich konnte nicht sagen, ob

er die Worte des Fähnrichs überhaupt gehört hatte. Er stand weiterhin einige Sekunden lang unbewegt da, bis er schließlich seine Pistole, unendlich langsam, nach unten sinken ließ. Ich hatte nicht erwartet, dass er sie in den Holster am Gürtel schieben würde, aber er schien die Waffe zumindest mit dem Druck seines Daumens zu sichern.

"Grapow, dieser Mann steht bis zur abschließenden Beurteilung der vorliegenden Situation unter Arrest" verkündete er. Seine Stimme hatte den uns bekannten, ruhigen und schneidenden Klang zurückgewonnen. Offenbar hatte sich der Leutnant nun wieder selbst unter Kontrolle.

Wenn schon nicht seine eigene Truppe... dachte ich verbittert, aber mit zusammengepressten Lippen, um die Worte nicht versehentlich laut in seiner Anwesenheit auszusprechen. *Es hätte an ihm gelegen, das alles hier zu verhindern!*

"Festnehmen!" befahl er dem Fähnrich.

"Jawoll, Herr Leutnant!"

Grapow schob sich zwischen Peter und Steffen hindurch und trat hinter mich, um mir mit auf der linken Schulter abgelegten Hand den Weg nach draußen und zur Straße zu weisen. Ich ließ mich widerstandslos und mit weiter erhobenen Armen von ihm abführen.

"Danke" flüsterte ich, während ich von der gefliesten Terrasse auf die wild wuchernde Wiese des Gartens trat. Grapow gab keine Antwort, aber er verringerte den Druck seiner Hand auf meinem Schulterblatt etwas, wie um mir ein Zeichen des Verstehens zu geben.

"Und wir werden uns jetzt über all die Dinge unterhalten, die Sie mir bislang verschwiegen haben!" vernahm ich Feldmanns Stimme noch aus dem Wohnzimmer, ehe ich die Grundstücksgrenze zur Straße erreicht hatte. Unwillkürlich entwich mir ein Seufzer. Ich hoffte inständig, dass meinen Freunden nichts passieren würde.

Schweigend gingen wir über den mit Löchern übersäten Asphaltbelag in Richtung Ortsmitte. Die Nachmittagssonne warf unsere Schatten auf den Boden. Ich konnte an den Umrissen erkennen, dass der Fähnrich sein Gewehr offenbar nicht auf mich gerichtet hielt, sondern die Waffe am Gurt über der Schulter trug. Er führte mich in Richtung der Kapelle. Im Vorübergehen wanderte mein Blick über die hinter dürrer Pflanzenbewuchs verborgenen oder durch die Witterungseinflüsse der vergangenen Jahre ramponierten und teilweise zerstörten Fassaden der Häuser, welche die Hauptstraße des kleinen Ortes säumten.

"Knien Sie sich hin und machen Sie keinen Unfug" wies er mich mit ruhiger, leiser Stimme an, als wir den Eingang der kleinen Kirche erreicht hatten.

Ich nickte und folgte wortlos seinen Anweisungen. Er trat neben mich hin, um die große Eingangstür mit einem schmiedeeisernen Schlüssel aufzuschließen. Dann zog er mich wieder nach oben und schob mich vor sich her in die schattige, kühle Dunkelheit des Gebetsraumes. Ich ging ein paar Schritte weiter ehe ich bemerkte, dass er an der Tür stehen geblieben war. Langsam drehte ich mich zu ihm um. Er erwiderte meinen Blick kühl, aber mit einem etwas traurigen Gesichtsausdruck.

"Was geschieht jetzt mit mir?" fragte ich ihn.

Er musterte mich unbewegt.

"Das liegt allein in der Entscheidung des Leutnants" sagte er dann. "Es gilt das Kriegsrecht und Sie haben gerade einen Soldaten seiner Truppe getötet. Diese Situation stellt Sie unter den Verdacht eines feindlichen Kombattanten."

"So war es nicht" protestierte ich.

"Das beurteilt allein der Leutnant" wiederholte Grapow und griff nach dem eisernen Ring an der Holztür. "Verhalten Sie sich jetzt ruhig. Für Sie gelten die Vorschriften eines Kriegsgefangenen. Ich bringe Ihnen später eine Decke und etwas zu essen."

Mit diesen Worten trat er nach draußen und schloss die Tür. Ich hörte den Schlüssel im Schloss klirren, das Geräusch hallte als Echo durch den hohen, leeren Kirchenraum. Seine Schritte verklangen auf dem Kiesweg zur Hauptstraße. Ich war allein.

Die Fenster der kleinen Dorfkirche, die nun meine Arrestzelle war, ließen das Tageslicht des frühen Nachmittages nur gedämpft hinein, da die hohen und zu Ornamenten angeordneten Buntglasscheiben durch die längs der Außenwände gepflanzten Bäume beschattet wurden. Zwei oder drei Scheiben waren zerbrochen, so dass ein leichter Lufthauch durch den großen Raum zog. Zwischen den gesplitterten Resten rankten sich an einem Fenster hellgrüne Efeuschlingen.

Die Holzbänke, zu den Altarstufen ausgerichtet, verströmten einen leicht fauligen Geruch und mussten in ihren besten Zeiten gut einhundert Leuten Platz geboten haben, was für Lehenwies damals vollkommen ausreichend gewesen sein musste. Der Altar war ein augenscheinlich massiver Marmorblock, wobei ich mir nicht erklären konnte, wie ein solch großer Stein in das Innere der Kapelle hätte transportiert werden können. Das darüber ausgebreitete Tuch in dem ehemals samtenen Rot war verblasst. Einst hatte wohl über all dem ein großes Holzkreuz mit der Jesusfigur gehangen, doch die Stahlseile der Befestigungen waren gerissen und das Kruzifix heruntergefallen.

Der Kopf des gekreuzigten Heilands lag abgetrennt und abseits von den übrigen Trümmern am Fuß der drei Stufen, welche zu dem Podest hinauf führten. Mir schien es, als ob die hölzernen Augen mir einen strafenden Blick zuwarfen.

Es waren an den Wänden, jeweils zwischen den hohen Fenstern, wohl ehemals einige weitere Heiligenfiguren angebracht gewesen, denn ich konnte die sich abzeichnenden Formen auf dem angegrauten Wandputz erkennen. Mir persönlich war es ganz recht, dass sie entfernt worden waren, denn sonst hätte ich mich hier bestimmt von allen Seiten beobachtet gefühlt. Hinter dem Altar war seitlich eine Gittertür zu sehen, die vermutlich zur Treppe des kleinen Glockenturms der Kapelle führte. Ich machte mir nicht die Mühe zu überprüfen ob sie noch geöffnet werden konnte - die Kirche war klein und mit Sicherheit gab es keinen anderen Ausgang als durch das verschlossene Haupttor.

Mit einem resignierten Seufzen ließ ich mich auf einer der hölzernen Bänke nieder. Erst jetzt bemerkte ich das leichte Zittern, welches meinen gesamten Körper durchzog. Es lag weniger an der Kühle, die in diesem Raum herrschte, sondern viel mehr an meinen Nerven. In den Augen des auf dem Boden liegenden Holzkopfes sah ich den starren Blick des erschossenen Wernherr. Ich schüttelte heftig meinen Kopf, um dieses Bild aus meinen Gedanken zu vertreiben, doch es nützte kaum etwas.

Ich war nicht religiös, kaum jemand aus meiner oder aus der vorherigen Generation war das gewesen. Der Glaube an eine übernatürliche Kraft, eine göttliche Ordnung oder gerechte Allmächtigkeit passte nicht in eine Zeit, in welcher der Mensch sich durch den Einsatz technischer Mittel beinahe selbst in eine Position erhoben hatte in der er in der Lage war, seine Welt nach eigenem Belieben zu formen und zu beherrschen. Gott und die Kirche waren Relikte einer Epoche, in der die Menschen den Launen der Natur und der Umwelt ausgeliefert waren und deswegen um einen höheren Beistand flehen musste. Ich wusste, dass es diese höhere Instanz nicht geben konnte. Deswegen versuchte ich es erst gar nicht mit einem Gebet, selbst wenn mir die entsprechenden Worte eingefallen wären. Um dem Blick der Holzfigur auf dem Boden zu entgehen wandte ich mich in meiner Position um und drehte mich zu der verschlossenen Holztür des Kapelleneingangs.

Grapow war sicher zu seinem Offizier zurückgekehrt, der wohl damit beschäftigt war meine Freunde auszuhorchen. Ich hoffte dass es dem Fähnrich möglich wäre, den Leutnant zu beruhigen, damit ihnen ebenfalls nichts geschehen würde. Mir blieb nichts anderes übrig als abzuwarten.

Wie lange würde es dauern, bis Feldmann mit dem Verhör fertig war? Was würden Steffen, Peter und Frank ihm erzählen, womöglich unter vorgehaltener Waffe? Würden sie ihm jetzt auch von Thomas, Carola, Rebecca und Sebastian berichten? Ich schnaubte, ärgerlich über meine naiven Gedankengänge. Als ob sie überhaupt eine Wahl hätten! Ich traute es Feldmann zu, einem nach dem anderen von ihnen kaltblütig eine Kugel in den Kopf zu jagen und sich dabei vor Grapow auf das Kriegsrecht zu berufen.

Wenn es einen Gott gäbe... würde er so etwas zulassen?

Blödsinn! Wenn Gott existieren würde, wäre das alles nicht geschehen! Dann würde ich mich jetzt vermutlich auf die Prüfung zum zweiten Jahr vorbereiten und mich auf das Abendessen mit meinen Eltern freuen!

Ich wischte mir die aufsteigenden Tränen aus den Augen und setzte zu einem Fluch an, den ich jedoch an diesem Ort unwillkürlich unterdrückte. Solche Gedankenspiele brachten mich nicht weiter und waren nichts als Zeitverschwendung. Stattdessen versuchte ich mich wieder auf meine gegenwärtige Situation zu konzentrieren, mich darauf vorzubereiten Leutnant Feldmann gegenüber zu treten, wenn er mit Grapow wieder hier auftauchte.

Was würde er mir vorwerfen? Vermutlich Mord an seinem Gefreiten. Ich würde mich auf Notwehr berufen und den Tod von Wernherr als Unfall darstellen. Hätte er nicht das Gewehr an sich gerissen, wäre er noch immer am Leben. Ich hatte an der Leiche nichts verändert, ich war nur dort gestanden bis die anderen aufgetaucht waren. Alle Indizien sprachen für mich. Wie könnte Feldmann mir daraus einen Strick drehen? Die versuchte Vergewaltigung durch seinen Soldaten könnte er wohl kaum mit dem seiner Ansicht nach geltenden Kriegsrecht rechtfertigen!

Konnte er sich überhaupt auf das Kriegsrecht berufen? Ich massierte mir die schmerzende Stirn während ich darüber nachdachte. Bestand das Kriegsrecht nicht erst beim Angriff einer feindlichen Macht auf das Land oder die Bündnispartner? Musste es nicht von der Regierung offiziell erklärt oder ausgerufen werden? Ich hatte absolut keine Ahnung von der Materie... Resigniert ließ ich schließlich die Hände wieder in den Schoß sinken. Es spielte überhaupt keine Rolle. Feldmann hatte seine Pistole und den höchsten Rang, damit erübrigte es sich die Sache vom juristischen Standpunkt aus zu betrachten.

Wer sollte ihn denn vor Gericht stellen wenn er sich in seinem Wahnsinn dazu entschloss, uns alle einfach zu erschießen? Es existierte gar keine Gerichtsbarkeit mehr. Hier galt allein das Recht des Stärkeren.

Grapow schleppte schwere Gewissensbisse mit sich herum, aber er würde seinem Offizier gehorchen... er würde ihm gehorchen müssen oder er würde von ihm selber erschossen werden!

Wie man es auch drehte und wendete - mein Schicksal lag in der Hand eines durchgedrehten Leutnants.

Ich saß in der Scheiße.

Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit über meine Grübeleien vergangen war. Irgendwann schreckte ich jäh aus meinem Dämmerzustand des Nachdenkens hoch, als ich knirschende Schritte auf dem Kies vor dem Tor der Kapelle hören konnte. Es waren auch Stimmen zu vernehmen, aber das dicke Holz dämpfte die Worte, so dass ich nichts von der Unterhaltung verstehen konnte. Für einen Moment wollte ich aufstehen und hinübergehen, mein Ohr an das Tor legen um wenigstens ein Stück des Gesprächs draußen mitzuhören, aber ich ließ mich sofort wieder auf meinen Platz auf der Bank zurücksinken. Was spielte es für eine Rolle, was dort gesprochen wurde? Es würde nicht mehr lange dauern, dann würden sie zu mir kommen oder mich hier herausholen. Bis dahin war ich am Leben - und hier drinnen am sichersten.

Vor dem Tor standen offenbar mehrere Leute, den Stimmen nach mehr als nur zwei. Feldmann und Grapow waren also nicht allein gekommen. Ich fühlte ein wenig Mut in mir aufsteigen, denn vor Zeugen würden sie mich vermutlich kaum erschießen. Außer... außer, dass die anderen von Feldmann ebenfalls unter Arrest gestellt worden wären...

Ich erschrak über meine Gedanken, aber nicht so sehr wie ich über das plötzliche Scheppern des Schlüssels im Türschloss erschrak. Das Tor wurde geöffnet und helles Tageslicht drang in den Gebetsraum. Grapow stand an der Türschwelle, das Schnellfeuergewehr über die Schulter geworfen, die rechte Hand jedoch am Griff in der Nähe des Abzugs. Fragend blickte ich ihn an, ohne ein Wort zu sagen.

"Mitkommen!" befahl er mir, aber mit einem freundlichen Unterton in der Stimme. "Langsam gehen, keine Dummheiten, dann können Sie auch Ihre Hände unten lassen."

Ich nickte stumm und erhob mich langsam, um zur Tür und neben ihm vorbei auf den gekiesten Vorplatz der Kapelle zu treten. Im hellen Licht musste ich blinzeln. Es waren, dem Sonnenstand nach zu urteilen, noch einige Stunden bis zur Abenddämmerung.

"Vorwärts, und hinüber zum Pfarrhaus" wies mich Grapow an. Ich ging wieder vor ihm, seine Hand auf dem linken Schulterblatt spürend, über die Straße zu der offen stehenden Eingangstür.

Außer uns war niemand zu sehen, die anderen waren wohl in das Haus gegangen. Je näher wir der Eingangstür kamen, desto schwerer fiel mir der jeweils nächste Schritt. Trotz seiner Waffe fühlte ich mich in Grapows Nähe sicher, ich wusste irgendwie, dass er sich strikt an die Vorschriften halten würde, wohingegen ich keine Ahnung hatte was mich dort drinnen wohl erwartete.

"Was passiert jetzt mit mir?" fragte ich, ohne den Kopf zu drehen.

"Weitergehen" sagte der Fähnrich nur ruhig. Anscheinend war es ihm wohl untersagt, mit seinem Gefangenen zu sprechen. Ich schritt weiter voran und tröstete mich mit dem Gedanken, dass mich Feldmann, hätte er sein Todesurteil über mich schon gefällt, wohl direkt an die Hauswand gestellt hätte, anstatt mich zunächst in das Gebäude bringen zu lassen.

Im Pfarrheim war es ebenso kühl wie in der Kapelle. Die Wände waren aus einem ähnlich dicken Mauerwerk errichtet worden, welches sich in der Frühjahrs-sonne nur langsam erwärmte. Grapow dirigierte mich mit leichtem Druck seiner Hand zur ersten Tür auf der rechten Seite des schmalen Gangs, welche einen Spalt weit offen stand. Sobald wir über die Schwelle getreten waren hielt er mich an und ich konnte spüren, wie er hinter mich Haltung annahm.

"Der Gefangene, Herr Leutnant!" Beim Klang seiner plötzlich lauten Stimme an meinem rechten Ohr zuckte ich unwillkürlich zusammen.

Das Mobiliar des Zimmers, vermutlich das Arbeitszimmer des Pfarrers, war offensichtlich umgestellt worden und ähnelte nun eher einem Verhandlungsraum. Feldmann schien sich hier also für ein improvisiertes Kriegsgericht entschieden zu haben was zu der Art, wie ich ihn kennengelernt hatte, wie die Faust aufs Auge passte. Der Schreibtisch, hinter dem er regelrecht thronte, stand vor den beiden zur Straßenseite liegenden Fenstern. In einer Entfernung von knapp zwei Metern stand ein einzelner Stuhl, der vermutlich meine Anklagebank darstellen sollte. An der Rückwand des Raumes, gleich neben einem wurmstichigen Aktenschrank, stand ein weiteres, ungleiches Stuhlpaar, auf denen Steffen und Peter platziert worden waren.

Angesichts dieses platten Szenarios hätte ich laut auflachen können. Hier wurde Gericht gespielt, aber doch sicherlich nicht mit dem Zweck die Wahrheit zu ergründen. Feldmann hatte sich als Offizier auch noch in den Stand eines Militärrichters erhoben. War diesem Mann denn überhaupt nichts zu peinlich? Was für eine Farce!

Sein Gesicht zeigte wie immer keine erkennbare Regung als er mich wortlos musterte, so als ob er mich seit Wochen nicht gesehen hätte. Ganz offensichtlich wollte er hier die Rolle in all ihren Facetten spielen.

"Setzen Sie sich!" wies er mich an.

Grapow führte mich zu dem Stuhl vor dem Schreibtisch, um dann zur Tür zu treten, diese leise zu schließen und sich davor als Gerichtswache zu postieren. Seine Mine war unbewegt, aber ich konnte es an seiner Haltung erkennen, dass er sich innerlich wohl ebenso über das alles hier mokierte wie ich es tat - wenn vermutlich auch aus anderen Gründen. Feldmann zog ein vorbereitetes Blatt Papier zu sich heran und griff mit der rechten Hand einen Schreibstift.

"Name?" fragte er, den Blick auf das Papier gerichtet.

"Matthias" gab ich zur Antwort.

"Ich habe nach dem Namen gefragt, nicht nach dem Vornamen!" bellte es vom Schreibtisch zu mir herüber.

"Birkner, Matthias" sagte ich. Ich hatte genug von dieser Show. In mir regte sich Widerwillen. Es war doch völlig egal, was hier gesagt oder aufgeschrieben wurde! Das Ergebnis stand doch schon fest! Von diesem Kerl wollte ich mich nicht vorher auch noch demütigen lassen!

"Was soll dieses ganze Theater hier?" schob ich, meine Wut unter Kontrolle haltend, in möglichst ruhigem Tonfall hinterher.

Feldmann erstarrte in seiner Bewegung.

"Sie kennen mich" fuhr ich fort, "Sie waren es, der meine Festnahme befohlen hat. Sie spielen hier den Staatsanwalt und den Richter in einer Person. Wer, außer Ihnen, wird Ihr Protokoll wohl jemals durchlesen?"

Feldmann hob langsam den Kopf und legte den Stift zur Seite. Kein einziger seiner Gesichtsmuskeln bewegte sich. In seinen Augen sah ich hingegen seine Wut funkeln.

"Also schön, wie Sie es wünschen" sagte er mit ruhiger, kalter Stimme und starrte mich an. "Kürzen wir die Verhandlung also ab und kommen gleich zur Sache." Er stand von seinem Platz auf, in die Rolle des Anklägers schlüpfend, ging um den Tisch herum und stellte sich direkt vor mich hin. Sein Kopf beugte sich zu mir herunter, um einen direkten Blickkontakt erzwingen zu können. "Sie haben vor wenigen Stunden einen Soldaten meines Trupps mit seinem Gewehr erschossen! Zwei Treffer, davon ein Kopfschuss und ein Schuss in den Hals. Eine perfekte Hinrichtung. Leugnen Sie Ihre Tat?"

"Ja, genau das tue ich!" Ich konnte mich nicht mehr zusammenreißen. "Ihr Mann war im Begriff, ein Sexualverbrechen zu verüben! Ich habe ihn daran gehindert! Die Schüsse lösten sich als er mir seine Waffe, die ich vom Boden aufgehoben hatte, aus der Hand zu reißen versuchte! Hätte er damit Erfolg gehabt, hätten Sie ihn anschließend genauso wie mich

jetzt abgeurteilt? Wegen Körperverletzung, Vergewaltigung und Mord an einem unbewaffneten Zivilisten?!"

Keuchend hielt ich inne. Feldmanns Gesicht war aschgrau geworden.

"Sie lügen!" zischte er. "Ich habe während Ihrer Zeit in der Zelle alle anwesenden Personen befragt, einschließlich der fraglichen Dame! Sie hat keinerlei derartigen Vorgänge erwähnt!"

"Es ist vielleicht schwer etwas zu beobachten wenn dies durch den schwabbeligen Rücken eines Soldaten verdeckt wird, welcher sich gerade erst die Hose zugeknöpft hat!" gab ich kochend vor Wut zurück. "Und es könnte sein, dass das Erinnerungsvermögen getrübt wird, falls der befragten Person während des Verhörs eine Pistole unter die Nase gehalten wird!"

Ich sah, wie bei diesen Worten Feldmanns Hand zum Gürtel über dem Holster seiner Waffe wanderte. Hinter mir ertönte ein scharfes Zischen, als Peter oder Steffen die Luft ruckartig einsog.

"Was wollen Sie damit andeuten?" zischte er tonlos.

"Dass ich Sie, Herr Feldmann, für derzeit nicht in der Lage halte, ein Urteil auf der Grundlage von Fakten fällen zu können!" Ich wunderte mich über meine eigene Kaltschnäuzigkeit, mit der ich diese Worte dem Offizier entgegen schleuderte.

Feldmann streckte seinen Oberkörper in die Senkrechte.

"So, das zweifeln Sie an" gab er gedehnt zurück, die rechte Hand nach wie vor über der Pistole platziert. "Sind Sie etwa psychologisch geschult, um das beurteilen zu können?"

"Nein" gab ich zurück, "aber gegenwärtig ist meiner Meinung nach dazu auch keinerlei medizinische Vorbildung erforderlich!"

Der Leutnant stand wie ein Standbild da, aber ich konnte spüren wie er in seinem Inneren den Siedepunkt erreichte. Es war mir gleichgültig. Ich wollte mich diesem Irren und seinem Willen nicht beugen.

"Und an welchen Beobachtungen machen Sie dies fest?" fragte er kalt. Ich blickte ihm, auch wenn es mich einige Überwindung kostete, in die Augen. "An der Tatsache, dass Sie keinerlei Argumenten zugänglich sind" gab ich ihm zur Antwort, "und daran, dass Sie ganz offensichtlich nicht in der Lage sind, die selbst beobachtete Situation angemessen zu bewerten."

Für einen Moment herrschte absolute Stille im Raum. Dann wandte sich Feldmann ruckartig um und ging mit steifen Schritten hinter den aufgestellten Schreibtisch zurück, ohne sich allerdings wieder auf den Stuhl zu setzen. Er musterte mich abschätzig.

"Ich verstehe" sagte er plötzlich mit einer süßlichen, sanften Stimme. "Sie plädieren also darauf, dass Gefreiter Wernherr die Situation selbst herbeigeführt und somit seinen Tod, der selbstverständlich nichts weiter als ein tragischer Unfall war, dadurch verschuldet hat?"

Irgend etwas warnte mich vor der Veränderung, die sich dieser Offizier plötzlich selbst verordnet hatte. Gab es eine Steigerung von Wahnsinn, eine neue Stufe, die Feldmanns Geist gerade erklommen hatte?"

"Genauso ist es" antwortete ich mit möglichst ruhiger Stimme.

"Dann hatten Sie zuvor niemals eine Waffenausbildung durchlaufen?" schob der Leutnant zuckersüß hinterher. "Sie haben nie gedient, waren niemals Mitglied in einem Schießverein? Sie haben niemals zuvor eine Waffe auch nur in der Hand gehalten? Verstehe ich Sie da richtig? Sie wissen also gar nicht, wie man mit einem Gewehr umgeht?"

Worauf wollte der Mann hinaus? Ich sah ihn herausfordernd auf mich hinab blickend, auf seinen Fersen hin und her wippend, vor mir stehen. Was heckte er hinter seiner hohen Stirn gerade aus?

"Ich habe nie zuvor etwas gefährlicheres in der Hand gehalten als ein Küchenmesser" gab ich zur Antwort. "Waffen, seien es Gewehre oder Pistolen, sind mir ausschließlich aus Filmen bekannt."

"Soso..." erwiderte Feldmann, mich ununterbrochen beobachtend, mit künstlich gedehntem Tonfall. Plötzlich zog sich ein Grinsen in sein sonst maskenartiges Gesicht, was mich mehr erschreckte als jede Fratze.

"Wissen Sie..." fuhr er nun fast genüsslich fort, "Sie unterstehen gemäß geltendem Kriegsrecht mir als einziger judikativer Instanz. Gleichgültig, ob Sie mein Urteilsvermögen in Zweifel ziehen oder nicht. Und für die Wahrheitsfindung steht es mir frei, mögliche investigative Maßnahmen oder Tests anzuordnen und durchzuführen."

Subtiler dürfte es wohl kaum möglich sein, jemandem mit Folter zu drohen! dachte ich bei mir. Gleichzeitig schwand die Kaltschnäuzigkeit in mir allmählich auf einen kläglichen Rest zusammen. Eine standrechtliche Erschießung... damit hatte ich mich abgefunden. Was aber hatte dieser Teufel in Uniform jetzt noch mit mir vor?

"Dann sollte Ihnen bekannt sein, dass die Anwendung von solchen Maßnahmen nicht gerade dienlich ist, wenn Sie tatsächlich die Wahrheit herausfinden und nicht nur Ihre eigene Meinung bestätigt sehen wollen" gab ich zurück, um Gelassenheit bemüht, während sich in meinem Hals jedoch ein dicker Kloß bildete.

"Wo denken Sie hin" sagte Feldmann, immer noch zuckersüß zu mir. "Fähnrich Grapow hier wird Ihnen sicher bestätigen können, dass die

Nutzung bestimmter Verhörmethoden in Kriegszeiten durchaus legitim ist, wenn sie ein völkerrechtlich definiertes Ausmaß nicht überschreitet."

Er wandte sich dem an der Tür stramm stehenden Grapow zu.

"Fähnrich, führen Sie die Zivilisten vor das Haus" befahl er in scharfem Tonfall. "Jeder Fluchtversuch einer oder mehrerer Personen wird ohne weitere Vorwarnung mit scharfem Schuss gestoppt, verstanden?"

"Jawoll, Herr Leutnant!" würgte Grapow mühsam hervor und zog sich pflichtgemäß das Schnellfeuergewehr von der Schulter.

"Folgen Sie mir" forderte Feldmann mich nun wieder süßlich auf. Er öffnete die Tür und verließ das Zimmer, ohne sich noch einmal umzudrehen. Grapow bezog neben der geöffneten Tür Stellung, um unseren Abmarsch zu überwachen. Beim Aufstehen warf ich einen Blick zu Steffen und Peter hinüber. Beide wirkten bleich und mitgenommen, ob dies jedoch von der gerade eben stattgefundenen Verhandlung oder einem vorangegangenen Verhör herrührte konnte ich nicht sagen. Vermutlich machte ich auf sie keinen wesentlich besseren Eindruck. Jeder von uns fragte sich wohl im Stillen, was genau Feldmann eigentlich mit uns vorhatte. Unter dem Blick des Fähnrichs wagte es allerdings keiner von uns, auch nur ein Wort zu sprechen.

Grapows Augen erinnerte mich an etwas. In Vorübergehen sah ich darin ein Gemisch aus Angst, Verzweiflung und Schuld. Seine Unterlippe schien leicht zu zittern... als ob dieser Mensch mehr als wir selbst unter der Situation litt, in der wir uns befanden. Während wir vor das Haus traten begann ich mich zu fragen, was wohl schlimmer sein mochte: das Opfer eines Wahnsinnigen zu werden oder diesen aus Außenstehender ertragen zu müssen.

Kapitel 22

Feldmann erwartete uns, ungeduldig auf den Fersen wippend. Er wies Fähnrich Grapow an, Steffen und Peter sich sofort an der Wand neben der Haustür aufstellen zu lassen. Dann befahl er mir, mich neben ihn zu stellen. In seiner linken Hand hielt er Wernherrs Sturmgewehr am Lauf, die rechte Hand ruhte wie zuvor am Gürtel knapp oberhalb des Holsters. Noch immer zeigte sein Gesicht das höhnische Grinsen, bei dem der linke Mundwinkel nach oben gezogen war während der rechte unbewegt in der Horizontalen verharrte. Unvermittelt streckte er plötzlich den linken Arm nach vorne und hielt mir das Sturmgewehr vor die Nase.

"Erkennen Sie dies als die Waffe wieder, mit der Sie vor kurzem den Gefreiten Wernherr erschossen haben?" fragte er. Seine Stimme hatte nun den üblichen, schneidend-kalten Tonfall angenommen.

"Nein" erwiderte ich und wieder spürte ich den Zorn in mir aufflammen. "Dies ist das Gewehr des Gefreiten Wernherr, welches er mir aus der Hand gerissen und sich dabei selbst getötet hat!"

Der spöttisch hochgezogene, linke Mundwinkel des Leutnants sank für einen Sekundenbruchteil um ein, zwei Millimeter nach unten, bevor er seinem Gesicht befahl, ihn wieder nach oben zu ziehen.

"Können Sie dieses Gewehr bedienen?" stellte er unbeirrt die nächste Frage.

"Nein" gab ich zur Antwort. "Ich habe die Waffe in der Hand gehalten, ohne darin unterwiesen worden zu sein. Ich beherrsche den Umgang mit dieser Waffe nicht."

Worauf wollte er nur hinaus? Ich erklärte Feldmann nichts, was er nicht schon wissen musste, also versuchte er mich wohl in irgend einer Weise aufs Glatteis zu führen.

"Nehmen Sie es!" befahl er mir.

Ich blickte ihn verständnislos an.

"Nehmen Sie dieses Gewehr!" wiederholte er den Befehl in schärferem Ton als zuvor. Ich griff den Lauf knapp unterhalb seiner Hand, die er sofort darauf zurückzog. Das Gewicht der Waffe, nun allein von mir gehalten, zog meinen Arm ein Stück nach unten.

"Halten Sie das Gewehr nun in der gleichen Position und in der exakt gleichen Art und Weise, mit der sie dem Gefreiten Wernherr kurz vor dessen Tod gegenüber standen!" schnarrte Feldmann.

Ich zog es auf Hüfthöhe, griff mit der rechten Hand den Kolben beim Abzug und mit der linken am Schaft unterhalb des Gewehrlaufs. Leicht schräg zum Leutnant gerichtet, stand ich unschlüssig da.

"Wollen Sie mich verarschen?" brüllte Feldmann mit überschlagender Stimme in mein Ohr. "So sind Sie nicht Wernherr gegenüber gestanden! Selbst wenn er Ihnen das Gewehr entrissen hätte, hätten Sie ihn niemals damit treffen, geschweige denn erschießen können!"

Das Blut pochte schon wieder in meinen Adern. Dieser Mensch trieb mich zur Weißglut.

"Sie haben mir nicht gesagt, wohin ich das Gewehr richten soll!" rief ich nun selber aufgebracht. "Sagen Sie es mir gefälligst, ehe Sie mich hier anbrüllen!"

Der linke Arm streckte sich der Hauswand des Pfarrheims entgegen.

"Dorthin!" kam es kalt und leise aus Feldmanns Mundwinkel.

Ich folgte seinem Zeigefinger und sah in die Richtung von Steffen und Peter. Ich begann zu ahnen, was er beabsichtigte.

"Nein" sagte ich fast flüsternd.

Nur eine gefühlte Sekunde später hörte ich ein leises Klicken, als Feldmann seine nun plötzlich auf meinen Kopf gerichtete Pistole mit einem Druck seines Daumens entscherte.

"Dorthin!" wiederholte er in exakt dem gleichen Tonfall. Das Grinsen auf seinem Gesicht schien wie in Stein gemeißelt.

Langsam drehte ich mich um knapp neunzig Grad im Uhrzeigersinn, bis ich meinen Freunden gegenüber stand. Die Entfernung zwischen uns betrug nicht mehr als zwei oder drei Meter. Ich sah ihre Gesichter mir kalkweiß entgegen starren. Schräg zwischen uns stand Grapow, sein Schnellfeuergewehr in den Händen, den Lauf leicht nach unten geneigt, mit panischem Gesichtsausdruck jeden von uns beobachtend.

Ich drehte den Kopf und sah dem Leutnant in die Augen. Ich wusste, ehe er den Mund öffnete, was er als nächstes sagen würde.

"Und jetzt betätigen Sie den Abzug!"

Die Welt begann sich langsam um mich zu drehen, nur meine nähere Umgebung verharrte in einem toten Punkt, genauso wie es in dem Raum gewesen war nachdem Wernherr vor meinen Augen zu Boden sank. Ich konnte spüren wie sich Schweiß in dicken Tropfen auf meiner Stirn zu sammeln begann und seitlich an meinen Augenbrauen nach unten rann. Fahrig schüttelte ich, völlig verzweifelt, den Kopf.

"Nein" flüsterte ich.

Feldmanns Zeigefinger bewegte sich, zog den Abzug der Pistole nach hinten, bis er kurz vor dem Auslösepunkt inne hielt.

"Schießen Sie!" flüsterte er. "Na los! Wenn Sie noch nie in ihrem Leben mit einem Gewehr geschossen haben, kann absolut nichts passieren!"

Er log mich an. Auf diese kurze Distanz konnte der Rückstoß eines Gewehrs noch so stark ausfallen, es wäre in dieser Position unmöglich, einen meiner beiden Freunde nicht mit dem Geschoss zu treffen.

"Tun - Sie - es!" Feldmanns Flüstern war für mich kaum zu vernehmen. Jede Silbe der Worte wurde durch ihn einzeln artikuliert. "Ich habe keine Bitte an Sie gerichtet, sondern einen Befehl! Tun Sie es jetzt, oder ich erschieße Sie auf der Stelle. Ich werde mich nicht wiederholen!"

Warum konnte jetzt die Zeit nicht still stehen, wie vor ein paar Stunden? Warum konnte mir nicht jetzt rasend schnell eine Lösung einfallen, wie wir alle zusammen hier mit heiler Haut herauskommen sollen? Mein Kopf fühlte sich so leer an! Ich konnte keinen Gedanken fassen! Ich wusste nur eines: dass ich meine Freunde niemals erschießen würde. Niemals! Und ebenso wenig wollte ich mich von diesem durchgeknallten Offizier auf dieser Straße hinrichten lassen. Diesen Rest an Würde, den würde ich mir bewahren.

Und dann... plötzlich füllte wieder eine kalte Gewissheit meinen Körper als ich begriff, dass es für all das hier nur eine einzige Lösung geben konnte. Es wurde mir klar, was ich zu tun hatte.

Ich drehte langsam und unendlich mühsam meinen Kopf zurück. Das Gesicht des Fähnrichs glitt an meinen Augen vorbei. Er wirkte so, als würde er jeden Moment in Ohnmacht fallen. Dann sah ich nur noch die Gesichter von Peter und Steffen vor mir. Ich schluckte, meine Hände verkrampften sich um die Waffe. Ich fühlte wie mir die Tränen in Strömen über das Gesicht rannen.

"Es tut mir so leid, hört Ihr?" drang es krächzend aus meiner Kehle, als ich den beiden in die Augen sah. "Es tut mir leid!"

Was folgte dauerte nur einen Sekundenbruchteil. Ich riss den Kolben des Sturmgewehrs auf den Boden, ließ mich auf die Knie fallen, schloss die Augen, presste das Ende des Laufs mit aller Kraft fest unter das Kinn und drückte den Abzugsbügel durch.

Ich hörte das metallische Klicken des Bolzens. Aber ich hörte keinen Knall mehr, ich verspürte kein Rucken des Kolbens. Kein Eindringen des Projektils in meinen Kopf.

Ich hätte nie gedacht dass es so schnell und so einfach war, sich selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Unendliche Erleichterung durchfloss mich.

Es war vorbei.

Ein weiteres, scharfes Klicken ertönte neben mir und riss mich aus dem kurzen Moment meiner Seligkeit zurück in die Gegenwart.

"Keine Bewegung!" hörte ich eine Stimme. Sie gehörte nicht Feldmann. Mein Gehirn benötigte einige Sekunden ehe ich realisierte, dass soeben Fähnrich Grapow gesprochen hatte.

Ich öffnete wieder die Augen und sah an der Hauswand vor mir Steffen und Peter, mit dem Rücken gegen das Backsteinmauerwerk gedrückt. Mit ausgestrecktem Arm hinderte Steffen Peter daran sich loszureißen und zwang ihn, in seiner Position zu verharren. Ihre beiden Gesichter waren unbeschreiblich - eine einzige Maske des Horrors und der puren Verzweiflung.

Schräg vor mir stand Grapow, das Gewehr zielend erhoben. Der Lauf seiner Waffe wies... an mir vorbei?

"Lassen Sie sofort Ihre Waffe fallen, Herr Leutnant!" hörte ich ihn mit leicht zitternder Stimme sagen.

Erst jetzt begriff ich langsam, dass ich noch am Leben sein musste. Ich begann schmerzhaft die Stelle am Kinn zu fühlen, an die ich noch vor wenigen Sekunden den scharfen Rand des Gewehrlaufs gepresst hatte. Warum war ich nicht tot? Ich hatte mich doch erschossen?

Grapow trat neben mir vor und damit einen halben Schritt an mir vorbei, weiterhin die Waffe in schussbereiter Position haltend.

"Lassen Sie sie fallen!" schrie er.

Das war surreal! Was passierte hier? War die ganze Welt um mich mit einem Mal plötzlich verrückt geworden? Ich drehte meinen Kopf, wie in einer inneren Zeitlupe gefangen, um hinter mich zu blicken.

Nur einen Meter hinter mir stand Feldmann. Sein Gesicht zeigte kein Grinsen, auch nicht die sonst übliche maskenhafte Entschlossenheit. Es wirkte als ob alle seine Gesichtsmuskeln zugleich beschlossen hatten, sich in völlig unterschiedliche Richtungen zu verziehen. Noch nie im Leben hatte ich einen Menschen mit einem solchen Gesichtsausdruck gesehen. Er starrte mich an, als wäre ich ein Gespenst. Sein Arm mit der Pistole war nach unten gerichtet, ohne gänzlich schlaff von seiner Seite herab zu hängen.

Grapow war gerade im Begriff, einen weiteren Schritt vorwärts zu gehen, als sich Feldmann allmählich aus seiner Starre löste. Langsam öffnete sich seine Hand, die Pistole entglitt seinen Fingern und fiel, dumpf auf dem zerfurchten Straßenasphalt aufschlagend, zu Boden. Mit seltsam anmutender Langsamkeit drehte er seinen Kopf zu Grapow, das Gesicht immer noch zu einer Fratze absoluter Verständnislosigkeit verzerrt.

"Treten Sie jetzt zwei Schritte zurück und nehmen Sie die Hände hoch!" befahl ihm Grapow, während er langsam seine Fassung zurückgewann.

Feldmann gehorchte, immer noch mit einem verständnislos starrendem Gesichtsausdruck.

Ohne den Blick oder das Gewehr von ihm abzuwenden folgte Grapow dem Leutnant, bückte sich und hob die auf dem Boden liegende Pistole auf. Etwas ungelenk sicherte er sie mit der linken Hand, ehe er sie mit dem Lauf voran in seinen Gürtel klemmte.

"Was tun Sie da, Grapow?" stieß Feldmann tonlos hervor. "Wissen Sie überhaupt, was Sie da machen?"

Ich sah den Adamsapfel wild über die Kehle des Fähnrichs tanzen.

"Ich bin mir vollkommen im Klaren darüber was ich tue, Herr Leutnant" stieß er hervor. "Sie haben soeben gegen die Statuten acht bis zwölf der Konvention zum Schutz der Zivilbevölkerung in Kriegszeiten verstoßen. Sie sind hiermit festgenommen."

"Ich bin Ihr diensthabender Offizier, Grapow" bellte ihn Feldmann, sich allmählich wieder zusammenreißend, wütend an. "Sie widersetzen sich soeben meinem Befehl! Das ist Hochverrat!"

Das bleiche Gesicht des Fähnrichs stand in einem merkwürdigen Farbkontrast zu dem sich dunkelrot färbenden Teint des Leutnants. Dann begann Grapow zögernd, aber zunehmend entschlossen, seinen Kopf zu schütteln.

"Nein, Herr Leutnant" entgegnete er. "Durch den Verstoß gegen Ihre eigenen Befehle haben Sie Ihre Befehlsgewalt verwirkt." Seine Stimme wurde langsam fester, als würde er aus dem Kopf heraus den Passus des entsprechenden Gesetzestextes zitieren. "Es steht Ihnen nicht zu Befehle zu erteilen, welche gegen die Statuten des Völkerrechts oder des Soldatenrechts verstoßen. Die Ihnen unterstellten Soldaten sind deswegen berechtigt, entsprechend rechtswidrig erteilte Befehle nicht zu befolgen und im begründeten Fall Ihnen die Befehlsgewalt zu entziehen. Sie sind in diesem Fall vor der nächst höheren Instanz anzuklagen und dieser zu überstellen."

Feldmanns Gesicht verlor die Farbe und wurde aschfahl.

"Genau das ist es, was ich tun werde" schloss Grapow sachlich seine Erklärungen ab.

"Das können Sie nicht machen" stieß Feldmann tonlos hervor.

"Sie stehen unter Arrest" stellte Grapow klar. "Gehen Sie hinüber zur Kapelle und betreten Sie den Gebetsraum. Zwingen Sie mich nicht dazu, durch einen unüberlegten Fluchtversuch auf Sie schießen zu müssen."

Seine Stimme klang jetzt klar, nüchtern, entschlossen. Ich glaubte ihm aufs Wort, dass er sich exakt wie von ihm beschrieben verhalten würde.

Auch Feldmann schien sich dessen klar zu werden. Mit bleichem, unbewegtem Gesicht und erhobenen Händen drehte er sich langsam auf der Stelle um und schritt dann zu der Kapelle hinüber. Grapow folgte ihm in zwei Schritt Abstand, den Lauf des Schnellfeuergewehrs genau mittig auf den Rücken des Leutnants gerichtet. Wir anderen standen einfach nur an unserem Platz, unfähig uns auch nur einen Millimeter von der Stelle zu bewegen und beobachteten, wie der Leutnant die Kapelle betrat. Grapow trat vor, schloss das Tor hinter ihm und verriegelte es mit dem im Schloss steckenden Schlüssel. Dann sicherte er das Gewehr und schwang sich den Riemen der Waffe über die rechte Schulter, ehe er mit einer geradezu erleichtert wirkenden Miene zu mir herüberkam.

"Geben Sie mir bitte das Gewehr" sagte er und streckte die Hand aus. Völlig neben mir stehend erhob ich mich und reichte ihm die Waffe. Es war mir immer noch nicht möglich, die Ereignisse der letzten Minuten in eine verständliche Reihenfolge einzuordnen. Mit einem fachkundigem Blick überprüfte Grapow das Sturmgewehr.

"Sie haben in der Tat keine Ahnung von Waffen" sagte er dann ruhig und in einem freundlichen Tonfall zu mir. "Das Sturmgewehr war zwar entsichert, aber Sie haben es nicht durchgeladen."

Ich starrte immer noch fassungslos in das Gesicht des Fähnrichs. Der schien mein Verhalten allerdings falsch zu verstehen, denn er hielt mir die Waffe nun erneut unter die Nase.

"Sehen Sie hier" setzte er seine Erklärung fort und deutete mit dem Finger auf einen kleinen, seitlich des Schaftes liegenden Hebel, "wenn ein Magazin neu eingesetzt wird, muss die erste Patrone mit der Hand in den Gewehrlauf eingezogen werden." Er demonstrierte es, als wäre ich ein neuer Rekrut am ersten Tag der Grundausbildung. Mit einem Klicken rastete irgend etwas ein. Dann sicherte er wieder den Abzug und legte sich den Gurt über die andere Schulter.

"Sie haben wirklich vorgehabt, sich das Leben zu nehmen, nicht wahr?" fragte er mich dann leise. Ich nickte und kämpfte darum, meine Stimme unter Kontrolle zu bekommen.

"Ich wollte nicht meine Freunde töten" stammelte ich schließlich tonlos.

Grapow warf einen Blick über meine Schulter, als wäre er sich erst bei meinen Worten der Anwesenheit von Peter und Steffen wieder bewusst geworden.

"Bitte verzeihen Sie mir" rief er zu ihnen hinüber.

Als die beiden immer noch nicht reagierten trat er einen Schritt zurück und winkte Ihnen mit der erhobenen Hand demonstrativ zu. Es dauerte einen Moment, ehe sie sich zögernd in Bewegung setzten.

"Bitte verzeihen Sie mir" wiederholte Grapow und blickte uns mit einer sehr ernsten Mine an. "Ich habe in falsch verstandenem Gehorsam dem Leutnant gegenüber zu lange gezögert."

Ich konnte in seinem Gesicht einen Schatten vorüberziehen sehen. Er presste seine Lippen so fest aneinander, dass sie weiß anliefen.

"Ich hätte schon viel früher einschreiten müssen" stieß er hervor ehe er unvermittelt, von einem stummen Weinkrampf geschüttelt, auf seine Knie sank. Wir blickten uns nacheinander an. In unseren Gesichtern stand eine unendliche Müdigkeit geschrieben. Einer nach dem anderen von uns ließ sich dann langsam neben dem Fähnrich auf den von der noch knapp über den Baumwipfeln stehenden Sonne angewärmten Asphalt der Straße sinken. Steffen legte ihm vorsichtig seine Hand auf die Schulter, Grapow blickte mit tränenüberströmten Gesicht zu ihm auf. Auch ich bemerkte, wie ich wieder zu weinen begonnen hatte. Peter wischte sich ebenfalls mit dem Handrücken über das Gesicht.

Es war vorbei. Dieser Wahnsinn... ich fühlte mich so befreit. Ich wollte, dass Grapow aufhörte zu weinen. Ich war ihm so dankbar, dass er uns von der Tyrannei seines Vorgesetzten erlöst hatte. Aber alles was ich tun konnte, war mit Tränen in den Augen neben dem Fähnrich zu sitzen.

Irgendwo tief in meinem Inneren fing ich zu glauben, dass es vielleicht doch einen Gott geben könnte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis schließlich einer nach dem anderen von uns seine Fassung wieder zurück gewann. Der Himmel hatte bereits begonnen, sich in ein zartes Rot zu verwandeln. Die Sonne würde spätestens in einer Stunde untergehen.

"Wie geht es jetzt weiter?" fragte Peter, während er sich auf die Füße stemmte. "Was machen wir mit Feldmann?"

Auch Grapow kam wieder langsam auf seine Beine.

"Er steht unter dem Gefangenerecht. Ihm steht eine Versorgung sowie eine menschenwürdige Behandlung und eine rasche Anhörung vor der für ihn zuständigen Gerichtsbarkeit zu" zitierte er die Vorschriften aus dem Kopf. Dann blickte er uns ein wenig unterwürfig an. "Ich weiß, Sie haben keinerlei Grund mir zu vertrauen oder zu helfen" setzte er hinzu, "aber ich muss Sie um Ihre Hilfe bitten, damit ich die Regularien einhalten kann."

Steffen hatte sich nun ebenfalls erhoben und nickte.

"Was können wir für Sie tun?" fragte er und versuchte sich, trotz all der in den letzten Stunden durchlittenen Strapazen, in einem Lächeln.

"Nicht für mich, für den Gefangenen" präzisierte Grapow sachlich. "Ihm steht Verpflegung, Unterkunft und Zugang zu hygienischen Anlagen zu."

Ich fühlte mich schwach und saß immer noch auf dem Boden. Das alles hatte mir mehr zugesetzt, als ich gedacht hatte. Peter streckte seine Hand aus, um mir beim Aufstehen zu helfen.

"Wenn ich das vorschlagen darf" begann Steffen zögernd, "ich würde diesen Mann am liebsten erst einmal dort drinnen sitzen lassen." Er wies auf die hinter uns liegende Kapelle. "Er ist dort wesentlich besser und sicherer aufgehoben als in irgendeinem anderen Gebäude hier im Ort. Wir können Ihnen sicher etwas Verpflegung zur Verfügung stellen, aber so wie ich seinen Geisteszustand beurteile ist er für mich gestört und nicht zurechnungsfähig. Ich würde mich deswegen nicht sicher fühlen, wenn er irgendwo hier frei herumlaufen kann."

Grapow nickte zögernd.

"Ich würde Ihnen zustimmen" sagte er. "Haben Sie ein Gefäß für seine Notdurft, das wir ihm hineinreichen können? Und vielleicht eine Schale mit Wasser, um sich zu waschen? Er wird von mir Verpflegung und eine Decke aus seiner Ausrüstung erhalten. Ich... ich bin erschöpft, ich werde mir erst morgen überlegen wie ich weiter mit dem Leutnant verfahren kann..."

"Sicher" sagte Steffen zögernd.

"Danke." Grapow wirkte erleichtert.

"Wollen... wollen Sie mit uns kommen?" fragte Peter den Fähnrich. "Mit uns zu Abend essen?"

Grapow schüttelte den gesenkten Kopf.

"Ich danke Ihnen für das Angebot" gab er zur Antwort, "aber ich bin mir nicht sicher ob das eine gute Idee ist. Sehen Sie... die heutigen Vorfälle lassen mich... nicht gerade in einem guten Licht erscheinen." Er hob den Kopf wieder, um Peter anzusehen.

"Ich kann Ihnen oder Ihren Freunden nicht verübeln, dass Sie und ihre Freunde mir... besser gesagt, uns..." und er wies bei diesen Worten auf die kleine Kirche "derzeit nicht unbedingt freundlich gesonnen sind. Ich muss mir auch erst ein wenig darüber klar werden, wie es weiter geht und... ich würde deswegen besser vorerst nicht mit Ihnen kommen..."

"In Ordnung" ließ sich Steffen vernehmen. Mir fiel wieder sein Blick auf, mit dem er den Fähnrich prüfend musterte. Es war der gleiche Blick, den er auch mir in kritischen Situationen immer zugeworfen hatte. Offenbar versuchte er, den Zustand des Soldaten einzuschätzen.

"Wir werden heute noch einmal vorbeischaun... wenn das für Sie in Ordnung ist?" sagte er dann zu Grapow.

"Später vielleicht" bedankte sich Grapow mit der leichten Andeutung eines Lächelns auf dem Gesicht.

Wir nickten ihm zu, ehe wir uns auf den Weg die Straße hinunter zu Franks Haus machten. Die Stille, die mich umfing, war herrlich. Es war wunderbar die Vögel ihr Abendlied singen zu hören und die unglaublich frisch wirkende Luft einzuatmen. Noch nie zuvor war mir dieses Dorf, in seinem verfallenen Zustand, so wunderschön erschienen.

Ehe die Straße sich nach Links zog warf ich noch einen Blick zurück. Grapow hatte sich vor der Tür des Pfarramts, dessen einziger Bewohner er nun war, auf den Steinstufen niedergelassen und war offenbar damit beschäftigt, verschiedene Dinge seiner Ausrüstung zu durchsuchen und zu sortieren.

Ich blieb stehen, als mir plötzlich Steffens Worte über Thomas wieder durch den Kopf gingen, als er letztes Jahr bei der Feldarbeit mir dessen Lage und Probleme erklärt hatte. Grapow hatte, nachdem er sich dazu durchgerungen hatte sich gegen Feldmann aufzulehnen und ihn als Befehlsführenden abzusetzen, keinen guten Eindruck gemacht. Es fühlte sich irgendwie falsch an, ihn in dieser Situation allein zurückzulassen...

Steffen und Peter blieben neben mir stehen, aber wohl aus einem ganz anderen Grund. Peter legte mir seine Hand auf die linke Schulter und setzte an etwas zu sagen, aber Steffen kam ihm zuvor.

"Matthias" sagte er und griff mich bei der Rechten, "ich muss Dir für das, was Du heute getan hast, gleich in mehrfacher Hinsicht meinen Dank aussprechen. Als ich Dich an diesem ersten Tag kennengelernt hatte hätte ich mir nicht vorstellen können, was für ein Kerl in Dir steckt."

Er stockte kurz, nach den richtigen Worten suchend. Peter nutzte diese Gelegenheit.

"Mats, Du hast uns beiden vorhin das Leben gerettet. Als Du Dich zu uns umgedreht hattest, die Waffe in der Hand, habe ich ehrlich gesagt gedacht, dass es mit uns allen jetzt zu Ende geht. Mich hat dann fast der Schlag getroffen, als Du Dir plötzlich den Lauf an den Kopf gehalten hattest... Mit fehlen da jetzt genauso wie Steffen die Worte..."

Ich schüttelte heftig den Kopf.

"Nein, hört mir zu" sagte ich fest. "Wenn hier irgendwer uns das Leben gerettet hat, dann ist er das." Ich deutete zurück zu Grapow der, immer noch auf den Stufen sitzend, mit einem Ast Zeichen in den Staub und Sand der Straße zog, und mit seinen Gedanken an einem ganz anderen Ort zu sein schien.

"Ich sollte zurückgehen" fuhr ich fort. "Bitte, geht Ihr zu den anderen und organisiert die Sache, die er dem Leutnant hineinreichen muss. Und ich werde solange bei ihm bleiben. Ich glaube nicht, dass wir ihn jetzt allein lassen sollten."

Steffen musterte mich, aber auf eine gänzlich andere Art und Weise wie es in der vergangenen Tagen, Wochen und Monaten zwischen uns der Fall gewesen war. Schließlich nickte er.

"Ja, ich glaube Du hast Recht" sagte er dann zu mir. "Matthias, wir alle haben und vermutlich in der letzten Zeit gründlich verändert, aber keiner von uns so wie Du. Du bist gewachsen. Nicht körperlich, sondern in Dir drinnen." Er drückte mir ziemlich fest die Hand und schüttelte Sie einige Sekunden lang, ehe er seinen Griff wieder lockerte.

"Wir beeilen uns" sagte er dann. "Du solltest Dich ausruhen, aber ich zolle Dir noch mehr Respekt weil Du diese Entscheidungen triffst."

"Bis gleich" meinte Peter zu mir. "Pass auf ihn auf. Und auf Dich auch, ja?"

Ich sah ihnen noch ein paar Sekunden lang nach, wie sie weiter die Hauptstraße in Richtung Franks Haus entlang liefen. Dann drehte ich mich um und ging zu dem auf der Treppe sitzenden Fähnrich zurück.

Hatte ich vorhin noch gewusst was ich tun wollte, so wurde ich jetzt mit jedem Schritt, der mich näher zu Grapow führte, unsicherer. Was sollte ich jetzt machen? Was für eine Hilfe würde Grapow hier, in seiner gegenwärtigen Lage, vielleicht brauchen? Und könnte ich ihm überhaupt in irgend einer Art und Weise helfen?

Er sah nicht auf als ich bei ihm ankam und malte immer noch mit dem Stock Kreise in den Sand. Langsam, bedächtig, fast einen perfekten Radius zeichnend, schien er mich gar nicht zu bemerken. Ich stand kurz da, immer noch unschlüssig was ich tun sollte. Dann setzte ich mich einfach neben ihn auf die Steinstufen, aus denen die restliche Wärme der Frühlingssonne langsam entschwand, und verfolgte die Bewegungen des Stocks ohne ein Wort zu sagen.

"Alles klar?" fragte ich schließlich, als das Schweigen für mich peinlich zu werden begann.

Grapow sah von seinem Kunstwerk im Staub auf und lächelte schief.

"Ja, schon ok" sagte er. Dann legte er den Stock zur Seite und wandte den Blick wieder hinüber zu der sich langsam in die Schatten der Bäume versinkenden Kapelle. In der Stille war noch das ein oder andere leise Zwitschern eines Vogels vor dem Sonnenuntergang zu hören.

"Wie geht es jetzt weiter?" fragte ich nach einer Weile.

"Mit ihm?" Grapow verschränkte die Arme und stützte die Ellbogen auf seine Knie. Er dachte eine Weile lang nach. "Ich muss ihn zu unserem Stützpunkt zurückbringen" gab er dann seufzend zur Antwort. "Ich muss das Procedere einhalten und ihn an den Brigadegeneral übergeben, oder an einen anderen zuständigen Offizier."

Er zog sich mit der linken Hand die Mütze vom Kopf und fuhr sich mit der anderen durch das kurzgeschorene, hellblonde Haar.

"Ich habe nur keine Ahnung wie ich das anstellen soll" fuhr er dann mit leiser Stimme fort. "Ich gebe zu, ich habe das alles in keinster Weise überrissen. Ich... war mit der Situation vorhin total überfordert, um ehrlich zu sein. Ich habe irgendwie reagiert. Ich... hatte das Gefühl, dass ich jetzt etwas tun musste. Weil es sonst zu einem Kriegsverbrechen gekommen wäre..."

Er sah mich von der Seite aus an.

"Ich bin Soldat geworden, um mein Land zu beschützen" sagte er dann. "Also zumindest ist das der offizielle Auftrag. Im Grunde genommen sind wir Soldaten heute auch nur noch Techniker. Für das Kämpfen sind die Roboter zuständig, wir koordinieren die Einsätze, sorgen für die Logistik und warten die Geräte und Maschinen. Es ist in Friedenszeiten ein recht ruhiger Job, man kommt bei Übungen in der ganzen Welt herum, und durch die Allianzen und Bündnisse ist ein Verteidigungseinsatz auch in angespannten Lagen ziemlich unwahrscheinlich."

Er saß einen Moment wieder schweigend da. Dann wandte er den Blick wieder nach vorne, in Richtung der Kapelle.

"Ich hätte mir nie im Leben vorstellen können, dass so etwas wie das alles passieren könnte" murmelte er dann sehr leise, fast tonlos vor sich hin. "Und seitdem scheint sich alles... alle Ereignisse scheinen sich zu überschlagen..."

"Wie lange dienst Du schon unter Feldmann?" fragte ich in das darauf wieder folgende Schweigen hinein.

Grapow blickte überrascht zu mir herum.

"Ich war bei der Luftaufklärung, drittes Bataillon. Unsere Kaserne war noch recht glimpflich davongekommen - alle bei uns auf dem Landefeld stationierten Guardians sind auf einmal abgeschwirrt und wir haben wie die letzten Deppen in den Himmel gestarrt. Und dann kamen die ersten Funkmeldungen über die Angriffe auf das Stadtzentrum. Alles ist in heller Panik ausgebrochen und als die Bodenstaffel die Kontrolle über die Guardians nicht wieder zurückbekommen konnte wurde uns die Räumung der Kaserne befohlen. Wir sind dann in Richtung der Stadt abmarschiert, mit dem Befehl die Einheiten abzuschießen."

Grapow schluckte ein paar Mal, ließ seinen Adamsapfel wieder tanzen. "Und dann sind wir selbst unter Feuer gekommen" berichtete er weiter. "Aus der Luft von den Guardians, und dann mit einem Mal auch am Boden von zwei Panther-Einheiten. Ich wusste nicht mal, dass hier welche stationiert waren! Wir haben uns dann zurückziehen müssen und sind nach Süden zurückgewichen.

Feldmann habe ich erst am Sammelpunkt zum ersten Mal getroffen. Alle überlebenden Einheiten wurden dann neu aufgestellt, allerdings bin ich erst viel später seiner Truppe zugeteilt worden. Das war im Winter, nachdem er mit einer Handvoll Soldaten seines Zuges vom südlichen Landwirtschaftszentrum zurückgekommen ist."

Er schnaubte kurz und scharf aus, der Widerwillen in seiner Stimme war gut herauszuhören.

"Ehrlich gesagt bin ich nicht besonders gut mit ihm ausgekommen. Von Anfang an hat Feldmann... ich meine, er hat Missionsziele grundsätzlich über die Sicherheit seiner Mannschaft gestellt. Er war kein hirnloser Leuteschinder, aber er hat kein Problem damit jemanden auf irgendein Himmelfahrtskommando zu schicken wenn er dies aus strategischer Sicht für erforderlich hält. Ich will sagen... gut, wir sind Soldaten und es ist klar, dass wir im Ernstfall damit rechnen müssen getötet zu werden. Aber was er... das ist schon Räuberschach gewesen."

Grapow schüttelte den Kopf, sein Blick nahm einen traurigen Zug an.

"Weißt Du..." begann er und kam dann ins Stocken, "wissen Sie..."

"Bleiben wir doch einfach beim Du" bot ich ihm an und versuchte dabei möglichst freundlich zu klingen. Er lächelte dankbar.

"Im Grund genommen hatten wir ja ohnehin keine Chance. Ich meine, sieh Dir an was ein Zug an Waffen und Kampfkraft aufbieten kann. Und stell fünf oder sechs Panther dagegen. Das ist der reine Schießstand. Wir hätten uns viel früher zurückziehen müssen anstatt zu versuchen, konventionell gegen die Roboter vorzugehen. Ich meine, dafür sind sie doch entwickelt worden, oder nicht? Feindanalyse und Vernichtung, und das ohne Pause und unbelastet sonstiger Überlegungen."

Er ließ den Kopf auf die gekreuzten Unterarme sinken und atmete eine Weile lang nur aus und ein. Ich konnte mir vorstellen was er jetzt, vor den geschlossenen Augen, bei der Schilderung der Ereignisse sehen konnte. Meine Erlebnisse verfolgten mich in der Nacht immer noch in meinen Träumen. Er hatte mit Sicherheit weitaus Schlimmeres gesehen und miterlebt. Ich legte meine Hand auf seine Schulter. Bei dem Kontakt hob er den Kopf und öffnete wieder seine Augen.

"Hast Recht" sagte er, obwohl ich kein einziges Wort von mir gegeben hatte. "Hast schon Recht. Ich muss nur zusehen, wie ich das jetzt wieder hinbekomme."

Er zog sich seine Mütze wieder über den Kopf. Die rote Abendsonne schien mit ihren letzten Strahlen, die sich über Horizont und Baumwipfel schoben, auf das ebenfalls rot geschindelte Kirchendach. Das Lied der Vögel um uns herum verstummte.

Wir warteten.

Kapitel 23

Es war fast völlig Dunkel geworden als Steffen und Frank aus den Schatten der Straße zu uns kamen. Frank hatte sich von seinem Stock verabschiedet und half Steffen dabei zwei große Taschen zu tragen, die sie vor der Treppe des Pfarrhauses ablegten. Grapow erhob sich um Frank seine Hand zu reichen und nochmals seine Entschuldigung zu wiederholen. Frank akzeptierte den Handschlag etwas zögerlich. Man sah ihm an, dass er dieser neuen Situation immer noch sehr skeptisch gegenüber stand.

"Wir haben die Sache mitgebracht" sagte er, mehr mich ansprechend als den Fähnrich, "und Hennie hat noch etwas zu Essen eingepackt. Ich glaube allerdings sie würde es bevorzugen, wenn die Nahrungsmittel nicht unbedingt an den Gefangenen weitergereicht würden" schloss er etwas gedehnt mit einem Seitenblick auf Grapow.

"Ist er dort drüben einigermaßen sicher untergebracht?" schob er dann sofort hinterher. "Ich will ehrlich sein: was heute vorgefallen ist hat nicht unbedingt dazu beigetragen, dass wir uns hier sicher fühlen. Peter und Steffen haben berichtet, was hier geschehen ist. Allem Anschein nach können wir Ihnen wohl vertrauen. Aber ich will auf keinen Fall dass dieser offensichtlich geistesgestörte Typ, den Sie eingesperrt haben, frei durch den Ort laufen kann!"

Grapow schüttelte den Kopf.

"Ich habe vollstes Verständnis" antwortete er Frank. "Und ich kann nur sagen, dass mir alles, was heute passiert ist, unendlich leid tut. Leutnant Feldmann ist von mir entwaffnet worden. Was Ihre Ansichten über seine geistige Verfassung betrifft, so stimme ich Ihnen zu und ich glaube, dass er in der Kirche sicher verwahrt ist. Er selbst hatte das Gebäude als Arrestzelle vorgeschlagen, weil es nur einen einzigen Ausgang gibt. Die Fenster sind mindestens vier Meter über dem Boden, und über den Glockenturm kann man nicht auf das Dach fliehen. Im Gebetsraum sind die Bänke am Boden fest verankert und nur mit Hilfe von Werkzeug zu lösen. Ich sehe keine Möglichkeit für ihn, zu entkommen."

Der gefasste, ruhige Tonfall des Fähnrichs schien Frank zu überzeugen. Zumindest hellte sich seine Miene nun wieder ein wenig auf. Grapow zögerte kurz, ehe er wieder das Wort ergriff.

"Gemäß den Statuten müssen wir ihn versorgen. Darf ich Sie hierfür um Ihre Mithilfe bitten? Ich werde die Tür sichern solange sie geöffnet ist, aber jemand muss die Gegenstände zu ihm hereinreichen."

Frank nickte widerwillig.

"Sicher, ich werde Ihnen helfen. Stellen Sie nur sicher, dass er nicht entweichen kann. Wenn es nach mir ginge würde er allerdings solange dort drinnen vor sich hin schmoren, bis er höchstpersönlich das Wunder der Wiederauferstehung vollbringen kann!"

"Ich verstehe Sie" sagte Grapow und schulterte sein Gewehr. "Aber ich will mich nicht abseits der Vorschriften bewegen. Verstehen Sie... ich muss diesen Mann seinen Vorgesetzten übergeben und dabei auch mein eigenes Verhalten... also meine eigene Befehlsverweigerung... in diesem Zusammenhang dort begründen. Das heißt, es wird sowohl für ihn wie auch für mich eine Kriegsgerichtsverhandlung geben. Wenn ich gegen die Vorschriften verstoße, wackelt mein Kopf noch mehr als er es bereits jetzt schon tut. Ich muss deswegen darauf bestehen."

"Natürlich" schaltete sich Steffen jetzt ein und griff sich eine der beiden schweren Taschen. Frank murmelte noch etwas unverständliches, nahm aber den Rucksack den Grapow ihm reichte, und folgte ihm und Steffen zu der Kapelle, die sich jetzt dunkel auf der anderen Straßenseite wie ein großer Schatten in den mit Sternen übersähten Nachthimmel erhob. Ich blieb erschöpft von den Ereignissen des Tages auf den Steinstufen sitzen, hörte Geräusche und Stimmen und sah dann die drei Schemen nach einigen Minuten wieder zurückkehren.

"Gut, das wäre erledigt" meinte Frank als er die andere mitgebrachte Tasche aufhob und nun an Grapow weiterreichte. "Haben Sie besondere Wünsche, was mit dem anderen Soldaten geschehen soll? Sie werden verstehen, dass wir ihn nicht im Wohnzimmer liegen lassen wollen."

Der Fähnrich nickte müde.

"Die Statuten sehen im Normalfall eine Rückführung des Leichnams sowie die Benachrichtigung der Angehörigen vor... aber mir ist klar, dass unter den bestehenden Umständen dies nicht zu bewerkstelligen ist. Ich werde mich morgen um die Bestattung an einem Ort kümmern, den Sie mir zuweisen... wenn es Ihnen recht ist?"

"Sicher" nickte Frank. Er machte nun einen deutlich versöhnlicheren Eindruck als bei seiner Ankunft vor einer halben Stunde. Vermutlich tat es seinem Gerechtigkeitsgefühl gut, den Leutnant in seiner kahlen Zelle gesehen zu haben.

"Steffen, ich glaube Du solltest Matthias jetzt zurückbringen" schob er mit einem Blick auf mich hinterher. Ich stemmte mich mühevoll hoch und nickte dankbar, denn ich war kaum noch in der Lage meine Augen offenzuhalten.

"Und Du?" fragte ihn Steffen, während er mir aufhalf.

"Ich möchte mich davon überzeugen, dass hier alles mit rechten Dingen vor sich geht" erwiderte Frank und wandte sich wieder dem Fähnrich zu.

"Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich möchte heute Nacht hier bei Ihnen verbringen. Nicht um Sie zu kontrollieren, sondern weil ich sehe, dass Sie selber mehr als nur eine Mütze Schlaf benötigen. In dieser Zeit möchte ich nicht, dass dieser Kerl da drinnen auf dumme Gedanken kommt und am Ende vielleicht doch einen Fluchtweg findet."

Das war eine Feststellung, keine Bitte, und Grapow schien dies auch richtig verstanden zu haben. Er nickte.

"Ich bin Ihnen sehr dankbar" gab er zur Antwort. "Wir hatten uns in den letzten Tagen im Obergeschoss des Pfarrhauses einquartiert, dort würde ich mich jetzt für eine Weile ausruhen. Bitte wecken Sie mich, wenn irgend etwas vorgefallen sollte."

Frank nickte knapp. Grapow sah für einen Moment so aus, als wolle er salutieren, drehte sich dann aber nur ein wenig wackelig auf den Beinen um und ging durch die offene Tür in das Innere des Hauses.

"Willst Du wirklich hier bleiben?" fragte Steffen.

"Ja, ich glaube das ich besser so" antwortete Frank ihm. "Ich traue dem Fähnrich nach all dem, was heute passiert ist. Aber diesem Leutnant werde ich bis an sein Lebensende misstrauen. Ihr geht zurück ins Haus, ich habe mich in meiner Rolle als Beinkranker die letzten Tage genug ausgeruht."

"Und wenn es Probleme geben sollte...?" hakte Steffen nach. Man sah ihm an, dass ihm nicht ganz wohl bei der Sache war.

Frank griff sich das Sturmgewehr, das Grapow neben der Eingangtür an die Wand gelehnt zurückgelassen hatte. "Ich denke, ich komme notfalls schon klar" sagte er vieldeutig und nahm Grapows Platz auf den Treppenstufen ein.

"Komm, Matthias" sagte Steffen. "Ich glaube es wird wirklich Zeit, dass Du Dich jetzt auch ein wenig hinlegst."

Ich nickte und folgte Steffen schweigsam die Hauptstraße entlang. Mein Kopf fühlte sich leer und dumpf an. Ich war froh dass meine Beine sich wie automatisch vorwärts bewegten.

Ich erwachte am nächsten Morgen auf dem Teppich im Wohnraum von Frank und Hennies Haus, ohne eine Erinnerung daran, wie genau ich dorthin gekommen war. Die Sonne stand bereits ein Stück weit am Himmel, der Vormittag war bereits angebrochen. Offenbar hatten sich

die anderen dazu entschlossen, mich ausschlafen zu lassen. Mit einiger Mühe brachte ich mich mit steifen Gliedern in eine aufrechte Position.

Ich hatte traumlos geschlafen, aber nun fielen mir Stück für Stück die Ereignisse des vergangenen Tages wieder ein. Unwillkürlich schüttelte ich mich, um sie von mir abzustreifen. Dann stemmte ich mich auf die Füße und faltete die Decke, auf der ich geschlafen hatte, zusammen.

Ich fand Hennie und Rebecca in der Küche sitzend, mit provisorischen Nährarbeiten beschäftigt. Als ich eintrat sprang Rebecca auf und fiel mir fast um den Hals, bremste sich aber in letzter Sekunde mit hochrotem Kopf und stand dann, peinlich berührt, ein wenig unschlüssig vor mir.

"Es ist toll, dass Du wieder hier bist" stammelte sie, nestelte kurz an ihren Fingern herum und lief anschließend zum Tisch zurück, um sich mit hochrotem Gesicht wieder über ihre Arbeit zu beugen.

"Guten Morgen" begrüßte mich nun Hennie mit einem vielsagenden Grinsen und nickte dann zur Anrichte hinüber. "Wir haben Dir etwas vom Frühstück aufgehoben, wenn Du Hunger haben solltest."

"Einen Bärenhunger" brachte ich nur hervor und schnappte mir Wurst und zwei Brotscheiben auf einen leeren Teller, ehe ich mich zu ihnen an den Tisch setzte. "Danke Dir."

"Keine Ursache" sagte Hennie und legte ihr Nähzeug zur Seite. Ich war so sehr mit dem Essen beschäftigt, dass ich erst nach ein paar Sekunden ihren prüfenden Blick bemerkte.

"Frank ist heute im Morgengrauen zurückgekommen" berichtete sie dann, ohne dass ich danach gefragt hatte. "Dieser Fähnrich bewacht den Vollidioten jetzt wieder allein."

"Wie ist es Euch ergangen?" fragte ich zwischen zwei Bissen.

Hennie verzog angewidert das Gesicht.

"Der Kerl hat uns hier in der Küche versammelt und nach allen Regeln der Kunst ausgequetscht" erzählte sie widerstrebend. "Ständig hat er mit seiner Pistole herumgefuchelt. Ich war heilfroh als dann dieser Grapow wieder aufgetaucht ist, dadurch wurde er immerhin ein wenig ruhiger. Wahrscheinlich hätte es sich nicht gut gemacht, wenn er uns vor den Augen seines letzten Soldaten hingerichtet hätte."

Ich sah Rebecca bei diesen Worten unwillkürlich schaudern, doch gab sie keinen Ton von sich. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich wieder ein wenig normalisiert, aber sie hielt ihren Blick nach wie vor nach unten auf ihre Nährarbeit gerichtet.

"Thomas, Carola und Sebastian waren zusammen mit Rebecca oben" fuhr Hennie fort. "Der Offizier hat hier keinen Stein auf dem anderen

gelassen und alles durchsucht, also hat er sie entdeckt. Wir saßen alle hier, während er wie der letzte Gockel auf und ab stolziert ist."

"Und Maria? Wie geht es ihr? Und was ist mit Sabine?" fragte ich.

"Steffen und Frank hatten Sabine in unser Wohnzimmer gebracht. Laut Steffen hat sie wohl eine Gehirnerschütterung, aber ansonsten hat sie Glück gehabt. Sie hat versucht, dieses uniformierte Arschloch daran hindern, sich an ihrer Tochter zu vergreifen."

Ich schob den leeren Teller ein wenig von mir weg. Bei der Erinnerung an den Anblick spürte ich schon wieder die Wut in mir aufkochen. So schlimm mir das alles gestern noch erschienen war, mit Wernherr hatte ich kein Mitleid mehr. Zumindest bis sich der Anblick seines durch die Geschosse zertrümmerten Hinterkopfes wieder in mein Bewusstsein hineindrängte.

"Maria geht es den Umständen entsprechend gut" sagte Hennie und legte die Hände in den Schoß. "Steffen meint sie steht unter Schock, aber sie fängt sich schon wieder. Alle haben heute Nacht bei uns im Wohnzimmer geschlafen, es war verdammt eng... wir haben für Dich gerade noch so eben einen Platz gefunden."

Bei diesen Worten lief wieder eine Grinsen über Hennies Gesicht und aus dem Augenwinkel sah ich Rebecca wieder leicht rot werden. Ich beschloss jedoch lieber nicht weiter nachzufragen, was der Kommentar genau zu bedeuten hatte.

"Und wo sind die anderen jetzt?" fragte ich stattdessen und erhob mich, um den Teller abzuspülen.

"Drüben in Nummer Fünf" sagte Hennie. "Sie haben sich heute morgen um die Leiche gekümmert und sind jetzt wahrscheinlich noch beschäftigt damit, die ganze Schweinerei aufzuräumen. Steffen hat Thomas und Maria angeboten alle zu ihm zu kommen, denn keiner von ihnen will jetzt noch zurück in dieses Haus."

Ich nickte. Das war nur zu verständlich.

"Ich werde mal sehen, ob ich mich auch nützlich machen kann" meinte ich. "Vielleicht kann ich ihnen ein wenig zur Hand gehen."

Hennie schüttelte abrupt den Kopf.

"Lass es gut sein" meinte sie. "Es wäre mir lieber, wenn Du ein Auge auf diesen Grapow wirfst. Er hat gestern einen anständigen Eindruck auf mich gemacht, aber ich werde hier wohl erst wieder Ruhe finden können, wenn er und dieser Offizier endlich aus unserem Dorf verschwunden sind." Sie stand auf und reichte mir zwei gefüllte Wasserflaschen. "Bring ihm am besten etwas zu trinken mit" sagte sie. "Dann sieht es nicht so aus, als würdest Du als Aufpasser kommen."

Ich starrte kurz auf die beiden Flaschen in ihren Händen, ehe ich sie ihr abnahm. Irgendwie hatte ich das Gefühl als wäre das nicht der einzige Grund, warum mich Hennie wegschicken wollte. Andererseits glaubte ich nicht, dass sie es mir sagen würde, wenn ich danach fragen würde...

"Klar, mache ich" gab ich dann zur Antwort und verließ die Küche. Ehe ich aus der Haustür trat vernahm ich noch leise ihre Stimme.

"Warum hast Du ihm nichts gesagt?" fragte sie Rebecca.

Aber von Rebecca war keine Antwort zu hören.

Mit den Flaschen in der Hand ging ich die Hauptstraße in Richtung der Kapelle hinunter. Es war ein schöner Morgen und die Wärme der Sonne tat ihr übriges dazu. Grapow hatte wieder seinen Platz auf den Stufen des Pfarrheims eingenommen. Sein Schnellfeuergewehr lag neben ihm auf dem Boden. Von dem Sturmgewehr war keine Spur zu entdecken.

"Guten Morgen" sagte ich und reichte ihm eine der Flaschen.

"Danke" sagte er, sowohl den Gruß wie das Wasser meinend, öffnete seine Flasche und nahm einen langen, ausgiebigen Zug daraus.

"Gab es gestern Nacht noch irgendwas?" fragte ich ihn und setzte mich zu ihm auf die Treppenstufen. Der Fähnrich schüttelte den Kopf.

"Leutnant Feldmann scheint sich mit der Situation arrangiert zu haben" gab er mir zur Antwort. "Ich habe heute morgen einen Eimer Wasser zu ihm hineingereicht, ehe Dein Freund nach Hause gegangen ist."

Ich streckte mich und blinzelte in das Sonnenlicht.

"Und wie geht es jetzt weiter?" fragte ich nach einem kurzen Moment des Schweigens. Grapow seufzte. Ich schien ihn mit meiner Frage wohl an ein Problem erinnert zu haben.

"Ich weiß es nicht..." setzte er an. Er trank noch einen langen Zug aus der Flasche. "Ich muss ihn zurück zum Stützpunkt bringen, aber ich weiß nicht wie ich das anstellen soll" gab er schließlich von sich. "Ich meine, der Weg an sich ist einfach. Vielleicht ist die Brücke beschädigt oder sogar zerstört worden, aber durch die Klamm kann man das Tal sicher auf irgendeine Weise durchqueren. Mein Problem ist, dass wir kein Transportfahrzeug mehr zur Verfügung haben. Unser Jeep ist zerstört im Graben gelandet und auf der anderen Seite der Brücke dürfte nichts von unseren Sachen übrig geblieben sein. Ich muss ihn also den Weg zu Fuß eskortieren. Das wird einige Tage brauchen, selbst wenn die Roboter uns in Ruhe lassen." Er seufzte wieder leise. "Ich frage mich... wie soll ich ihn an einer Flucht hindern, wenn er es doch versuchen sollte? Ich gebe es zu, ich bin erschöpft und mein Bein ist auch noch

nicht wieder ganz in Ordnung. Was ist, wenn er sich auf und davon macht, während ich schlafe? Oder wenn wir unter Feuer geraten?

Na ja..." brummte er resigniert, "Wernherr wäre mir da auch keine Hilfe gewesen. Der war im Grunde genommen auch ein Verrückter wie der Leutnant - nur auf eine andere Art..."

Ich sagte nichts, konnte es mir aber nicht verkneifen zu diesen Worten lebhaft zu nicken. Grapow sah es, doch er gab aber keinen Kommentar dazu ab.

"Und wenn wir ihn einfach hier eingesperrt lassen würden...?" schlug ich vor. Sofort schüttelte der Fähnrich heftig den Kopf.

"Das verstehst Du nicht" gab er zurück. "Es ist für mich lebenswichtig, diesen Mann der Gerichtsbarkeit seiner Vorgesetzten zu überstellen. Nur dadurch kann ich mich vom Vorwurf des Hochverrats befreien. Sonst stünde im Raum, ich hätte berechnete Befehle nicht befolgt. Die Folge wäre eine standesrechtliche Erschießung."

Nun war ich an der Reihe den Kopf zu schütteln.

"Das verstehe wer will" sagte ich unwirsch. "Als wenn es nicht genug wäre, dass die Guardians und Panther auf die Menschen Jagd machen! Dazwischen bringt Ihr Euch noch selber um?"

Grapow zuckte nur mit den Schultern.

"Was soll ich sagen?" antwortete er leise. "Es gibt Regeln für Soldaten und die müssen befolgt werden. Ein Verstoß muss geahndet werden. Wie sonst soll in einer Gefechtssituation, mit all dem Chaos und der Gefahr, in irgendeiner Art noch eine Struktur aufrecht erhalten werden? Deshalb wird Gehorsam gefordert und wird dieser Gehorsam verweigert, muss es Konsequenzen geben. Und auch für ein Kriegsgericht gelten bestimmte Regeln."

"Das hat Feldmann anscheinend aber anders gesehen" bemerkte ich ein wenig bissig.

"Tja" sagte Grapow nur gedehnt. "Das sind die Momente, wo man eine Entscheidung treffen muss." Weiter sprach er nicht. Ich wusste auch so, was gemeint war. Eine Zeit lang saßen wir schweigend nebeneinander. Im Grunde genommen war es wie gestern Abend, nur nicht mit einer so gedrückten Stimmung. Der helle Tag verhinderte dies irgendwie.

Ich hing meinen Gedanken nach. Ja, es gab Momente in denen man eine Entscheidung treffen musste, da hatte Grapow ganz recht. So war es gewesen als ich mich dazu bereit erklärt hatte, diesen Panther mit dem Traktor zu überrollen. Oder als mir klar wurde, dass ich mir eher selbst eine Kugel in den Kopf jagen würde als auf meine Freunde zu schießen. Solche Entscheidungen traf man ohne langes Nachdenken.

Einfach, weil man in dieser Situation plötzlich zu wissen schien, was zu tun war.

Grapow hatte ebenso reagiert. Und er hatte damit mein Leben gerettet. Indirekt sogar die Leben von Steffen und Peter. Und wer weiß, wozu sich Feldmann noch entschlossen hätte? Dieser Mann hätte in seinem Wahn womöglich ein Massaker angerichtet. Grapow hatte das verhindert ohne darüber nachzudenken, dass er damit selbst auch sein eigenes Leben aufs Spiel setzen würde. Mir kam diese Gewissensentscheidung, mit der er gegen all seine bisherigen Prinzipien verstoßen hatte, noch weitaus schwieriger zu treffen vor als all die anderen, bisher von mir getroffenen Entscheidungen.

Ich stand dafür in seiner Schuld, ich verdankte diesem Menschen mein Leben. Je mehr ich darüber nachsann, desto mehr schien diese Schuld sich auf meine Schultern zu legen. Ich musste mich erkenntlich zeigen. Ich musste ihm helfen. Ich fühlte, dass daran kein Weg vorbei ging.

"Ok" ergriff ich unvermittelt das Wort. "Wann sollen wir mit Feldmann aufbrechen?"

Grapow sah mich gläsern an. "Wir?" fragte er verständnislos nach.

Bei seinem Anblick wurde mir erst selber so richtig bewusst, was ich da eben gesagt hatte. Unwillkürlich biss ich mir kurz auf die Lippen.

Tja, noch so eine Gewissensentscheidung dachte ich bei mir. Das hast Du jetzt davon...

"Ich schulde Dir etwas" versuchte ich es ihm zu erklären. "Du hast mir gestern mein Leben gerettet. Ich glaube... ich glaube, es ist nur recht und billig wenn ich Dir helfe, Feldmann zurückzubringen damit Du Dich entlasten kannst."

Grapow musterte mich als ob er unsicher war, ob er träumen würde.

"Du?" fragte er schließlich nach. "Ich meine... was soll ich sagen..." stotterte er vor sich hin, ehe er sich wieder zusammen nahm.

"Ja" bekräftigte ich. "Ich komme mit, wenn man mich später wieder ins Dorf zurückbringt und wir dort in Ruhe gelassen werden. Ich bin zwar kein Soldat, aber ich bin bereit die Situation und Deine Aussage selbst zu bezeugen, wenn das etwas nützen würde. Und ich kann unterwegs Wache halten wenn Du schlafen musst, damit sich Feldmann nicht aus dem Staub machen kann."

"Wie willst Du das machen?" fragte der Fähnrich. "Ich meine... Du hast es doch selbst gesagt... gezeigt... dass Du überhaupt nicht mit einem Gewehr umgehen kannst. Was passiert, wenn wir unterwegs angegriffen werden? Du kannst Dich nicht verteidigen..."

"Dann bringst Du es mir eben bei" sagte ich und wusste selbst nicht so richtig, warum ich das sagte oder woher ich diese Ruhe nahm. "Wie man das Gewehr durchlädt hast Du mir ja schon gezeigt. Jetzt zeigst Du mir den Rest eben auch noch. Geschossen habe ich ja mittlerweile auch schon damit" fügte ich hinzu und verzog das Gesicht schmerzhaft bei der Erinnerung, "wenn auch unabsichtlich."

Grapow blickte mich für ein paar Minuten ungläubig an. Ich konnte nicht sagen was in seinem Kopf vorging. Mir selbst schwirrten die Gedanken, und der einzige Satz der sich in meinem Gehirn immerzu wiederholte, war: *Matthias, Du bist ein Vollidiot!*

"Du meinst das jetzt ernst, oder?" fragte Grapow leise und musterte mich immer noch mit dem Gesichtsausdruck eines Kaninchens, das in der Nacht in die Scheinwerfer eines entgegenkommenden Transporters starrt.

"Natürlich" sagte ich, während die Stimme in meinem Kopf immer noch die Selbsterkenntnis, meinen Verstand komplett verloren zu haben, wie ein Mantra wiederholte. Sie schien erst allmählich zu verstummen als der Fähnrich langsam nickte.

"In Ordnung" sagte er, seine Stimme immer noch von Verwunderung erfüllt. "Dann werde ich Dir jetzt zeigen, wie man mit einem Sturmgewehr umgeht."

Die nächsten Stunden erhielt ich eine Art Crashkurs in militärischer Waffenkunde. Grapow ließ mich mit einem leeren Rahmen das Laden, das Zielen und das Wechseln des Magazins üben. Er erklärte mir, wie das Gewehr getragen werden musste und worauf ich zu achten hätte, wenn ich damit schießen würde.

"Dieses Modell hat einen Rückstoßdämpfer" erläuterte er mir geduldig, "aber der Lauf tendiert immer noch dazu nach oben zu ziehen, wenn Du damit feuerst. Um das Ziel zu treffen musst Du über die Kimme ein wenig tiefer anvisieren und vor allem den Kolben vorne sehr gut festhalten."

"Ich glaube, dass habe ich gestern irgendwie schon bemerkt" fügte ich seinem Unterricht ein wenig trocken hinzu.

"Wenn Du im Kampf bist, wirst Du darüber nicht nachdenken können" fuhr Grapow unbeirrt von meinem Einwurf fort. "Also versuch Dir von Anfang an anzugewöhnen, im Moment des Schusses den Lauf etwas nach unten zu ziehen. Damit gleichst Du das Rückstoßmoment wieder aus."

Das Gewehr in Feuerstellung zu halten machte sich in den Muskeln meiner Arme bemerkbar. Ich ließ die Waffe langsam nach unten sinken.

"Warum redet Ihr Euch eigentlich beim Militär immer mit Nachnahmen an?" fragte ich, um eine kleine Pause herauszuschinden.

Grapow zuckte mit den Schultern.

"Tradition?" vermutete er. "Und warum redet Ihr Euch hier im Dorf alle nur mit dem Vornamen an?"

Ich musste, ebenso wie er, plötzlich breit grinsen.

"Reine Gewohnheit" erwiderte ich, nun ebenfalls lächelnd, und streckte meine Hand aus. "Matthias."

"Jürgen" antwortete er und schüttelte sie kurz und heftig, um sich aber sogleich wieder dem Training zu widmen.

"Und jetzt mach Du mal alleine. Los, zeig es mir. Alles von vorn!"

Steffen und Peter kamen gegen Mittag zu uns und waren mehr als nur überrascht davon, uns bei meiner Ausbildung zu unterbrechen. Noch mehr überraschte sie allerdings mein Entschluss, Feldmann zusammen mit Jürgen zum Stützpunkt zu eskortieren. Ich konnte in ihren Gesichtern das Unbehagen darüber ablesen, aber sie sagten nichts und brachten auch keine Einwände vor. Stattdessen genehmigten wir uns zu viert ein kurzes Mittagessen, das sie uns von Hennie mitgebracht hatten. Danach nahm mich Steffen kurz zur Seite.

"Ich muss offenbar noch wesentlich mehr von dem revidieren, was ich früher von Dir gehalten habe" sagte er sehr leise, während Peter sich mit Jürgen über seine frühere Dienstzeit unterhielt.

"Inwiefern?" fragte ich vorsichtig.

"Nun ja..." begann Steffen zögernd, "ich hätte zum Beispiel Dir niemals zugetraut, Grapow dieses Angebot zu machen. Als wir damals in dieses Einkaufszentrum gekommen sind warst Du - nimm es mir bitte jetzt nicht übel - kurz davor durchzudrehen, nachdem Du die Leichen dort gesehen hast. Und jetzt ziehst Du, ohne jede Ausbildung, auch noch selber in den Krieg." Er schwieg einen Moment. "Du bist zu einem schwer zu lesenden Menschen geworden, Matthias" sagte er dann. "Ich will Dir nur sagen... dass ich mir unsicher bin, ob Du mit der Geschwindigkeit, mit der Du Dich veränderst, selber Schritt halten kannst."

"Gute Frage" sagte ich. "Ich weiß es ehrlich gesagt selber nicht. Ich wusste nur, dass ich irgend etwas tun musste. Verstehst Du, ich verdanke Jürgen mein Leben, und ich fühle mich deshalb in seiner Schuld." Ich blickte kurz auf den Boden, um mir über meine eigenen Gedanken und Gefühle klar zu werden.

"Bist Du sicher, dass Du Dir da nicht zu viel auflädst?" fragte Steffen.
Ich zuckte die Schultern.

"Ich werde es herausfinden. Er wird es alleine nicht schaffen können. Und jetzt, nachdem ich ihm das Angebot gemacht habe, will ich auch keinen Rückzieher machen."

Steffen nickte bedächtig.

"Das verstehe ich" sagte er nach einer Weile. "Aber wenn Du heute zu uns nach Hause kommst wirst Du vielleicht feststellen, dass nicht jeder Deine Gedankengänge nachvollziehen kann."

"Ich weiß" sagte ich und ließ die Schultern hängen. "Ich werde heute Abend versuchen, es ihnen zu erklären."

"Tu das bitte" antwortete Steffen mir. Dann verlor er kein weiteres Wort mehr über die Angelegenheit.

Kapitel 24

Den restlichen Nachmittag über übte ich weiter an der Handhabung des Sturmgewehrs. Während ich danach dabei zusah, wie Jürgen die Waffe auseinander nahm und sie reinigte, zweifelte ich schon wieder an der Richtigkeit meiner getroffenen Entscheidung. Andererseits war es mir ähnlich gegangen als wir im Begriff waren, den Ausbruch aus dem Landwirtschaftszentrum zu versuchen. Hier wie dort hatten Gefahren gedroht, hier wie dort war es unmöglich gewesen vorherzusehen, wie die Sache am Ende ausgehen würde. Bei dieser Angelegenheit jetzt hatte ich aus irgend einem Grund weniger Sorgen als beim letzten Mal. Ich hoffte, dass dies kein schlechtes Omen war.

"Wann willst Du von hier aufbrechen?" fragte ich Jürgen, als er mit einem letzten Griff das mittlerweile gefüllte Magazin in die Aufnahme an der Gewehrunterseite schlug. Peter, der nach dem Mittag noch bei uns geblieben und uns bei unseren Vorbereitungen zugesehen hatte, machte bei meinen Worten ein ziemlich bedrücktes Gesicht.

"Wann kannst Du losziehen?" gab mir Jürgen meine Frage zurück. "Ich kann mir vorstellen, dass Deine Freunde es nicht gerne sehen, wenn Du mit mir in Richtung Stadt gehst" fügte er dann mit einem Blick auf Peter hinzu, der bei diesen Worten den Kopf schnell zur anderen Seite drehte.

Ich seufzte.

"Du könntest Recht haben" sagte ich, auf die Überreste der von Jürgen in den Sand gezeichneten Kreismuster blickend. "Aber ich werde es ihnen heute Abend versuchen zu erklären und ich hoffe, dass sie meinen Entschluss verstehen werden."

Jürgen schwieg um mir mehr Zeit zu einer Antwort zu geben. Aber ich wusste nicht, was ich noch sagen sollte. Ich würde auf dieser Reise nur ein Begleiter sein. Jürgen als Fähnrich war nun der ranghöchste - nein, der einzige - Soldat in der Gruppe, nachdem Feldmann von ihm faktisch seines Amtes enthoben worden war.

"Übermorgen?" schlug Jürgen schließlich vor. "Ich würde morgen gerne noch einmal einen kleinen Übungsmarsch um das Dorf herum machen, um wieder in die Gänge zu kommen."

Ich nickte. Ein Tag Aufschub würde mir zumindest Gelegenheit geben, von meinen Freunden noch einmal Abschied nehmen zu können.

"Es wird langsam Zeit" schaltete sich Peter ein und blickte zur Sonne. Sie stand zwar noch ein Stück über dem Horizont, aber ich verstand den Wink, den er mir geben wollte. Jürgen verstand ihn vermutlich auch.

"Also, dann bereite Du Dich morgen in aller Ruhe vor" sagte er zu mir und packte die Sachen zusammen. "Ich würde dann mit Dir Übermorgen nach Sonnenaufgang aufbrechen... wenn es Dir recht ist?"

"Sicher" sagte ich und reichte ihm die Hand zum Abschied. "Und ich kann morgen hier auch ein wenig nach dem Rechten sehen, solange Du unterwegs bist."

"So dramatisch wird es nicht werden" erwiderte mir Jürgen. "Zum einen bin ich immer in unmittelbarer Nähe des Dorfes und zum anderen werde ich Feldmann nicht sagen, wann wir mit ihm aufbrechen werden. Es ist denke ich am besten, wenn er nicht zu früh davon erfährt."

Peter nickte zustimmend und reichte Grapow ebenfalls die Hand, ehe wir beide uns auf den Weg zu Frank und Hennies Haus machten.

Das schöne Wetter der letzten Tage hatte angehalten, so dass wir alle gemeinsam vor dem Haus zu Abend zu essen konnten. So konnten wir zusammen sitzen, was in der Küche mit dieser Anzahl von Leuten nicht möglich gewesen wäre. Frank und Hennie hatten bereits zwei Tische auf die Wiese des kleinen Vorgartens gestellt als Peter und ich ankamen. Nachdem wir zusammen gedeckt hatten wurde es ein schöner Abend. Die Abendluft streichelte angenehm die Haut an meiner Stirn, wo ich den Kopfverband entfernt hatte. Aber mir war das Herz schwer, da ich immer wieder daran denken musste, dass ich all das hier schon sehr bald hinter mir lassen würde. Entsprechend schweigsam saß ich auf meine Stuhl in der Runde meiner Freunde.

Mir wurde bewusst dass sowohl Peter und Steffen wie auch Frank und Hennie mich immer wieder beobachteten. Sicher wussten sie von meiner Entscheidung, Jürgen auf dem Weg zu seinem Stützpunkt zu begleiten und warteten darauf, dass ich dazu etwas sagen würde. Ich legte mir im Kopf immer wieder passende Worte zurecht, aber ich brachte es nicht über mich das ansonsten angeregte, zum Teil trotz der Vorfälle schon wieder lustige Gespräch meiner Freunde zu unterbrechen. Ich schwieg und wartete deshalb ab, wann sich die passende Gelegenheit ergeben würde, um es ihnen zu erzählen.

Als das Essen fast vorüber war schien Frank mir die Überleitung zu diesem Punkt abnehmen zu wollen. Er schob seinen Teller ein Stück zurück und zog durch das Klirren, mit dem sein Geschirr gegen die Wasserkaraffe schlug, die Aufmerksamkeit auf sich.

"Wie geht es Dir, Matthias?" fragte er in die eintretende Stille hinein. "Du siehst aus, als ob Du etwas mit Dir herumschleppen würdest."

Alle Augen richteten sich auf mich, ich konnte mich nicht länger davor drücken, es ihnen zu erzählen. Ich schluckte den Kloß in meinem Hals hinunter und räusperte mich kurz.

"Es gibt da etwas, das ich Euch sagen sollte..." begann ich zögerlich. Krampfhaft suchte ich nach den richtigen Worten für das, was mir die ganze Zeit im Kopf herumgespukt war.

"Ich habe mich mit Jürgen... also Fähnrich Grapow... besprochen, dass ich ihm helfen werde... also, dass ich mit ihm den Leutnant zu seinem Stützpunkt bringen werde" quetschte ich schließlich mehr schlecht denn recht zwischen den Zähnen heraus.

Schweigen trat ein. Ich blickte in die Runde. Steffen und Peter sahen zur Seite. Frank und Hennie nahmen die Ankündigung regungslos auf, also schienen sie, wie ich es bereits vermutet hatte, schon Bescheid zu wissen. Frank musterte mich ein wenig prüfend, ähnlich wie es Steffen gestern bereits getan hatte. Hennie wirkte ein wenig traurig, sie senkte wortlos den Blick und beschäftigte sich mit ihrer letzten Brotscheibe.

Thomas und Carola schienen nicht zu wissen, ob sie etwas auf meine Ankündigung erwidern sollten. Ich hatte mit den beiden über die letzten Monate nicht wirklich viel Kontakt gehabt, so dass wir uns zwar kannten und freundlich begegneten, sich aber nicht ein so enges Band wie zu Peter, Steffen, Frank und Hennie gebildet hatte. Sebastian, der schon vom Tisch aufgestanden war und am Rande des Gartenweges mit ein paar Steinen spielte, hatte das Gespräch nicht verfolgt - sein leise vor sich hingesummes Kinderlied klang seltsam laut zu der Stille am Tisch herüber. Sabine und Maria, die mir schräg gegenüber auf der anderen Seite saßen, machten einen leicht verwirrten und teilweise entsetzten Eindruck. Ich konnte das nachvollziehen - beide hatten nur eine äußerst üble Erfahrung mit den Soldaten gemacht. Dass ich mich jetzt dazu bereit erklärte, einem von ihnen zu helfen, stellte sie sicherlich vor eine Menge Fragen.

Neben Hennie saß Rebecca zusammengesunken auf ihrem Stuhl. Sie blickte auf ihren leeren Teller. Ihre Gesichtsfarbe erschien mir als eine seltsame Mischung aus fahlem Weiß und roten Flecken. Hennie sah auf und folgte meinem Blick zu ihr hinüber, warf dann mir einen weiteren schnellen Blick zu und senkte dann wieder den Blick. Über was hatten die beiden gestern in der Küche gesprochen, nachdem sie mich zu dem Fähnrich geschickt hatte? Ich verspürte plötzlich den starken Drang sie danach zu fragen, wusste aber gleichzeitig dass ich hier, vor den anderen, wohl nicht mit einer Antwort rechnen konnte.

Die Stille wurde langsam bedrückend. Im Grunde genommen hätte ich, wenn Steffen oder Peter diese Nachricht über sich verkündet hätten, nur zwei Fragen gehabt.

In diesem Moment stellte Frank mir die erste davon.

"Und warum?" Seine Stimme klang gefasst, aber auch ein wenig rauh. Ob dies an seinem Misstrauen gegenüber den Soldaten lag oder auch noch einen anderen Grund hatte? Ich sammelte meine Argumente im Kopf kurz zusammen, ehe ich mit meiner Erklärung begann.

"Ihr wisst alle, was gestern hier vorgefallen ist" fing ich ein wenig lahm an. Wie sollten sie das alles auch vergessen haben? "Dieser Feldmann ist... komplett durchgedreht und hat eine Art Kriegsgericht improvisiert, nachdem er mich mit dem toten Wernherr gesehen hatte. Er... ich weiß nicht ob das ein Spiel für ihn sein sollte oder welchen Zweck er damit verfolgt hat... auf alle Fälle hatte er versucht mich dazu zu bringen, auf Steffen und Peter zu schießen. Ich habe... ich habe das verweigert, worauf dann Jürgen... also Fähnrich Grapow... eingeschritten ist und Feldmann entwaffnet und eingesperrt hat."

Ich musste heftig schlucken.

"Dadurch hat er mir das Leben gerettet. Im Grunde genommen hat er unser aller Leben gerettet" fuhr ich fort und richtete meinen Blick auf den Tisch, die Teller und Gläser, auf alle vorhandenen Gegenstände, um keinem meiner Freunde direkt in die Augen zu blicken und dadurch erneut den Faden zu verlieren. "Er steckt jetzt allerdings wegen seiner Befehlsverweigerung selber in der Klemme. Man kann ihm Hochverrat vorwerfen. Und ihn deswegen hinrichten."

"Dann soll er doch hier bleiben" warf Hennie ein wenig aufgebracht ein. "Wer sollte ihm hier einen Vorwurf machen?"

"Er macht sich selber Vorwürfe, denke ich" sagte ich, während mir selbst beim Sprechen das Dilemma des Fähnrichs erst langsam richtig bewußt wurde. "Und wenn andere Soldaten irgendwann hierher kommen sollten, dann werden sie ihn hier bei uns finden und ihm Fahnenflucht vorwerfen. Dann ist seine Lage noch beschissener. Seine einzige Chance aus dieser Sache herauszukommen ist, seinen Offizier selber zu dessen Vorgesetzten zu bringen und sich deren Urteil zu stellen. Dazu braucht er einen Zeugen für Feldmanns Verhalten. Und er braucht jemand, der ihn dorthin begleitet und ihm hilft aufzupassen, damit sich Feldmann nicht aus dem Staub macht."

"Und das sollst also Du sein" ergänzte Frank mit gedehnter Stimme.

Ich sah ihn an und wusste, was er dachte. Oder vielleicht auch tun würde? Seinen Wunsch, Wernherr im Bach schwimmen zu sehen, hatte

ich nicht vergessen. So sehr ich Frank auch mochte - seine Einstellung in dieser Sache konnte und wollte ich nicht teilen. Vielleicht auch aus dem Grund, weil ich Jürgen mein Leben verdankte. Er hätte auch zur Seite sehen und mich von dem Leutnant erschießen lassen können.

"Nein" antwortete ich. "Ich habe es ihm angeboten. Aus freien Stücken. Er hat mich nicht darum gebeten und auch nicht danach gefragt."

Frank musterte mich mit unergründlicher Miene. Schließlich zuckte er leicht mit den Schultern.

"Dies ist Deine Entscheidung" sagte er in die Stille am Tisch hinein. "Ich meine, es ist nicht so, dass ich das zu beurteilen hätte. Ich frage mich nur ob Du Dir im Klaren darüber bist, was auf Dich zukommt."

Ich lehnte mich auf dem etwas wackeligen Holzstuhl zurück. Nun, diese Frage hatte ich mir selbst die letzten Stunden immer und immer wieder gestellt.

"Ich glaube, das kann keiner abschätzen" gab ich ihm zur Antwort. "Das wussten wir auch nicht, als wir uns auf den Weg aus der Stadt heraus hierher machten. Aber... ich weiß, das ich es tun muss. Ich schulde ihm das, verstehst Du? Er hat mir geholfen und ich habe das Gefühl, dass ich ihm deshalb jetzt ebenfalls helfen muss."

Frank sagte nichts mehr, aber ich bezweifelte dass ich die Frage für ihn ausreichend beantwortet hatte.

"Ich will nicht, dass noch mehr von diesen Typen hier auftauchen" ergriff er unvermittelt wieder das Wort. "Und ich befürchte auch, dass Du durch diese Aktion sie erst recht auf uns aufmerksam machen könntest."

"Feldmann hat mit seinem Trupp ganz ohne unsere Hilfe den Weg nach Lehenwies gefunden" gab ich daraufhin zurück. "Du wirst Dich hier nicht davor schützen können, dass andere Soldaten eines Tages herkommen könnten."

Er stieß ein kurzes Schnauben aus. Aber egal ob es ihm nun passte oder nicht, was ich sagte war die Wahrheit.

"Und wann werdet ihr losgehen?" schob sich jetzt Hennie in unsere Diskussion ein. Vielleicht wollte sie verhindern, dass wir uns über dieses Thema in die Haare bekommen würden.

"Wir brechen übermorgen auf" sagte ich leise.

Hennie nickte knapp und warf wieder einen kurzen Blick zu Rebecca hinüber. Sie war auf ihrem Stuhl nach unten gerutscht, als ob sie sich unter dem Tisch verstecken wollte.

"Und... beabsichtigst Du, wiederzukommen?" fragte sie dann.

Das hatte sie sehr vorsichtig formuliert. Mir war klar dass die Aufgabe, den Offizier zusammen mit Jürgen zu seinem Stützpunkt zu eskortieren,

kein Spaziergang werden würde. Bereits auf dem Weg hierher war er mit seinem Trupp verfolgt und beschossen worden - und vermutlich standen "Panther" entlang des Weges immer noch Wache, um auf mögliche Rückkehrer zu warten. Bei diesen ganzen Gefechten mochte ich noch nicht einmal völlig ausschließen, dass es Jürgens Stützpunkt vielleicht überhaupt nicht mehr gab.

"Selbstverständlich" sagte ich. "Ich werde dort meine Aussage machen und dann wieder abziehen. Ich bin kein Soldat und werde auch keiner werden."

Hennie lehnte sich zurück.

"Und sie werden Dich dann so einfach gehen lassen?" bohrte sie nach. "Nachdem Du dort zugegeben hast, einen ihrer Soldaten erschossen zu haben?"

Ich hielt ihrem Blick stand.

"Wernherr hat ein Kriegsverbrechen begangen" versuchte ich möglichst neutral zu formulieren. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Maria bei den Worten zusammenzuckte und ich hoffte, dass sie jetzt nicht wieder in Tränen ausbrechen würde. "Das kann ein hochrangiger Offizier in einem Verfahren wohl kaum unberücksichtigt lassen. Außerdem war es ein Unfall. Wernherr hat das Gewehr selbst ausgelöst, als er es mir aus den Händen gerissen hat!"

Ich stellte erschrocken fest, welchen Klang meine Stimme bei diesen Worten angenommen hatte. Aber es war die Wahrheit und den Vorwurf, einen Menschen willentlich getötet zu haben... den wollte ich nicht so auf mir sitzen lassen! Auch wenn Hennie es in diesem Moment bestimmt nicht so gemeint hatte.

"Feldmann hat gegen alle Grundsätze des Zivilschutzes verstoßen" fuhr ich hastig fort zu sprechen, "das hat Jürgen uns erklärt. Deswegen hat er schließlich Feldmann den Befehl verweigert und seinen Leutnant festgesetzt. Wir beide befinden uns im Recht, und auf das werden wir uns berufen."

Hennie schien nicht beeindruckt zu sein.

"Und dieser Oberbefehlshaber wird sich selbst an das Recht halten, nicht wahr?" schob sie hinterher. "Das glaubst Du? Nachdem sich dieser Feldmann schon nicht daran gehalten hat?"

Ich wurde dieser Diskussion überdrüssig. Es brachte uns nicht weiter. Im Gegenteil - je mehr ich redete, desto klarer wurde ich mir in meinem Entschluss. Nicht aus Trotz, sondern weil ich in mir spürte, dass meine Entscheidung in sich richtig war. Egal, selbst wenn es niemand anderes

nachvollziehen konnte - es war wichtig, dass ich dies tat. Und sei es nur für mich selbst.

"Diese Verhandlung wird sicherlich in einem deutlich größeren Rahmen stattfinden, als Feldmann das für mich arrangiert hat" gab ich zurück, "und ja - ich glaube, dass dieser Offizier sich vor einer ganzen Schar von Soldaten eher an geltendes Recht erinnern wird als ein Verrückter in Anwesenheit eines einzelnen Fähnrichs." Ich verschränkte meine Arme vor der Brust. "Ich weiß, das ist alles schwer zu verstehen. Aber ich muss das tun, ok? Ich bin Jürgen das schuldig. Ich habe mir selbst schon tausendfach diese Frage gestellt. Aber ich bleibe dabei. Ich muss das tun."

Hennie schwieg. Sie richtete den Blick auf Rebecca, die nach wie vor unbeweglich auf ihrem Platz saß. Schließlich stemmte sie sich von ihrem Platz auf.

"Ich denke, wir sind fertig mit dem Abendessen" stellte sie nüchtern fest. "Wer hilft mir beim Abräumen?"

Langsam kam wieder Bewegung in die anderen am Tisch. Die Teller wurden schweigend zusammen gestellt und in die Küche gebracht. Es tat mir leid, die schöne Stimmung des Abends verdorben zu haben.

Steffen warf mir beim Aufstehen einen kurzen Blick zu und nickte dann fast unmerklich mit dem Kopf zu Rebecca hinüber. Sie blieb teilnahmslos auf ihrem Stuhl sitzen und ignorierte alles um sich herum.

Da war etwas zu besprechen, deutete er mir an. Ich nickte zurück und verharrte ebenfalls auf meinem Platz, während die anderen ins Haus strömten. Hennie warf noch einen kurzen Blick zu uns und schloss dann die Haustür, vermutlich um sicherzustellen, dass wir ungestört bleiben würden.

Eine ganze Zeit lang herrschte Stille, unterbrochen nur vom leisen Plätschern des nahen Flusses und vom Gesang einiger Vögel, irgendwo in einem der Bäume entlang der Hauptstraße.

Plötzlich blickte Rebecca zu mir hinüber und ich sah, dass sie weinte. Die Augen gerötet, lief ein dünnes Rinnsal Tränen über die Wangen zum Kinn hinab. Ich wusste das sie mir etwas sagen wollte und auch ich hatte das Gefühl, dringend mit ihr sprechen zu müssen. Nur über was genau, wusste ich nicht.

"Ich werd Dich vermissen" sagte sie plötzlich. Wie damals im Kaufhaus sah ich in ihr wieder diese besondere Art, dieses spezielle Verhalten welches gar nicht zu einem jungen Mädchen, sondern viel mehr zu einer alten Frau passte.

"He, ich komme doch wieder..." versuchte ich sie zu trösten.

Sie sah mich nur an.

"Glaubst Du das wirklich?"

Als wenn sie in mich hineinsehen könnte! Als wenn sie sehen könnte dass ich, wie auch damals im Landwirtschaftszentrum, eine Höllenangst vor dem hatte, was vielleicht bei dieser Unternehmung noch auf mich zukommen würde! Wie schaffte sie das nur?

"Ja" nickte ich trotzdem. "Ja, das glaube ich. Nein, ich weiß es!"

Sie wischte sich mit dem Ärmel ihres Kleides über das Gesicht, lächelte aber nicht. Sie wirkte ernst, besorgt... und ein wenig verunsichert.

"Weißt Du" begann sie langsam, "ich habe Dich schon vom ersten Tag an gemocht. Als Du in der Lebensmittelabteilung neben mir aufgewacht bist. Du hast mich immer so sehr an meinen Cousin erinnert. Auch jetzt noch. Trotz dem Bart."

Ich musste bei diesen Worten grinsen. Sie erwiderte es zaghaft.

"Es ist... Du bist für mich so vertraut geworden wie er es war... Du bist ein Teil meiner neuen Familie. Ich will Dich nicht verlieren wie meine Ma oder Flo oder Frederik."

Ich ahnte, wohin das führen würde.

"Ich will nicht dass Du gehst" sagte sie und hob den Arm um mich, als ich zu einer Antwort ansetzen wollte, zu unterbrechen. "Nein, ich weiß was Du sagen willst. Ich verstehe schon warum Du gehen willst. Aber ich hab einfach Angst um Dich, Matthias."

Ich schloss kurz die Augen und seufzte.

"Rebecca, Du kannst mir glauben dass ich... wenn ich ganz ehrlich bin, ich würde am liebsten auch nicht gehen. Ich hab auch Angst. Nicht nur Angst um mich" fügte ich hinzu, als sie mich ein wenig zweifelnd ansah, "ich habe auch Angst um Euch. Was ist, wenn wieder irgendein irrer Typ mit seinem Haufen hier ins Dorf einmarschiert?"

"Na ja, was würdest Du da machen?" gab Rebecca zurück.

Ich verzog ein wenig das Gesicht. "Gute Frage. Vielleicht versuchen Frank davon abzuhalten, sie alle vorbeugend umzubringen?"

Sie rutschte wieder ein wenig auf ihren Stuhl nach oben.

"Ja, ich habe da so etwas mitbekommen" meinte sie beiläufig. "Hennie übrigens auch. Und Frank hat sich deswegen einiges von ihr anhören müssen. Sie hat ihm ganz schön die Leviten gelesen, das kann ich Dir sagen."

"So, wie Du es gerade mit mir machst?"

Jetzt musste sie doch lachen. Zumindest ein kleines bisschen, aber es hellte ihr trauriges Gesicht ein wenig auf.

"Soll ich es mal versuchen? Aber was würde es nützen?"

"Nicht viel, vermutlich" sagte ich.

"Ja, vermutlich" bestätigte sie und wurde wieder ernst. "Du hast einen ebenso dicken Schädel wie Frederik es auch hatte. Du könntest wirklich sein Bruder sein."

Wir schwiegen wieder eine Weile. Vom Haus her drangen ein paar unverständliche Gesprächsfetzen durch die geschlossenen Fenster.

"Und wann wirst Du wiederkommen?" fragte sie plötzlich.

"Ich weiß es nicht" gab ich zu und versuchte mir alles ins Gedächtnis zu rufen, was ich über die Umgebung hier draußen wusste. "Jürgen ist mit einem Jeep bis zur Waldbrücke gefahren und von dort aus hierher gelaufen, hatte er erzählt. Wie lange wart Ihr denn damals mit dem Auto unterwegs, als ich auf dem Rücksitz zusammengeklappt bin? Bis Ihr hier angekommen seid, meine ich?"

"Ich weiß es nicht mehr genau" sagte Rebecca. "Peter hatte die Uhr an, nicht ich. Ich habe nicht darauf geachtet. Zwei oder drei Stunden, nehme ich an?"

"Und Peter hat gesagt, dass Steffen so schnell gefahren ist wie er nur konnte" führte ich ihre Erinnerungen weiter. "Ich glaube er hatte einmal etwas von zwei- oder dreihundert Kilometern gesagt, die zwischen der südlichen Stadtgrenze und Lehenwies liegen. Aber ich habe keine Ahnung, wie lange wir für diese Strecke zu Fuß brauchen werden."

"Bitte verspricht mir, dass Du zurückkommst" bat sie. "Versprich es, ja? Egal wie lange es dauern wird, versprich dass Du zurückkommst!" Sie war von ihrem Stuhl aufgesprungen und kam jetzt, sichtbar aufgeregt, um den Tisch zu mir herum. Ich war ein wenig überrascht wegen der plötzlichen Heftigkeit, mit der sie ihre Bitte aussprach.

"Ich verspreche es" sagte ich. "Natürlich verspreche ich es."

Sie nahm kurz meine Hände mit ihren und drückte sie, während sie mir nicht weniger fest in die Augen sah. Aus den Augenwinkeln meinte ich, einen Schatten am Küchenfenster zu sehen und blickte kurz hinüber. Rebecca folgte meinem Blick und ließ daraufhin schnell meine Hände wieder los.

"Es ist fast ganz Dunkel geworden" sagte sie. "Wir sollten jetzt ins Haus gehen."

"Ja" sagte ich ein wenig verwirrt, "ja, wir sollten besser reingehen."

Sie drehte sich um und machte zwei Schritte in Richtung der Haustür, ehe sie sich noch einmal schnell zu mir umdrehte.

"Was machst Du morgen?" fragte sie.

"Was ich morgen mache...?"

"Hast Du ein wenig Zeit?" schob Rebecca gleich hinterher.

"Äh, ich denke schon" sagte ich, jetzt vollkommen überrumpelt. Sie lächelte.

"Vielleicht kannst Du ja ein bisschen mit mir spazieren gehen" sagte sie. Dann drehte sie sich auf der Stelle um und lief schnell die Stufen hinauf, um die Haustür aufzudrücken und im Flur zu verschwinden. Frank kam kurz nach ihr heraus und griff sich, ohne etwas zu sagen, zwei der Stühle um sie hinein ins Haus zu tragen. Ich nahm mir ebenfalls zwei Stück und folgte ihm. Kurz vor der Haustür hörte ich Hennies Stimme aus dem Flur.

"Du hast es ihm wieder nicht gesagt?"

Darauf folgten schnelle Schritte auf der Treppe. Als ich kurz danach ins Haus kam war aber niemand mehr im Flur. Nur Frank kam mir aus der Küche entgegen, um mir die Stühle abzunehmen.

Es hatte etwas von einer Abschiedstour, als ich am nächsten Tag mit Rebecca einen Spaziergang vom Dorf über den Weiler bis hoch zum Waldrand unternahm. Das Wetter begann sich nochmals ein wenig zuzuziehen und ich hoffte, dass uns diese Wolken nicht schon wieder wochenlangen Regen bescheren würden.

Ich begann allmählich zu ahnen aus welchem Grund Rebecca mit mir diesen Ausflug machen wollte. Es war deutlich zu spüren, dass ihr etwas auf dem Herzen lag und ich fürchtete mich ein wenig davor mit der Vermutung, die in mir aufkeimte, Recht zu behalten - weil ich in diesem Fall keine Ahnung hatte, wie ich darauf am besten reagieren sollte. Es war ja nicht so als wenn wir unten bei Frank und Hennie zu wenig Bewegung gehabt oder nach einem guten Sonntagsbraten einen kleinen Verdauungsspaziergang nötig hätten. Dieser Ausflug hatte einen ganz bestimmten Zweck.

Wir gingen die meiste Zeit schweigend zusammen nebeneinander her. Oben auf der Hügelkuppe konnten wir das ganze Tal überblicken. Ich sah drüben am südlichen Ortsrand sich einen kleinen Punkt bewegen und vermutete, dass dort Jürgen wohl sein verletztes Bein auf einem Übungsmarsch testen wollte.

"Das ist der schönste Ort der Welt" hörte ich Rebecca neben mir sagen, aber es klang nicht ganz unbeschwert.

"Hmhmh" stimmte ich zu und nickte. Und in der Tat hatte sie damit wohl Recht. Lehenwies war in den letzten Monaten für uns alle zu einer neuen Heimat geworden. Unwillkürlich wurde mir das Herz dabei schwer als ich daran dachte, dass morgen die Zeit für meinen Aufbruch gekommen war und ich um diese Stunde herum wohl bereits unterwegs sein würde.

"Ich hoffe es wird nicht lange dauern, bis Du wieder hier bist" sagte sie.

"Das hoffe ich auch" sagte ich und wurde mir bewusst, dass sie mich von der Seite her aufmerksam betrachtete. "Keine Bange" schob ich schnell hinterher, "ich komme wieder. Ich hab es Dir doch versprochen."

"Ja, ich weiß" sagte sie und wandte ihren Blick wieder hinunter ins Tal. Dann griff sie plötzlich meine Hand, sah mich aber nach wie vor nicht an. Ich drückte ihre ebenfalls, während wir dort oben schweigend standen, bis uns ein kühler Windstoß schließlich leicht frösteln ließ.

"Weißt Du, das ich morgen Geburtstag habe?" fragte sie plötzlich.

"Wie kannst Du das so genau wissen?" fragte ich verwundert zurück. Ich konnte zwar die Jahreszeit abschätzen, aber Tage und Monat waren mir seit Beginn unserer Flucht abhanden gekommen.

"Ich habe mitgezählt" sagte sie leise. "Ich kann mich zwar auch irren, aber ich bin mir ziemlich sicher das morgen der fünfzehnte April ist. Und ich dann Vierzehn werde."

Ich hatte ganz vergessen, dass ich im vergangenen Winter ebenfalls ein Jahr älter geworden war. Die Zeit spielte hier draußen, fernab von der Hektik in der Stadt und meines früheren Lebens, eine ganz andere Rolle als es früher der Fall gewesen war.

"Vierzehn. Wow..." brachte ich nur heraus. "Ich könnte jetzt sagen, dass man Dir das gar nicht ansieht."

Sie warf mir einen Blick zu, der eine Mischung aus Belustigung und Entrüstung zeigte. Ich zwinkerte grinsend, in der Hoffnung das sie den im Grunde genommen wirklich dämlichen Kommentar von mir mit Humor nehmen würde.

"Ich habe leider kein Geschenk für Dich" fügte ich hinzu. Sie schüttelte den Kopf.

"Das ist schon in Ordnung" meinte sie. "Du könntest mir versprechen mit heiler Haut wieder zurückzukommen, das würde mir schon reichen."

"Na ja, mit heiler Haut geht nicht mehr so ganz" antwortete ich und erinnerte mich an meinen vernarbten Rücken. "Aber ich werde mein Bestes tun, um sie nicht noch mehr zu lädieren."

"Das hoffe ich" sagte sie und seufzte. Wieder schien es mir, als wenn sie etwas sagen wollte, aber sie blieb stumm und blickte wieder hinunter in das Tal. Ich spürte plötzlich einen kleinen Regentropfen auf der Stirn. Die Wolken hatten sich zu einem tiefen Grau verdichtet. Es konnte nicht mehr lange dauern bis zu anfangen würde, zu regnen.

"Wir sollte besser zurückgehen" sagte ich. "Wenn wir hier oben bleiben erwischt uns der erste Schauer."

"Wäre das so schlimm?" fragte sie. "Bis zum Weiler schaffen wir es doch auf jeden Fall. Jessi wartet dort sicher wieder auf uns."

Ich zuckte ein wenig unbehaglich mit den Schultern. Sie lächelte schief.

"Du hast recht" sagte sie dann, "lass uns zurückgehen."

Sie lief los, ohne meine Hand loszulassen, die sich in der ihren so angenehm warm anfühlte. Ich folgte ihr dichtauf den Wiesenhang hinunter bis zum Hof von Steffens Vater. Der kleine Bach füllte die im Boden eingelassene Blechwanne, aus der ein kleiner Vogel trank. Beim Anblick unseres hastigen Eintreffens flog er mit einem lauten Zwitschern aufgeregt davon. Rebecca, die die ganze Zeit über meine Hand gehalten hatte, blieb mit einem Mal stehen.

"Ich möchte Dir noch etwas sagen..." begann sie. Schweigend wartete ich neben ihr darauf, dass sie weitersprechen würde.

"Ich mag Dich" sagte sie dann. "Aber... nicht so wie Frederik. Verstehst Du? Ich mag Dich... mehr."

Sie richtete einen fast flehentlichen Blick auf mich.

"Verstehst Du?" wiederholte sie.

Ich schluckte. Dann begriff ich es. Vermutlich war es für jeden anderen aus unserer Gemeinschaft schon seit einer halben Ewigkeit zu sehen gewesen, selbst ein Blinder mit Krückstock hätte es wahrscheinlich eher begriffen als ich. Peter hatte Recht wenn er sagte, dass ich mein Hirn viel zu selten wirklich benutzen würde.

"Ich verstehe" sagte ich. Und dann war es an mir, nach den richtigen Worten zu suchen.

"Und?" sagte sie nach einer Weile, weil ich immer noch keine Antwort gab.

Ich warf ihr einen etwas hilflosen Blick zu. "Ich mag Dich auch sehr" stammelte ich. "Ich... finde nur nicht gerade die richtigen Worte dafür..."

"Hattest Du schon einmal eine Freundin?" fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf. Ich war, verglichen mit meinen Altersgenossen, immer ein wenig später dran gewesen.

"Willst Du mein Freund sein?" fragte sie atemlos. Ihr Gesicht war jetzt wieder ein wenig gerötet und ich spürte, wie auch ich knallrot anzulaufen begann. Wieder nickte ich. Ehrlich, aus dem Herzen heraus.

"Ich... ich muss aber trotzdem morgen los" sagte ich, jetzt ein wenig kläglich.

Was sollte ich anderes sagen? Es war ja nicht so, dass ich unbedingt in ein Abenteuer losziehen wollte. Aber ich konnte jetzt nicht mehr zurück, ganz gleich dass ich mir im Augenblick nichts sehnlicher zu wünschen begann als überhaupt nirgendwo mehr hinzugehen.

Sie nickte und wischte mit ihrer Hand eine Träne von meinem Gesicht, die ich nicht einmal gespürt hatte.

"Ich weiß" sagte sie leise. "Und deswegen kommst Du auch zurück."

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste mich zweimal. Zuerst auf die Wange und danach auf den Mund. Es war ein zarter, flüchtiger Hauch den ich spürte und der mich augenblicklich verzauberte.

Dann drehte sie sich um und lief, ohne abzuwarten, den Weg hinunter zum Dorf. Ich sah ihr nach wie sie die Brücke überquerte und schließlich in der Tür von Frank und Hennies Haus verschwand.

Ich konnte mich erst wieder rühren als ich sie nicht mehr sehen konnte. Dann setzte ich mich wie ferngesteuert in Bewegung, um ebenfalls den Weg hinaufzulaufen. Mein Gang fühlte sich seltsam leicht und federnd an, fast hatte ich das Gefühl zu schweben.

Ja, ich würde morgen losgehen müssen.

Aber ich würde ja wiederkommen.

So schnell wie es nur irgendwie ging.

Teil 3



Der Aufbruch

Bildquelle: Diego Ph, www.unsplash.com (No. 226527, Lizenzfrei)

Kapitel 25

Der Rest des Tages war wie im Flug vergangen. Es gab wie immer noch einiges zu tun: die Hühner waren zu versorgen, die Toilettengrube war zu entleeren, kaputt gegangene Dinge mussten repariert werden. Als es am späten Nachmittag aufhörte zu regnen ging ich, wieder begleitet von Rebecca, noch einmal zum Weiler hinauf, um verschiedene Sachen für meinen Aufbruch zusammen zu suchen und in meinen Rucksack zu packen, den ich auf unserer Wanderung durch die U-Bahn-Schächte auf dem Rücken getragen hatte. Wir ließen uns Zeit dabei und schließlich traute ich mich sogar, ihr selbst einen Kuss zu geben - auch wenn ich feststellen musste, dass es diesbezüglich vielleicht doch noch ein wenig mehr Übung brauchen würde. Aber es war ja nicht so, dass uns beiden dies sonderlich unangenehm war.

Den Weg zurück nach Lehenwies gingen wir wieder Hand in Hand. Die Dämmerung legte sich mir auf das Herz, sie erinnerte mich wieder an den anstehenden Aufbruch, der mit dem nächsten Sonnenaufgang für mich kommen würde. Wieder verfluchte ich mich im Stillen dafür, mich für diese Unternehmung angeboten zu haben. Vor der Haustür blieben wir noch ein wenig stehen.

"Ich werde dann am besten gleich nach oben gehen" sagte Rebecca zu mir und ich konnte in ihrer Stimme hören, wie traurig sie war. Mir ging es ähnlich und ich nahm sie noch einmal in den Arm. Als ich mich zu ihr hinab beugte und meinen Kopf an ihre Wange drückte, spürte ich die Feuchte einer kleinen Träne.

"Ich weiß nicht, ob ich morgen früh rauskommen werde" sagte sie leise in mein Ohr. Ich nickte stumm. Vielleicht war es besser so.

Anstatt ihr eine Antwort zu geben versuchte ich es noch einmal mit einem Kuß, den sie genauso intensiv erwiderte. Erst dann löste sie sich wieder aus meinem Arm, um die Wohnungstür leise aufzudrücken. Aus dem Wohnzimmer, der mein Schlafplatz bei Frank und Hennie war, hörte man noch gedämpfte Stimmen.

Rebecca winkte mir kurz zu, ehe sie selbst leise die Treppe nach oben schlich. Ich versuchte ebenso leise die Haustür zu schließen und tastete mich dann durch den im Dunkel liegenden Flur die Wand entlang bis zur Tür des Wohnzimmers. Als ich die Klinke drückte erstarb das Gemurmel und bei meinem Eintreten waren nur noch Atemgeräusche zu hören. Das Mondlicht fiel durch die Fensterscheiben fahl in den Raum und wies mir den Weg zu meinem Schlafplatz auf dem Boden.

Vorsichtig tastete ich mich zwischen meinen am Boden liegenden Freunden bis zu meiner Decke hindurch. Dann lag ich noch lange wach und starrte an die Decke des Zimmers. Sie würden mir alle fehlen in den kommenden Tagen, nicht nur Rebecca. Es würde für mich eine sehr lange Zeit ohne meine Freunde werden.

Ich erwachte noch vor den anderen, als gerade die Morgendämmerung anbrach. Oder hatte ich überhaupt nicht geschlafen? Ich wusste es nicht so richtig...

Vorsichtig stand ich von meinem Platz auf und faltete meine Decke so schmal wie möglich zusammen. Ich würde sie noch in meinen Rucksack stecken, als eine kleine Erinnerung an meine neue Heimat, solange ich unterwegs war. Dann ging ich in den Garten um das Haus herum zu dem kleinen Verschlag, den Frank an der Hauswand als Klohäuschen über der Grube gebaut hatte.

Nachdem die Morgentoilette erledigt war und ich mich gewaschen hatte ging ich in die Küche wo ich bereits auf Hennie traf, die sich mit den Vorbereitungen für das Frühstück beschäftigte.

"Guten Morgen" begrüßte sie mich. Dann zögerte sie kurz, ehe sie sich ein breites Grinsen nicht mehr verkneifen konnte. "Und? Hast Du gestern einen schönen Tag gehabt?"

Ich spürte wie ich leicht rot anlief. "Du hast es gewusst?" fragte ich zurück um meine Verlegenheit, für die es ja eigentlich gar keinen Grund gab, zu überspielen.

"Also, es war ja nicht zu übersehen, oder?" sagte sie. "Selbst wenn mir Rebecca nicht seit Wochen immer wieder ihr Herz ausgeschüttet hätte. Aber Du bist wohl zu beschäftigt gewesen, um es zu bemerken" fügte sie mit einem leicht geänderten Tonfall hinzu.

Ich öffnete den Küchenschrank um die Teller für das Frühstück auf den Tisch zu stellen. Sicher würden die anderen auch bald hier eintreffen.

"Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht" gab ich schließlich zu. "Unter meinen Freunden galt ich früher immer als ein Spätzünder und im letzten Jahr gab es immerzu so viel zu tun... es ist so viel passiert, dass ich mit meinen Gedanken immer woanders war." Ich drehte mich zu Hennie um. "Wie lange hat Rebecca schon mit Dir darüber geredet?"

"Über die Sache mit Dir? Bestimmt schon seit dem Anbruch des letzten Winters" antwortete sie mir. "Was glaubst Du wohl, warum sie selbst nach dem Schneefall immer wieder zu uns herunter ins Tal gekommen ist? Wir haben in der Küche gestanden und gebacken - und nebenher ein wenig unsere Frauengespräche geführt."

Sie drehte sich plötzlich um und zog eine Augenbraue hoch.

"Ich finde das zwar sehr romantisch und ich denke, sie hätte sich wohl einen schlechteren aussuchen können als Dich, aber ehrlich gesagt... ich will nicht sagen, dass ich es gut finde, dass Du jetzt aufbrichst und ich mache mir ziemliche Sorgen, dass Du möglicherweise nicht an einem Stück wieder zurück kommen wirst - aber Rebecca ist noch verdammt jung. Insofern ist jetzt, nachdem ihr beide zusammen seid, ein wenig Distanz vielleicht nicht das verkehrteste."

Ich brauchte wieder einmal einen Moment, um den Sinn hinter ihren Worten richtig zu interpretieren. "Also, ich..." begann ich dann mit meiner Verteidigung, aber sie wischte den Versuch mit ihrer Hand und einem Grinsen beiseite.

"Schon gut" sagte sie, wieder in ihre übliche Art zurückfallend, "ich bin auch einmal jung gewesen. Die erste Liebe ist sehr romantisch, aber sie hält bei den meisten nicht. Obwohl..." begann sie sich zu erinnern, "ich glaube, meine Eltern hatten sich auch so früh kennengelernt..."

"Ach ja? Und was ist passiert?"

Sie blickte mich ernst und prüfend an.

"Sie sind bis zu ihrem Tod zusammengeblieben" erwiderte sie mir. "Das sind also die Maßstäbe, die ich an Dich anlege. Immerhin bin ich jetzt für Rebecca quasi der Mutterersatz. Du als zukünftiger Schwiegersohn wirst Dich also mächtig anstrengen müssen!"

Unwillkürlich musste ich schlucken ehe ich an ihrem Gesicht sah, dass sie - hoffentlich - nur einen Scherz machte. Aber noch ehe ich zu einer Antwort ansetzen konnte kamen bereits Frank und Peter in die Küche zu uns herein. Ich wollte dieses Thema vor so vielen Mithörern lieber nicht weiter vertiefen, deswegen beließ ich es dabei und suchte das in der Küchenschublade verstaute Besteck zusammen, um den Tisch fertig zu decken.

Nach dem Frühstück ging ich noch einmal die Ausrüstung in meinem Rucksack durch. Hennie reichte mir zwei große Kunststoffflaschen, die sie noch im ersten Jahr ihres Einsiedlerdaseins verwendet hatten und einen kleinen Lebensmittelvorrat. Ich verstaute die Sachen ganz oben in dem Rucksack, ehe ich ihn mir auf den Rücken schwang. Dann war die Zeit des Abschieds gekommen.

Rebecca kam zu mir in den Flur, um mich noch einmal zu drücken und mir einen langen Kuss zu geben, ehe sie schnell die Treppe hinauf in die oberen Räume verschwand. Mein Herz, das während unseres Kusses so schnell geschlagen hatte, fühlte sich sofort wieder schwer an.

Nacheinander kamen dann die anderen aus der Küche, um mir die Hände zu schütteln und viel Glück zu wünschen. Peter steckte mir den kleinen Taschenkompass in die eine Seitentasche des Rucksacks und klopfte mir auf die Schulter. Steffen hatte aus seinem Notfallkoffer die Reste von Hennies Verbandsset komplettiert, das er auf der anderen Seite hineinzwängte, ehe er mir mit auf den Weg gab vorsichtig zu sein und gut auf mich aufzupassen. Es fiel mir danach unglaublich schwer aus dem Haus zu gehen, im Vergleich dazu erschien der bis zum Rand vollgestopfte Rucksack auf meinen Schultern geradezu federleicht zu sein.

"Wir werden hier auf Euch warten, wenn Ihr vorbei kommt" sagte Frank noch knapp. Ich nickte nur kurz, holte tief Luft und machte mich dann auf den Weg zur Ortsmitte, um mich dort mit Jürgen vor dem Pfarrhaus zu treffen. Er wartete schon auf mich, seinen Rucksack an die Hauswand neben das Schnellfeuergewehr gelehnt.

"Bereit?" fragte er und reichte mir das Sturmgewehr.

"So gut es geht" gab ich zur Antwort und prüfte, wie er es mir gestern beigebracht hatte, dass die Waffe geladen und gesichert war. Dann nahm ich den breiten Stoffgürtel mit den Magazintaschen, den er mir reichte, und band ihn mir um die Hüfte.

"In jedem Magazin stecken zweimal zwanzig Schuss" erinnerte er mich sachlich. "Versuch möglichst sparsam mit der Munition umzugehen und setz das Dauerfeuer nur ein, wenn wir uns zurückziehen müssen."

Ich nickte zur Bestätigung. "Ich weiß. Ehrlich gesagt würde ich es aber bevorzugen, mit dem Ding hier überhaupt nicht schießen zu müssen."

Er verzog das Gesicht.

"Ich ebenso, dass kannst Du mir glauben. Aber wenn ich daran denke, wie wir hierher gekommen sind..." Er unterbrach sich. "Jetzt müssen wir erst einmal unseren Gefangenen holen."

Aus seiner Tasche holte er ein paar Kabelbinder und atmete kurz tief durch, wie um sich auf eine knifflige Aufgabe vorzubereiten.

"Ich schließe die Tür auf und lege ihm das hier als Handschellenersatz an" erklärte er. "Ich binde ihm die Hände vor dem Bauch zusammen, da wir ab der Brücke womöglich klettern müssen. Als unser Gefangener trägt er nur den kleinen Rucksack, den ich ihm danach umschnallen werde. Du musst während dieser ganzen Zeit hinter mir stehen und mich absichern, in Ordnung? Halt etwa zwei Meter Abstand und das Gewehr schussbereit. Ich glaube nicht dass er Probleme machen wird, er hat sich die letzten Tage sehr ruhig verhalten... aber sicher ist sicher."

"Und was soll ich tun, wenn er es sich jetzt anders überlegt?" fragte ich.

"Das, was Du tun musst" gab Jürgen lapidar zurück. Mit diesen Worten zog er den Schlüssel aus der Tasche und ging hinüber zum Tor der kleinen Kirche. Ich stieß einen stummen Fluch aus und folgte ihm dann in einem Abstand von etwa zwei Schritten, wie er es mir gesagt hatte.

Jürgen drehte den Schlüssel im Schloss, dann zog er langsam die Tür auf und betrat den Gebetsraum.

"Herr Leutnant, wir brechen jetzt auf" hörte ich ihn sagen.

"So" ließ sich Feldmanns Stimme vernehmen. Mehr sagte er nicht.

"Bitte strecken Sie Ihre Hände aus" erklang wieder Jürgens Stimme.

Ich hörte einiges Rascheln und Klappern, dann trat Feldmann aus der Kapelle, dicht gefolgt von Jürgen. Feldmann blinzelte im Licht, ehe er mich erkannte. Sein Gesicht durchlief verschiedene Ausdrucksformen: von einer ersten Überraschung über kurz aufwallenden Zorn bis hin zu einem höhnischen Grinsen, als er das Sturmgewehr in meinen Händen bemerkte.

"Sieh an" bemerkte er süffisant. "Sie haben sich ziemlich gemausert, Birkner. Willkommen in der Armee!"

Ich kämpfte die bei seinen Worten in mir aufkeimende Wut nach unten und erwiderte nichts. Es kostete mich allerdings Mühe, nicht die Miene zu verziehen und ihn stattdessen, mit einem wie ich hoffte wachsamen Ausdruck auf dem Gesicht, im Auge zu behalten.

"Sie haben sich ja den mutigsten Helfer ausgesucht, der an diesem Ort zur Verfügung stand" wandte sich Feldmann dann herausfordernd an Jürgen. "Ohne Zweifel wird er genau die richtige Wahl sein, wenn Sie ein Selbstmordkommando auf die Beine stellen wollen."

"Sparen Sie sich die Kommentare" gab Jürgen kühl zurück. Ich musste seine Selbstbeherrschung unwillkürlich bewundern. "Treten Sie langsam nach vorne und bleiben Sie links der Treppenstufen zum Aufgang des Pfarrhauses stehen."

Feldmann schnaubte abfällig und warf mir einen geringschätzigen Blick zu, aber er gehorchte. Wie zuvor folgte ich den beiden in einem Abstand von etwa zwei Metern, den Lauf des Gewehrs gesenkt haltend, aber in Richtung des gefangenen Leutnants gerichtet. Feldmann würdigte mich keines weiteren Blickes mehr während er wartete, bis sich Jürgen seinen Rucksack aufsetzte und nach seinem Schnellfeuergewehr griff.

Ich musterte den Offizier. Er machte keinen guten Eindruck, was aber an dem sich stetig ausbreitenden Bartwuchs und der Wartezeit in der Kapelle liegen konnte. Die Uniform war zerknittert, seine Tasche hing ein wenig von den Schultern nach hinten auf dem Rücken herunter. Jürgen hatte ihm die Hände mit zu Schlingen gezogenen Kabelbindern vorne

auf Bauchhöhe gefesselt. Die sich daraus ergebende Körperhaltung trug dazu bei, den sonst so herrisch auftretenden Leutnant ein wenig wie einen geprügelten Hund aussehen zu lassen.

"Es geht los" wies ihn Jürgen jetzt an, als er sein Gewehr ebenfalls in Schussposition gebracht hatte. "Folgen Sie dem Straßenverlauf langsam nach Norden. Wir nehmen den Weg zurück, den wir gekommen sind."

"Sie glauben wirklich, Sie können mich zum Stützpunkt zurückbringen, mit diesem armseligen Kompagnon an Ihrer Seite?" gab ihm Feldmann zur Antwort. Ich öffnete bereits den Mund zu einer Bemerkung, aber mit einem kurzen Kopfschütteln bedeutete der Fähnrich mir, zu schweigen.

"Sie werden es, wenn wir Glück haben, selbst erleben" antwortete ihm Jürgen. "Vorwärts jetzt. Los!"

Feldmann mochte keinen Respekt vor mir haben, aber Jürgens Stimme und seine Haltung ließen ihn sich mit einem mürrischen Gesicht in Gang setzen. Sicherlich hielt er mich, nach dem ich mich geweigert hatte auf Peter und Steffen zu feuern, für einen Waschlappen - ich traute diesem Mann ein solches Weltbild ohne zu zögern sofort zu. Allerdings wusste er mit Sicherheit, dass sein Fähnrich in der Lage war mit seiner Waffe umzugehen. Unwillkürlich überlegte ich ob er wohl nicht bereits in der kommenden Nacht, während sich Jürgen ausruhen musste, einen ersten Ausbruchversuch wagen würde.

Wir gingen langsam am Rand der Straße entlang. Als wir in Sichtweite von Frank und Hennies Haus kamen senkte ich den Lauf des Gewehrs noch mehr zu Boden - ich wollte nicht so wirken, als würde mir die übernommene Aufgabe auch noch Freude bereiten. Die beiden standen mit Peter und Steffen im Vorgarten und beobachteten uns, als wir sie auf der anderen Seite des halb verfallenen Holzzauns passierten. Aus dem Flurfenster im Obergeschoss konnte ich ebenfalls Gesichter erkennen.

Feldmann hielt seinen Blick stur geradeaus gerichtet. Jürgen nickte ein "Dankeschön" mit freundlichem Gesicht, wandte seine Aufmerksamkeit jedoch sofort wieder dem vor ihm gehenden Leutnant zu. Ich hob stumm meine Hand und lächelte wehmütig. Meine Freunde gaben die Geste mit gleichem Blick zurück.

"Mach's gut" sagte Peter noch einmal. "Viel Glück!"

"Bis bald" sagte ich mit ein wenig rauher Stimme. Dann blieb ich kurz, nur für einen Moment, stehen und blickte nach oben auf das Flurfenster. Auch wenn ich es nicht deutlich sehen konnte war ich mir sicher, hinter den dünnen, vergilbten Scheibengardinen Rebeccas Gesicht erkennen zu können.

Ich winkte ihr nochmals zu und versuchte mich in einem Lächeln, nach dem mir aber nicht wirklich zumute war. Dann beschleunigte ich meine Schritte um wieder zu Jürgen und dem Leutnant aufzuschließen.

Wir passierten, am Straßenrand entlang marschierend, die Kreuzung an der die Flussbrücke mit der Abzweigung zu unserem Weiler lag. Der Bauernhof auf dem kleinen Hügel lag still, unbewohnt und verlassen. Vermutlich würden Peter, Steffen und Rebecca bis auf weiteres unten im Ort bei Frank und Hennie wohnen bleiben. Kurz bevor wir den Waldrand ein paar hundert Meter vom Ortseingang entfernt erreichten, warf ich nochmal einen letzten Blick zurück. Das Haus meiner Freunde war klein, aber noch gut zu erkennen. Ich bildete mir ein, ihre Gestalten nach wie vor an der Haustür stehen zu sehen. Mit einem tiefen Seufzen wandte ich mich ab und folgte Jürgen und seinem Gefangenen in die Schatten des Nadelgehölzes.

Wir hielten uns am Straßenrand und liefen schweigend auf dem Grünstreifen, so nah wie möglich neben den Bäumen. Es war kühl, aber die Luft war angenehm. Die Stille wurde nur vom Gesang der Vögel und dem Rauschen des Windes in den Baumwipfeln unterbrochen. Dennoch hielt ich immer öfter den Atem an. Halb erwartete ich, jeden Moment andere Geräusche zu vernehmen - das leise Surren von Rotoren oder das Rattern von Kettenfahrwerken. Jürgen merkte, dass ich zunehmend nervös wurde.

"Es dauert noch eine ganze Weile bis wir an der Brücke ankommen" sagte er mit leiser Stimme. "Dann werden wir sehen in welchem Zustand sie ist, und ob wir sie ungefährdet überqueren können."

"Mit was haben sie Euch auf dem Hinweg alles verfolgt?" fragte ich. Ein paar Informationen über die mögliche Bedrohung, die uns erwartete, wären hoffentlich hilfreich um die Fantasien der Horror-Szenarien, die sich gerade in meinem Kopf breit machten, in den Griff zu bekommen.

"Das ist schwer zu sagen" antwortete mir Jürgen nachdenklich, seinen Blick unablässig über den Straßenbereich vor uns und auf Feldmanns Rücken gerichtet. "Es ging verdammt hektisch zu. Wir waren vielleicht eine knappe Stunde unterwegs als wir zunächst auf die ersten Guardians stießen. Ich weiß nicht ob sie uns erwartet hatten, aber sie hatten über der Straße Stellung bezogen und sofort das Feuer auf unseren Konvoi eröffnet. Wir gingen an den Seiten in Deckung und haben versucht, sie mit Panzerabwehrgeschossen vom Himmel zu holen.

Und dann, wie aus dem Nichts, kamen hinter uns bestimmt ein halbes Dutzend Panther über die Kuppe. Wir sind in die Fahrzeuge und wie der

Teufel losgefahren, haben dabei ungezielt die uns weiter verfolgenden Guardians beschossen, um sie dadurch auf Abstand zu halten. Nach einer Biegung waren wir für einen Moment ohne Sichtkontakt und haben uns sofort in den ersten Waldweg zurückgezogen, um sie dann aus dem Hinterhalt heraus abzuschießen. Ein weiterer Nachzügler hat dann zwei von unseren insgesamt sechs Fahrzeugen hochgejagt, ehe wir auch ihn abgeschossen hatten."

"Eine armselige Veranstaltung war das!" gab Feldmann schnarrend vor uns seine Manöverkritik zum Besten. "Ein durch die Bäume sehr enges Schussfeld, und die meisten Schüsse gingen dennoch daneben!"

"Ich kann mich nicht daran erinnern, dass Sie dabei einen wesentlichen Beitrag geleistet hatten" erwiderte Jürgen ziemlich frostig. "Sie haben aus dem Jeep heraus die Leute von Stellung zu Stellung gescheucht, aber ich habe nicht gesehen, dass Sie selbst auch nur eine Panzerfaust in die Hand genommen hätten."

Feldmann stieß einen kurzen, höhnischen Lacher aus.

"Schreiben Sie das ruhig in Ihr Kriegstagebuch. Und vergessen Sie ja nicht, es bei Ihrem Rapport zu erwähnen!"

"Wir haben pausiert und sind dann mit den verbliebenen Jeeps weiter" setzte Jürgen seine Erzählung fort. "Wir hatten jetzt nicht mehr genug Sitzplätze, also setzten wir den Weg im Marsch fort und bildeten mit den Fahrzeugen einen Schutzwall um die Männer. Weil wir fürchten mussten weiterhin von Angriffen überrascht zu werden, arbeiteten wir uns auf diese Weise langsam von einer Abzweigung zur nächsten vor. Am Ende des ersten Tages haben wir schließlich ein provisorisches Lager auf einem Waldparkplatz aufgeschlagen.

So haben wir uns die folgenden Tage immer weiter vorgearbeitet. Wir haben die restlichen Dörfer zwischen den Waldabschnitten durchquert, aber alle verlassen vorgefunden. Es gab keine Anzeichen von Panthers oder Guardians. Es lief alles gut, bis wir schließlich zur Brücke kamen. Kennst Du sie?"

Ich schüttelte den Kopf. Von der Fahrt nach Lehenwies hatte ich nichts mitbekommen, worüber ich beim Anblick der neben uns verlaufenden, ramponierten Straße froh war. Ich konnte mir kaum vorstellen wie es wohl Steffen gelungen war, diese Strecke mit all ihren Ausbrüchen und mit Wasser gefluteten Schlaglöchern ohne einen Unfall zurückzulegen.

Jürgen warf einen kurzen Blick zum Himmel. Die Sonne stand schon kurz unter dem Mittagspunkt.

"Wir werden sie heute vermutlich nicht mehr erreichen" sagte er dann. Sie überspannt in mehreren Bögen das Klammtal. Wenn wir sie nicht

überqueren können, werden wir in die Klamm hinunter steigen und dann auf der anderen Seite wieder hochklettern müssen. Das wird verdammt anstrengend und zeitraubend werden."

Ich verzog bei dieser Prognose unwillkürlich das Gesicht, sagte aber kein Wort um Feldmann vor uns keine Gelegenheit zu einer weiteren, abfälligen Bemerkung zu geben.

"Jedenfalls hatten wir die Brücke fast erreicht, als wir auf eine ganze Horde Panther gestoßen sind" berichtete Jürgen weiter. "Keine Ahnung wie sie es dorthin geschafft hatten, denn an uns sind sie nicht vorbei. Ich glaube nicht, dass sie schon vorab die Brücke gesperrt hatten. Vielleicht sind sie mit Luftlandeeinheiten abgesetzt worden. Sie hatten uns auf alle Fälle erwartet und uns sofort unter Feuer genommen. Wir sind seitlich in die Wälder und haben uns dort verschanzt. Sobald einer geschossen hat musste er schon wieder hoch und schnell die Deckung wechseln, weil sie sofort auf die vorherige Position gefeuert haben."

Er blickte mich mit schmerzvollem Blick an.

"Erinnerst Du Dich, was ich Dir vorgestern erzählt hatte? Das war wie ein Schießstand, nur dass wir dabei auf der falschen Seite standen. Als wir vielleicht die Hälfte von Ihnen ausgeschaltet hatten, brach dann die Hölle los und überall hatten wir Artillerie-Einschläge um uns herum."

Er schwieg einen Moment. Vermutlich versuchte er die sich vor seinen Augen plastisch abzeichnenden Bilder dieses Grauens zu verdrängen.

"Wir hatten zu diesem Zeitpunkt schon einen Großteil unserer Männer verloren" erzählte Jürgen dann mit ziemlich leise gewordener Stimme. "Wenn ich es mir überlege waren die Granaten vielleicht sogar unsere Rettung, denn sie haben die Panther wesentlich stärker dezimiert als uns. Friendly Fire zu unseren Gunsten. Wir sind vor dem Geschosshagel nach allen Seiten tiefer in den Wald hinein geflohen und so haben sie überwiegend die Roboter selbst erwischt."

"Von wo aus haben sie Euch beschossen?" fragte ich, nachdem Jürgen eine Zeit lang in Schweigen verfallen war.

"Gute Frage" sagte er mit einem Schulterzucken. "Fahrzeuggatterien haben wir nicht gesehen, aber die Reichweite dieser Geschosse beträgt locker mehrere Kilometer. Vielleicht haben irgendwo Luftbeobachter den Beschuss auf uns koordiniert..."

"TAC-6" kommentierte Feldmann voraus. "Sie sollte das doch eigentlich wissen, Grapow. Ungelenkte Artillerie. Reichweite bis fünf Kilometer bei einer Treffergenauigkeit von siebzig Prozent, und bis zehn Kilometer bei einer Quote von vierzig Prozent."

"Das war mir in diesem Moment egal" antwortete Jürgen, eher zu mir als zu Feldmann sprechend. "Wir haben zugesehen, dass wir irgendwo in Deckung gehen konnten. Sie haben uns dann in mehreren Salven, im Abstand von einigen Minuten, immer wieder beschossen. War verdammt Spaßig."

Er schüttelte sich.

"Am Ende des Spektakels waren wir nur noch zu fünft - beim Aufbruch waren wir noch fünfunddreißig Leute gewesen! Wir haben den letzten Panther erledigt, dann alles noch an Munition verfügbare in das letzte Fahrzeug eingeladen und sind wie der Teufel über die Brücke, während hinter uns schon wieder die nächsten Granaten eingeschlagen sind.

Auf der anderen Seite angekommen sind wir dann schon wieder in zwei weitere Panther hinein. Wehrherr hat einen davon im Schwung über den Haufen gefahren, der andere hat uns die Reifen platt geschossen. Wir haben uns fast überschlagen als wir seitlich in das Dickicht gerutscht sind. Dann sind wir alle raus, haben wieder Deckung genommen und das Feuer erwidert. Ich hab ehrlich gesagt nicht mehr geglaubt, dass wir da noch irgendwie rauskommen... Als wir den letzten Panther am Ende zerstört hatten, waren Hendricks und Müller auch tot."

Jürgen schluckte, der Adamsapfel tanzte über seinen Hals.

"Das war's" schloss er. "Mehr gibt es nicht zu erzählen."

Ich nickte schweigend. Sein Bericht hatte Bilder heraufbeschworen, die mir vollkommen genügten. Leider hatten sie nicht zu meiner Beruhigung beigetragen - im Gegenteil.

"Stehenbleiben" sagte Jürgen auf einmal, jetzt wieder in ganz ruhigem Tonfall. Feldmann gehorchte, ich stoppte mit einem Schritt Verzögerung. Jürgen wies mit der linken Hand auf eine schmale Einbuchtung im Gehölz.

"Hier haben wir auf dem Hinweg übernachtet" sagte er. "Wir nutzen am besten die Deckung für eine Rast. In einer Stunde geht es dann wieder weiter."

Ich war froh über die Unterbrechung. An harte Feldarbeit hatte ich mich gewöhnt, aber das lange Laufen mit schwerem Gepäck stellte nun eine andere Herausforderung für mich dar. Nach der Flucht durch die Tunnel der U-Bahn-Schächte waren meine Wege auf dem Hof oder unten im Ort immer vergleichsweise kurz gewesen.

Wir verzogen uns in das Dickicht, wo eine schmale Stelle vormals von Gestrüpp und Pflanzen grob gesäubert worden war. Im Kreis auf dem Boden sitzend verzehrten wir eine knappe Mahlzeit. Jürgen ließ den

Leutnant die ganze Zeit über nicht aus seinen Augen. Auch ich achtete darauf, mein Gewehr immer griffbereit an meiner Seite zu haben.

"Sie als Bewacher - das ist ja geradezu erniedrigend" versuchte mich Feldmann erneut zu provozieren. "Keine Ausbildung und er lässt sie mit einer scharfen Waffe hantieren? Sie treffen mich ja eher aus Zufall als dass Sie wissen würden, was Sie tun!"

Ich verzog das Gesicht zu einem sarkastischen Grinsen und legte das Sturmgewehr in meinen Schoß, die rechte Hand nahe des Abzugs.

"Wenn das für Sie eine Beruhigung darstellt," erwiderte ich und klopfte leicht mit der Hand auf den Kolben, "dann brauchen Sie sich ja gar keine Sorgen zu machen, oder?"

Feldmann schwieg und wandte sich seinem Brot zu. Jürgen warf mir ein kurzes Grinsen von der Seite zu, ehe er wieder ein ernstes Gesicht aufsetzte. Mir fiel auf, wie still es um uns herum geworden war. Im Gegensatz zum Waldrand war hier, tief zwischen den Nadelbäumen, kein einziger Vogelruf zu vernehmen. Nur die Wipfel wiegten sich leicht im Wind, der über den Wald strich.

Als es wieder weiter ging, spürte ich meine Oberschenkel beim Aufstehen immerhin weniger stark als ich es befürchtet hatte. Allerdings protestierten die Armmuskeln ein wenig beim Anheben des Gewehrs um Jürgen zu sichern, als er dem gefesselten Leutnant auf die Beine half. Nach einem vorsichtigen Rundum-Blick aus der Deckung heraus setzten wir unseren Marsch fort.

Während wir den Nachmittag über weiter der Straße folgten versuchte mir Jürgen, wahlweise ergänzt oder unterbrochen von Feldmann, einen kurzen Einblick in die verschiedenen Waffengattungen der Streitkräfte zu geben. Ich behielt davon jedoch kaum etwas im Kopf, was zum einen an deren kryptischen Namen und Bezeichnungen lag und zum anderen daran, dass ich mir unter den Beschreibungen der Geräte und Roboter kaum etwas vorstellen konnte. So ziemlich alles, was die Armee an Kampfgeräten anzubieten hatte, war entweder ferngesteuert oder agierte zumindest teilweise autonom. Soldat war weitestgehend ein Mechaniker-Beruf geworden, wie jeder andere Arbeitszweig auch - er unterschied sich höchstens noch durch das Überlebenstraining und einer Grundausbildung an verschiedenen Handfeuerwaffen.

Durch die baumgesäumte Schneise zeichnete sich nur ein kleines Stückchen Himmel über uns ab. Trotzdem konnte ich erkennen, dass es noch nicht Abend war als Jürgen uns schließlich erneut anhielt. Mir schien, dass er sich ein wenig unwohl fühlte - oder zumindest unsicher.

"Wir bleiben für die Nacht hier" sagte er schließlich nach einer kurzen Bedenkpause. "Die Brücke kann jetzt nicht weiter als zwei oder drei Kilometer entfernt sein und ich denke nicht, dass wir heute noch näher an sie herangehen sollten. Es wird besser sein, wir schlagen hier unser Lager auf. Morgen wird es ohnehin noch anstrengend genug werden, ganz egal was uns erwartet."

Wir richteten uns unter den Bäumen ein. Die Stämme waren durch das dichte Dach aus Wipfeln kahl, kein Dickicht bot uns hier Schutz, so dass wir ein paar Meter weit von der Straße weg in den Wald hinein gingen. Das Lager errichteten wir wieder im Kreis angeordnet. Feldmann verzog sich schweigend auf seine Decke und lehnte sich mit dem Rücken an einen Stamm, seine Augen wechselten zwischen Jürgen und mir hin und her. Er schien offenbar nach einer Schwachstelle in seiner Bewachung zu suchen. Ich zweifelte mittlerweile daran, dass er tatsächlich schon jetzt einen Fluchtversuch wagen würde. Wir waren noch ziemlich weit von unserem Ziel entfernt und ohne Verstärkung im Rücken, ohne Schutz durch Soldaten des Stützpunktes, waffenlos und mit gefesselten Händen wäre er dabei vermutlich eher früher als später von selbst ums Leben gekommen.

Jürgen bot mir an, die erste Nachtwache zu übernehmen. Ich wickelte mich dankbar in meine Decke auf dem unebenen, kühlen Waldboden ein und fand, dank des anstrengenden und ungewohnten Fußmarsches, trotz des noch hellen Lichtes sehr schnell in einen traumlosen Schlaf.

Kapitel 26

Es war stockdunkel, als ich aus dem Schlaf gerissen wurde - viel zu früh für meinen Geschmack. Jürgen war als ein düsterer Schemen vor dem schwach erleuchteten Waldrand entlang der Verbindungsstraße gerade noch so zu erkennen.

"Ich muss jetzt schlafen" hörte ich ihn flüsternd an meinem Ohr. "Geht es bei Dir?"

"Ja" gab ich gähmend zurück und tastete nach meinem Gewehr.

"Ich glaube nicht, dass es Probleme geben wird" raunte Jürgen, als er sich zu seiner Decke tastete. "Feldmann hat ein paar Mal versucht, mich in ein Gespräch zu verwickeln, aber als es Nacht wurde hat auch er sich hingelegt. Ich habe ihm zur Sicherheit die Beine gefesselt. Wenn er sich rührt und mit Dir reden will, ignoriere ihn und befiehl ihm zu schweigen. Wenn er versucht aufzustehen oder sich irgend etwas in der Nähe regen sollte, weckst Du mich sofort auf, verstanden?"

"Verstanden" bestätigte ich und rieb mir die Augen. Meine Sicht wurde in der mich umgebenden Dunkelheit dadurch jedoch nicht besser. Neben mir hörte ich Jürgen mit seiner Decke hantieren. Es raschelte, als er sich eine halbwegs bequeme Position zum Liegen suchte.

Es wurde still um mich herum. Hin und wieder knackste es aus Jürgens oder Feldmanns Richtung, wenn einer der beiden im Schlaf die Position veränderte. Ansonsten spähte ich in die geräuschlose Dunkelheit hinein. Meine größte Sorge war, wieder einzuschlafen.

Ich dachte daran wie es wohl meinen Freunden jetzt gerade gehen würde - vermutlich schliefen sie jetzt, und das wesentlich komfortabler als ich es gerade eben noch getan hatte. Eine Zeit lang hing ich meinen Gedanken über Rebecca nach - ich sah ihr Gesicht vor mir und lauschte ihrer imaginären Stimme. Es war seltsam, aber erst seitdem sie mit mir gesprochen und wir uns geküsst hatten wurde mir wirklich bewusst, wie sehr ich etwas für sie empfand. Zuvor war es für mich eher wie eine Art Bruder-Schwester-Beziehung gewesen. Es lag wohl auch an der ganzen Arbeit und natürlich auch daran, dass wir immerzu von den Anderen umgeben gewesen waren. Aber jetzt, nach all der Zeit plötzlich von ihr getrennt, fühlte ich in mir das tiefe Bedürfnis, wieder in ihrer Nähe sein zu können. War das jetzt Liebe? Ich hatte keine Erfahrung, aber was sollte es wohl sonst sein?

Ich schreckte aus meinen Gedanken auf. Fast hatte ich mir eingebildet, wieder ihren Kuss auf meiner Wange spüren zu können. War ich eingeschlafen? Wo war Feldmann? War er weg?

Ich lauschte in die Dunkelheit hinein bis ich mir ganz sicher war, die Atemzüge zwei verschiedener Personen hören zu können. Ich schob mich erleichtert nach hinten an einen der uns umgebenden Bäume und lehnte mich dagegen. Ein schöner Wachposten wäre ich gewesen, wenn ich in der ersten Nacht den Gefangenen hätte entwischen lassen...

Den Rest der Zeit bis zum Morgengrauen versuchte ich mich damit wachzuhalten, indem ich über die verschiedenen Waffensysteme und Roboter nachdachte. Ich starrte auch hin und wieder zu Feldmanns schlafenden Konturen hinüber und rief mir erneut die Wut über seine "Gerichtsverhandlung" in Erinnerung. Das einschießende Adrenalin in meinem Körper half mir dabei, genug Kräfte zu mobilisieren.

Als sich das Licht langsam den Weg zwischen den Stämmen hindurch zu unserem Lager bahnte, erwachte Feldmann. Ich sah, wie sich sein Kopf zu mir hinüber drehte und hantierte demonstrativ mit dem Gewehr, ohne jedoch einen Ton von mir zu geben. Er schien wohl zu glauben, dass ich ihn nicht gesehen hätte und kehrte in seine vorherige Position zurück, sich nun wieder schlafend stellend. Mir half das Wissen, dass dieser Mann nun aufgewacht war, um jeder noch verbliebenen Müdigkeit widerstehen zu können.

Vielleicht eine halbe Stunde später regte sich auch Jürgen unter seiner Decke. Er erhob sich gähmend und übernahm, nachdem er sich etwas entfernt von uns erleichtert hatte, wieder das Kommando. Ich schlug mich nach ihm in die Büsche, doch Feldmann musste bis zu meiner Rückkehr warten ehe er von Jürgen zu seiner Toilette eskortiert wurde. Ich vermisste derweil schmerzlich die Möglichkeit, mich waschen zu können. Bei all der Abgeschiedenheit in Lehenwies hatten wir doch ein gewisses Maß an Luxus genossen, an das ich mich bereits gewöhnt hatte.

Nach einem kurzen Frühstück brachen wir wieder auf. Abgesehen von ein paar kleineren Wolken am Himmel über der Straße schien der neue Tag sich nicht von dem gestrigen zu unterscheiden. Ich hoffte inständig, dass es auch dabei bleiben möge. Das Gras auf dem überwucherten Grünstreifen war feucht und zog sich in meine Schuhe hinein. Fast war ich ein wenig neidisch auf die Ausrüstung der beiden Soldaten vor mir. So unbequem ihre Stiefel auch wirken mochten, so boten sie vermutlich doch einen besseren Schutz gegen die Nässe des Taus, der sich auf den Grasstängeln niedergeschlagen hatte.

Als sich ein gutes Stück vor uns eine Unterbrechung in der ansonsten gleichmäßigen Linie des Baumbestandes andeutete, hielt Jürgen an und überprüfte sein Gewehr. Dann befahl er Feldmann, sich von der Straße abzuwenden und seitlich unter dem Schutz der Bäume weiterzugehen. Nach einigen hundert Metern deutete er schließlich schweigend auf den vor uns liegenden Rand des Waldes. Halb verdeckt im Dickicht stand, fast komplett auf seiner rechten Seite liegend, ein dunkelgrün lackierter Geländewagen mit grobstolligen, platten Reifen. Die Fahrerhaube und Frontscheibe des Fahrzeugs waren zerschmettert und der rechte Außenspiegel abgerissen. Nur wenige Meter weiter war der Waldboden aufgewühlt und mit einer locker wirkenden Erdschicht bedeckt worden. Auf beiden Hügeln waren tarngrüne Helme abgelegt. Jürgen blieb bei diesem Anblick kurz stehen und zog für einen Moment seine Mütze vom Kopf. Feldmann ließ nur kurz seinen Blick über die Szenerie schweifen, ohne dabei sein Gesicht zu verziehen.

"Hier sind wir angekommen" sagte Jürgen erneut mit einer sehr leisen Stimme zu mir, während er seine Mütze wieder aufsetzte. Dann deutete er mit der Hand auf die Straße, deren Asphalt mehrere tiefe Krater aufwies. Dazwischen lagen unverkennbar zerfetzte Metallteile, die zu einem in schwarzer Farbe lackierten "Panther" gehört hatten. Auf der anderen Seite konnte ich die Reste des dazugehörigen Fahrgestells erkennen. Unwillkürlich nahm ich eine geduckte Haltung an und mir schauderte.

Jürgen blickte bereits das sich zwischen den Bäumen abzeichnende Brückenbauwerk entlang. Ich war für einen Moment lang versucht ebenfalls die Brückenoberseite abzusuchen, erinnerte mich jedoch an meinen Auftrag und konzentrierte mich statt dessen wieder auf die Bewachung unseres Gefangenen. Schließlich trat Jürgen neben mir vor zum Wagen und zog die verbeulte Seitentür auf. Einige Momente wühlte er im Fond des Jeeps herum. Feldmann verfolgte seine Bewegungen aufmerksam. Als Jürgen zu uns zurückkehrte stopfte er sich im Gehen mehrere Dinge in seinen Rucksack sowie in die Seitentaschen seiner Uniformjacke. Vermutlich hatte er zurückgelassene Magazine für sein Schnellfeuergewehr eingesteckt.

"Wir können die Brücke nicht überqueren" sagte er. Bei seinen Worten riss ich die Augen auf, was Feldmann zum Kichern brachte.

"Keine Bange" beruhigte mich Jürgen, "ich kann keine Wachposten auf der Fahrbahn erkennen... obwohl vielleicht auf der anderen Seite welche postiert sein könnten" fügte er nachdenklich hinzu.

Ich blickte nun doch den Brückenverlauf entlang nach Norden, wie Jürgen es zuvor getan hatte. Trümmerteile waren zu erkennen und dann entdeckte ich das gewaltige Loch, welches sich ungefähr in dem südlich liegenden Dreiteilspunkt des Bauwerks quer über die gesamte Fahrbahn zog. Das Artilleriefeuer hatte die Brücke schwer beschädigt und teilweise zum Einsturz gebracht. Der Spalt musste mehrere Meter in der Breite betragen - unüberwindbar für uns.

Jürgen nickte mir zu, als ich meinen Kopf wieder zu ihm drehte. Alle zusammen gingen wir bis zum Böschungsrand vor und blickten dann über den Abhang hinunter. Vor unseren Füßen fiel das Gelände, zum Teil mit Büschen und Bäumen bewachsen, nach unten ab. Grasbüschel wucherten zwischen gräulichem Felsgestein und tief unten konnte man den schmalen Streifen des engen Flusslaufes erkennen.

"Da müssen wir jetzt hinunter" kommentierte Jürgen. Dann wandte er sich zu Feldmann, der immer noch leise lachend vor uns stand. "Also, brauchen Sie eine Extra-Einladung?"

Feldmanns Lachen erstarb augenblicklich. Er hob seine gefesselten Arme nach oben. "Und wie soll ich Ihrer Meinung nach dort hinunter kommen?" fragte er ihn, aber es klang vielmehr besorgt als höhnisch aus seinem Mund.

Jürgen blickte ihn ungerührt an. "Genauso wie wir auch - mit Händen und Füßen" gab er seinem ehemaligen Vorgesetzten zurück. "Seien sie lieber froh, dass sie kein großes Gepäck zu schultern haben."

Feldmann warf einen kurzen Blick nach unten. Missmutig blickte er dann Jürgen ins Gesicht, als ob er darauf wartete dass dieser seine Anweisung revidieren würde.

"Vorwärts" forderte ihn Jürgen nochmals auf, seine Worte durch die Geste des sich bewegendes Gewehrlaufs unterstreichend.

Feldmann verzog das Gesicht, gehorchte nun aber. Vorsichtig näherte er sich dem Abhang, drehte sich dann um und suchte, Schritt um Schritt, nach einem halbwegs sicheren Weg. Jürgen schob sich an mir vorbei, um ihm zu folgen.

"Du gehst am Schluss" wies er mich an. "Wenn ich abrutsche kannst Du versuchen, mich wieder hochzuziehen."

"Und was ist mit ihm?" fragte ich leise. Bei meinen Worten glaubte ich Feldmann die Ohren spitzen zu sehen. Jürgen zuckte mit den Schultern.

"Ich werde das gleiche mit ihm versuchen."

Mit diesen Worten schwang er sich den Gurt seiner Waffe über die rechte Schulter und begann ebenfalls nach unten zu klettern. Ich hoffte,

dass ich halbwegs schwindelfrei war, denn ich hatte mich noch nie zuvor im Bergsteigen versucht.

Der Abstieg war sehr mühsam und zeitaufwendig. Mit dem Riemen über der Schulter, das um mich herum baumelnde Sturmgewehr immer wieder mit einem Arm zur Seite schiebend, folgte ich den Jürgen und Feldmann, immer vorsichtig darauf achtend einen sicheren Halt unter den Füßen zu finden. Mehr als nur einmal rutschte einem von uns der sicher geglaubte Stein unter den Sohlen weg und polterte über diverse Vorsprünge nach unten in die Klamm. Einige Male klammerte ich mich geradezu panisch an wuchernde Gräser in der Hoffnung, dadurch einen Absturz verhindern zu können. Wir waren klatschnass geschwitz, als wir schließlich am Fuß der Schlucht angekommen waren.

Der Fluss war flach, brach sich jedoch mit großer Wucht seinen Weg durch das steinige und unebene Bett. Um auf die andere Seite zu gelangen würden wir sicher knöcheltief durch das Wasser waten müssen. Ich stieß einen Stoßseufzer der Dankbarkeit bei dem Gedanken daran aus, wie hoch der Pegel wohl unmittelbar nach dem Einsetzen der Schneeschmelze gewesen sein mochte. Außer Atem rasteten wir eine Weile. Das kalte Wasser des Flusses war eine Wohltat für die von den kantigen Steinen aufgeschürften Hände. Ich füllte meine Flaschen, nahm mir aber vor erst davon zu trinken, nachdem das Wasser sich darin ein wenig erwärmt hatte.

Die Sonne stand weit im Mittag als wir uns schließlich zum Aufbruch bereit machten. Ein Stück weit Flussaufwärts waren mehrere, von den Herbststürmen ausgerissene Baumstämme und Äste angespült und dort abgelagert worden. An dieser Stelle wagten wir unsere Überquerung, balancierten vorsichtig über die glitschige Rinde und kamen auf diese Weise wenigstens halbwegs trockenen Fußes auf der anderen Seite an. Von dort aus suchten wir uns dann wieder einen Weg nach oben, mühsam Felsbrocken überwindend und uns durch das dornige Gestrüpp zwängend. Ich tröstete mich durch diese Strapazen mit dem Gedanken, dass wir auf diese Weise wenigstens ein gutes Stück abseits der Straße ankommen würden - weit weg von möglicherweise auf uns wartenden "Panthern" und dazu vielleicht sogar vor den Kameras patrouillierender "Guardians" geschützt.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichten wir schließlich den oberen Rand der Böschung. Wegen unseres Umwegs durch die Klamm sahen wir die ein paar hundert Meter östlich liegende Brücke in einem von der untergehenden Sonne beschienenen Rot glühen. Aus dieser Entfernung war keine Bewegung am nördlichen Brückenkopf zu erkennen, aber ich

wollte mir keine falschen Hoffnungen machen. Zu gut erinnerte ich mich an die regungslose Wache des "Panthers" vor der Fahrzeughalle auf dem Gelände des Landwirtschaftszentrums. Diese Maschinen hatten alle Zeit der Welt - sie würden bis ans Ende der Ewigkeit an ihrem Platz stehen und auf Ziele warten, solange ihnen kein anderer Befehl erteilt würde.

Feldmann und Jürgen waren beide mindestens ebenso erschöpft und zerschunden wie ich. Wir alle hatten blutige Striemen an den Armen und in den Gesichtern, wo uns die Dornen der wild wuchernden Hecken beim Aufstieg malträtiert hatten. Ich trank einen Schluck des immer noch kühlen Flusswassers und bezweifelte, ob ich diese Nacht meine Wache durchstehen könnte ohne dabei einzunicken. Dann zogen wir uns ein kleines Stück in den Waldrand hinein zurück, um dort unser Nachtlager aufzuschlagen. Feldmann war zu müde um gegen das Fesseln seiner Beine zu protestieren. Jeder von uns aß nur einen kleinen Happen, trotz der anstrengenden Kletterei hatte keiner großen Appetit.

Jürgen übernahm wie am Abend zuvor die erste Wache. Ich selbst nickte sofort ein und schlief wie ein Stein bis er mich weckte, um danach ohne ein weiteres Wort in tiefem Schlaf zu versinken. Von Feldmann war nur anhaltendes Schnarchen zu hören. Ich kämpfte immer wieder gegen die Müdigkeitsschübe an, während ich das sich wandelnde Mondlicht auf dem schmalen Wiesenrand zwischen den Baumstämmen des Waldes vorbeigleiten sah.

Als der Morgen anbrach ließen wir es ruhig angehen, für einen frühen Abmarsch waren wir alle immer noch viel zu erschöpft. Der Vormittag war bereits angebrochen als wir unser Lager endlich geräumt hatten. Ein Blick auf Peters Kompass verriet mir, dass die Landstraße östlich von uns annähernd in Nord-Süd-Richtung verlief.

Jürgen war hellauf begeistert, als er ihn in meiner Hand entdeckte.

"Der ist pures Gold wert" sagte er, während er das eingelegte Magazin seines Schnellfeuergewehrs noch einmal überprüfte. "Ich habe mir viele Gedanken gemacht, wie wir von hier aus am besten weitergehen sollen. Die Straße wird mit Sicherheit überwacht, es ist viel zu gefährlich dort weiter zu marschieren. Aber so können wir unter dem Schutz der Bäume nach Norden laufen und sicheren Abstand zur Straße halten."

"Scheint, als ob Fähnrich Grapow bei der Auswahl seines Begleiters doch nicht so daneben gelegen hätte, nicht wahr?" konnte ich mir die bissige Bemerkung in Richtung des Leutnants nicht verkneifen.

Feldmann zog höhnisch die Nase hoch.

"Das werden wir noch sehen" sagte er. "Wenn Sie auch nur halb so schlau sind wie Sie gerade tun, dann wissen Sie um Ihre Chancen. Wir werden ja erleben aus welchem Holz Sie geschnitzt sind, wenn wir auf den Feind stoßen."

Ich hob den Lauf des Sturmgewehrs bei diesen Worten trotzig etwas höher, gab aber keine Antwort. Ich wusste dass Feldmann die Angst, die hinter meiner Fassade lag, erkennen konnte. Bis jetzt waren wir sehr gut vorangekommen, trotz der schwierigen Durchquerung der Klamm. Diese würde aber der reinste Spaziergang sein, verglichen mit der Lage, die wir in einem Gefecht durchzustehen hätten. Und die Wahrscheinlichkeit, das dies eintreten würde - soviel musste ich mir selbst eingestehen - wurde mit jedem Schritt zu Jürgens Stützpunkt hin größer und größer.

Wir setzten uns wieder in Bewegung. Da wir uns nun den Weg durch den Wald hindurch zwischen Bäumen und über uneben Boden hinweg suchen mussten, kamen wir allerdings deutlich langsamer voran. Hin und wieder sahen wir das schmale Band der Straße zu unserer Rechten zwischen den Baumstämmen hindurch schimmern. Jürgen dirigierte den Weg so, dass wir ihren Verlauf gerade noch so erahnen konnten. Wenn wir auf einen Wirtschaftsweg stießen, konnten wir in der freistehenden Flucht deutlich den Asphalt schimmern sehen. Diese Stellen überquerten wir so schnell wie nur möglich und flüchteten uns rasch wieder in den Schutz der in unregelmäßigen Abständen wachsenden Bäume hinein.

Immer wieder ließ mich Jürgen die Richtung unseres Weges mit dem Kompass überprüfen, da wir wegen der Bäume keinen geraden Kurs mehr einschlagen konnten. Je länger wir an diesem Tag unterwegs waren, desto sorgenvoller schien mir sein Blick zu werden. Es war ein wenig dunkel unter den vielen Zweigen der Nadelbäume, doch unsere Augen fingen allmählich an, sich den eingeschränkten Lichtverhältnissen anzupassen. Zumindest stolperten wir nicht mehr so oft über Wurzeln oder andere Unebenheiten.

Einmal bemerkten wir schräg vor uns eine rasche Bewegung zwischen den Stämmen. Jürgen und ich gingen instinktiv hinter dem uns jeweils nächsten Baum in Deckung, und Feldmann warf sich bäuchlings auf den nadelbedeckten Waldboden. Ich unterdrückte den Impuls in mir, um den Stamm herum nach der genauen Ursache zu spähen und behielt, den Rücken an die Rinde gedrückt, statt dessen den Leutnant im Blick, auch wenn dieser in einer solchen Situation wohl kaum einen Fluchtversuch riskieren würde. Jürgen schob sich, auf die Knie gesunken, langsam mit erhobenem Gewehr um seinen Baum herum.

"Alles klar" sagte er dann und stand mit deutlich erleichtertem Gesicht wieder auf. "Ein Tier, vielleicht war es ein Reh. Auf alle Fälle ist es vor uns geflohen."

Feldmann rappelte sich auf, ich hörte ihn leise Fluchen. Mein ganzer Körper kribbelte durch den Adrenalinschub, der durch den plötzlichen Schrecken ausgelöst worden war.

"Würde ein Panther überhaupt so tief in dieses Gehölz vordringen?" fragte ich Jürgen, als wir weitergingen. Ich versuchte, meine Frage wie beiläufig klingen zu lassen, um Feldmann keinen Grund für einen seiner üblichen, abwertenden Kommentare zu geben.

"Ich schätze, das kommt auf seinen Befehl an" vermutete Jürgen. "Aber für mich würde es wenig Sinn ergeben, einen Roboter einfach auf gut Glück durch ein dicht bewachsenes Gebiet zu schicken, wo die ganzen Baumstämme die Reichweite seiner Sensoren beeinträchtigen und kein freies Schussfeld vorliegt. Panther - im Grunde genommen die meisten Kampfroboter - sind nicht für einen Guerilla-Kampf konstruiert, sondern viel besser als Wachposten zur Sicherung von Anlagen oder mit einer entsprechenden logistischen Unterstützung für breit angelegte Angriffe auf befestigte Stellungen geeignet. Die Feindaufklärung kann am besten aus der Luft erfolgen, für bodennahe Einsätze stehen die Guardians zur Verfügung und für die Fernaufklärung kann man sich höher im Luftraum operierenden Einheiten oder Satelliten bedienen."

"Aber dann würden sich doch Wälder wie dieser hier als ein idealer Rückzugsort anbieten" überlegte ich vor mich hin. "Kein Roboter kann auf einen Menschen schießen, den er nicht sehen kann."

"Du vergisst dass die meisten Einheiten über Infrarot und Magnetortung verfügen" erinnerte mich Jürgen prompt an seine Ausführungen vom Vortag über die verschiedenen Kampfgeräte der Armee. "Mehrere von uns auf einem engen Raum könnten sicher auch durch die Baumwipfel hindurch entdeckt werden. Außerdem - in einem Wald kann sich keine schlagkräftige Einheit formieren, die ihnen gefährlich werden könnte. Die Guardians ausgenommen, sind die meisten Einheiten stark gepanzert, weil sie für den offensiven Einsatz ausgelegt sind."

Er hob bei diesen Worten kurz den Lauf seines Schnellfeuergewehrs.

"Wir haben Kaliber 7.62, damit kannst Du einen Guardian zum Absturz bringen aber einem Panther, einem TAC oder einem noch schwereren Gerät wie einem TUK kannst Du damit nichts anhaben. Um einen Panther abzuschießen brauchst Du schon einen guten Treffer mit einer Panzerabwehrrakete, die größeren Einheiten können mehrere davon problemlos überstehen. Wo willst Du solche Materialmengen beschaffen

oder innerhalb eines Waldgebietes sicher lagern? Dann müssten sie ja auch durch das meist unebene Gelände zum Einsatzpunkt transportiert werden - es geht ja darum, größere Siedlungen und vor allem die Städte zurückzuerobern, das wäre ein unglaublicher logistischer Aufwand. Ganz zu schweigen von der Versorgung und Verpflegung der Soldaten, die sie bedienen sollen."

"Mit welchem System sind die Roboter ausgerüstet?" fragte ich nach.

"Der WKR-C4, umgangssprachlich auch Panther genannt, verfügt über zwei getrennt voneinander schwenkbare Maschinengewehre im Kaliber sieben-komma-zweiundsechzig mit einer Hülsenlänge von einundfünfzig Millimetern" ließ sich Feldmann vor uns vernehmen. "Die Feuerrate pro Rohr liegt theoretisch bei über eintausend Schuss pro Minute, was allerdings durch die dadurch entstehende Erwärmung des Laufs nicht erreicht werden kann. In Salven abgefeuert werden zwischen einhundert und dreihundert Schuss pro Minute erreicht. Je Lauf kann der WKR-C4 zweitausendfünfhundert Schuss mitführen. Die Trefferwahrscheinlichkeit beträgt unter Gefechtsbedingungen über achtzig Prozent bei einem Wirkradius von bis zu fünfundzwanzig Metern."

Ich konnte nicht umhin, dieses zur Schau gestellte, enzyklopädieartig anmutende Wissen des Leutnants zu bewundern. Das war es also, was er gelernt hatte.

"Was die TUKs betrifft" setzte Feldmann sein schnarrendes Dozieren fort, "so sind diese beim Typ A mit einem voraus gerichtet montierten, um fünfundsiebzig Grad schwenkbaren Maschinengewehr des gleichen Typs sowie zusätzlich einer Zwillingshaubitze im Kaliber fünfundachtzig mit einer Reichweite bis fünfundzwanzig Kilometern ausgerüstet. Typ B besitzt an Stelle des Haubitzenturms zwei Lafetten für die Bestückung mit Boden/Luft- oder Boden/Boden-Lenksystemen. Typ C schließlich ist mit einer Einzelhaubitze im Kaliber einhundertfünfundfünfzig bei einer maximalen Reichweite von bis zu fünfzig Kilometern ausgestattet." Er drehte sich kurz zu Grapow um. "Nur zur Information, falls Sie das seit Ihrer Grundausbildung vergessen haben sollten" fügte er zynisch hinzu und setzte dann seinen Weg wieder schweigend fort.

"Vielen Dank für die Nachhilfestunde" kommentierte Jürgen trocken seine Ausführungen. "Ich bin mir sicher, dieses Wissen wird uns allen ein großer Trost sein, wenn wir von einem oder mehreren dieser Roboter erschossen werden." Dann wandte er sich wieder mir zu.

"Was die Guardians betrifft, so sind die mit ganz unterschiedlichen Waffengattungen ausrüstbar. An jedem der vier Rotorausleger befindet sich jeweils ein Aufnahmepunkt, der wahlweise ein Einzel-MG mit einem

Kaliber 5.25, eine Lafette für bis zu sechs Luft-Boden-Raketen oder eine Abwurfkralle für Anhängelasten tragen kann. Das Last- und Fluggewicht ist aber stark beschränkt, und je mehr so ein Guardian..."

"ARIC-3!" unterbrach Feldmann. Jürgen ignorierte ihn geflissentlich.

"Mit jedem bestückten Aufnahmepunkt reduziert sich die Leistung und die Reichweite eines Guardians drastisch" brachte er seinen Satz zu Ende. "Deswegen eignen sie sich am besten als leichte Aufklärer mit einer nur minimalen Bewaffnung."

Ich schwieg eine Weile und versuchte, die Flut an Informationen über Kriegsgeschichte und ihre Waffensysteme zu verarbeiten.

"Und wie agieren diese Roboter im Allgemeinen?" fragte ich dann. "Wie lauten ihre Missionsziele? Ich meine..." versuchte ich den Gang meiner Gedanken zu erklären "...wo werden sie uns am ehesten verfolgen oder auflauern?"

"Gegenwärtig habe ich nicht den leisesten Schimmer" gab mir Jürgen zur Antwort. "Als die Guardians von unserer Basis abhoben, haben sie uns damit völlig überrascht. Es gab für den Tag nicht einmal einen Plan für einen Probeflug. Alle Maschinen sind ohne jeglichen Einsatzbefehl gestartet und haben auch auf keinen Steuerungsversuch mehr reagiert. Derzeit scheinen alle Roboter vollkommen autonom zu agieren."

"Ich dachte die Guardians wären so konstruiert worden, dass sie nur die ihnen jeweils vorgegebenen Einsatzziele abfliegen" kommentierte ich unbedacht, ohne über meine Worte nachzudenken. Jürgen schaute mich erstaunt an und sogar der Leutnant schien für einen kurzen Moment versucht zu sein, stehen zu bleiben und sich zu mir umzudrehen.

"Woher weißt Du das?" fragte mich Jürgen.

"Ein Freund hatte es mir einmal gesagt..." stammelte ich. Ich hatte ganz vergessen, dass wir Feldmann und seinen Männern bei ihrer Ankunft im Dorf reine Fantasiegeschichten über uns erzählt hatten. "Er hatte bei der Entwicklung der ersten Modelle mitgearbeitet."

"Nun, er hat Recht" bestätigte Jürgen mir nach einer kurzen Pause mit einem immer noch leicht misstrauischen Gesichtsausdruck. "Guardians sind so konzipiert, dass sie von uns Befehle erhalten und dann gemäß ihrer Missionspriorität ausführen."

"Aber wer hat dann den Befehl für diesen Angriff gegeben?" versuchte ich das Thema weg von meiner Informationsquelle und zu dem Punkt zu bringen, der mich schon seit so langer Zeit beschäftigte. "Wird das nicht protokolliert?"

Jürgen richtete seinen Blick wieder gerade aus.

"Das weiß ich nicht" sagte er schließlich. "Er wurde nicht von uns erteilt und in der ausgebrochenen Hektik haben wir nicht nachgeforscht. Wenn, dann wären diese Art von Informationen ohnehin ausschließlich dem befehlshabenden Kreis zugänglich gewesen. Wir Soldaten haben die Guardians im Grunde genommen nur überprüft, gewartet und bewacht." Er streckte seinen Kopf ein Stück nach links, um durch eine kleine Lücke zwischen den Bäumen spähen zu können. "Da vorne wird es hell" sagte er dann leise. Ich folge seinem Blick, aber statt Sonnenlicht konnte ich nur einen gräulichen Schimmer entdecken.

"Wir kommen an den Rand des Waldes" sprach Jürgen weiter. "Jetzt sollten wir besser wieder leiser sein. Wenn die Luft rein ist, machen wir bis zum Einbruch der Nacht hier Rast."

"Gehen wir nicht besser bei Tagesanbruch weiter?" fragte ich ein wenig verwundert.

Jürgen schüttelte den Kopf. "Wir haben den großen Waldabschnitt jetzt fast hinter uns gelassen. Als nächstes wechseln sich kleinere Gehölze mit großen Wiesenflächen ab. Dazwischen liegen zwei oder drei kleinere Ortschaften. Danach geht es dann wieder in einen kleinen Wald, bis wir zu unserem Stützpunkt kommen."

Ich begann zu verstehen. Ohne jegliche Deckung wäre es sicherlich sehr gefährlich, die unbewaldeten Flächen zu überqueren.

"Wie groß sind diese Abstände?" wollte ich von ihm wissen.

Jürgen zuckte kurz die Schultern.

"Ein paar Kilometer mindestens" antwortete er mir. "Diese Ortschaften sind größer, als Dein Dorf es gewesen ist. Wir werden uns jetzt langsam von Deckung zu Deckung bewegen müssen. So früh im Jahr sind die Felder noch nicht hoch genug, damit wir uns darin verstecken können. Es wird uns deswegen wohl nichts anderes übrig bleiben, als am Tag zu ruhen und in den Nächten zu marschieren."

Kapitel 27

Am Waldrand angekommen war ich erstaunt darüber, dass es bereits zu dämmern begonnen hatte. Zwischen den so dicht zusammen stehenden Bäumen waren wir an das dort herrschende Zwielicht gewöhnt gewesen, doch hatte ich ohne einen direkten Bezug wieder einmal das Zeitgefühl verloren. Der Himmel war bewölkt, aber es war noch nicht zu befürchten, dass uns Regenschauer heimsuchen würden. Alles um uns herum schien ruhig zu sein, von irgendwo vielleicht patrouillierenden "Guardians" oder anderen Robotern war nichts zu sehen oder zu hören.

Direkt an den Baumbestand angrenzend erstreckte sich nun eine leicht hügelige Ebene, die mit wuchernden Pflanzen und Gräsern bedeckt war. Immer wieder zogen sich erkennbare Reste ehemals bewirtschafteter Flächen durch die im Wind hin und her wogenden Halme, auch wenn diese seit längerer Zeit brach gelegen hatten. Nordöstlich von unserem Standpunkt markierte eine Linie von Laubbäumen den Verlauf der Verbindungsstraße. An dem fernen Ende dieser baumgesäumten Allee zeichnete sich der Rand einer Ortschaft ab, auch wenn sich die Details im trüben Licht des Abends verloren.

Feldmann ließ sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, im Schneidersitz auf einer halbwegs trockenen Stelle des Bodens nieder.

"Ihrem Gefangenen steht gemäß der Statuten Rast und Verpflegung zu, Grapow!" brachte er sich schnarrend in Erinnerung. Unwillkürlich regte sich in mir Unmut über seine fordernde Art, hatte er sich doch kaum an die Vorschriften erinnert, als er mit gezogener Pistole hinter mir gestanden und mir befohlen hatte, auf meine Freunde zu schießen. Jürgen hingegen blieb sehr ruhig, gelassen und professionell. Wortlos setzte er seinen Rucksack ab und verteilte daraus die Rationen. Wie üblich nahmen wir einen Halbkreis ein, während wir unser Abendessen verzehrten.

"Sie ruhen sich jetzt besser aus" wies er danach Feldmann kühl an. "Nach Einbruch der Nacht setzen wir unseren Marsch fort."

"Einem Kriegsgefangenen stehen Ruhepausen von mindestens sechs Stunden durchgehend zu" kramte dieser daraufhin den entsprechenden Passus aus seinem Gedächtnis hervor.

"Es sei denn, die äußeren Umstände erfordern Ausnahmen von dieser Regelung" präzisierte Jürgen die Aussage des Leutnants in einem sehr sachlichen Tonfall. "Natürlich können wir, so Sie darauf bestehen, die

Pause länger gestalten. Wenn Sie dafür auf den Schutz der Dunkelheit beim Überqueren der Felder verzichten möchten...?"

Feldmanns Gesicht blieb wie immer unbewegt, aber er schwieg. Dieser Mann war vielleicht verrückt, aber nicht dumm. Natürlich würde er lieber die Nacht durchmarschieren als am helllichten Tag die Entdeckung durch schwer bewaffnete Kampfroboter riskieren zu wollen. Wortlos streckte er sich auf dem Boden aus, um die Zeit bis zum Einbruch der Nacht für eine Ruhepause zu nutzen. Jürgen nickte mir mit deutlich erkennbarer Befriedigung zu und lehnte sich dann mit dem Rücken an einen der Bäume. Sein Körper war Feldmann zugewandt, das Gewehr hielt er im Schoß der im Schneidersitz gekreuzten Beine griffbereit. Ich suchte mir eine halbwegs bequeme Position neben ihm und lauschte, die Augen geschlossen haltend, dem Abendlied der Vögel am Waldrand.

Ich war vermutlich wieder einmal eingenickt, denn erst als ich Jürgens Bewegung neben mir spürte schreckte ich hoch und brauchte ein, zwei Sekunden, bis ich mich wieder gesammelt hatte. Sofort fürchtete ich, einen Fluchtversuch Feldmanns verschlafen zu haben, aber Jürgen war nur aufgestanden, um sich für den Abmarsch vorzubereiten. Ob er selber nach dem langen Marsch des Tages überhaupt geschlafen hatte? Trotz seinen Verletzungen an Arm und Bein hielt er ein für meine Begriffe scharfes Tempo vor, ohne sich auch nur ein einziges Mal beklagt zu haben. Ich musste unwillkürlich die Kraftreserven und die Anstrengungen, zu denen dieser Mann fähig war, bewundern.

Ich erhob mich ehe er versuchen konnte mich aufzuwecken, denn ich wollte nicht zeigen dass ich die Pause dringend nötig gehabt hatte. Statt dessen ging ich zu Feldmann hinüber, der sich seines Nickerchens in keinster Weise zu schämen schien. Als offizieller Gefangener konnte er sich diesen Luxus auch leisten. Wir hatten sicherlich einige Stunden hier verbracht, denn tiefschwarze Nacht umgab uns. Der bewölkte Himmel verbarg Sterne und Mond und gönnte uns lediglich eine Sicht von wenigen Metern. Ich konnte kaum den Kompass ablesen, obwohl die Nadel leicht fluoreszierte. Wir brachen schließlich, uns leicht zur Straße hin orientierend, wieder auf.

"Du musst uns jetzt nach dem Kompass die Richtung vorgeben" raunte Jürgen mir zu. "Wir dürfen nicht näher an die Straße heran. Versuch uns an den südwestlichen Ortsrand zu bringen. Dort werden wir uns dann ein Versteck für den Tag suchen müssen."

Ich nickte zunächst bevor mir einfiel, dass er meine Bewegung in dieser Dunkelheit kaum würde sehen können und schickte sicherheitshalber noch ein geflüstertes "Ok" hinterher.

"Und pass auf den Leutnant auf" wisperte er so leise, dass selbst ich es kaum hören konnte. Rechnete Jürgen etwa mit einem Fluchtversuch, hatte er entsprechende Anzeichen bei Feldmann bemerkt?

Wir schlichen mehr voran, als dass wir liefen. Wegen der geringen Sicht mussten wir gleichzeitig auf den Boden achten, die Orientierung behalten und den Gefangenen bewachen. Die Dunkelheit schien darüber hinaus die Geräusche um uns herum zusätzlich zu verstärken. Ich spürte die Anspannung in mir wachsen, während sich gleichzeitig die Müdigkeit der Nachtwanderung nach einem langen Marschtag zunehmend bemerkbar machte. Zwei- oder dreimal hatte ich das Gefühl, mich völlig verirrt zu haben, so dass wir anhalten mussten, ehe ich wieder die Richtung finden konnte. Ein anderes Mal stolperten wir fast in einen kleinen Tümpel hinein und der kaum unterdrückte Fluch des Leutnants ließ uns alle befürchten, irgendwo einen lauschenden Wächter alarmiert zu haben. Wir blieben für eine gute halbe Stunde an Ort und Stelle verharrend und wagten erst dann wieder, unseren Marsch fortzusetzen.

Als sich das Gelände vor unseren Füßen schließlich leicht anzuheben begann stießen wir auf einige Büsche, welche den Rand des auf der anderen Seite liegenden Wäldchens säumten. Offenbar waren wir weiter nach Westen geraten als ich es beabsichtigt hatten. Wenigstens fiel uns jetzt die Orientierung leichter und wir tasteten uns am Waldrand entlang nach Osten, bis wir auf die ersten überwucherten Gärten und Zäune der Ortschaft stießen.

"Wir müssen weiter nach Norden" flüsterte Jürgen. Ich konnte an seiner Stimme hören, wie müde er war. "Hier sind wir noch nicht sicher."

Mehr schlecht als recht schlepten wir uns weiter am Ortsrand entlang. Ich glaubte den schwachen Schein der Morgenröte zu sehen, als Jürgen schließlich zu dem dunklen Schemen von einer kleinen Scheune hinüber deutete. Wortlos zwängten wir uns nacheinander durch eine Hecke in den Schutz des halbverfallenen Unterstands, wo wir uns am Rande der Erschöpfung auf den Boden fallen ließen. Mehr schlafend als wachend sah ich, wie Jürgen noch weitere Kabelbinder aus der Tasche zog und Feldmann, der sich rücklings auf die nächstbeste Stelle hatte fallen lassen, die Beine zusammenband. Danach war ich bereits, das Gewehr eng an meine Seite gedrückt, eingeschlafen.

Es war geradezu blendend hell, als ich wieder erwachte. Das Licht der frühen Mittagssonne schien in den hölzernen Unterstand einer Wiese. Hier hatten sich früher vielleicht einmal Kühe oder andere Tiere vor dem Regen zurückgezogen, aber das war offensichtlich lange her.

Mühsam stemmte ich mich in die Höhe und die Anstrengungen der vergangenen Nacht waren überdeutlich in meinen Muskeln zu spüren. Jürgen saß neben mir. Wie lange er bereits wach war konnte ich nur erahnen. Feldmann lag dösend in der anderen Ecke des Unterstandes, er schien keinen von uns sonderlich zu beachten.

"Alles wieder in Ordnung?" fragte mich Jürgen, als er mir eine unserer Wasserflaschen reichte. Ich nickte und nahm einen tiefen Zug. Das die Kehle hinunter fließende Wasser weckte in mir sofort das Bedürfnis, meine Blase zu entleeren. Ich warf einen prüfenden Blick unter dem löchrigen Dach des Schuppens hinaus ins Freie.

"Bis jetzt ist alles ruhig" informierte mich Jürgen sachlich, während er wieder den Verschluss der Flasche zuschraubte. "Keine Geräusche, auch kein anderweitiger Kontakt. Wir bleiben aber sicherheitshalber bis zum Abend in Deckung."

"Schön und gut, aber wo soll ich hin wenn ich mal eben..."

"Geh rüber in die Büsche" riet mir Jürgen, "aber halt Dich bedeckt und pass auf, wo Du hintrittst. Wir haben die Örtlichkeiten nämlich auch schon benutzt" fügte er noch grinsend hinzu.

Als ich wieder zurückkam saß er im Schneidersitz auf dem Boden, über einen ausgebreiteten Plan gebeugt. Anscheinend vertraute man beim Militär doch nicht vollständig auf elektronische Systeme. Ich warf einen Blick auf die Karte. Mit seinem Zeigefinger deutete er auf eine Stelle.

"Hier stehen wir" sagte er, zog seine Hand dann nach Norden entlang einer eingezeichneten Straße und dann ein Stück nach Westen. "Und dort müssen wir hin."

Ich entdeckte den kleinen Schriftzug Lehenwies zwischen dunkelgrün schraffierten Bereichen. Der winzige Punkt zog meinen Blick magisch an. Ich versuchte sofort, die Entfernungen überschlägig abzuschätzen. In direkter Linie hatten wir bereits fast schon die Hälfte zurückgelegt.

"Wie wäre es, wenn wir uns von der Straße trennen und quer durch diesen bewaldeten Bereich hier gehen?" schlug ich vor und zeichnete mit meiner Hand den Verlauf einer direkten Linie zwischen unserem gegenwärtigen Aufenthaltsort und dem Ziel unserer Wanderung nach. Jürgen rieb sich das Kinn und dachte nach. Dann schüttelte er langsam den Kopf.

"Wir kennen das Gelände nicht" gab er zu bedenken. "In gerader Linie können wir vermutlich nicht laufen und im Wald haben wir abseits der Ränder nur den Kompass als Orientierungshilfe. Ich sehe die Gefahr, dass wir vielleicht an einer komplett anderen Stelle herauskommen als

beabsichtigt. Du hast gesehen wie schwer es bereits gewesen ist, im Dunkeln die richtige Richtung beizubehalten..."

Plötzlich fuhr er wie von der Tarantel gestochen auf und fluchte.

"Scheiße, er ist weg!"

Feldmann war nicht mehr auf seinem Platz. Sofort sah ich nach unserer Ausrüstung. Die Waffen und Rucksäcke waren noch da. Erleichtert griff ich mir das Sturmgewehr. Jürgen hatte sein Schnellfeuergewehr bereits in der Hand.

"Wo will dieser nur Kerl hin?" stieß er hervor, offensichtlich laut darüber nachdenkend was er jetzt tun sollte. Dann atmete er scharf zischend aus als er vermutlich einen weiteren Fluch unterdrückte.

"Er hat seine Tasche stehengelassen" stellte ich fest und bemühte mich darum, möglichst ruhig zu bleiben. Jetzt war der Moment für logisches Überlegen gekommen, wie Peter es wohl ausdrücken würde. Was seiner Ansicht nach ja nicht gerade zu meinen Stärken gehörte. Fantastisch...

"Ob er nur einfach mal eben selbst in die Büsche verschwunden ist?" spekulierte ich ein wenig hilflos. Jürgen schüttelte den Kopf und deutete mir an leise zu sein, während er langsam den Kopf drehte, um in alle Richtungen zu lauschen. Dann kam er nahe zu mir heran.

"Sag nichts lautes jetzt" flüsterte er mir zu. "Er muss hier sein. Wenn er sich in den Wald schlägt, verirrt er sich. Wenn er versucht die Straße zu erreichen, ist er ein toter Mann - ich verwette mein Gewehr, dass sich hier irgendwo immer noch Wacheinheiten befinden. Ich bin mir sicher, dass er sich dessen ebenfalls bewusst ist."

"Was zum Teufel hat er dann vor?" wisperte ich zurück.

Mats, benutzt Deinen Kopf! hörte ich Peters Stimme wieder in meinem Kopf sprechen. *In welche Richtung dreht der Lüfter?*

Als ob mir das jetzt etwas nützen würde...

Denk nach! Denk nach!

Feldmann war unbewaffnet, seine Hände waren gefesselt. In dieser Lage konnte er nicht weit kommen, ohne Ausrüstung könnte er niemals zum Stützpunkt zurück finden. Mit uns würde er es schaffen, um dann aber vor einem Kriegsgericht zu stehen. Das war keine verlockende Option, aber welche Alternativen gab es aber für ihn? Wild in den Wald hinein zu flüchten wäre ebenso sein Todesurteil, als wenn er auf einen "Panther" oder "Guardian" stoßen würde. Er musste es zum Stützpunkt schaffen... aber er durfte nicht mit uns dort ankommen...

Dann fiel bei mir der Groschen. Er brauchte die Ausrüstung und eine Waffe. Wir hatten ihn niemals allein gelassen, es gab keine Chance dass er einen von uns einfach so überrumpeln konnte.

Irgendwie musste er also eine Situation provozieren, in der Jürgen und ich entweder voneinander getrennt waren oder durch die er uns von den Rucksäcken fortlocken könnte.

"Er will uns reinlegen" flüsterte ich Jürgen aufgeregt zu. "Er will, dass wir uns herauswagen um ihn zu suchen. Dann schnappt er sich entweder die Ausrüstung oder er wird versuchen, dabei einem von uns die Waffe abzunehmen!"

Jürgen nickte. "Das hat er sehr gut abgepasst" murmelte er. "Je länger er sich draußen im Freien aufhält, desto größer ist die Gefahr, dass er die Aufmerksamkeit der Roboter auf sich zieht und wir alle dadurch entdeckt werden. Er zwingt uns also dazu, nach ihm zu suchen."

"Also, was machen wir jetzt?" fragte ich besorgt.

"Er wird mit uns Verstecken spielen" fuhr Jürgen fort im Bemühen, die Lage weiter zu analysieren. "Wir dürfen ihn nicht verfolgen, dadurch steigen nur seine Chancen. Wir müssen dafür sorgen, dass er wieder zu uns kommt!"

"Was wir brauchen ist ein Köder, ein Lockvogel" überlegte ich flüsternd vor mich hin. Und dann kam mir wieder ein Einfall von der Sorte, für die ich mich immer wieder selbst verfluchte.

"Du bleibst hier und bewachst die Ausrüstung" sagte Jürgen nun etwas lauter und überprüfte sein Schnellfeuergewehr. "Ich gehe jetzt raus und versuche, Feldmann zu finden."

"In Ordnung" gab ich zurück. Obwohl der Plan auch in Jürgens Ohren gut geklungen hatte schlug mir das Herz bis zum Hals.

Jürgen spähte vorsichtig aus unserem Unterschlupf, suchte den Himmel ab und schob sich, nachdem er um die Ecke der Bretterwand geblickt hatte, mit einer schnellen Bewegung nach draußen, den Lauf seines Gewehrs erhoben und den Finger am Abzug positioniert. Ich zog unsere Rucksäcke in die Mitte der etwa drei auf sechs Meter großen Grundfläche des Unterstandes und lehnte sie aneinander. Die kleine Tasche des Leutnants legte ich oben darauf. Dann bezog ich knapp dahinter Position, mein Gewehr schussbereit haltend und darauf achtend, zu jeder Wand mindestens einen Meter Abstand zu wahren.

Feldmann könnte sicherlich die morschen Bretter an den Seiten eintreten, aber sich dann immer noch nicht die Rucksäcke schnappen. Er würde von vorne in den Unterstand kommen und sich damit in direkte Schusslinie vor mir begeben müssen.

"Er ist nicht hinter der Hütte" hörte ich von draußen Jürgen rufen. "Ich suche jetzt die nähere Umgebung ab!"

Nun wurde es ernst. Jürgen würde den umliegenden Bereich nach dem Leutnant absuchen, der ihn sicher aus irgendeinem Gebüsch heraus beobachten würde. Feldmann wusste, dass sein Fähnrich mit der Waffe umgehen konnte, er würde vermutlich... hoffentlich... keinen Angriff auf ihn riskieren. Nein, er würde ihm vielmehr ausweichen, bis sich die Gelegenheit bieten würde, unbeobachtet zum Unterstand zurückkehren zu können. Jürgen würde das kostbare Wild aufscheuchen... und es würde direkt zu mir laufen. Ich fuhr mir über die Lippen und legte den Finger an den Abzugbügel. Mit meinem Daumen tastete ich nach dem kleinen Riegel und überprüfte noch einmal, dass die Waffe entschert war. Langsam ließ ich den Lauf von einer Seite des Durchgangs zur anderen wandern und lauschte nach Schritten im Gras der Weide.

Wie lange würde es dauern bis Feldmann zurückkam? Ich durfte nicht ungeduldig oder nervös werden. Am Ende würde Jürgen zurückkommen und ich durfte ihn unter keinen Umständen mit Feldmann verwechseln.

Die Minuten zogen sich dahin. Das Zwitschern der Vögel, dem ich sonst immer so gerne lauschte, begann mich zu nerven - ich fürchtete, deswegen den Leutnant nicht rechtzeitig kommen zu hören.

Von vorn würde er sich wohl kaum heranschleichen können. Zwischen den Büschen am Zaun und unserem Unterstand lagen über zehn Meter Abstand. Nein, er würde sicher einen Bogen machen, sich von der Seite anschleichen. Ich warf rasch einen Blick nach links und rechts, aber die Sonne stand an der Rückseite der Hütte. Ich hatte gehofft durch die Spalten der Holzverbreterung seinen Schatten sehen zu können, wenn Feldmann daran entlang ging.

Nichts war zu hören. Ich wertete dies als gutes Zeichen. Jürgen war auf der Hut und kannte den Offizier, er wusste wie dieser reagieren würde. Nein, der Leutnant könnte ihn nicht hinterrücks überwältigen, nicht ohne dass Jürgen sich wehren und er mich dadurch alarmieren könnte.

Oder etwa doch? Was, wenn Feldmann ihn über mehrere Straßenzüge von hier fortlocken würde? Aber selbst dann würde einer der beiden von der Waffe Gebrauch machen müssen und der Schuss wäre von weit her zu hören sein...

Plötzlich stand Feldmann vor mir, keine zwei Meter entfernt. Ich riss das Gewehr vor das Gesicht und peilte mit der Kimme seine Brust an. Er hatte sich lautlos angeschlichen, das Gras hatte die Schritte abgefedert und ihm Deckung gegeben.

"Bleiben Sie stehen!" forderte ich ihn auf, meine Stimme klang vor Überraschung heiser.

Feldmann gehorchte. Seine Hände hingen locker an den Seiten. Er war nicht mehr gefesselt! Irgendwie hatte er sich von den Kabelbindern an den Handgelenken befreien können!

"Was wollen Sie jetzt unternehmen, Birkner?" fragte er leise, aber unverkennbar drohend. Er beobachtete mich mit dem Blick eines Tigers, der im Zoo einen Besucher anstarrt und sich zu fragen scheint, ob die Stäbe des Gitters seinem Sprung vielleicht doch nachgeben könnten.

"Gehen Sie einen Schritt zurück!" forderte ich ihn jetzt ein wenig lauter auf. Jürgen musste mich hören, hierher kommen und ihm von hinten den Weg abschneiden - sonst wäre unser Plan gescheitert.

Feldmann blieb stehen wo er war und zeigte wieder sein höhnisches Grinsen. Er drehte seine Hände um, zeigte mir die leeren Handflächen.

"Wovor haben Sie Angst?" fragte er zuckersüß. "Ich bin unbewaffnet, wie Sie sehen können, Birkner. Wie kann ich eine Bedrohung darstellen? Sie sind es doch, der mit einer Waffe auf mich zielt."

Er legte den Kopf schief und musterte mich abschätzend.

"Sie wissen doch, wie man mit so einem Gewehr umgeht?" bohrte er genüsslich weiter. "Grapow hat ihnen doch sicherlich ein wenig Nachhilfe gegeben, ehe er Ihnen eine solche Waffe anvertraut hat?"

"Ich sagte, gehen Sie einen Schritt zurück!" schrie ich jetzt. Verdammt, wo blieb Jürgen? War Feldmann deshalb so gelassen - weil er wusste, dass der Fähnrich nicht so schnell hier auftauchen würde?

"Immerhin haben Sie es ja nicht mal fertiggebracht, sich selbst zu erschießen als es darauf ankam, nicht wahr?" lächelte Feldmann mich nun auf eine äußerst unangenehme Art an. "Nein, Sie können mich nicht umbringen, das wissen Sie doch, Birkner. Sie bringen es nicht über sich, jemanden zu töten. Ich glaube Ihnen ja mittlerweile sogar, dass Wernherr dumm genug war, sich selbst die Kugel zu geben. Sie waren das nicht. Sie bringen das nämlich nicht fertig."

Ohne Vorwarnung setzte er zu einem Tritt an, drehte den Oberkörper während das rechte Bein geradlinig vor schoss und mich in den Bauch traf. Nahkampf, Karate vermutlich. Ich wurde nach hinten gegen die Bretterwand geschleudert. Funken tanzten vor meinen Augen als ich sah, wie Feldmann sich bückte und das fallengelassene Sturmgewehr aufhob. Das Gesicht wurde wieder zu seiner üblichen Maske, als er den Lauf auf mich richtete.

"Sie sehen mir sicher nach dass ich keine Lust habe, mich noch länger mit Ihnen zu befassen, Birkner" sagte er, setzte den Kolben an seine Schulter, peilte kurz über die Kimme und drückte ab. Ich wusste was jetzt kam und kämpfte gegen den Impuls an, meine Augen zu schließen.

Es klickte.

Feldmanns Gesichtszüge fielen zusammen, er sah mich mit hohlem Blick an und betätigte erneut den Abzug, wofür er nur mit einem weiteren Klicken belohnt wurde. Fluchend riss er das Gewehr zu sich heran und betätigte die Ladefunktion des Magazins.

"Sie können sich das sparen!" ertönte hinter ihm Jürgens Stimme. Der Leutnant erstarrte. Ich gestattete mir in meiner gebückten Haltung ein Grinsen, trotz des bohrenden Schmerzes in meiner Magengrube.

"Ich rate Ihnen, das Gewehr ohne jede hektische Bewegung fallen zu lassen" befahl Jürgen ihm kalt. "Meine Waffe ist geladen - Ihre nicht."

"So!" gab Feldmann nur von sich. Er musterte mich, anscheinend seine Chancen abwägend. Ich sah es am Zucken der Mundwinkeln, dass er zu einer Entscheidung gelangte.

Es war die falsche.

Er drehte sich zu Jürgen um, das Gewehr auf Hüfthöhe und zog den Abzug durch. Das leise Klicken war das einzige Geräusch. Kein Schuss löste sich. Jürgen hatte sich keinen Millimeter bewegt, sein Gewehr über die Kimme zielend war immer noch auf Feldmann gerichtet.

"Ich sagte es Ihnen doch" fügte er in einem fast bedauernden Tonfall hinzu. "Ihre Waffe ist nicht geladen. Wir haben zuvor ein leeres Magazin eingesetzt. Also - würden Sie jetzt das Gewehr bitte neben sich auf den Boden legen? Und nehmen Sie danach bitte Ihre Hände hoch."

Ich sah es am Beben der Schultern, dass Feldmann vor Wut schäumen musste. Langsam streckte er den rechten Arm zur Seite, ging dann in die Hocke und legte das Gewehr auf die Erde. Als er sich aufrichtete erhob ich mich ebenfalls und zog es zu mir heran, um das leere Magazin auszuwerfen und ein neues einzulegen. Das Ladegeräusch hinter sich vernehmend zuckte der Offizier merklich zusammen. Langsam hob er die Hände auf Kopfhöhe.

"Ich bin bereit" sagte ich und trat zwar noch leicht gekrümmt, aber mit entschlossenem Ausdruck zwei Schritte nach rechts um sicherzustellen, dass Jürgen für mich nicht in direkter Schusslinie mit Feldmann stand. Nachdem er seine Waffe gesichert hatte, zog Jürgen neue Kabelbinder aus seiner Jacke.

"Arme ausstrecken" befahl er Feldmann. Das Gesicht des Leutnants war aschgrau, während ihm erneut die Hände gefesselt wurden. Jürgen untersuchte die Handgelenke seines Gefangenen kurz, ehe er wieder zurück trat und sein Gewehr ebenfalls in Schussposition brachte.

"Es war ein sehr guter Plan" brummte er. "Fast schade, dass er nicht so geklappt hat, wie Sie es haben wollten. Was ich mich frage: haben Sie

wirklich gedacht, sie könnten sich auf eigene Faust ganz allein bis zum Stützpunkt durchschlagen? Was hätten Sie Feldmarschall Lennertz wohl erzählt? Das Sie der einzige Überlebende unseres Trupps wären? Oder hätten Sie doch noch diesen netten kleinen Ausflug erwähnt, damit man irgendwann unsere Leichen hätte finden können?"

"Was unterstellen Sie mir!" protestierte Feldmann, aber es klang lahm und seine Entrüstung wirkte aufgesetzt.

"Vermutlich eher zu wenig als zu viel" gab Jürgen zurück. "Ich lerne Sie so langsam kennen, Herr Leutnant, und je besser ich Sie kennenlerne, desto weniger halte ich von Ihnen. Sie haben einiges riskiert als Sie sich von den Fesseln befreit haben - es war irgend ein scharfkantiger Stein, mit dem Sie den Kunststoff durchgerieben haben, nehme ich an? Sie sind damit sehr nah an Ihre Hauptschlagader gekommen."

"Was machen wir jetzt mit ihm?" fragte ich unvermittelt. Je mehr der Schmerz in meinem Bauch abklang, desto mehr wuchs das Gefühl der Wut in mir. Es erschien mir plötzlich mehr als riskant, diesen in seinem stillem Wahnsinn vor sich hin brütenden Leutnant noch weiter mit uns herumzuschleppen. In dem Moment, als Jürgen die angekratzte Ader an seinem Handgelenk erwähnt hatte, hatte ich Bedauern darüber verspürt dass Feldmann nicht erfolgreicher gewesen war. Dann erschrak ich kurz darüber, wohin mich meine Gedanken geführt hatten. Aber nur für einen Moment.

Feldmann stand stumm da und warf mir einen Blick zu. In seinen Augen sah ich nicht nur die für ihn übliche Verachtung und den Hass, den er offenbar wohl grundsätzlich allen anderen Menschen entgegen brachte, sondern etwas gänzlich unerwartetes aufblitzen: dieser Mann hatte Angst! Vor mir? Vor dem was ich soeben, ohne es beim Namen zu nennen, angedeutet hatte?

Jürgen musterte den Offizier. Auch ihm schien ein für ihn unüblicher Gedanke im Kopf herumzuspuken.

"Ich gehe davon aus dass Sie vermutlich einen weiteren Fluchtversuch unternehmen werden, sobald sich dafür eine Gelegenheit bietet" sagte er gedehnt zu dem Leutnant in einem Ton, als würde er laut nachdenken oder zumindest eher zu sich selbst sprechen. "Und so wie ich das sehe, würden Sie dabei auch nicht zögern, über Leichen zu gehen."

Er verzog angewidert das Gesicht. Feldmann wurde allmählich weiß wie ein Leintuch.

"Sie werden doch nicht..." stieß er tonlos hervor. Ich sah Schweißperlen auf seiner Stirn aufblitzen.

"Warum nicht?" rief ich plötzlich. Ich musste an alles denken was er uns seit dem Tag, an dem er mit seinen Leuten in unser Dorf einmarschiert war, angetan hatte. Die Wut stieg in einer großen Welle in mir auf, keine heiße sondern eine kalte, bittere Wut und ich wusste nicht mehr ob ich sie überhaupt unter Kontrolle bekommen wollte!

"Sie hätten nicht gezögert! Sie hätten mich vor wenigen Minuten ohne einen Moment des Nachdenkens erschossen! Nennen Sie mir einen verdammten Grund, warum ich nicht das Gleiche mit Ihnen tun sollte!" Ich hatte ohne nachzudenken das Gewehr an die Schulter gelegt und zielte genau auf Feldmanns Kopf. "Nur einen einzigen Grund...!" zischte ich, während mein Finger wie ferngesteuert den Abzug bis kurz vor den Auslösepunkt zurückzog.

Das Gesicht den Leutnants vor mir schien nicht mehr zu einem Menschen zu gehören. Ich sah hinter der Kimme die runde Kuppel eines "Panthers" schimmern, einer Maschine, eines seelenlosen Roboters. Und ich dachte nur noch an eines: nämlich dass ich, während ich den Abzug betätigte, den Lauf des Gewehrs ein Stück nach unten ziehen musste um den Rückstoß der Waffe ausgleichen zu können...

"Nein" hallte eine ruhige Stimme an mein Ohr.

Das Rauschen des Bluts schwand und verrann langsam wie Wasser durch einen Abfluss, nachdem man den Stöpsel herausgezogen hat. Die Kälte verlor sich in meinem Körper. Es war, als ob ich langsam aus einem tiefen, kalten Wasser wieder an die Oberfläche gleiten würde.

"Nein" wiederholte Jürgen. Seine Stimme war ruhig, beherrscht, so sachlich wie immer. Er hatte kein Befehl ausgesprochen, aber dennoch fühlte ich mich dazu verpflichtet ihm zu gehorchen. Langsam senkte ich den Lauf und nahm den Gewehrkolben von der Schulter herunter.

"Setzen Sie sich in die Ecke an der Rückwand" sagte er zu Feldmann, wieder in diesem ruhigen Tonfall. Der Leutnant gehorchte sofort, hastig machte er ein paar stolpernde Schritte nach hinten bis er rücklings an die Bretterwand stieß und sich nach unten auf den Boden gleiten ließ. Jürgen trat neben mich und legte mir die linke Hand auf die Schulter. In diesem Moment spürte ich erst, dass ich wie wild zitterte.

"Der Grund lautet, dass Du nicht wie er bist" sagte er beruhigend zu mir. "Der Grund ist, dass Du stärker bist und fähig, es nicht zu tun."

Seine Worte sickerten in mich ein wie Öl in einen Schwamm. Ich merkte wie sich mein Atem verlangsamte, das Blut wieder gleichmäßig floss anstatt wie zuvor pulsierend durch meine Adern zu schießen.

"Dieser Mann ist gefährlich" hörte ich seine Worte in meinem Kopf. "Er hat die Fähigkeit andere Menschen so zu beeinflussen, dass sie am

Ende so werden wie er selbst. Du musst dem widerstehen, Du musst Du selbst bleiben. Und Du bist stark genug dazu."

Ich schluckte und nahm den Finger vom Abzug der Waffe. Jürgen wandte sich dem am Boden kauernenden Feldmann zu. Seine angstvoll aufgerissenen Augen schienen aus den Höhlen zu quellen. Das Gesicht glänzte vor herabrinnendem Schweiß.

"Sie werden ab sofort unter ständiger Beobachtung stehen" erklärte ihm Jürgen. "Bei jeder noch so kurzen Pause werden sie an Händen und Füßen gefesselt und wann immer sich eine Gelegenheit dazu ergibt angebunden werden. Ich habe noch ausreichend Kabelbinder in meinem Rucksack, bis wir am Stützpunkt angekommen sind. Ich werde Ihnen die Hände auf dem Rücken fesseln, sobald Sie mir dazu nur den geringsten Anlass geben. Haben Sie das verstanden?"

Erst fahrig, dann zunehmend hektisch wirkend begann der Leutnant zu nicken. Ich blickte auf dieses armselige Häuflein Elend hinunter. Doch noch immer noch spürte ich in mir die Versuchung, ihn zu erschießen.

"Sichere Dein Gewehr" sagte Jürgen zu mir. Ich nickte und drückte den Riegel nach unten, setzte die Waffe jedoch nicht ab.

"Und ruh' Dich jetzt aus" setzte er hinzu als er mich, immer noch mit dem Gewehr auf Feldmann herab starrend, dastehen sah. "Bei Einbruch der Dunkelheit gehen wir weiter."

Kapitel 28

Der Nachmittag verging schleppend. Der Himmel klarte auf, erstrahlte in tiefem Blau, dekoriert mit einzelnen Schäfchenwolken wie aus einer Bilderbuchillustration. Jürgen und ich saßen im Schatten des hölzernen Unterstandes, auf beiden Seiten des Durchgangs postiert.

Gedankenverloren spielte ich an dem Sturmgewehr auf meinen Knien herum. Jürgen beobachtete dieses Verhalten hin und wieder mit einem besorgt wirkenden Blick, jedoch nicht so sorgenvoll wie Feldmann, der in der hintersten Ecke kauerte und sich seit meinem Wutausbruch keinen Zentimeter mehr von seinem Platz bewegt hatte. Anscheinend war ihm klar geworden, dass sein Leben zuvor an einem einzigen seidenen Faden gehangen hatte.

Noch immer verfolgte mich in Gedanken der Impuls aufzustehen, das Gewehr auf den Kopf dieses widerlichen Arschlochs zu richten und abzudrücken. Er hätte es doch verdient, verdammt noch einmal! Wegen dem Mistkerl waren Menschen verletzt, getötet und Leben zerstört worden! Zweimal hätte er mich am liebsten selbst umgebracht und dass ich hier saß und über all das nachdachte, dass ich immer noch am Leben war, das verdankte ich nur Glück und purem Zufall.

Und dem Eingreifen von Jürgen! hörte ich meine innere Stimme sagen.

Ich warf einen Blick zu ihm hinüber. Er saß ruhig da, mit dem Rücken an den Pfosten der Überdachung gelehnt, und beobachtete unablässig jede Bewegung des Leutnants. Er bewachte das Leben des Kerls, der seine Kameraden in aussichtslose Gefechte geschickt und deren Tod er auf dem Marsch hierher noch zynisch kommentiert hatte. Er hatte mich daran gehindert Feldmann umzubringen, obwohl er selbst unter dessen Befehlen gelitten und durch seinen Gehorsam ihm gegenüber im Kampf verletzt worden war. Und nun saß er einfach ganz ruhig da, kühl und sachlich, beherrscht und entschlossen, augenscheinlich ohne auch nur einen Gedanken an Wut oder Rache. Wie in aller Welt konnte Jürgen diese Emotionen, die sich in mir explosionsartig immer wieder ihren Weg an die Oberfläche bahnten, so sicher unter Kontrolle behalten? Lag es an seiner Ausbildung? War er durch all das, was er bis zu unserer ersten Begegnung bereits erlebt hatte, so abgehärtet?

Ich hatte mich bislang nicht gefragt wie alt er sein mochte. Wernherr war vielleicht ein oder zwei Jahre älter gewesen als ich. Feldmanns Alter konnte ich durch diese Ausdruckslosigkeit seiner Mimik nur sehr schwer einordnen, aber er schien mir deutlich älter als Vierzig zu sein.

Jürgen musste wohl ein gutes Stück jünger sein - fünfundzwanzig Jahre vielleicht? Oder sechsundzwanzig? Wie lange war er schon Soldat und was hatte er in dieser Zeit wohl schon alles erlebt?

"Wie lange bist Du schon bei der Armee?" fragte ich ihn unvermittelt.

Jürgen wandte seinen Blick nicht von Feldmann ab.

"Seit acht Jahren" antwortete er mir. "Ich habe mich auf fünfzehn Jahre verpflichtet. Danach... keine Ahnung, da hatte ich noch nichts geplant. Es wären ja auch noch ein paar Jahre Zeit gewesen, das Richtige für mich zu finden." Er blickte für einen kurzen Moment zu mir herüber. "Und Du?"

"Ausbildung zum Systemprogrammierer" antwortete ich und blickte nun wieder auf das Sturmgewehr in meiner Hand. "Zweites Jahr."

"Hmmmh" brummte Jürgen nur. Wir schwiegen wieder eine Weile.

"Hast Du Einsätze gehabt in der Zeit?" stellte ich dann zögernd meine nächste Frage.

"Ein paar" sagte Jürgen. "Bei der UNO-Mission an der Elfenbeinküste zwei Jahre, wo wir mit Guardians die Luftaufklärung unterstützt hatten. Und später dann noch einmal zweieinhalb Jahre in Pakistan während der Kashmir-Krise."

"Auch Kampfeinsätze?"

Er schüttelte den Kopf.

"Nur Aufklärung oder logistische Unterstützung" sagte er, "zumindest offiziell. Als wir in Srinagar stationiert waren wurde unser Camp zweimal von Rebellen angegriffen, aber verglichen mit dem jetzt hier war das alles nicht besonders wild." Er grinste mir kurz zu. "Sicher, damals war es für uns natürlich ein wenig anders - wenn eine Kugel neben Dir in die Wand einschlägt machst Du Dir immer in die Hose, auch wenn sie nur aus einem alten AK-12 abgefeuert worden ist."

"Gab es Tote?"

Jürgen nickte, Feldmann wieder fest im Blick.

"Während meiner Zeit ungefähr zwanzig, in verschiedenen Gefechten. Mich hat es zum Glück nicht erwischt."

"Weshalb haben die Euch angegriffen?"

"Wegen der Guardians natürlich" erwiderte er mir, ein wenig erstaunt. "Bessere Drohnen gibt es nicht. Befestige am dem Modulpunkt ein oder zwei kleine Sprengköpfe und Du hast einen tieffliegenden, ultra-leisen Minibomber, der nicht mal ferngesteuert werden muss. Nach Kashmir wurde die dritte Modellreihe der Guardians vorsorglich mit anderen Aufnahmevorrichtungen versehen und die Sicherheitsmaßnahmen für die Befehlsadaption komplett überarbeitet."

Ich erinnerte mich unterbewusst an Peters Erklärungen, die er mir zu den "Guardians" gegeben hatte und nickte. In den falschen Händen, unter dem falschen Kommando waren diese Roboter eine Gefahr, deren Ausmaß man nicht mehr kalkulieren konnte.

"Trotz der Vorkehrungen muss es aber irgend jemandem gelingen sein, die Kontrolle über die Systeme zu erlangen..." fing ich wieder an über den Grund der plötzlichen Angriffe zu spekulieren.

Jürgen rutschte ein wenig unbequem auf seinem Platz hin und her.

"Ja" sagte er langsam, "und das ist es, was mich persönlich wirklich beunruhigt. Einsatzbefehle können nach den Modifikationen nämlich nur noch dann ausgeführt werden, wenn sowohl das örtliche wie auch das Zentralkommando seine Autorisierung dazu erteilt. Und das muss in jedem Einzelfall gesondert geschehen. Die Guardians müssten also von beiden Stellen die Befehlsbestätigung erhalten haben, und das ist im Grunde genommen unmöglich. Die Codes sind auch nur der jeweiligen Stelle bekannt und werden jeden Tag geändert. Ich schätze, für andere Einheiten wird das ähnlich gehandhabt."

Ich gab keine Antwort. Statt dessen dachte ich über diesen Punkt nach, während die Sonne sich langsam zum westlichen Horizont schob und die Schatten der Bäume allmählich länger wurden. Was vor fast einem Jahr begonnen hatte, war einem Genozid sehr nahe gekommen, und dass auf zwei unterschiedlichen Befehlsebenen die Offiziere gleichzeitig verrückt wurden um so etwas anzuordnen, war praktisch unvorstellbar. War es doch irgendwie möglich gewesen, das System von außen zu infiltrieren? Immerhin musste man ja in der Lage sein, Nachrichten und Befehle auszutauschen. Aber diese Möglichkeiten hätte man doch sicherlich in Erwägung gezogen und entsprechende Gegenmaßnahmen aufgebaut...

Als Jürgen sich erhob, schrak ich aus meinen Gedanken auf. Es war noch nicht völlig Dunkel, aber die Sonne war bereits fast untergegangen. Er verteilte an uns die Rationen für das Abendessen und packte dann den Rest wieder in die Rucksäcke.

"Schau Dir noch einmal die Karte an" sagte er, als er mir den gefalteten Plan reichte. "Du bist jetzt wieder unser Navigator. Versuch Dir den Weg bis zur nächsten Ortschaft einzuprägen, such Dir ein paar Wegpunkte aus, an denen wir uns orientieren können. Heute Nacht haben wir keine Wolken, die Sicht wird also besser sein."

"Wie weit soll es gehen?" fragte ich und breitete die Karte im Sitzen vor mir auf dem Boden aus. Unwillkürlich suchte ich als erstes nach dem

kleinen Punkt, der mein Dorf markierte. Es betrübte mich zu sehen, wie wir uns davon immer mehr entfernten.

"Nur bis zum nächsten Ort" wiederholte Jürgen. "Nördlich davon gibt es mehrere Kilometer weit keine richtige Deckung mehr bis zu unserem Stützpunkt und wir können dazwischen keine Rast machen. Wir werden uns am besten wieder westlich der Straße bewegen und irgendwo am Ortsrand verkriechen. Je weiter wir nach Norden kommen, desto dichter wird die Bewachung sein. Wir können von Glück sagen, wenn wir es heute Nacht schaffen, ohne entdeckt zu werden."

Jürgen war wie immer sachlich. So sehr ich die ehrliche Einschätzung unserer Lage von ihm auch begrüßte, Mut machte er mir damit allerdings nicht. Ich beugte mich trotzdem wieder über die Karte, suchte unseren gegenwärtigen Aufenthaltsort und korrigierte die Lage mit Hilfe meines kleinen Kompasses.

"Es wäre von Vorteil, wenn wir ohne jeden Lärm dort ankämen" raunte mir Jürgen fast unhörbar ins Ohr. "Ich kümmere mich allein um unseren Gefangenen und Du Dich ausschließlich um den Weg, in Ordnung?"

Ich nickte und ahnte, warum er mir das so leise zuflüsterte. Jeder von uns abgegebene Schuss würde akustisch unsere Position verraten, aber Feldmann musste nicht unbedingt wissen, dass wir ihn nicht ohne Not mit Waffengewalt an einer Flucht hindern wollten. Vermutlich wollte Jürgen mit der Aufgabenverteilung auch verhindern, dass ich dieser Versuchung nachgeben könnte. Jetzt, nachdem meine Wut ein wenig abgeklungen war, zweifelte ich sogar daran, dass ich tatsächlich noch einmal meine Waffe auf ihn richten und abdrücken könnte. Andererseits fürchtete Feldmann mich jetzt als eine Person, die an einem Wendepunkt stand und unbeherrscht reagieren könnte. Nun, meine Rache würde darin bestehen, ihn auf alle Fälle in diesem Glauben zu lassen.

Ich schloss die Augen und wiederholte für mich gedanklich den Weg nach Norden, ehe ich die Karte zusammenfaltete und seitlich in Jürgens Rucksack schob. Dann stand ich auf, lud demonstrativ das Sturmgewehr durch und drehte mich zu dem immer noch abwartenden Feldmann um.

"Stehen Sie auf" wies Jürgen ihn an. "Wenn Sie austreten müssen, tun Sie das jetzt hier im Unterstand. Wir werden nicht hierher zurückkehren."

Der Leutnant erhob sich langsam und drehte sich um, um an einen Eckbalken zu urinieren. Als er fertig war ging Jürgen auf ihn zu. Mit einem weiteren Kabelbinder fixierte er die Handfesseln an Feldmanns Gürtel.

"Ich warne Sie jetzt noch einmal" wiederholte er dann. "Wenn Sie einen Fluchtversuch wagen werde ich keine Warnung abgeben, sondern Sie mit einem Schuss stoppen."

Feldmann nickte, warf allerdings eher mir als Jürgen einen Blick zu. Das Gewehr im Anschlag haltend erwiderte ich ihn unbewegt.

"Los jetzt!" befahl Jürgen. "Durch die Hecke und dann zurück bis zum Waldrand."

Feldmann ging voraus, Jürgen knapp hinter ihm. Ich warf einen Blick zum sternenklaren Himmel, ehe ich ihnen folgte. Bis zum Ende der Ortschaft konnten wir uns im Schutz der Bäume bewegen. Danach galt es, die Strecke über die Wiesen und Felder bis zum nächsten Dorf unentdeckt zurückzulegen. Ich hoffte inständig, dass uns dies gelingen würde. Welche verschiedenen Ortungsgeräte ständen diesen Robotern wohl zur Verfügung? Infrarot, akustische Sensoren, Kameras... und bei größeren Einheiten vielleicht auch Radar, wobei wir hierfür wohl keine ausreichende Signatur erzeugen würden.

"Mit welchen Sicherungsmaßnahmen rechnest Du?" flüsterte ich über das leise Stapfen unserer Stiefel hinweg Jürgen zu.

Er gab keine Antwort bis wir nach einigen Minuten schließlich den Ortsrand erreicht hatten. Fast an der gleichen Stelle wich der Waldrand nach Westen hin zurück und eine weit ausgestreckte Ebene lag vor uns. Ohne die in dieser Nacht besseren Lichtverhältnisse hätte man weder die Straße rechts von uns noch den schwachen Schemen der nächsten Ortschaft weit voraus erkennen können. Den Kirchturm, den ich mir als Peilmarke ausgesucht hatte, war nicht mehr als ein schmaler grauer Strich vor einem pechschwarzen Hintergrund. Der Mond war schon im Abnehmen und hatte bereits über die Hälfte seiner Scheibe eingebüßt.

Jürgen stand einige Minuten nur da, ließ seinen Blick über die Fläche gleiten und horchte nach allen Seiten.

"Ich glaube nicht, dass sie Felder und Wiesen überwachen" meinte er schließlich flüsternd. "Jede für sie ernstzunehmende Bedrohung würde den Einsatz von schwerem Gerät erfordern, das Lärm verursacht und nur sinnvoll über die vorhandenen Straßen transportiert werden kann. Alle Angriffe, die wir bislang mit Handfeuerwaffen oder Abwehrraketen gegen sie gestartet hatten, waren immer zum Scheitern verurteilt. Sie werden dies analysiert haben und entsprechend berücksichtigen."

Ich nickte unwillkürlich, sagte aber nichts. Mein Wissen über neuronale Systeme behielt ich weiterhin lieber für mich.

"Das schränkt die Ortungswahrscheinlichkeit auf passive Systeme ein" fuhr Jürgen mit seinen Überlegungen fort. "Die Dunkelheit wird uns vor

einer Kameraerfassung hoffentlich ausreichend schützen. Je größer wir den Abstand zur Straße halten, desto schwieriger wird es auch für ihre akustischen Systeme werden. Bleiben noch Infrarot und Satelliten."

Er schwieg eine Weile ehe er, in der Dunkelheit kaum erkennbar, den Kopf schüttelte.

"Nein" flüsterte er, "für Satellitenortung sind wir viel zu klein. Infrarot stellt für uns wohl heute Nacht die größte Bedrohung dar. Wie hast Du unseren Weg geplant?" wandte er sich dann an mich. "Ist es möglich, noch etwas weiter nach Westen auszuweichen?"

"Ich brauche Sichtkontakt zur Ortschaft" wisperte ich zurück. "Weiter westlich liegt zudem eine Kiesgrube, die wir unter Umständen übersehen könnten."

Jürgen seufzte leise.

"Außerdem" kam mir plötzlich ein Gedanke "besteht vielleicht auch die Möglichkeit, dass uns die Roboter überhaupt nicht als eine Bedrohung registrieren, selbst wenn sie uns orten?"

"Wie meinst Du das?" fragte er zurück.

"Also" begann ich mit meinen Überlegungen herauszurücken, "diese Systeme analysieren und bewerten doch alle Daten, die sie erfassen. Sie können also unterscheiden ob sich ein Kontakt nähert, entfernt oder sie angreift, richtig? Gut, sie orten jetzt also über Infrarot drei Objekte, die sich langsam fortbewegen und sie dabei ignorieren. Wie würden sie darauf reagieren? Ich meine, bis jetzt haben wir nirgendwo auf unserem Weg Kadaver von Wildtieren gesehen! Diese Roboter scheinen also logisch unterscheiden und ihre Ortungen in unterschiedlichen Kategorien bewerten zu können. Wir müssen also einfach so tun, als ob wir ein paar Rehböcke wären, die beim Grasens die Fläche überqueren."

"Du weißt, was das heißt?" fragte Jürgen zurück. Er unterbrach sich und zuckte kurz, als Feldmann eine Bewegung machte.

"Wir müssen ein solches Verhalten imitieren" bestätigte ich. "Geduckt gehen. Immer wieder stehen bleiben. Die Richtung wechseln. Wenn wir uns dabei nicht der Straße nähern, lösen wir eventuell keinen Alarm aus, selbst wenn wir bemerkt werden!"

"In Ordnung" stimmte Jürgen nach kurzem Überlegen zu. "Tun wir so, als wären wir ein paar Rehe. Oder Wildschweine, wenn uns das leichter fallen sollte" fügte er hinzu.

Feldmann verstand den Wink mit dem Zaunpfahl sicherlich, gab aber keine Antwort. Vielleicht auch deshalb, weil ich direkt hinter ihm stand.

"Gut, also los!" befahl Jürgen den Abmarsch. "Matthias, geh Du voran, wir folgen Dir. Pass auf, dass Du die Richtung nicht verlierst."

Er atmete tief durch.

"Und ab jetzt kein Wort mehr, bis wir drüben angekommen sind!"

Wie bewegt man sich als wildes Tier? Ich hatte bis vor einem Jahr mein ganzes Leben in der Stadt verbracht und absolut keine Ahnung davon. Natürlich kannte ich Rehe aus Kinderfilmen und Tierdokumentationen, aber wie aussagekräftig waren solche Darstellungen? In Geschichten und durch zusammengeschnittene Aufnahmen kann man alles mögliche darstellen, ohne dass es sich dabei um die Wahrheit handelte.

Wir liefen gebückt los, teilweise in offener Formation, wobei Jürgen sich stets schräg hinter Feldmann hielt. Ich hielt es für das Beste, keine hektischen Sprünge zu machen, denn so würde ein Reh wohl nur bei Gefahr reagieren - wie vor zwei Tagen, als wir eines von ihnen im Wald aufgeschreckt hatten. Langsam ausschreitend, dabei immer wieder Pausen auf einer Stelle einlegend, hin und wieder ein paar Schritte zurück oder nach Westen machend, kamen wir nur im Schneckentempo voran. Mir schien unser Fortschritt sogar langsamer zu sein wie in der vorangegangenen Nacht, als wir so gut wie blind durch die Landschaft gestolpert waren.

Immer wieder warf ich bei unseren Zwischenstopps einen suchenden Blick nach dem Schatten des Kirchturms, der unsere Wegmarke war. Dabei glaubte ich auch einmal ein kurzes Aufblitzen schräg voraus auf Höhe der Straße erkennen zu können, wie eine Spiegelung oder eine Reflektion des Lichts auf einer glatten Fläche. Wir gingen daraufhin noch stärker in Deckung und verharrten bestimmt fast eine Stunde lauschend an unserem Platz, hörten aber nur die üblichen Nachtgeräusche.

Es gab westlich der Ortschaft keine Bewaldung. Stattdessen zogen sich auch hier aufgegebene, brachliegende Felder und überwucherte Wiesenlandschaften dahin, nur hin und wieder unterbrochen von spärlich verstreuten, kleineren Baumgruppen. Ich suchte mir eine der größeren von ihnen als einen Zwischenpunkt aus und steuerte, einen wirren Zickzackkurs verfolgend, darauf zu. Unter den raschelnden Zweigen der Laubbäume machten wir erneut eine längere Rast. Der Mond hatte bereits begonnen unterzugehen. Vermutlich würde es nicht mehr lange dauern, bis sich die ersten Sonnenstrahlen im Osten über den Rand des Horizonts schieben würden, denn es wurde bereits ein wenig heller. Uns blieb also nicht mehr viel Zeit.

Wir wechselten kurze Blicke durch die Düsternis hindurch, dann spähte ich zu dem jetzt vor uns liegenden Ortsrand hinüber. Nirgends konnte ich eine Bewegung oder einen Schemen erkennen. Zwar musste sicherlich

irgendwo eine Straße quer durch die Felder führen, aber offenbar lag sie noch ein Stück weiter nördlich von uns. Mit einer kurzen Handbewegung zu Jürgen und Feldmann deutend lief ich wieder los.

Für die letzte Etappe orientierte ich mich wieder ein wenig mehr nach Süd-Osten, wo zuvor alles ruhig gewesen war. Das gebückte Laufen begann sich schmerzhaft in meinem Rücken und Oberschenkeln bemerkbar zu machen. Unwillkürlich dachte ich an die Action- oder Kriegsfilme, die ich früher im Vid gesehen hatte und bei denen sich die Soldaten ständig in einer solchen Haltung quer durch das Feindesland fortzubewegen schienen. Ich unterdrückte einen Fluch und zweifelte nun stark an der Authentizität dieser Darstellungen.

Wir erreichten den Ortsrand, als sich der Himmel bereits rötlich zu verfärben begann. Ein schneller Blick auf die sich jetzt immer schneller erhellende Landschaft ließ uns in Deckung gehen, denn wir erkannten nun, dass wir einer westlichen Ortsstraße deutlich näher gekommen waren als ich angenommen hatte. Vor uns erstreckte sich der verrostete Maschendrahtzaun irgendeines kleineren Betriebes, aber ich zweifelte bei dem stechenden Gefühl in meinem Rücken daran, dass ich diesen jetzt noch überklettern könnte und wandte mich deswegen lieber ein weiteres Mal nach Süden.

Angrenzend stießen wir auf die Reste eines vermoderten und halb überwucherten Staketenzaunes und schwangen uns in den dahinter liegenden Garten eines Mehrfamilienhauses. Der zur Gartenseite hin angebrachte Balkon war eingestürzt und hatte ein an die Hauswand angebautes, kleines Gartenhäuschen nur knapp verfehlt. Die angefaltete Holztür leistete uns keinen Widerstand als wir uns hineinschoben. Es stank nach Moder. Der gepflasterte Boden war mit den Überresten ehemaliger Holzstühle bedeckt. Als ich das seitliche Fensterchen öffnen wollte, brach der komplette Rahmen heraus und fiel mir entgegen. Ich konnte ihn gerade noch auffangen, ehe er auf dem Steinboden zerschellt wäre.

Jürgen schloss für einen Moment kurz seine Augen, sah sich dann aber sofort wieder in unserer engen Behausung um. Diese Laube war einmal für lauschige Grillabende im Sommer sicherlich ein wunderbarer Ort gewesen. Jetzt aber mussten wir uns für einen halben Tag hier drin verstecken. Der Raum maß vielleicht knapp drei auf drei Meter - nicht genug Platz, um sich zu Dritt ausstrecken zu können.

"Matthias, schieb' bitte die Bruchstücke zur Wand hinüber" bat Jürgen mich mit müder Stimme. Dann befahl er Feldmann, sich in der hinteren Ecke des Häuschens hinzusetzen. Er selbst nahm, immer noch das

Schnellfeuerwaffe in der Hand, mit dem Rücken zur Tür auf dem Boden platz.

Ich rückte die Trümmerteile zurecht, bis ich für mich einen halbwegs ausreichenden Sitzplatz unter der herausgebrochenen Fensteröffnung freigeräumt hatte. Feldmann lehnte an der Hauswand und hielt seine Augen geschlossen. Er reagierte nicht als Jürgen ihm Wasser und Essen anbot. Trotzdem, ich glaubte ihm nicht, dass er eingeschlafen war. Dieser Mann würde mich nicht ein weiteres Mal übertölpeln.

"Schlaf Du jetzt" sagte ich zu Jürgen. "Ich übernehme die Wache."

Dankbar, aber ernst nickte er mir zu. "Weck mich, wenn etwas sein sollte" erwiderte er, lehnte sich an dem schmalen Türpfosten der Laube an und schloss die Augen. "Und... wenn es geht, mach keinen unnötigen Lärm" schob er noch hinterher, ehe er für sich versuchte, eine halbwegs bequeme Schlafposition zu finden.

Ich nickte, machte aber ein grimmiges Gesicht. Wenn Feldmann sich wieder irgend welche Extratouren erlauben sollte - ich würde nicht lange zögern, sie ihm auszutreiben.

In der Tat gelang es mir die nächsten Stunden über, meine Müdigkeit abzuschütteln und mich, trotz der Langeweile und eines immer stärker werdenden Schlafbedürfnisses, fast ausschließlich auf die Bewachung des Leutnants zu konzentrieren. Hin und wieder zogen Erinnerungen an Rebecca und meine Freunde in unserem Dorf durch meinen Kopf, aber ich versuchte sie so gut es ging zurückzudrängen. Ich würde mich ihnen hingeben, wenn Jürgen mich bei der Bewachung von Feldmann abgelöst hätte.

Ab und zu regte sich mein Gegenüber und ich war mir sicher, dass er durch halb geschlossene Augenlider zu mir herüber spähte. Ich nutzte diese Momente, um demonstrativ das Sturmgewehr auf seine Brust zu richten und den Zeigefinger am Abzug zu positionieren. Das sich der Offizier daraufhin nicht weiter bewegte bestätigte mich in der Annahme, dass er hier versuchte meine Wachsamkeit zu testen. Unbeabsichtigt half er mir dabei sogar, wach zu bleiben. Erst als ich schließlich merkte, dass ich trotz größter Anstrengung meine Augen nicht mehr länger offen halten konnte, weckte ich Jürgen und übergab die Aufgabe an ihn. Nach einem Schluck Wasser schob ich das gesicherte Gewehr zwischen mich und die Wand der Gartenlaube und holte den fehlenden Schlaf der vergangenen Nacht nach.

Ich erwachte erst wieder, als es bereits später Nachmittag war. Meinem schmerzenden Rücken hatte die Ruhepause an dem harten Holzpfosten

nicht unbedingt gut getan und trotz meiner Decke spürte ich die Kälte, die von unten aus dem Steinpflasterbelag aufstieg. Meine Beine fühlten sich taub an, ich musste aufstehen und mich zumindest ein wenig auf der Stelle bewegen um das kribbelnde Gefühl zu vertreiben.

Als ich einen Blick aus dem Fenster warf hörte ich den schrecklichen Ton eines ebenso vertrauten wie verhassten Surrens. Jürgen begegnete meinem Blick gelassen, aber mit ernster Mine.

"Patrouillenflüge" sagte er unbewegt, aber auch bei ihm konnte ich eine gewisse Nervosität spüren.

Feldmann bemühte sich augenscheinlich um Gelassenheit. Vielleicht war es ihm mittlerweile auch gleichgültig, ob er von einem "Guardian" erschossen werden würde oder von mir. Er schwieg uns an, so wie er es zuletzt getan hatte. Seine schneidende Reibeisenstimme vermisste ich nicht im geringsten.

"Wie lange schon?" fragte ich Jürgen, während ich demonstrativ den Leutnant nicht weiter beachtete.

"Sie überfliegen die Gegend immer mal wieder" berichtete Jürgen kurz angebunden. "Es hat kurz vor dem Mittag begonnen. Das ist jetzt schon der Vierte. Ich würde sagen, sie kommen vielleicht im Abstand von ein oder zwei Stunden hier vorbei."

"Genau wie die Kontrollflüge in der Stadt, als wir geflohen sind" sagte ich und massierte mir weiter das Blut in die eingeschlafenen Beine.

"Wie haben sie sich damals verhalten?" fragte Jürgen sofort.

"Sie sind stur die Straßen entlang geflogen" erklärte ich und versuchte es mit ein paar Kniebeugen, um meinen Kreislauf anzuregen. "Einmal standen wir im ersten Stock eines halb zerstörten Hauses und einer von ihnen ist keine fünf Meter von uns entfernt vorbeigezogen, ohne uns zu bemerken."

"Sie sichern einen vorgegebenen Bereich ab" sagte Jürgen wie zu sich selbst. Dann verfiel er in nachdenkliches Schweigen.

"Peter hat vermutet, dass sie nach Mobiles gesucht hatten. Wir hatten keine bei uns, deswegen hätten sie uns vielleicht ignoriert."

"Solche Flugbewegungen passen eigentlich in zwei taktische Profile" erwiderte Jürgen, der von meiner Theorie nicht sonderlich überzeugt zu sein schien. "Entweder zur Aufklärung eines Gebietes im Vorfeld einer Aktion oder der Suche nach feindlichen Aktivitäten."

Er blickte mich eine Weile nachdenklich an.

"Es kann vielleicht sein, dass wir gestern trotz allem doch nicht ganz unbemerkt hier angekommen sind. Und jetzt wird eben routinemäßig

überprüft, ob in diesem Bereich irgendwo etwas Verdächtiges vor sich geht."

Ich ging in die Knie, auf und ab wippend, um die Blutzirkulation weiter anzukurbeln. "Dann ist aber unsere Taktik gestern Nacht anscheinend aufgegangen."

Jürgen biss sich auf die Unterlippe. "Die Frage ist nur, ob es uns heute Abend auch wieder gelingen wird, von hier wegzukommen" murmelte er dann nachdenklich. "Angenommen, wir wurden erfasst, aber nicht als eine potentielle Bedrohung kategorisiert... dann müssen sie festgestellt haben, dass wir zwar gekommen, aber offenbar nicht wieder von hier weggegangen sind."

"Können Sie uns hier drinnen aufspüren?" fragte ich ihn.

"Nachts mit Infrarot sollte das möglich sein" gab er mir zur Antwort. "Bei Sonneneinstrahlung wird die Gegend hier allgemein aufgewärmt, so dass unsere Wärmeabstrahlung sich unter Umständen im Grundrauschen verlieren könnte. So nah an der Hauswand sind wir möglicherweise auch noch zusätzlich durch den Dachvorsprung geschützt." Er streckte sich im Sitzen. "Wir werden es spätestens in ein paar Stunden erleben" fügte er hinzu. "Wenn diese Guardians hier bei Anbruch der Nacht immer noch unterwegs sind, bleiben wir eben noch etwas. Wenn nicht, versuchen wir wieder unser Glück. Bis jetzt haben wir es ja mit heiler Haut geschafft."

Mit heiler Haut... seine Worte ließen mich sofort wieder an Rebecca denken. Ich schluckte die in mir aufsteigende Traurigkeit hinunter.

"Vielleicht suchen sie uns überhaupt nicht" gab ich zu bedenken. "Falls sie einen Verdacht hätten, dass sich hier Menschen aufhalten, würden sie dann nicht viel dichtmaschiger die Gegend abfliegen? So geben sie uns doch Gelegenheit abzuhausen, sobald die Patrouille vorüber ist. Genauso haben wir es letztes Jahr gemacht, um fliehen zu können."

Jürgen zögerte. "Oder sie haben hier in dieser Gegend nicht genug einsatzbereite Guardians dafür zur Verfügung."

"Wie viele waren hier stationiert?" fragte ich nach. "Und wie viele davon habt Ihr seit dem letzten Jahr zerstört?"

"Ich glaube nicht, dass wir das gegenrechnen können" meinte Jürgen. "Auf unserem Flugfeld waren zwei Staffeln mit jeweils zwölf Guardians im einsatzbereiten Zustand, weitere fünf Maschinen wurden gewartet. In anderen Kasernen könnten weitere stationiert gewesen sein, von denen ich nichts weiß. Es könnten auch von anderen Städten Einheiten verlegt worden und beschädigte Maschinen repariert worden sein. Außerdem sind die Fabrikationseinheiten sicherlich nach wie vor in Betrieb."

Ich setzte mich wieder auf meine Decke, griff mir das Gewehr und überprüfte das Magazin. Feldmann warf mir stumm einen misstrauischen Blick zu.

"Wie geht es von hier aus weiter?" fragte ich Jürgen schließlich.

Er griff in seinen Rucksack und warf mir die Karte zu mir herüber. Dann wandte er sich wieder dem gefangenen Leutnant zu, während ich den Lageplan auseinander faltete und studierte. "Nördlich die Straße entlang befindet sich die Auffahrt zur R38. Hast Du den Punkt?"

"Ja" nickte ich nach kurzem Suchen. "Abzweigung 43b."

"Etwas südwestlich davon befindet sich ein Umspannwerk" fuhr er fort. "Es ist nicht gesondert beschriftet, aber Du findest es wenn Du die erste oder zweite Straßenabzweigung von der L415 verfolgst."

Mein Finger wanderten die Linien wie von ihm beschrieben entlang, bis ich eine kleine graue Raute entdeckte.

"Nordwestlich davon markiert eine gestrichelte Linie einen Weg. Folge der Linie bis zum Ende. An diesem Punkt befindet sich ein auf der Karte nicht bezeichnetes Depot. Dort müssen wir hin."

Ich überschlug grob die Entfernung. In direkter Flucht maß die Strecke mindestens fünfundzwanzig oder dreißig Kilometer. Von unserem Ort aus war die Landstraße unsere einzige Orientierungshilfe, auf diesem Weg wären sicherlich noch weitere fünf bis zehn Kilometer Wegstrecke zurückzulegen. Wie sollten wir das nur in einer Nacht, abseits befestigter Wege, mit einem widerspenstigen Gefangenen und ohne technische Unterstützung schaffen können? Unwillkürlich sog ich die Luft ein.

Jürgen schien dies als Zeichen zu deuten, dass ich den Kern des Problems erfasst hatte. "Es wird vermutlich ein wenig anstrengend werden" fügte er hinzu.

Ein wenig anstrengend? Das war unmöglich!

"Hast Du Dir schon einen bestimmten Weg vorgestellt?" fragte ich mit möglichst unverfänglicher Stimme nach. Vor Feldmann wollte ich Jürgen keine Blöße geben.

Er warf mir einen kurzen Seitenblick zu. "Du bist der Navigator" gab er lapidar zurück, zwinkerte mir aber dabei zu. "Also, was schlägst Du vor?"

Ich schluckte und richtete meinen Blick auf die Karte. Die Straße wurde bewacht und das sicher nicht nur durch patrouillierende "Guardians". Sie war aber unsere einzige Orientierungshilfe um dann in die Abzweigung zum Umspannwerk abzubiegen und dem Weg bis zum Depot folgen zu können.

Nordöstlich der Abzweigung der R38 gab es einen Funkmast, aber wie sollten wir den unterwegs zur Peilung nutzen... falls er nicht bereits

zerstört worden war? Es musste doch irgend etwas geben, an dem wir uns abseits der Landstraße orientieren konnten. Ohne die Straße zu sehen, ohne auf der Karte die Richtung überprüfen zu können. Aber da war lediglich eine weite grüne Fläche eingezeichnet, kein Fluss, keine Straße, nicht einmal ein Hügel, der es Wert gewesen wäre mit einer Höhenlinie vermerkt worden zu sein! Allein ein roter, dünn gezogener Strich verlief etwa auf der halben Strecke quer über die Felder... und zog sich... bis zu dem Umspannwerk hin... eine Überlandleitung!

Ich nickte bei mir und ein wenig Zuversicht strömte wieder in meinen Körper zurück. Ausgehend von der Ortschaft würden wir zunächst Norden einpeilen und dann nach Möglichkeit geradeaus die Felder überqueren. Auf diese Weise müssten wir irgendwann automatisch auf die Stromtrasse stoßen. Und wenn wir ihr folgen würden, würden wir somit unweigerlich bis zum Umspannwerk gelangen. Wenn wir nicht zu viele Umwege machen mussten wären es auf diesem Weg höchstens dreißig bis fünfunddreißig Kilometer bis zu unserem Ziel. Und selbst wenn wir es nicht in einem Durchgang schaffen sollten, würde uns das Umspannwerk vielleicht für einen weiteren Tag Deckung geben können.

Ich blickte wieder zu Jürgen hoch und nickte. Aber noch ehe ich einen Ton sagen konnte erzitterte plötzlich die Erde und es ertönte, ganz in unserer Nähe, ein ohrenbetäubendes Krachen.

Kapitel 29

Jeder von uns, auch Feldmann, zog instinktiv seinen Kopf ein. Dieses Geräusch war unverkennbar der Lärm einer abgefeuerten Kanone, aus der großkalibrige Projektile verschossen wurden.

Das von einem schwachen Pfeifen gefolgte Krachen wurde in kurzen Abfolgen von weiteren Abschüssen begleitet, die sich jedoch offenbar in einer größeren Entfernung von uns befanden. Ich zählte sieben oder acht Schüsse ehe für einige Sekunden trügerische Stille herrschte. Kaum dass wir unsere Köpfe wieder gehoben hatten, setzte das dumpfe Wummern erneut ein.

Jürgens Gesicht hatte für einen Moment lang den Ausdruck einer schmerzhaft verzerrten Fratze angenommen, aber er gewann seine Fassung schnell wieder zurück. Auch Feldmann zeigte nun wieder sein ausdrucksloses Minenspiel. Ich selbst war über das nahe Artilleriefeuer jedoch tief erschrocken. Die Wucht, mit denen sich die Abschüsse, zumindest aus der uns am nächsten gelegenen Batterie, im Boden fortpflanzten und die dünnen Holzwände unseres Verstecks in Vibration versetzten, hätte ich mir so nicht in den kühnsten Träumen ausgemalt. Sie lagen ein Vielfaches über den Schwingungen der Explosionen, die ich beim Angriff der "Guardians" in der Innenstadt miterlebt hatte.

"Sie feuern nicht auf uns" stellte Jürgen sachlich fest. Er musste unter dem Lärm des Geschützfeuers seine Stimme ein wenig anheben, um sich verständlich zu machen. "Immerhin kennen wir jetzt den Grund für die Überflüge der Guardians - offenbar war es die Nahauflklärung vor dem Einsatz, um die unmittelbare Umgebung abzusichern" fügte er dann noch trocken hinzu.

Ich wusste nicht, warum mich das beruhigen sollte. Die Präsenz wirklich großer Kampfmaschinen in einem so geringem Abstand war allein schon akustisch furchteinflößend. Die "Panther" hatten auf mich mächtig groß und gefährlich gewirkt - welche Dimensionen mussten nun aber Roboter haben die in der Lage waren, beim Abschuss ihrer Granaten derartig heftige Schwingungen hervorzurufen?

"Die Entscheidung ist auf alle Fälle jetzt getroffen worden" konnte ich Jürgens Stimme vernehmen. "Wir bleiben heute Nacht hier."

Ich nickte. Während dieses Artilleriefeuers würden die Guardians zwar keine Patrouillen durchführen können, aber sich seinen Weg im Dunkeln durch den Hagel großer Granaten suchen zu wollen, wäre mehr als nur Selbstmord gewesen.

"Wie sind die hierher gekommen?" fragte ich ihn über den Lärm der Detonationen hinweg. "Und auf was zum Teufel feuern sie?"

Ich erschrak bei meiner Frage, für die mein Gehirn unwillkürlich sofort eine Antwort lieferte. Was, wenn die Maschinen die Route der Soldaten bis nach Lehenwies verfolgt hätten? Was wäre, wenn das Ziel dieses Bombardements das Dorf meiner Freunde war?

Jürgens Antwort nahm mir ein wenig von dem Schrecken, der mich bei diesem Gedanken erfasst hatte.

"Das ist ein ganzes Bataillon" zählte er die Abschüsse mit. "Vermutlich wird von ihnen ein kleines bis mittleres Ziel beschossen, um dessen Verteidigungsanlagen zu zerstören, als Vorbereitung für einen direkten Angriff. TUKs vom Typ A vermutlich. Habe ich Recht, Herr Leutnant?"

Feldmann antwortete nichts und flüchtete sich in das für ihn übliche, höhnische Grinsen. Aber auch bei ihm konnte man das nervöse Zucken der Augenbrauen erkennen, welches jedes Krachen eines Abschusses begleitete.

Das Trommelfeuer brach plötzlich ab, aber der Lärm schien immer noch in meinen Ohren nachzuhalten. Ich lauschte durch die offene Fensteröffnung der Laube in die Abenddämmerung hinein. Ab und an ertönte leise ein metallisches Schaben. Dann hob ein Surren an, das Geräusch von startenden "Guardians", die während des Feuers wohl am Boden geblieben waren. Doch anstatt sich um uns herum zu verteilen entfernten sich die Geräusche rasch. Schließlich war nichts mehr von ihnen zu vernehmen.

Das Licht, das in unsere Hütte fiel, wurde deutlich schwächer. Offenbar war die Sonne nun untergegangen. Die Konturen von Feldmann und Jürgen wurden langsam zu Schemen und ihre Gesichter verschwanden allmählich in der Dunkelheit.

"Du hältst hier Wache" flüsterte Jürgen mit einem Mal und erhob sich von seinem Platz. "Ich werde mir die Sache mal ansehen."

"Bist Du verrückt?" entfuhr es mir unwillkürlich.

"Zweifelst Du etwa daran?" gab er mir lapidar zurück, aber ich konnte am Tonfall seiner Stimme erkennen, dass er dabei grinste. "Keine Bange" fügte er hinzu. "Ich drehe nur eine Runde um das Haus. Zumindest ein Abschusspunkt muss ziemlich nah bei uns liegen. Ich will wissen mit was wir es zu tun haben, ansonsten haben wir nicht genug Informationen um planen zu können wie es weitergehen soll."

Er schob die Tür der Gartenlaube einen Spalt breit auf und spähte vorsichtig nach allen Seiten. Als es nach wie vor ruhig blieb, öffnete er die Tür gerade weit genug um sich hindurchschieben zu können.

"Lass ihn nur nicht entwischen" wisperte er noch zu mir, ehe er ganz aus meinem Blickfeld verschwand. Ich schluckte und drehte mich zu Feldmann um. Seine Gestalt war im aufgehenden Mondlicht gut zu erkennen. Er saß immer noch auf seinem Platz am Boden und blickte anscheinend direkt zu mir auf.

"Na, Birkner?" hörte ich seine leise Stimme. "Schon die Hosen voll?"

Ich erwiderte nichts, sondern konzentrierte mich schweigend auf meine Aufgabe.

"Hoffen wir doch mal, dass unser tapferer Fähnrich wiederkommt, nicht wahr?" fuhr seine Stimme in der Düsternis fort. "Und hoffentlich hat er nicht gleich noch einen Verfolger im Schlepptau. Dann dürfte es hier erst recht ziemlich laut werden."

Er versuchte mich nervös zu machen. Das war schon das letzte Mal seine Taktik gewesen. Sein Pech, dass ich mittlerweile gelernt hatte damit umzugehen. Die Panik in seinen Augen, über die Kimme meines Gewehrs gesehen, hatte ich noch nicht vergessen.

"Keine Angst, Herr Leutnant" sagte ich. "Wenn sie kommen verspreche ich Ihnen eines: der erste Schuss, den ich abgebe, wird Sie in den Kopf treffen."

Daraufhin schwieg Feldmann wieder. Er konnte es sich jetzt aussuchen was er glauben wollte - das ich ihn aus Rache oder nur aus Mitleid erschießen würde. Beide Optionen würden ihn vermutlich nicht ganz so heldenhaft aussehen lassen, wie er sich gerne darzustellen pflegte.

Es blieb still. Ich zählte die Minuten indem ich in Gedanken meinen, wie ich hoffte halbwegs im Sekundenabstand fühlbaren Pulsschlag verfolgte. Natürlich verhaspelte ich mich und verlor immerzu den Faden, aber es half mir wenigstens dabei, wieder ein wenig ruhiger zu werden. Vielleicht machte es ja Jürgen auf eine ähnliche Weise, wenn er dem Gefühl einer Panikattacke widerstehen musste?

Im Zählen erschrak ich mich leicht als hinter mir die Tür aufging und sich Jürgen zurück zu uns in die Gartenlaube schob.

"Wir können es uns bequem machen" flüsterte er. "Zwei Straßen weiter steht auf der Straße ein TUK, gesichert von zwei Panthern. Es sind keine Guardians unterwegs, aber sie werden die Umgebung sicherlich nicht ungesichert gelassen haben. Wir bleiben heute Nacht jedenfalls hier in diesem Versteck."

Er ließ sich leise auf den Boden sinken und übernahm damit seinen alten Platz an der Tür. Mir fiel auf dass er beim Hinsetzen anscheinend wieder Probleme mit seinem verletzten Bein zu haben schien, zumindest

rückte er sich ziemlich umständlich zurecht, winkelte das eine Bein an und streckte danach das andere aus.

Ich kehrte auf meine Decke am Boden zurück, als er weitersprach.

"Wir haben ziemlich helles Mondlicht heute Nacht" berichtete Jürgen uns weiter von seiner Exkursion. "Wenn der TUK während des Feuers keine weiteren Schwenkbewegungen gemacht hat, dann dürfte das Ziel von hier aus gesehen wohl in nordöstlicher Richtung gelegen haben. Es ist auch noch ein kleinerer TCC-24 dabei - das ist ein Laderoboter für den TUK" schob er für mich als Erklärung nach.

"Was haben sie wohl beschossen?" fragte ich im Flüsterton nach. "Auf der Karte ist nördlich der Anschlussstelle ein Funkturm verzeichnet."

"Das wäre möglich" überlegte Jürgen. "Wobei ich nicht sagen kann ob der Turm noch funktionsfähig oder in Betrieb war - wir hatten ihn nicht benutzt." Er schob sich auf seiner Decke ein wenig nach hinten. "Nun, jedenfalls passt dieses Vorgehen exakt in die Standardtaktik für die Angriffsvorbereitung - zuerst wird die feindliche Abwehr beschossen und danach können Luft- und Bodentruppen vorrücken. Ich vermute mal, dass dies das gleiche Bataillon ist, welches uns schon auf unserem Weg nach Süden die Hölle heiß gemacht hat."

"Wann werden sie wieder abziehen?" fragte ich zögernd.

Jürgen zuckte unschlüssig mit den Schultern.

"Wenn die Missionsziele erfüllt sind" gab er zurück. "Man lässt keine Einheiten irgendwo ungenutzt herumstehen. Selbst wenn kein weiterer Einsatz erforderlich ist nutzt man die Zwischenzeit besser zur Wartung und Neubewaffnung."

Ich wusste nicht, auf was ich hoffen sollte. Hätten die Roboter mit ihrem Angriff Erfolg, dann wäre ein weiteres Ziel menschlichen Widerstandes zerstört worden. Hätten sie keinen Erfolg, dann würden sie eventuell die Stellung hier halten oder ausbauen - und dadurch uns die Möglichkeit nehmen, weiterziehen zu können.

"Schlaf jetzt" murmelte Jürgen mir zu. "In ein paar Stunden kannst Du mich mit der Nachtwache ablösen. Morgen sehen wir weiter."

Ich hatte mich schon während des Tages ausgeruht und mit einiger Mühe soweit umgestellt, dass ich in der Lage gewesen wäre, diese Nacht wieder durchzumarschieren. Jetzt wieder in einen normalen Rhythmus zurückzufinden gelang mir deshalb nicht. Ich ruhte, aber um schlafen zu können war ich zu wach. Jürgen ging es vermutlich nicht viel anders.

Wir beide bewachten also Feldmann abwechselnd und doch im Grunde genommen gleichzeitig. Vielleicht war das auch besser so, denn unser Gefangener hatte anscheinend ebenfalls zu viel Energie in sich, um Ruhe zu geben. Er meldete sich wieder zunehmend zu Wort und seine Stimme ging mir nach der langen Ruhepause, die ich wirklich genossen hatte, ziemlich bald wieder ganz gehörig auf die Nerven. Als der Morgen anbrach war mir kalt nach dem langen, unbequemen Sitzen auf dem harten Boden. Entsprechend reagierte ich zunehmend gereizt auf Feldmanns Einwürfe und Kommentare.

Ich beneidete Jürgen nicht um seine Aufgabe als unser Zugführer. Er musste sowohl den Gefangenen bewachen wie mich unter Kontrolle halten und sich nebenher auch noch mit dem Umstand auseinandersetzen, dass keine hundert Meter entfernt von uns mehrere Kampfroborer auf der Straße standen. Ich bot mich, an den nächsten Aufklärungsrundgang zu machen um den aktuellen Stand in Erfahrung zu bringen, aber Jürgen ordnete Abwarten an. Wer austreten musste, hatte dazu zwei Minuten hinter der Laube, und Feldmann wurde dazu sicherheitshalber von uns beiden eskortiert. Danach saßen wir wieder auf unseren knapp neun Quadratmetern zusammengepfercht und warteten ab.

Der Tag zog sich in die Länge. Die unmittelbare Nähe der Roboter ließ uns Gespräche nur noch im Flüsterton führen. Die Mahlzeiten nahmen wir schweigend ein und ich begann allmählich, wie schon damals bei unserem Marsch durch die U-Bahn-Tunnel, mir wieder ernste Sorgen über die Versorgungslage zu machen. Vor allem unser Wasservorrat ging empfindlich zur Neige. Vorsichtshalber versuchte ich bereits jetzt, mir alles ein wenig einzuteilen.

Es war gegen Mittag, als wir das Brummen schwerer Motoren und dann das Rasseln von Kettenfahrwerken auf Asphalt hören konnten. Die von uns nächstgelegene Einheit schien ihre Station endlich zu verlassen. Von unserem Versteck aus hatten wir keine Sicht auf den Standort des TUKs und seiner Begleiter, weswegen sich Jürgen dazu entschloss einen weiteren Rundgang zu unternehmen. Auf dem Bauch liegend robbte er über die Rasenfläche zu den Büschen am Zaustrand des Grundstücks hinüber und ließ dazu den Leutnant nochmals unter meiner Bewachung zurück. Als er zu uns zurückkehrte wirkte er ein wenig zufriedener.

"Sie sind abgezogen" teilte er uns mit und wischte sich den Schmutz von den Händen. "Es ist nichts mehr zu sehen. Anscheinend sind sie in Richtung des Ortskerns gefahren, vielleicht um sich dort mit den anderen Einheiten zusammen zu schließen."

"Warum standen sie wohl ausgerechnet hier?"

Jürgen nahm einen kurzen Zug aus seiner Wasserflasche.

"Zufall, würde ich sagen" gab er dann zur Antwort. "Wenn man auf ein Ziel feuert, muss man schwere Einheiten in einem gewissen Abstand zueinander positionieren. Wir haben vermutlich einfach nur den äußeren Abschusspunkt erwischt." Er warf sich seinen Rucksack auf den Rücken. "Wir brechen auf" verkündete er. "Jetzt, sofort."

Feldmann erhob sich bei seinen Worten mürrisch von seinem Platz. Mich traf seine Entscheidung gänzlich unvorbereitet.

"Jetzt?" fragte ich überrascht. "Es ist helllicher Tag da draußen!"

"Korrekt" nickte Jürgen. "Wenn die Batterien jetzt alle in der Ortsmitte sind ist anzunehmen, dass ihr gestriger Angriff seinen Zweck erfüllt hat. Die Guardians sind noch nicht zurückgekehrt, also sind sie vermutlich noch entfernt im Einsatz. Das ist unsere Chance, nach Norden bis zum Ortsrand vorzustoßen und dort ein neues Versteck zu finden."

"Und die Panther...?"

"Die bewachen die Einheiten und werden sie begleiten, wenn sie weiter vorrücken sollten. Dem Beschuss nach liegt das Ziel im Nord-Osten, sie werden also der Straße folgen. Welchen Weg hast Du gestern für uns ausgewählt?"

Ich zögerte, denn sein Plan erschien mir ziemlich riskant zu sein.

"Abseits der Straße direkt nach Norden zu gehen" erklärte ich. "Bis zu dem Umspannwerk sollte eine Überlandleitung verlaufen, der wir folgen können. Vom Umspannwerk dann parallel zu dem Verbindungsweg bis zu Eurem Depot."

Jürgen überlegte kurz. "Das sollte nachts ohne Probleme möglich sein." meinte er dann. "Also, wir suchen uns jetzt am nördlichen Ortsausgang ein schönes Versteck und kundschaften von dort aus die Lage aus. Bei Einbruch der Nacht machen wir uns dann auf zur letzten Etappe."

Er stieß rücklings die Tür auf und trat einen Schritt zur Seite, Feldmann mit dem Lauf seines Gewehrs das Zeichen zum Aufbruch gebend. Der gehorchte widerwillig. Ich selbst folgte den beiden entlang der Hauswand bis zur nordwestlichen Gebäudekante. Von dort huschten wir zum Zaun, kletterten darüber und hielten uns dann eng an den Maschendraht des angrenzenden Geländes, bis wir zur Straße kamen.

Jürgen bedeutete mir dort mit einem Handzeichen, voranzugehen - ich hatte gehofft, dass Feldmann diese Ehre zuteil werde würde, akzeptierte aber seinen Befehl. Nachdem ich vorsichtig um die Ecken gespäht hatte nahm ich all meinen Mut zusammen und wagte den Spurt über den Asphalt der zweispurigen Straße bis hinüber zur anderen Seite. Dort

kauerte ich mich in die Büsche am Rand des nächsten Grundstücks und wartete ab, bis schließlich auch Jürgen und Feldmann zu mir gestoßen waren.

Stück für Stück bewegten wir uns westlich der Ortschaft, jede mögliche Deckung ausnutzend. Mal krochen wir auf dem Boden, mal rannten wir von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, von einem Carport bis zum Vordach einer Garage. Alles war überwuchert, verlassen, verfallen, still. Vögel sangen und bauten ihre Nester kahlen Ästen der Bäume oder in den mit Blättern verstopften Dachrinnen baufälliger Häuser. Wo einst sicherlich drei- oder viertausend Menschen gewohnt hatten, hatte die Natur sich ihren Lebensraum zurückerobert. Ich fand das seltsam, denn schließlich waren wir hier doch höchstens vierzig Kilometer von der südlichen Stadtgrenze entfernt. Hier zu wohnen wäre ein Leben im Paradies gewesen. Andererseits bevorzugte ich früher ja ebenfalls das späte Aufstehen oder die Bequemlichkeit kurzer Wege zwischen Schule, Arbeit und der eigenen Wohnung. Lieferbots hatte es hier draußen sicherlich nicht gegeben, im besten Fall eine Busanbindung zur Stadt am Morgen und eine zurück am Abend. Das Pendeln in die Stadt mit einem eigenen Fahrzeug wäre auf die Dauer sicher kostspielig geworden... aber im Grunde genommen war es auch egal - die Bewohner hatten sich vom Land in die Stadt zurückgezogen, wo sie alle auf einem Haufen zusammen saßen.

Bis die Maschinen über sie hergefallen waren.

Immer wieder warf ich einen Blick in den klaren Himmel über uns, aber kein einziger "Guardian" zeigte sich. Entlang der Grundstückszäune war das hochgewachsene Gras der angrenzenden Wiesen unser einziger Schutz, aber der würde uns nur vor Beobachtern auf dem Boden schützen. Entlang des Ortsrandes gab es keinen Wald mehr, um darin in Deckung zu gehen.

Als wir endlich zu den letzten Häusern kamen deutete Jürgen auf eine Doppelgarage, die an einem größeren Wohnhaus angebaut worden war. Die Grundstückszufahrt lag nach Norden, an einer Anwohnerstraße ohne gegenüberliegende Bebauung. Auf der Straße davor stand ein altes Fahrzeug, der Typ des rostzerfressenen Chassis war kaum noch zu erkennen.

"Versuch mal, eines der Tore aufzumachen" forderte Jürgen mich auf. Ich warf mir das Sturmgewehr über die Schulter und huschte in die Einfahrt. Der Griff des einen Tors ließ sich nicht bewegen, das andere war dagegen nur angelehnt. Als ich es nach oben zog protestierten die verrosteten Rollen mit einem schrecklich lauten Quietschen. Das Tor auf

der halben Höhe hängen lassend schob ich mich durch den Spalt in die Dunkelheit der Garage hinein.

Meine Augen begannen sich nach dem hellen Tageslicht nur langsam an die Lichtverhältnisse im Inneren zu gewöhnen. Der Boden war mit vielen Rissen übersät, das Flachdach an ein paar Stellen undicht und löchrig. Hier stand uns ein leerer, großer Raum mit einer Fläche von vielleicht fünfunddreißig Quadratmetern zur Verfügung.

Hinter mir huschten Schatten über die Wände als sich Feldmann, dicht gefolgt von Jürgen, ebenfalls unter dem Tor hindurchschob. Ich erinnerte mich an meine Rolle als Bewacher und nahm wieder mein Gewehr in die Hand. Jürgen ließ sich seinen Rucksack vom Rücken gleiten und lehnte ihn an eine der Seitenwände an.

"So" sagte er erleichtert. "Wenn wir gerade mit dem Tor keinen in der Umgebung postierten Panther alarmiert haben, sollten wir hier bis zum Einbruch der Nacht wohl in Sicherheit sein." Dann verzog er das Gesicht und hielt sich einen Moment lang seinen rechten Oberschenkel.

"Wie geht es?" fragte ich.

"Es ging schon mal besser" murmelte Jürgen leise und setzte sich hin.

Vorsichtig zog er die Hose ein Stück nach unten, um sein Bein näher in Augenschein zu nehmen. Sein um die Wunde gewickelter Verband zeigte an mehreren Stellen bräunliche Spuren alten Blutes, aber es war kein frisches Rot zu erkennen.

"Wie lange hast Du den Verband schon an?" wollte ich von ihm wissen.

"Ich habe ihn am Morgen vor unserem Aufbruch gewechselt" gab er mir zurück. "Die Wunde ist durch das Marschieren wohl aufgegangen, aber mit einem richtigen Druckverband kann ich nicht laufen, weil er mir das Bein weiter unten abschnüren würde. Wenn wir im Depot angekommen sind, muss unser MedTech sich das alles mal ansehen."

Er zog die Hose wieder nach oben.

"Halb so schlimm" sagte er dann zu mir. "Jetzt essen wir erst mal einen Happen, dann ruhen wir und dann wird es schon wieder gehen."

Ich bemerkte Feldmanns abschätzenden Blick, mit der er diese Szene beobachtet hatte. Suchte er schon wieder nach einem Schwachpunkt bei seinen Bewachern? So dicht am Ziel angelangt mochte er vielleicht erneut auf dumme Gedanken kommen.

Wir befahlen unserem Gefangenen, sich in der hinteren Ecke der Garage auf den Boden zu setzen. Ich wollte so viel Abstand wie nur möglich zwischen ihm und dem Garagentor haben, um mir im Fall des Falles genügend Reaktionszeit verschaffen zu können. Während Jürgen die erste Wache übernahm kroch ich unter dem Tor in die Einfahrt

hinaus, kauerte mich hinter dem verrosteten Kleinwagen auf den Boden und beobachtete die Gegend.

Vor uns im Norden bot sich das gleiche Bild wie zum Westen hin - eine weitere flache Ebene, geprägt durch überwucherte Weideflächen und verwahrloste Felder, die nur durch einzelne Baumgruppen oder die Reste von eingestürzten Scheunen unterbrochen wurde. Die Lage der Straße zur Anschlussstelle der R38 verriet sich im Nordosten durch das schmale Band der Alleebäume, aber von der auf Jürgens Karte eingezeichneten Stromtrasse war von hier aus noch nichts zu erkennen. Dafür konnte ich jedoch den Funkturm als einen schmalen, kaum zu erahnenden Strich in weiter Ferne sehen. Allem Anschein nach war er also doch nicht das Ziel des gestrigen Beschusses gewesen.

Der Himmel hatte sich zugezogen und ich spürte einen auffrischenden Wind, der von Westen über die Wiesen und Felder zog. Eventuell würde es heute Nacht noch Regen geben. Das war unbequem für uns auf dem Weg nach Norden, aber vielleicht würde es eine zusätzliche Deckung für uns bedeuten. Vor die Wahl gestellt, nass oder erschossen zu werden, zog ich das Erstere jedenfalls mit großem Abstand vor.

Ich kehrte in die Garage zurück, um Jürgen abzulösen. Er holte seine Decke aus dem Rucksack und war eingeschlafen, kaum dass er sich auf dem Betonboden ausgestreckt hatte. Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Garagenwand und beobachtete wortlos Feldmann. Halb erwartete ich dass er jetzt, während Jürgen fest schlief, erneut versuchen würde mich mit seinen Sprüchen zu verunsichern und zu manipulieren, damit sich ihm vielleicht eine Möglichkeit zur Flucht bieten würde. Aber er blieb die ganze Zeit über stumm sitzen, fast völlig bewegungslos, die Augen geschlossen und mit dem Rücken an den Beton der beiden aneinander stoßenden Wände gelehnt.

Wieder kam mir für einen kurzen Moment der Gedanke, das Gewehr auf ihn zu richten und zu schießen. Der Schuss würde zwar sicherlich Jürgen aufwecken, aber der Beton der Garagenwände würde vielleicht den Lärm soweit dämpfen, dass er keine Roboter in der Nähe auf uns aufmerksam machte... Ohne den Kerl mitschleppen zu müssen würde sich die letzte Etappe unseres Weges wesentlich einfacher gestalten. Außerdem würde Jürgen auf diese Weise sich nur zurück zur Truppe melden, aber nicht mehr vor einem Kriegsgericht verantworten müssen...

Ich rührte mich nicht, sah mich nur vor meinem inneren Auge zu dem Leutnant hinübergehen, den Gewehrlauf auf dessen Schläfe pressen und den Abzug betätigen.

Nein.

Das Bild verschwand vor meinen Augen wie eine Vision aus Rauch, den ein kräftiger Windstoß auseinander wirbelt. Feldmann hatte Recht, ich war kein Mörder. Und auch Jürgen hatte vielleicht Recht - ich war wohl stark genug um keine Rache zu üben, sondern diesen Mann einer mehr oder weniger ordentlichen Gerichtsbarkeit zu übergeben. Ihn zu töten hätte all die Strapazen, die wir bis jetzt auf dem Weg hierher bewältigt hatten, ihrer Sinnhaftigkeit beraubt. Wir hatten diesen Weg begonnen und würden ihn auch zu Ende bringen.

Aber es war dieser stetige Wechsel zwischen kurzen Perioden der Gefahr und Aufregung und den unweigerlich darauf folgenden Phasen der Ruhe, des Nichtstuns, des Wartens, der mich zermürbte. Hinzu kam dass ich an einem Ort war, an dem ich nicht sein wollte und Dinge tat, die ich nicht tun wollte. Jürgen war ein Kamerad und mittlerweile auch ein Freund für mich geworden... aber das alles hier war sein Kampf, nicht meiner. Ich wollte nur noch eines: endlich wieder zurück zu Peter, Steffen, Frank, Hennie - und Rebecca, ja, vor allem zu Rebecca.

Das Leben im Dorf war beschwerlich, anstrengend, auf seine eigene Art eintönig und ich hätte vor einem Jahr jeden Gedanken daran, auf diese Weise meine Zukunft zu verbringen, voller Entrüstung weit von mir gewiesen. Aber jetzt erschien mir dieses Leben als das einzig wirklich erstrebenswerte. Was ich vor einem Jahr an Parties besucht, 4DVIDs durchgespielt oder einfach nur Dinge konsumiert hatte, wirkte bei der Betrachtung von außen für mich jetzt derartig surreal, unsinnig, stupide... Alles hatte sich in meinem Leben verschoben, meine Prioritäten hatten sich völlig verändert. Ich hatte fast jeglichen gewohnten Luxus verloren, aber dennoch das Gefühl, dadurch viel mehr gewonnen zu haben. Ich hätte das niemals für möglich gehalten. Und ich vermisste dieses Leben im Dorf nun so sehr, dass ich auf der Stelle hätte losheulen können.

Ich tat es nicht, weil es genauso sinnlos gewesen wäre. Aber irgendwie steigerte es meine Unruhe ins Unermessliche. Ich hatte hier einen Job zu machen, aber ich würde ihn lieber jetzt sofort erledigen als noch eine weitere gefühlte Ewigkeit zu warten.

Ein Rauschen erklang von der Einfahrt her zu uns in die Garage hinein. Ich warf einen schnellen Blick nach draußen um festzustellen, dass es zu regnen begonnen hatte. Die Tropfen fielen nicht sehr dicht, aber stetig. Es würde also ungemütlich werden, wenn wir in ein paar Stunden wieder aufbrechen würden.

Kapitel 30

Es war kurz vor Dämmerungsbeginn, als wir plötzlich durch das Surren eines ziemlich tief über das Grundstück hinweg fegenden "Guardians" aufgeschreckt wurden. Nur Sekunden später schwoll das Geräusch wieder an und kündete von einem zweiten Überflug durch eine weitere Maschine. Jürgen erwachte aus seinem Schlummer binnen weniger Momente und hatte bereits sein Gewehr in der Hand, noch ehe er ganz auf den Beinen war. Ich hatte bei dem Ton der Rotoren unwillkürlich den Blick an die Garagendecke gerichtet, als ob jeden Moment der Beton durch einen Raketeneinschlag aufgerissen und wir den Sensoren der Flugmaschinen preisgegeben werden würden. Doch nichts geschah. Die "Guardians" setzten ihren Tiefflug ohne Unterbrechung zu ihrem uns unbekanntem Ziel fort. Ich schüttelte die in mir aufgestiegene Panik ab. Das Gefühl der Peinlichkeit schwand ein wenig als ich feststellte, dass es Feldmann nicht viel anders ergangen war als mir.

Jürgen blieb einen Weile starr auf seinem Platz stehen und horchte nach weiteren Geräuschen in der Nähe. Er wirkte äußerst besorgt, sagte aber nichts dazu. Stattdessen begann er wortlos, seine Sachen in seinen Rucksack zu stopfen. Für mich war dies das Zeichen unseres nahenden Aufbruchs, also beeilte ich mich ebenfalls auf die Beine zu kommen und mich für den Abmarsch bereit zu machen. Feldmann hingegen blieb abwartend auf dem Boden sitzen. Mir fiel auf, dass er uns erneut genau zu beobachten schien. Nun, wenn er gerade tatsächlich einen weiteren Fluchtversuch plante, so würden die "Guardians" ihm vermutlich schnell einen Strich durch die Rechnung machen.

Vorsichtig schob sich Jürgen an mir vorbei und ging in die Hocke, um unter dem Rand des halb geöffneten Garagentors nach draußen zu blicken. Der Regen hatte in der Zwischenzeit nachgelassen, aber nicht aufgehört, sondern sich in einen nebelartigen Nieselschleier verwandelt. Das Wetter würde uns keine zusätzliche Deckung bieten, war aber nass genug, damit es für uns ungemütlich werden würde.

"Es scheint wieder alles ruhig zu sein" murmelte Jürgen schließlich und richtete sich auf. Mit schief gelegtem Kopf wandte er sich zu mir und dem gefangenen Offizier um. "Wir brechen in ein paar Minuten auf."

Ich trat etwas näher an ihn heran.

"Müssen wir wieder mit einem Beschuss rechnen?" fragte ich ihn leise. "Oder was glaubst Du hat dieser Überflug zu bedeuten?"

"Ich weiß es nicht" antwortete er mir unschlüssig. "Aber wir können hier so oder so nicht länger bleiben."

Ich nickte. Unsere Vorräte waren erschöpft - wir mussten jetzt bis zum Depot durchmarschieren um unsere Versorgung wieder sicherstellen zu können. Nachdem es zu regnen begonnen hatte war ich kurz unter dem Tor hindurch gekrochen und hatte die leeren Wasserflaschen geöffnet in die Einfahrt gestellt, um ein wenig Wasser darin aufzufangen. Viel war dabei nicht zusammengekommen. Was unsere Verpflegung betraf, so hatten wir ebenfalls so gut wie keine Reserven mehr.

Jürgen schob das quietschende Garagentor langsam ein Stück nach oben, ehe er Feldmann mit seinem Gewehr winkte.

"Also, Herr Leutnant, dann wollen wir mal wieder, nicht wahr?"

Feldmann erhob sich mühsam und kam mürrisch zu uns herüber. Ich wich unwillkürlich zwei Schritte zur Seite um ihm keine Gelegenheit zu geben, mir im Vorübergehen die Waffe entreißen zu können.

Hinter Jürgen ging ich als letzter in die Einfahrt hinaus. Sofort hüllte mich die kühle Feuchte der Regenschleier ein. Weder das Hochschlagen meines Kragens half dagegen, noch den Kopf einzuziehen. Dieser feine Sprühnebel schien in jede noch so kleine Ritze zwischen Kleidung und Haut zu kriechen und sich sofort im Gewebe meines Hemds und des Pullovers festzusetzen.

"Gib mir die Richtung vor" unterbrach Jürgen meine Gedanken. Ich zog den Kompass aus der Tasche und warf einen schnellen Blick darauf. Das Tageslicht hatte sich bereits in ein düsteres Grau verwandelt.

"Da lang" deutete ich mit der Hand nach Norden, annähernd mittig in das grasbewachsene Feld. "Immer gerade aus. Wir sollten in ein paar Kilometern auf die Stromtrasse stoßen."

"Nach Ihnen, Herr Leutnant" forderte Jürgen seinen Gefangenen zum Abmarsch auf. Widerstrebend setzte sich der Leutnant in Bewegung.

"Sie werden sehen, Grapow, dass Sie eher Ihr Urteil entgegen nehmen werden als ich" stieß er hervor. "Merken Sie sich meine Worte!"

"Keine Bange, das werde ich" gab ihm Jürgen kühl zurück.

Ohne ein weiteres Wort ging Feldmann los. Wir folgten ihm, jeweils leicht seitlich hinter ihm nebeneinander laufend, durch das fast kniehohe, nasse Gras in die einbrechende Nacht hinein.

Wir waren nicht weit gekommen ehe um uns herum die Hölle losbrach. Der Ort befand sich höchstens ein oder zwei Kilometer hinter uns und war als Umriss vor dem schwarzgrauen Nachthimmel noch immer gut zu erkennen, als dumpfes Donnern die Stille durchschnitt und uns alle in

panischem Schrecken herumfahren ließ. Über den Ortsrand verteilt konnten wir mehrere gelbrote Blitze zucken sehen, das helle Mündungsfeuer von schweren Geschützen, begleitet von dem schrillen Pfeifen durch die Luft schnellender Geschosse.

"IN DECKUNG!" hörte ich Jürgen neben mir rufen, ehe er mir mit der Hand einen Stoß versetzte und sich nach der anderen Seite hin auf den Boden warf. Die Donnerschläge erklang in schneller Abfolge, vermutlich feuerte die gleiche Batterie, der wir schon gestern am andere Ende des Ortes begegnet waren. Jetzt allerdings befanden wir uns nicht hinter den Geschützen, sondern direkt vor ihnen in ihrem Schussfeld.

Ich hob den Kopf vom Boden, um nach meinen Begleitern zu sehen. Links neben mir sah ich Jürgen im hohen Gras kauern, seinen Kopf hektisch nach allen Seiten drehend. Seine Worte formten einen für mich im Geschützlärm unhörbaren Fluch als sich unsere Blicke kreuzten. Ich sah nach vorne und verstand sofort den Grund dafür - von Feldmann war nichts mehr zu sehen. Er hatte die Gelegenheit sofort genutzt, um vor uns in der Dunkelheit zu verschwinden.

In das Donnern der abgefeuerten Geschosse mischte sich das Zittern der Einschläge innerhalb des Erdreichs, doch nirgendwo um uns herum waren Einschläge auszumachen. Der Beschuss galt ganz offensichtlich nicht uns, sondern einem Ziel in einer weitaus größeren Entfernung, auch wenn die Detonationen deutlich zu spüren waren. Logisch, auf drei einzelne Männer würde niemand, auch kein Roboter, einen solchen Granatenhagel richten. Es wäre wesentlich einfacher, uns von ein paar "Guardians" verfolgen und mit ihren Maschinenwaffen durchlöchern zu lassen.

Die lärmende Kakophonie erstarb und wurde von einer Stille abgelöst, die auf mich wie Taubheit wirkte. Sofort zog mich Jürgen auf die Beine.

"Los jetzt, renn' was Du kannst!" zischte er und spurtete, ohne meine Antwort abzuwarten, voraus. Ich setzte ihm nach und musste mich bis auf das Äußerste anstrengen, um mit ihm halbwegs Schritt zu halten und ihn in der Dunkelheit um uns herum nicht zu verlieren. Sein vom hohen Gras teilweise verdeckter Schatten ließ sich vor der Schwärze der Nacht kaum noch erahnen und so orientierte ich mich nur noch nach dem raschelnden Ton der schnellen Schritte, die sich vor mir ihren Weg über den unebenen Boden des zugewucherten Feldes bahnten. Nach kurzer Zeit setzte das Donnern der Einschläge wieder ein. Jürgen ließ sich prompt zu Boden fallen, ich bremste zu spät und stolperte halb über ihn.

"Warum zum Teufel rennst Du denn so los?" brüllte ich ihm über den Geschützlärm hinweg ins Ohr. "Wir müssen schnellstens von hier fort und Du läufst auch noch in die Richtung der Einschläge!"

"Genau!" versuchte er es mir zu erklären, während wir unwillkürlich die Köpfe unter dem Pfeifen der Geschosse nach unten drückten. "Die TUKs feuern auf ein weiter entferntes Ziel! Die Erschütterungen sind nicht sehr stark, die Entfernung beträgt somit sicherlich ein paar Kilometer. Noch sind wir also nicht in Gefahr. Aber die ganze Strecke zwischen hier und den Einschlägen befindet sich jetzt unter Garantie kein einziger Panther oder Guardian! Wenn wir jedoch zur Seite hin ausweichen, geraten wir hingegen vielleicht direkt in eine Flankensicherung!"

Und außerdem..." fügte er grimmig hinzu "...lasse ich Feldmann so kurz vor dem Depot nicht entweichen! Er kennt die Militärtaktik genauso gut wie ich und er wird nicht versuchen auszuweichen, sondern nur Abstand von uns zu gewinnen. Er hofft, dass wir ihn in der Dunkelheit verfehlen."

Kaum dass er ausgesprochen hatte zog er mich schon wieder nach oben und riss mich mit sich in den nächsten Spurt, als wieder die Stille über uns hereinbrach. Ob zu seiner Ausbildung das Rennen über völlig unbekanntes Gelände bei Nacht gehörte wusste ich nicht, aber er schien wesentlich besser darin zu sein als ich, der ich hin und her torkelnd kaum mit ihm Schritt halten konnte. Ich versuchte grob die Entfernung abzuschätzen und vermutete, dass wir einige hundert Meter zurücklegen konnten, bevor schließlich der Lärm der nächsten Salven die Dunkelheit wie Hammerschläge durchdrang.

Ich kauerte atemlos auf dem Boden, ohne noch die Nässe des Regens oder der Grashalme zu spüren. Meine Lunge brannte und ich versuchte, meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen. Hoffentlich bekam ich jetzt nicht noch Seitenstechen, dann hätte ich überhaupt keine Chance mehr, Jürgen auf den Fersen bleiben zu können. Ihm schien das plötzliche Rennen weitaus weniger auszumachen als mir. Ich sah, wie er seinen Kopf leicht erhoben hatte und offenbar versuchte, die einzelnen Salven mitzuzählen. Seine Lippen bewegten sich lautlos mit dem Donnern der Abschüsse mit.

Bildete ich es mir nur ein oder war jetzt das Beben der Einschläge bereits viel deutlicher spürbar als noch vor wenigen Augenblicken? Was wäre, wenn Jürgen sich mit dem Abstand des Bombardements verschätzte und wir mitten in den Granatenhagel gerieten?

Stille kehrte mit der nächsten Feuerpause in die Nacht zurück. Jürgen stemmte sich sofort nach oben.

"Los, noch einmal!" forderte er mich auf und rannte wieder voraus. Ich stolperte fast, als ich ihm nachsetzte. Wieder kamen wir einige hundert Meter weit, ehe der Geschützlärm wieder einsetzte und uns erneut im hohen Gras Deckung suchen ließ. Diesmal ließ ich mich völlig erschöpft auf den Rücken fallen. Vor meinen Augen tanzten Funken, obwohl es vielleicht auch die über uns hinwegfegenden Geschosse sein mochten. Es war mir jetzt egal. Wie ein Fisch an Land lag ich ausgestreckt auf der feuchten Erde und japste krampfhaft nach mehr Luft. Ich konnte die Erschütterungen der Einschläge in meiner liegenden Position im ganzen Körper fühlen. Kein Zweifel, sie waren jetzt noch viel stärker zu spüren als zuvor.

Bei der nächsten Unterbrechung blieb dieses Mal auch Jürgen neben mir, zusammengekauert und zwischen den Grasbüscheln auf die Knie gesunken, in der Hocke sitzen. Vermutlich versuchte er, die Distanz zwischen uns und der Einschusslinie neu zu berechnen. Für einen ganz kurzen Moment richtete er sich auf und drehte den Kopf nach allen Seiten, dann kehrte er in die Deckung zurück.

"Warum machen die immer wieder diese Pause?" fragte ich ihn. "Wieso feuern die nicht durch, auf was immer sie da auch schießen?"

"Zwei Gründe" gab er mit leiser Stimme zurück. "Erstens, sie müssen nachladen. Das ist keine Kleinkalibermunition, von der man mal eben ein paar hundert Schuss in einen schmalen Geschützturm packen kann - wir reden hier von Geschossen mit einem Durchmesser in der Größe Deiner Faust. Zum anderen werden diese Pausen genutzt, um sich neu auf das Ziel auszurichten. Bei jedem Abschuss wird durch die Wucht die Position des Fahrzeugs ein wenig bewegt und wenn es eine Luftaufklärung gibt, kann diese stetig neue Zieldaten an die einzelnen Einheiten übermitteln. Das erhöht die Treffergenauigkeit."

Wir zogen die Köpfe ein, als der Beschuss wieder einsetzte. Allmählich ließ das brennende Gefühl in meinen Lungenflügeln etwas nach. Ich zog meinen Kompass hervor und startete durch die Finsternis auf den leicht grünlich glimmenden Zeiger. Erstaunt darüber, dass wir anscheinend beim Rennen kaum vom ursprünglichen Kurs abgewichen waren, schob ich ihn wieder in meine Jackentasche zurück und versuchte mir die Karte wieder ins Gedächtnis zu rufen. Wie weit war es wohl noch bis zur Stromtrasse? Drei Kilometer, oder doch mehr? In der Dunkelheit war es nahezu unmöglich, das abschätzen zu können. Ich hoffte inständig, dass wir nicht bereits zwischen den Masten unbemerkt hindurch gelaufen waren, denn damit hätten wir unseren Orientierungspunkt verloren.

"Geht es wieder?" hörte ich Jürgen fragen. "Wir müssen weiter!"

Ich seufzte und rollte mich auf Händen und Füßen herum. Sobald das Trommelfeuer aussetzte rannten wir wieder los. Diese Pause schien mir etwas länger anzudauern als die vorangegangenen, aber vielleicht war ich auch nur zu erschöpft. Beim ersten Donnerschlag fielen wir wieder auf den Boden.

Drei weitere Male sprangen wir beim Aussetzen der Einschläge wieder auf, um loszurennen. Dreimal gingen wir wieder hastig in Deckung. Als wir uns zum nächsten Sprint aufrafften erkannte ich in der Finsternis den schwachen Umriss einer filigranen Struktur, die sich einige Schritte vor uns hoch gegen den Himmel abzeichnete. Wir liefen durch die ersten Feuerschläge weiter, bis wir uns unter die Stahlkonstruktion flüchteten. Sie gab uns zwar keinen Schutz, aber dafür Gewissheit, endlich unseren ersten Wegmarker gefunden zu haben.

"Wie lange zum Teufel wollen die denn noch herumballern?" fauchte ich wütend, meinen Rücken fest gegen eine der Stahlprofilstützen des Hochspannungsmastes gedrückt.

Jürgen schien sich mit ähnlichen Gedanken herumzuschlagen, aber er antwortete mir nicht, sondern richtete seinen Blick nordwärts. Die Linie des Horizonts schien sich mir in dieser Richtung zu zerfasern, als ob eine gigantische Wolke zu Boden gesunken wäre. Die Einschläge waren jetzt überdeutlich zu spüren und der Lärm der Geschütze schien hinter dem dumpfen Wummern von sich in den Grund bohrenden Granaten leiser zu werden. Alles in mir sträubte sich, auch nur noch einen einzigen Schritt in diese Richtung zu gehen. Bestimmt würde Jürgen das doch genauso sehen wie ich?

Plötzlich ertönte über den Einschlaggeräuschen eine Explosion und die Wolke wurde in ihrem Inneren für einen kurzen Augenblick lang erhellt. Der flammende Punkt sank sofort wieder in sich zusammen und es legte sich ein rötlicher Schein an den Rand der Ebene. Irgend etwas war dort getroffen worden und brannte. Nach einigen Minuten glaubte ich sogar, eine schwärzliche Rauchfahne erkennen zu können, die sich gewunden nach oben vor den noch nicht ganz so dunkeln Nachthimmel schob.

Wenige Sekunden später endeten die Salven. Ich zählte die Sekunden der Stille mit bis ich erkannte, dass es sich hier wohl nicht um einen Ladevorgang, sondern eher um eine wirkliche Feuerpause handelte. Jürgens Blick war unablässig auf den rötlichen Schein nördlich vor uns gerichtet.

"Ob sie wohl das Umspannwerk getroffen haben?" murmelte er vor sich hin, ehe er wieder in Schweigen verfiel.

"Wäre das jetzt gut oder schlecht?" fragte ich ihn nach ein oder zwei Minuten der Stille.

"Sowohl als auch" schien Jürgen laut zu überlegen. "Wenn die Leitung der Trasse unter Spannung steht, dann war das für die südlich von uns stationierten Einheiten möglicherweise die einzige Energieversorgung. Die TUKs haben natürlich konventionelle Motoren, aber die Guardians, die Panther und die anderen Begleitfahrzeuge im Tross müssen alle ihre Batterien regelmäßig aufladen. Ohne Energie würden sie sonst am Ende noch irgendwann liegengeblieben. Andererseits..." er stockte.

"Ja?" fragte ich nach.

"Andererseits war nun einmal auch unser Depot an das Umspannwerk angeschlossen" fuhr Jürgen fort. "Vermutlich haben unsere Leute das Werk gehalten und sind deshalb angegriffen worden. Die Einrichtung hat taktische Bedeutung, für beide Seiten."

Er schien nun wieder für einige Minuten über die verschiedenen sich uns bietenden Möglichkeiten nachzudenken.

"Es bleibt ruhig" sagte er schließlich. "Sie haben das Feuer eingestellt. Vermutlich werden sie keinen weiteren Angriff starten solange sie keine weiteren Informationen über die Lage haben. Das Feuer behindert den Einsatz von Infrarotortung sicher stark. Sie werden vielleicht bis zum Tagesanbruch warten müssen..." Mit einer schnellen Bewegung schob er sich seinen Rucksack wieder auf die Schultern.

"Komm mit" sagte er dann. "Wir müssen sehen, was dort los ist."

Er machte ein paar Schritte, wandte sich dann aber zu mir um als er bemerkte, dass ich wie angewurzelt stehen geblieben war.

"Komm schon" sagte er noch einmal. "Wir müssen das überprüfen und außerdem läuft Feldmann irgendwo dort herum. Durch das Feuer haben wir jetzt einen prima Wegmarker vor uns. Wir halten uns ein Stück nordwestlich und kommen so auch aus der direkten Schusslinie heraus."

Meinte er das ernst? Was machte ihn so sicher, dass wir nicht direkt in einen Kugelhagel hinein marschieren würden? Andererseits war mir auch klar, dass wir nicht ewig hier herumsitzen und abwarten konnten. Zögernd setzte ich mich in Bewegung.

Wir marschierten jetzt langsam weiter und immer wieder horchte ich nach allen Geräuschen in der Umgebung, die in dieser jetzt unnatürlich wirkenden Stille mir um so durchdringender und lauter erschienen. Der rötliche Feuerschein am Horizont schien allmählich heller zu werden. Jürgen hielt eine ganze Zeit lang fast direkt auf das schwache Leuchten des Feuers zu, ehe er sich schließlich ein Stück nach Links wandte.

Wir mussten wohl ein paar Kilometer zurückgelegt haben als ich mit dem linken Fuß unvermittelt ins Leere trat, das Gleichgewicht verlor und kopfüber in eine Mulde taumelte. Der Boden war hier fast zwei Meter tief aufgerissen worden, die Erde fühlte sich ein wenig warm an. Ich zählte Eins und Eins zusammen und erkannte, dass ich gerade in einen der Granattrichter gefallen war. Jürgen streckte mir seine Hand entgegen um mir wieder nach oben zu helfen.

"Zu kurz" übte er fachmännisch Manöverkritik. "Schlechte Einstellung, das Ziel lag noch ein ganzes Stück entfernt."

Ich schnaubte aus und versuchte mir den Dreck von der im Nieselregen durchweichten Hose zu klopfen. Danach liefen wir noch langsamer und vorsichtiger. Schließlich wandten wir uns ein wenig mehr nach Westen, um einen Bogen zu schlagen. Dennoch stießen wir immer wieder auf Einschlagstellen. Der Lichtschein breitete sich durch die Nacht weiter aus und mit dem einsetzenden Wind drang nun schwacher Brandgeruch zu uns herüber.

"Ich glaube nicht dass wir näher an das Umspannwerk herangehen sollten" gab ich schließlich zu bedenken.

Jürgen blieb für einen kurzen Moment lang stehen.

"Vielleicht hast Du recht" sagte er zögernd. "Wir könnten dort nichts tun und ein frisch bombardierter und in Brand stehender Komplex bietet uns auch keine Deckung mehr." Er wandte sich seufzend ab. "Probieren wir lieber, uns zum Depot durchzuschlagen."

Ich warf im schwachen Lichtschein des Brandes einen raschen Blick auf den Kompass. "Wir müssen wieder mehr nach Norden."

Jürgen nickte und ging voran, aber noch bevor ich ihn einholen konnte stolperte er plötzlich. Er war in keinen Trichter gefallen, denn als ich bei ihm war stand er schon wieder auf, blieb aber mit starrer Haltung stehen und hielt seinen Blick auf den Boden gerichtet. Es dauerte einen Moment ehe ich im Halbdunkel des noch fernen Feuerscheins erkannte, was vor ihm auf dem Boden lag.

Es war ein Mensch. Zumindest ein Teil von ihm.

Im ersten Moment fühlte ich mich wieder in die Eingangshalle des Einkaufszentrums zurück versetzt, als ich den Haufen der am Rande der Rolltreppe liegenden Leichen gesehen hatte. Den Anblick dieser ganzen, geradezu hochpräzise erschossenen Menschen hatte ich mittlerweile überwunden. Doch dies hier war wesentlich schlimmer.

Der Kopf und der halbe Oberkörper des Toten fehlte, abgerissen von der Wucht einer in der Nähe explodierten Granate. Teile der zerfetzten Kleidung waren in dabei Brand geraten und anschließend vom Regen

wieder gelöscht worden. Der Torso hatte halb auf der Seite gelegen. Von den fehlenden Extremitäten war auf dem dunklen Boden keine Spur zu entdecken. Ich spürte, wie ein starker Brechreiz in mir aufstieg.

Langsam streckte Jürgen den Lauf seines Schnellfeuergewehrs vor und schob damit den rechten Arm des Leichnams nach oben. An der Hand hing etwas herab, baumelnd angebunden... eine mit einer weißen Kunststoffschlaufe befestigte, weitere Hand, aus deren abgerissenem Ende der fahle Rest des abgetrennten Unterarmknochens schimmerte.

Es dauerte einen Moment bis ich realisierte, wem dieser Arm, diese Hand, dieser Körper einmal gehört hatte.

Mit einer bedächtigen Drehbewegung ließ Jürgen den Arm vom Lauf seiner Waffe wieder zu Boden gleiten und richtete sich schweigend auf.

"Er hatte unrecht" sagte er schließlich knapp.

Ich konnte nicht mehr anders. Ich drehte mich zur Seite und erbrach mich. Halb stand ich, halb kniete ich, während sich mein Mageninhalt über den Boden verteilte. Jürgen stand regungslos neben mir, ohne ein Wort zu sagen.

Als ich mich schließlich erholt hatte half er mir aufzustehen und reichte mir das fallengelassene Sturmgewehr. Dabei schob er sich unauffällig zwischen mich und die Leiche, um mir keine weitere Gelegenheit für einen weiteren Blick auf Feldmanns entstellten Körper zu geben. Es nützte nicht viel, denn mein Kopf wusste, wo die verstümmelte Leiche lag. Meine beiden Beine fühlten sich wie Wackelpudding an.

"Komm" sagte Jürgen leise. "Es wird Zeit dass wir hier wegkommen. Wir gehen jetzt am besten direkt nach Westen und orientieren uns dann am Lichtschein. In ein paar Stunden wird es hell, bis dahin müssen wir möglichst viel Abstand gewonnen haben ehe die Patrouillen auftauchen."

Ich nickte nur. Halb stützte er mich, halb zog er mich mit sich, weg von diesem Platz zwischen den Einschlagtrichtern.

Den Grund, warum wir diese Fahrt unternommen hatten, gab es nun nicht mehr. Es war eigentlich von Anfang an alles umsonst gewesen. Wir hätten Feldmann genauso gut in der Kapelle eingesperrt lassen können, dann hätten wir uns all diese Strapazen erspart.

Aber noch während mir diese Überlegungen durch den Kopf gingen spürte ich, wie falsch sie waren. Es ging bei all dem hier um mehr als nur um die Überlegung nach der rational vernünftigsten Entscheidung. Es ging um Gerechtigkeit, darum das Richtige zu tun. Ihn bis in alle Ewigkeit einzusperrern war etwas, das jemand wie Leutnant Feldmann getan hätte... oder er hätte den Betreffenden kurzerhand erschossen.

Ihn jedoch vor Gericht zu bringen, um ein Urteil über ihn fällen zu lassen, war mühseliger - und doch der einzige Weg, tatsächlich so etwas wie Gerechtigkeit zu üben... und damit Sinn in die Sinnlosigkeit dieser Welt zu bringen.

Ich war stark genug gewesen, nicht so zu sein wie der Leutnant. So wie Jürgen es mir vorausgesagt hatte. Meine Schuld war beglichen. Der Weg war zu Ende.

Jetzt wollte ich nur noch eines: Jürgen zu seiner Einheit bringen, mir etwas Verpflegung zu erbitten und mich zurück auf den Weg nach Süden zu machen.

Zurück nach Hause.

Kapitel 31

Wir liefen querab, ungefähr in Richtung Westen, weg von dem rötlichen Feuerschein hinter uns. Um uns herum blieb die Nacht ruhig, es wurden keine weiteren Geschosse abgefeuert. Jürgen zog mich einfach weiter hinter sich her, langsam aber stetig fort von den Einschlagtrichtern und den zerfetzten Überresten des Mannes, der einmal Leutnant Feldmann gewesen war. Der Nieselregen ließ langsam nach und in der kalten Nachtluft blieben feuchte Nebelschwaden zurück. Meine Kleidung war vollgesogen und durchnässt, dennoch spürte ich kaum die Kälte an meinem Körper. Ich hielt meine Augen so weit offen wie ich nur konnte, denn ich fürchtete dass sich mir, sobald sich meine Lieder schlossen, wieder das Bild des verstümmelten Leichnams zeigen würde. Die Zeit dehnte und raffte sich gleichzeitig, während wir stumm nebeneinander her gingen.

Irgendwann blieb Jürgen stehen und wandte sich zurück nach Osten um. Unter dem grau bedeckten Himmel schob sich ein schmaler, heller Streifen über die Stoppeln des Horizonts. Der Morgen brach an. Der Lichtschein des Feuers verblasste in seinem Glanz und stattdessen markierte nun eine dunkle, wabernd aufsteigende Wolke den Ort des in Brand geschossenen Umspannwerkes.

"Wir brauchen Deinen Kompass" hörte ich seine leise Stimme neben mir. Automatisch griff ich in meine Jackentasche und zog ihn hervor. Es raschelte als Jürgen aus seinem Rucksack die Karte hervor kramte, um im fahlen Licht des herannahenden Tages einen Blick darauf zu werfen. Dann ließ er seinen Blick über die Umgebung schweifen.

"Wir müssen schnell nach Norden" sagte er dann und deutete mit der Hand in Richtung einiger in der Ferne vor uns aufragender Laubbäume. "Wenn es hell wird dürfte dort drüben vermutlich der Teufel los sein, bis dahin brauchen wir eine sichere Deckung. Schaffst Du es noch bis zu dem Wäldchen da vorne?"

Ich nickte und schluckte einen Rest Übelkeit herunter, doch dieser widerliche Geschmack des Erbrochenen blieb an meine Gaumen haften. Ein Ziel - ja, mit einem Ziel vor Augen ließen sich die Erinnerungen der Dunkelheit aus der vergangenen Nacht vielleicht wieder zurückdrängen.

"Sicher" gab ich zur Antwort und spuckte zur Seite aus. "Los, beeilen wir uns lieber."

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren schob Jürgen die Karte wieder in die Seitentasche seines Marschgepäcks zurück. Er lief bereits los, noch während ich den Kompass wieder in der feuchten Jacke verstaute.

Wir verdoppelten unser Tempo, den Blick nun fest auf die sich langsam nähernde Baumgruppe gerichtet. Hin und wieder zog der Brandgeruch des entfernten Feuers mit dem Wind zu uns herüber. Die Sonne hatte sich bereits ein Stück über den Horizont geschoben als wir endlich die Bäume erreichten, zehn oder zwölf Kastanien, die um eine kleine Andachtsstätte am Rand eines Feldweges gepflanzt worden waren. An ihren dürren Ästen zeigten sich die ersten Sprosse der Frühjahrsblüten, umgeben von dem hellen grün kleiner frischer Blätter.

Wir betraten den überdachten Andachtsraum. Hinter einem verrosteten Gitter konnten wir die vergilbte Marienfigur erkennen. Die Grundfläche maß höchstens zwei Quadratmeter, aber wir waren dankbar für den Sichtschutz, den uns dieser Platz gegen den nun stetig heller werdenden Himmel bot. Erschöpft ließen wir uns, mit dem Rücken zu den beiden Seitenwänden, auf dem kalten Steinboden nieder. Jürgen warf einen kurzen Blick hinaus und begann dann, Jacke und Hose auszuziehen. Ich befühlte meine eigene Kleidung und war erstaunt darüber, wie viel Nässe sich in dem Stoff über die Nacht hinweg durch Regen und Nebel hinein gesogen hatte. Wortlos legte Jürgen seine Kleidung draußen auf die Überreste einer steinernen Sitzbank und wickelte sich dann in seine Decke ein. Ich folgte seinem Beispiel und begann sofort in der kühlen Morgenluft heftig zu zittern. Die Wolken schienen etwas aufzureißen - gut möglich dass wir in den kommenden Stunden ein wenig Sonne bekommen würden, die unsere Kleider trocknen könnte. Jetzt aber - nackt, nass und zu Tode erschöpft - war es furchtbar kalt.

Die Decke erwärmte sich um meinen Körper - ein angenehmes Gefühl, welches meinen Hunger entfachte. Ich versuchte den Gedanken an Essen zu verdrängen - wir hatten keine Nahrungsmittel mehr in unseren Rucksäcken. Stattdessen zog ich die beiden, gestern mit Regenwasser gefüllten Flaschen hervor und reichte Jürgen eine davon. Er dankte mir mit einem knappen Nicken und nahm einen winzigen Schluck, um sich einen kleinen Rest aufheben zu können. Ich schüttelte meine Flasche kurz und schätzte, dass sie vielleicht zu einem knappen Viertel gefüllt war. Dennoch gönnte ich mir einen Mund voll, um den noch immer noch anhaftenden Geschmack des Erbrochenen ausspülen zu können. Es kostete mich Überwindung, diese breiige Konsistenz hinunterzuwürgen, aber ich konnte mir es nicht leisten die Brühe einfach auszuspucken. Selbst dieses Wasser war nun zu kostbar geworden, um es einfach zu

verschwenden. Ich lehnte mich zurück aber ich wagte es immer noch nicht, meine Augen zu schließen. Die Bilder der zurückliegenden Nacht trieben mich immer noch um.

"Wie kannst Du das aushalten?" fragte ich schließlich Jürgen, mehr um mich abzulenken als um eine Antwort zu bekommen.

Er öffnete langsam seine geschlossenen Augen und sah mich an.

"Was genau meinst Du?"

"Die Bomben. Den Tod. Den..." ich musste nochmals schlucken, ehe ich fortfahren konnte, "die verstümmelte Leiche. Ich kann an fast nichts anderes mehr denken. Wie kannst Du damit nur umgehen? Macht Dir das alles nichts aus?"

Er schob seinen in die Decke eingewickelten Rücken die Wand entlang ein Stück nach oben. Eine Zeit lang starrte er nur vor sich hin.

"Doch, sicher" antwortete er dann leise. "Du fühlst immer etwas, wenn Du einen Kameraden verlierst oder jemanden sterben siehst. Du wärst sonst kein Mensch. Selbst Feldmann... egal wie hart er sich nach außen gegeben hat, er muss etwas gefühlt haben. Vielleicht hat er selbst zu viel davon gesehen und ist daran zerbrochen und verrückt geworden..."

In Kashmir ist ein Soldat aus meinem Trupp, vielleicht fünfzig Meter von mir entfernt, direkt von einer Sprenggranate getroffen worden... ich hätte das nicht überlebt, wenn nicht zwischen uns beiden eine Bodenbatterie gestanden hätte. Er verschwand in einem roten Sprühnebel. Wir... wir haben später praktisch nichts mehr von ihm finden können.

Ich habe damals gedacht, dass ich wahnsinnig werden würde. Ich wusste nicht mehr was ich tun sollte vor Angst, Panik, Entsetzen... ich war echt kurz davor durchzudrehen, mein Gewehr wegzwerfen und loszulaufen, damit jemand mich erschießt und ich das alles nicht mehr miterleben muss. Aber... dann bekommst Du Dich irgendwie wieder in den Griff. Das ist der Überlebenswille in Dir, der wieder die Oberhand zurückgewinnt und Dir sagt, dass Du noch am Leben bist und es auch bleiben willst. Und dann duckst Du Dich zurück in die Deckung und kämpfst weiter..."

Jürgen unterbrach sich wieder für einige Minuten.

"Wenn so etwas passiert, kannst Du es nicht mehr verhindern" erklärte er schließlich leise. Ich hörte wie seine Stimme zitterte. "Du kannst nur weitermachen, musst Dich auf das wesentliche konzentrieren. Auf das, was jetzt in genau diesem Moment wichtig ist. Das ist in Srinagar genau so gewesen wie jetzt hier."

Wir schwiegen nun beide. Neben uns auf dem Feldweg landeten zwei kleine braune Vögel auf dem im aufgehenden Sonnenlicht langsam

abtrocknenden Kiesboden um, keine zwei Meter von uns entfernt, aus einer kleinen Regenpfütze zu trinken. Jedes Mal, wenn sie ihre Köpfe hoben, blickten sie uns kurz aus ihren winzigen, tiefbraunen Knopfaugen an, ehe sie einen weiteren Schluck nahmen. Schließlich erhoben sie sich mit hellen Rufen in die Luft und verschwanden aus meinem Blickfeld. Ihr Zwitschern war das einzige Geräusch, das zu hören war.

"Sobald unsere Sachen trocken sind, müssen wir weiter." Jürgens leise Worte rissen mich aus meinen Gedanken heraus.

"Bei Tag?" gab ich erschreckt zurück.

Er nickte ernst mit müdem Gesichtsausdruck.

"Schau Dir unsere Versorgungslage an. Keine Nahrungsmittel, und das Wasser in unseren Flaschen reicht bei sparsamstem Umgang für heute aus. Wir sind erledigt, wenn wir das Depot nicht erreichen."

"Nun mal langsam" versuchte ich seine pessimistische Analyse etwas zu revidieren. "Es gibt hier irgendwo sicher einen Bach. Klar, wir können das Wasser nicht filtrieren oder sterilisieren, aber davon zu trinken wird uns nicht sofort umbringen, oder? Und auch ohne Nahrungsmittel halten wir sicher noch ein paar Tage aus, selbst wenn es unbequem wird. Wir müssen jetzt nichts überstürzt riskieren."

"Es geht noch um mehr als das" gab mir Jürgen mit resignierter Mine zur Antwort. "Wenn wir heute nicht dort ankommen könnte es passieren, dass wir das Depot überhaupt nicht mehr erreichen können. Sie haben bereits das Umspannwerk zerstört, und das haben sie bestimmt nicht grundlos getan. Selbst wenn sie sich damit selbst, vielleicht auch nur unabsichtlich, von der Stromversorgung abgeschnitten haben - ein Ziel wird stets aufgrund der Missionsparameter ausgewählt, also nach dem Bedrohungspotential. Das kann nur bedeuten, dass das Umspannwerk von uns gehalten worden ist. Nach Abschluss der Nahaufklärung folgt eine Fernaufklärung und die Auswahl des nächsten Ziels. Sie werden also über kurz oder lang das Depot selbst orten und attackieren. Wir müssen dorthin und uns versorgen, ehe sie mit der Bombardierung beginnen."

Ich starrte ihn fassungslos an.

"Sie werden das Depot angreifen? Wie sollen wir es dann überhaupt noch dorthin schaffen? Und wie sollen wir, wenn es uns gelingen sollte, danach wieder lebend von dort weg kommen?"

Jürgen zuckte müde die Achseln.

"Keine Ahnung" sagte er. "Wir werden es versuchen müssen. Hier gibt es keinen anderen Versorgungspunkt mehr. Unsere Truppe wird das mit Sicherheit ebenso wissen. Es könnte theoretisch sein, dass sie eben in

diesem Moment den Stützpunkt vorsorglich räumen, um dadurch einem bevorstehenden Angriff zu entgehen. Je länger wir warten, desto größer ist also auch die Gefahr nicht nur von Robotern unter Beschuss genommen zu werden, sondern schlicht vor verschlossenen Türen zu stehen."

Ich ließ den Kopf hängen. Was das nicht wunderbar? Jetzt hatte ich wirklich ein Ziel, um mich von den Bildern in meinem Kopf ablenken zu können. Und was für eines: den Marsch durch ein dicht überwachtes Gebiet am helllichten Tag um zu unserem einzigen Versorgungspunkt in Reichweite gelangen zu können, mit besten Aussichten dort oder bereits auf dem Weg dorthin erschossen zu werden! Ich hätte heulen können!

Ich tat es nicht. Vielleicht weil ich innerlich zu ausgebrannt war um in Verzweiflung versinken zu können? Wie hatte Jürgen mir geraten - sich immer nur auf den nächstliegenden Schritt konzentrieren...

Also gut - wie könnten wir es bis zum Depot schaffen?

"Gib mir die Karte" bat ich ihn. Jürgen griff in die Seitentasche seines Rucksacks, zog den Lageplan hervor und warf ihn mir zu. Meine Finger fühlten sich immer noch etwas klamm an als ich das Papier vorsichtig auseinander faltete und vor mir auf dem Boden ausbreitete. Wir waren in der Nacht nach Westen gelaufen - aber wie lang? Wie weit waren wir gekommen? Ich suchte mit dem Finger nach der Linie der Stromtrasse, die wir erreicht hatten. Von dort aus waren wir noch ein gutes Stück weiter nach Norden gegangen... Jürgen hatte die Entfernung der ersten Einschlagtrichter auf vielleicht zwei Kilometer vor dem Umspannwerk geschätzt...

Mein Finger wanderte langsam über den Kartenbereich. Die Karte war genau, wenn auch natürlich nicht annähernd so präzise wie die digitalen Pläne, die ich von früher gewohnt war. Die Baumgruppe mit der kleinen Andachtsstätte war sicherlich nicht verzeichnet. Obwohl...

Meine Augen entdeckten eine schmale Linie, an deren Rand an einer Stelle ein winziges Kreuz eingetragen war. Die Entfernungen könnten zueinander passen. Vielleicht war dies ungefähr der Punkt, an dem wir uns gegenwärtig befanden. In diesem Fall wäre das Depot aber noch ein gutes Stück in nordöstlicher Richtung von uns entfernt.

Ich wagte einen kurzen, schnellen Blick unter dem Mauerbogen unseres Unterschlupfs nach draußen. Das Umspannwerk lag zu weit östlich von uns, ich konnte nicht einmal die Rauchsäule sehen. Der Untergrund zog sich in flachen Hügeln vor uns nach Norden. Ich lehnte mich wieder an die Wand der Andachtsstätte.

"Wie ist das Depot angelegt?" fragte ich Jürgen, ohne dabei von der Karte aufzusehen.

"Ein flacher quadratischer Bau, als Wassermessstelle getarnt" hörte ich ihn antworten. "Er ist nicht auf der Karte verzeichnet."

Ich warf wieder einen Blick nach Norden. Vermutlich befand sich der Zugang zum Depot hinter irgendeiner dieser Hügelgruppen verborgen. Sorgfältig faltete ich den Plan wieder zusammen und gab ihn Jürgen zurück.

"Die Sonne ist noch schwach" sagte ich. "Es wird sicher dauern, bis die Sachen getrocknet sind."

Jürgen nickte. "Wir sollten uns jetzt noch ein wenig ausruhen" meinte er. "Vielleicht können wir uns gegen Mittag auf den Weg machen. Bis dahin können wir immerhin ein wenig Schlaf nachholen."

Ja, das klang vernünftig. Jetzt gab es keinen Gefangenen mehr, den es zu bewachen galt. Allerdings bezweifelte ich, dass ich wirklich Schlaf finden könnte. Der Anblick des zerrissenen Torsos des Offiziers begann sich bereits wieder in meine Gedanken zu drängen.

Schlaf konnte man das wirklich nicht nennen, eher eine unruhige Phase kurzer Momente, die wieder und wieder von ineinander übergehenden Bildern der vergangenen Stunden unterbrochen wurden. Ich hatte keine Uhr, glaubte dennoch maximal zehn Minuten am Stück geschlafen zu haben, ehe mich die Erinnerungen an die vorangegangene Nacht wieder herausgerissen hatten. Hinzu kam dass wir, als die Sonne bereits fast ihren Zenit erreicht hatte, erneute Detonationen hörten. Auf dem Boden der Andachtsstätte konnten wir keine Erschütterungen spüren und Jürgen bezweifelte, dass es sich hierbei um einen erneuten Beschuss gehandelt haben könnte.

"Vielleicht sind das nur Speicherzellen im Umspannwerk" meinte er, als er sich müde aus seiner Decke schälte und Blut in seine Arme und Beine massierte. "Wenn die in Brand geraten oder erhitzen, können sie schnell explodieren."

Während er nach einem schnellen Rundum-Blick seine Sachen prüfte blieb ich sitzen und lauschte nach weiteren Geräuschen. Ein oder zwei weitere Detonationen erklangen in unregelmäßigen Abständen, dann war nichts mehr zu vernehmen. Schließlich wagte auch ich mich kurz nach draußen und holte meine mittlerweile sich nur noch leicht feucht anfühlenden Kleidungsstücke, um mich wieder anzuziehen.

"Beeil Dich" spornte mich Jürgen an. "Und mach Dich auf alles gefasst bis wir am Depot angekommen sind. Wenn wir entdeckt werden, geh

sofort in Deckung und versuch gezielt zu schießen. Kümmere Dich nicht um mich, hörst Du? Nicht, bevor jede Gefahr vorüber ist!"

Ich nickte beklommen, warf mir meinen Rucksack auf den Rücken und lud das Sturmgewehr durch. Mir fiel siedend heiß ein dass ich, von dem Unfall mit dem Gefreiten Wernherr abgesehen, noch kein einziges Mal wirklich mit diesem Ding geschossen hatte. Bis jetzt waren wir, egal was passierte, immer unentdeckt davongekommen.

Jürgen trat unter den Bogen und warf nochmals einen prüfenden Blick nach allen Seiten. Auch ich spähte um die Mauerwand entlang nach Osten, ehe ich ins hinaus ins Freie wagte. Die schwarze Rauchfahne stieg mittlerweile nur noch als ein dünner Faden zum Himmel empor. Offenbar brannte das Feuer im Umspannwerk jetzt schwächer und schien langsam zu erlöschen.

"Wir müssen nach Nord-Osten" sagte ich und deutete mit der Hand ungefähr in die Richtung in welcher ich Jürgens Stützpunkt vermutete. Er nickte stumm und wies mich mit einer Handbewegung an, ihm zu folgen.

Vor uns lagen weite Wiesen auf einem hügeligen Gelände, nur hin und wieder durch niedrige Hecken entlang von überwucherten Fahrstreifen oder einzelnen Baumgruppen unterbrochen. Wir hatten keine wirkliche Deckung. Das Gras war zwar bereits hoch gewachsen, würde uns aber nur auf weite Entfernung einen geringfügigen Sichtschutz bieten. Aus der Luft oder aus nächster Nähe gab es keinerlei Versteck für uns.

Ich schluckte und folgte Jürgen mit wild schlagendem Herzen, als er bereits in geduckter Haltung einige Schritte vorausgegangen war. Wir hielten uns wie bei der Nachtwanderung vor einigen Tagen immer nah am Boden, auch wenn wir uns nun zielstrebig und in annähernd direkter Linie fortbewegten. Immer wieder warf ich beunruhigte Blicke in alle vier Himmelsrichtungen, immer wieder wandte ich mich kurz zu der nach wie vor erkennbaren, schwarzen Rauchfahne im Osten um. Ich wusste nicht ob ich es mir einbildete, aber hin und wieder glaubte ich in ihrer Nähe kleine schwarze Punkte am Himmel erkennen zu können - womöglich kreisten dort bereits die Aufklärer über den näheren Umgebung. Wie lange es wohl dauern mochte bis das Gebiet aus Sicht der Roboter als gesichert galt? Bis die "Guardians" ausgeschickt werden mochten, um auch die weiter abseits gelegenen Bereiche zu erkunden?

Verdammt! Wie lange würde es dauern, bis sie uns hier entdeckten?

Sicherlich hatte auch Jürgen die schwebenden Punkte am Himmel gesehen, dennoch schien er sich nicht besonders um sie zu kümmern. Die Mütze tief in die Stirn gezogen schritt er immer weiter voran.

Es wurde warm und mein Mund fühlte sich trocken an. Die bereits fast leere Wasserflasche hatte ich seitlich an meinem Rucksack befestigt und immer öfter musste ich mich beherrschen um nicht nach hinten zu greifen und sie in einem Zug zu leeren. Irgendwann jedoch gab ich dem Drang, einen kleinen Schluck zu trinken, schließlich nach. Das Wasser in der Flasche schmeckte lauwarm, schrecklich brackig und brachte mir nur kurzzeitig ein wenig Linderung. Ich seufzte und wünschte mir, der Versuchung widerstanden zu haben, aber jetzt war es zu spät. Den nächsten Schluck würde ich wohl erst zu mir nehmen können, wenn wir an unserem Ziel angekommen waren.

Das Wandern in gebückter Haltung wurde zunehmend unerträglicher. Als wir des Nachts, Wildtiere imitierend, das Feld überquert hatten bot sich wenigstens hin und wieder die Gelegenheit für eine kurze Rast, doch das konnten wir uns nun nicht mehr erlauben. Ich ging mit meinem schmerzenden Rücken weiter durch die zugewachsenen Felder und Wiesen. Der Gürtel mit an daran befestigten Magazinen drückte hart in meinen Bauch. Es mussten bestimmt zwei Stunden vergangen sein, ehe wir schließlich eine kurze Pause im Schatten einiger hoch gewachsener Hecken einlegten. Ich sah wie auch Jürgen den letzten Schluck aus seiner Wasserflasche nahm. Allein bei diesem Anblick fühlte sich mein Mund an, als wäre kein einziger Rest Spucke mehr darin verblieben. Es ging es ihm wohl nicht viel besser denn er nickte mir, kaum dass er die Flasche wieder verstaute hatte, mit bitterer Miene zu und stemmte sich schon wieder auf seine Füße.

Wir änderten die Richtung und gingen ein wenig mehr nach Osten. Das Gelände wurde nun wieder etwas abschüssiger und als wir im Tiefpunkt einer Kuhle schließlich auf einen winzigen Bachverlauf stießen, konnte ich einen Freudenschrei kaum unterdrücken. Das Wasser darin war trüb und schlammig, dennoch füllte ich sofort meine Flasche und schöpfte danach einige Handvoll direkt in meinen Mund. Es schmeckte nach Erde und Algen, doch verglichen mit dem ekligen Geschmack getrockneten Speichels war dies ein Preis, den ich ohne zu zögern zu bezahlen bereit war. Auch Jürgen ließ seine Flasche im trüben Bachwasser volllaufen.

"Wir müssten jetzt schon ganz in der Nähe sein" flüsterte er, neben mir ins Gras geduckt, und beobachtete sorgsam den östlichen Himmelsrand.

"Was, wenn wir die Richtung verfehlt haben?" fragte ich ebenso leise zurück.

Jürgen schüttelte den Kopf. "Wir müssten so oder so auf diesen Weg stoßen, er führt an dem Depot vorbei und noch ein paar Kilometer weiter nach Westen. Wir können ihn nicht verfehlen."

"Sag mal" ging es mir plötzlich durch den Kopf, "wie habt Ihr eigentlich das Depot gesichert? Habt Ihr ebenfalls Patrouillen im Umkreis laufen? Besteht die Gefahr, dass wir auf einmal von einem Deiner Kameraden beschossen werden könnten?"

"Also, ich gehe mal davon aus dass sie einen Menschen ebenso von einem Roboter unterscheiden können wie Du" erwiderte Jürgen mit einer etwas säuerlichen Miene. Offenbar nahm er es mir übel, so flapsig über seine Kameraden geredet zu haben. "Mach Dir lieber Gedanken über die Guardians" fuhr er fort und ließ den Blick erneut über den immer noch leicht bewölkten Himmel wandern. "Das Depot liegt relativ nah am Umspannwerk und damit sicherlich in der erweiterten Aufklärungszone, die sie immer noch abfliegen werden. Ich wundere mich ehrlich gesagt ein wenig, dass wir bislang noch keinen von ihnen hier gesehen haben."

"Danke" gab ich trocken zurück. "Ich bin verdammt froh darüber. Von mir aus können sie solange wie Schmeißfliegen um das Umspannwerk kreisen, bis ihnen der Saft ausgeht."

Jürgen verzog widerwillig das Gesicht.

"Das werden sie wohl kaum tun" sagte er. "Aber Du hast Recht, ihre Batterien werden nicht ewig durchhalten und wenn das Umspannwerk stark beschädigt ist müssen sie einen anderen Stützpunkt zum Aufladen finden. Das könnte vielleicht auch der Grund sein, dass wir bis hier so gut vorangekommen sind - möglicherweise können sie deshalb nicht so lange suchen, weil sie einen größeren Teil ihrer Flugzeit benötigen, um wieder zu einem anderen Ladepunkt zu kommen."

"Wie laden sich die Guardians eigentlich wieder auf?" wollte ich von ihm wissen.

"Sie haben verschiedene Möglichkeiten" erklärte Jürgen geduldig. "Auf den Stützpunkten stehen geladene Batteriepacks bereit, die in kurzer Zeit ausgetauscht werden können. Im Feld gibt es SPBs - Roboter, die in der Nähe von Stromquellen stationiert werden um, entweder die Packs zu laden und vorzuhalten oder über spezielle Ladkontakte die an den Guardians montierten Batterien direkt aufzufrischen. Das ist, denke ich, momentan die wahrscheinlichste Methode. Nachdem sie jetzt aber das Umspannwerk zerstört haben müssen sie die SPBs vermutlich weiter nördlich an irgend einem anderen Anschlusspunkt positionieren."

Er nahm einen weiteren, schnellen Schluck Wasser aus seiner Hand, ehe er mich wieder auf die Beine zog.

"Genug geredet, wir müssen weiter."

"Wie weit ist es noch, was glaubst Du?" fragte ich ihn.

Jürgen zuckte unschlüssig mit den Schultern.

"Wir müssten bald auf den Feldweg stoßen" meinte er nachdenklich. "Nachdem wir so weit nach Westen gegangen sind, werden wir ihm nach Osten folgen müssen."

Dann legte er die Finger auf die Lippen und bedeutete mir, wieder zu schweigen. Das Schnellfeuergewehr schussbereit in den Händen setzte er tief gebückt seinen Weg durch das zugewucherte Feld fort. Ich folgte ihm und verfluchte dabei halblaut meine schmerzhaft protestierende Rückenmuskulatur.

Es dauerte sicherlich mindestens eine Stunde, bevor wir endlich auf die Überreste einer aufgerissenen, einspurigen Straße stießen. Der Asphalt war mit Ausbruchstellen und Rissen übersät, aus denen sich die grünen Stängel verschiedenster Pflanzen ihren Weg an die Oberfläche bahnten. Auf beiden Seiten der Straße war ein etwa vierzig Zentimeter tiefer Abflussgraben angelegt, dessen Boden noch von den Regenfällen der vergangenen Nacht matschig glänzte. Jürgen atmete kurz erleichtert auf, konzentrierte sich dann aber sofort wieder auf die Beobachtung der näheren Umgebung.

"So, wir haben es fast geschafft" flüsterte er mir zu. "Wir gehen jetzt die Straße entlang nach Osten. Rechts von uns kommt dann ein niedriges Gebäude mit einer Einzäunung. Vermutlich werden wir schon vorher von einigen Soldaten angehalten."

"Was werden wir dann tun?" wollte ich von ihm wissen.

"Was Dich betrifft, gehorche sofort ihren Befehlen" schärfte mir Jürgen ein. "Das Du als Zivilist eine Kriegswaffe führst werden sie mit Sicherheit verdächtig finden. Überlass mir das Reden und antworte sofort, wenn sie Dich etwas Fragen, verstanden?"

"Jawohl, Herr Fähnrich!" gab ich scherzhaft zurück.

Jürgen grinste mich kurz an und kletterte dann in den Abflussgraben neben dem Straßenrand hinunter. Im Gänsemarsch folgten wir ihrem Verlauf.

Ich konnte unser Glück kaum fassen dass wir es, nach all den ganzen Strapazen und Gefahren, in wenigen Momenten doch noch an unser Ziel geschafft haben würden. Wo immer die "Guardians" gerade herumflogen oder sich die "Panther" über das Gelände schoben - anscheinend schien keiner von ihnen damit zu rechnen, dass sich jemand von Westen her dem Depot nähern würde.

Natürlich nicht! fiel mir ein. *Das Depot war nicht im Kartenmaterial verzeichnet. Ohne Datensätze existiert etwas für einen Computer schlichtweg nicht!*

Aber sofort meldeten sich Bedenken in mir.

Die Soldaten wussten schließlich doch auch von Depot. Nur weil es nicht in Karten verzeichnet war, musste es innerhalb des Militärs dennoch Aufzeichnungen über den Standort geben. Wie sonst sollte es möglich sein, dieses Depot anzudienen oder zu verwalten?

Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf. Was sollten diese theoretischen Gedankenspiele? Jürgen hatte vollkommen Recht: konzentriere Dich auf die nächstliegende Aufgabe! Über strategischen Spielereien konnte ich mir den Kopf zerbrechen wenn wir uns in Sicherheit im Schutz des Depots befinden würden - unter einer dicken Stahlbetondecke, vielleicht sogar mit einer Mahlzeit im Magen.

Die Straße schlängelte sich zwischen den überwucherten Feldern an ihren Rändern hin. Der Wind hatte wieder aufgefrischt, die Wolkenfetzen schoben sich nun nebeneinander über den Himmel und der Brandgeruch war deutlicher zu vernehmen. Jetzt konnte es sich nur noch um wenige Minuten handeln, bis wir den Eingang zum Depot erreicht hatten. Ich merkte wie auch Jürgen seine Schritte beschleunigt hatte, um endlich unser Ziel zu erreichen. Wir bogen um eine sanfte Rechtskurve, als er plötzlich wie angewurzelt vor mir stehen blieb - so abrupt, dass ich fast in ihn hineingerannt wäre.

"Sind wir da?" wisperte ich hinter seinem Rücken.

Jürgen gab keine Antwort. Wie zur Salzsäule erstarrt stand er vor mir, ohne auch nur die geringste Reaktion zu zeigen. In mir schrillten mit einem Mal alle Alarmglocken. Da war irgend etwas los, aber was? Ein Wachposten? Aber würde Jürgen bei einer unmittelbaren Gefahr nicht sofort eine Deckung gesucht haben?

Unschlüssig was ich tun sollte wartete ich noch einen Moment ab. Schließlich schob ich meinen Kopf links an seiner Schulter vorbei, um die Straße entlang spähen zu können.

Vor uns lag eine langgestreckte Biegung nach links. Am rechten Rand standen immer noch vor sich hin schwelenden Überreste eines kleinen Bauwerks, welches rückwärtig in das ansteigende Gelände einer kleinen Böschung hineingebaut worden war. Das umgebende Grundstück war einmal mit einem hohen Maschenzaun umgeben gewesen, der nun in verglühten Fetzen über die Umgebung verstreut lag. Die Wände und das Dach des Gebäudes waren zu einem Großteil eingestürzt und was davon noch stand, war mit einer dicken Schicht Russ bedeckt. Einzelne Bruchstücke sowie die Reste einer schweren Stahltür lagen davor auf der Straße herum. In ihrem rissigen Asphaltbelag zeigten sich neben einigen Einschlagkratern die Abdrücke schwerer Kettenfahrwerke.

Der verbrannte Gestank wehte uns intensiv entgegen und ging von dem zerstörten Gebäude aus - ich hatte geglaubt der Wind würde uns den Brandgeruch des Umspannwerkes entgegentragen. Es lag auch noch ein weiterer Geruch in der Luft, der mir unbekannt blieb. Schräg hinter einer noch stehenden Seitenwand waren verkohlte Überreste zu erkennen die ich instinktiv zuordnen konnte, mir jedoch unter keinen Umständen näher ansehen wollte. Ich richtete statt dessen meinen Blick auf den immer noch starr neben mir stehenden Fähnrich.

Jürgens Gesicht war nicht wiederzuerkennen, es war von Furchen und Falten der Verzweiflung überzogen. Seine Schultern bebten und aus den Augen liefen zu beiden Seiten Tränen in Strömen über die schmutzigen Wangenknochen. Wie unter Schock stehend und immer noch auf das zerstörte Depot blickend, weinte er stumm vor sich hin.

Kapitel 32

So weit waren wir gegangen, so weit waren wir gekommen. So viele Hoffnungen hatten wir, nach all den Strapazen, in unser Ziel gesetzt. Nun standen wir vor seinen Trümmern.

Wie in Zeitlupe sah ich Jürgen neben mir auf seine Knie sinken. Dann schlug er seine Hände vor das Gesicht. Tränen rannen zwischen seinen Fingern hervor.

"Nein!" schrie er plötzlich laut aus. Ich fuhr erschrocken zusammen, instinktiv schoss meine Hand vor und legte sich auf seinen Mund. Wie wild begann er daraufhin, mit den Armen um sich und nach mir zu schlagen, im Versuch, meine Hand von seinem Gesicht zu reißen. Ich klammerte mich an ihn und riss ihn zu Boden, umschlang ihn mit Armen und Beinen und versuchte, ihn mit aller Kraft festzuhalten. Es war ein nahezu lautloser Kampf. Ich fürchtete schon, dass er mich abschütteln und zu seiner Waffe greifen könnte, denn er schien nicht mehr bei Sinnen zu sein. Zum Glück lag das Gewehr unter ihm auf den Boden des Abflussgrabens gedrückt.

Als ich kurz davor war, meine Kräfte zu verlieren, fiel sein Widerstand in sich zusammen. Das Gesicht in den sandigen Matsch gedrückt hörte ich ihn schließlich nur noch stoßweise schluchzen. Nach ein oder zwei Minuten lockerte ich meinen Griff und rappelte mich auf. Jürgen blieb weinend auf dem Boden liegen.

Nervös wanderte mein Blick über die Straße. Hier waren sie also auch schon gewesen. Der Stützpunkt war vernichtet. Sicherlich konnten wir hier mit keinen Überlebenden rechnen, schon gar nicht mit Schutz oder Unterstützung. Wenn hier jemand diesen Angriff überstanden hatte, war er geflohen.

Langsam ergaben die Puzzlestücke der vergangenen Tage ein Bild in meinem Kopf. Der erste Beschuss, den wir vor zwei Tagen vernommen hatten - er hatte nicht dem Funkturm gegolten. Vermutlich war es das erste Bombardement auf dieses Depot gewesen. Die noch verbliebenen Soldaten waren danach von "Guardians" und "Panthern" beschossen worden und hatten sich dann sicher zum Umspannwerk zurückgezogen. Deswegen war es gestern ebenfalls bombardiert worden. Die Roboter hatten die Soldaten Stück um Stück vor sich hergetrieben... ich wollte mir nicht vorstellen wie es jetzt in diesem Augenblick ein paar Kilometer östlich von uns aussehen mochte. "Guardians" und "Panther" würden

vermutlich das Umspannwerk bereits vollständig umzingelt haben... und auf alles schießen, was sich noch bewegte.

Ich legte vorsichtig meine Hand auf Jürgens Schulter. Immer noch lag er, mit dem Gesicht nach unten, in dem Abflussgraben und weinte völlig verzweifelt. Auf meine Berührung reagierte er überhaupt nicht.

Wir mussten hier weg. Oder zumindest in Deckung gehen. Die Roboter würden eventuell zurückkehren, sollten es noch Überlebende aus dem Umspannwerk versuchen, hierher zu fliehen. Aber wo sollten wir hin? Es gab in dieser Situation nur einen Unterschlupf, der uns zur Verfügung stand.

"Jürgen" versuchte ich ihn leise anzusprechen. Er blieb liegen ohne zu zeigen ob er mich überhaupt gehört hatte. "Jürgen! Steh auf, verdammt noch mal, wir müssen hier weg!"

So musste sich Steffen gefühlt haben, als ich beim Anblick der Leichen im Einkaufszentrum zusammengeklappt war! schoss es mir durch den Kopf. Die Frage war, was sollte ich nun tun? Wie konnte ich Jürgen dazu bewegen, sich mit mir in Deckung zu begeben? Steffen hatte mich mit einer Ohrfeige zur Besinnung gebracht. Mir fiel das Schnellfeuergewehr ein, welches unter Jürgens Bauch lag, und verwarf diesen Gedanken sicherheitshalber schnell wieder. Stattdessen rüttelte ich ihn noch etwas kräftiger an der Schulter.

"Jürgen, los komm doch!"

Verdammt, wie bekam man einen durchgedrehten Soldaten bloß vom Boden hoch?

"Aufstehen, Fähnrich!" schrie ich ihm schließlich verzweifelt ins Ohr. "Stehen Sie auf, Grapow! Bewegen Sie sich gefälligst, Mann!"

Das zeigte Wirkung, es kam wieder Leben in seinen Körper. Befehle zu befolgen war etwas, das vermutlich jeder Soldat im Schlaf beherrschen musste. Mühsam rappelte er sich auf und starrte mich, Schmutz starrend und immer noch mit einem verwirrten Gesichtsausdruck an. Ich beschloss das Überraschungsmoment zu nutzen, ehe er wieder ganz bei Sinnen war.

"Los, Gepäck auf, Waffe in die Hand!" fuhr ich ihn an und versuchte den Tonfall eines ihm höhergestellten Offiziers zu imitieren. "Suchen Sie im Depot Deckung! Sofort!"

Das tränenüberströmte Gesicht des Fähnrichs nickte zögernd. Er griff sich seine Sachen und lief gebeugt zu dem fast völlig zerstörten Eingang des Bauwerks hinüber.

Er ist wie in Trance! dachte ich. So, wie es mir ergangen war. Ich frage mich nur, warum ich eigentlich immer noch auf den Beinen stehe?

Ich warf einen schnellen Blick in alle Richtungen. Als sich nichts regte griff ich mein Sturmgewehr und folgte Jürgen durch den aus der Wand heraus gesprengten Türrahmen in die Reste es Vorraums.

Das als Pumpstation getarnte Depot maß auf der Eingangsebene etwa sechs auf sechs Meter. Der obere Raum war als wohl als Kontrollposten geplant gewesen. Das vorhandene Mobiliar war nur noch ein Haufen verkohlter Asche, der Beton der Decke durch Granattreffer durchbrochen und zum Einsturz gebracht worden. Einzelne Klumpen schwankten über uns bedrohlich an den Resten der herausgerissenen Bewehrung. An der rückwärtigen Wand stand eine schwere Stahltür leicht verbogen offen, dahinter ließen sich im dräuenden Halbdunkel die Stufen einer abwärts führenden Treppe erahnen.

Jürgen stand wie gelähmt mitten in dem verwüsteten Raum. Vorsichtig nahm ich das Schnellfeuergewehr aus seinen Händen, danach zog ich den Rucksack von seinen Schultern hinunter. Er ließ es widerspruchslos mit sich geschehen.

"Setz Dich, Jürgen" sagte ich leise zu ihm. Er blickte mich an und nickte mit immer noch tränenüberströmtem Gesicht. Dann sah er sich etwas verständnislos nach einer Sitzmöglichkeit um, die es in diesem Raum nicht mehr gab.

"Setz Dich auf die Treppenstufen und ruh' Dich aus" sagte ich. "Wenn Du etwas brauchst, sag es mir, in Ordnung?"

Er nickte abermals stumm und gehorchte. Ich nahm mein Sturmgewehr und stellte mich seitlich an die herausgerissene Eingangstür, um den vor dem Depot liegenden Straßenabschnitt zu überwachen. In meinem Kopf rasten die Gedanken.

Wie sollte es jetzt weitergehen? Wir konnten nirgendwohin! Wir hatten keine Vorräte und wir hatten keine Hilfe zu erwarten. Draußen lauerten irgendwo die Roboter auf uns. Und Jürgen, der bis jetzt die Führung übernommen hatte, der immer genau zu wissen schien was als nächstes zu tun war... er war jetzt völlig durch den Wind! Nicht, dass ich ihm das irgendwie zum Vorwurf machen konnte. Das Depot, den Stützpunkt seiner ehemaligen Kameraden völlig zerstört vorzufinden, hatte seine Welt zusammenbrechen lassen. Da draußen war sie aber immer noch da. Und wir steckten beide mittendrin.

Kein Laut, keine Bewegung auf der Straße. Ich überlegte weiter.

Also, Bestandsaufnahme: Hier gab es nichts mehr zu holen. Wir mussten hier weg, aber dazu brauchten wir Wasser und Nahrung für mehrere Tage, damit wir es zurück nach Süden zu meinen Freunden schaffen könnten. Wo ließe sich das alles besorgen?

Das Landwirtschaftszentrum kam mir in den Sinn, aber ich verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Es war zu weit entfernt, und außerdem hatte Feldmann berichtet, dass sie dort von den Robotern vertrieben worden waren. Sicherlich würde es jetzt mehrere Bewacher geben, nicht nur einen einzigen "Panther" wie damals bei uns...

Weiterdenken!

Gut, alternative Versorgungsmöglichkeiten... die gab es eigentlich nur in der Nähe der Stadt. Malls, Lagergebäude, etwas in der Art. Die Frage war allerdings ob wir es wagen konnten, dorthin zu gehen - und ob es uns überhaupt gelingen konnte, ohne zuvor von Patrouillen entdeckt zu werden. Jürgen musste wieder bei Verstand sein, ehe wir so etwas auch nur versuchen konnten. Aber wann würde das wieder der Fall sein?

Na schön, dann weiter: Wir befanden uns irgendwo südlich der R38, in westlicher Richtung. Wie weit war das Militärdepot auf der Karte vom Stadtrand entfernt gewesen? Vier oder fünf Kilometer? Ein Marsch von mindestens einer Stunde, wenn es dabei keine Schwierigkeiten gab. Dann müssten wir uns orientieren und uns durch die - hoffentlich nicht durchgehend von den Robotern kontrollierten - Straßenzüge bewegen, bis wir eine Mall finden würden. Ich rechnete im Kopf wild hin und her. Wir könnten auf diese Weise vielleicht innerhalb eines Tages irgendwo im Südviertel unterkriechen und uns versorgen. Danach müssten wir dann einen weiten Bogen nach Westen und Süden schlagen, uns bis zur Klamm schleichen, sie durchqueren und dann durch die Wälder zurück nach Lehenwies.

Kein schlechter Gedanke - ich gab ihm insgeheim aber keine Chance weil all die Pläne, die ich bisher geschmiedet hatte, stets an irgend etwas unvorhergesehenem gescheitert waren. Grundsätzlich war immer etwas schiefgegangen, immer etwas dazwischengekommen.

"Wie ist das nur passiert?" hörte ich Jürgen hinter mir schluchzen.

"Sie haben das Depot bombardiert" gab ich geistesabwesend zurück, ohne den Blick von der Straße abzuwenden. Dann drehte ich meinen Kopf aber doch zum Treppenabgang, wo er mit gesenktem und in seine Hände vergrabenem Kopf saß. Nach einiger Zeit blickte er schließlich hoch, um mich anzusehen.

"Tut mir leid" krächzte er schließlich und wischte sich mit dem Ärmel durch das Gesicht, dabei den verkrusteten Lehm und Dreck wie eine krude Tarnbemalung verteilend.

"Geht es wieder?" fragte ich.

"Ja" antwortete er mir einsilbig. "Ja, es geht schon wieder."

"Ruh Dich aus" sagte ich und wandte meinen Blick wieder der Straße zu. Seltsamerweise fühlte ich mich überhaupt nicht mehr müde oder erschöpft. Viel zu viel Adrenalin pulsierte durch meinen Körper. Jürgen sollte schlafen. Ich würde Wache schieben.

"Wenn die Nacht einbricht müssen wir wieder los" sagte ich zu ihm. "Meinst Du, dass Du das schaffen kannst?"

"Wo willst Du jetzt noch hin?" hörte ich ihn resigniert fragen.

"Ich will wieder nach Hause" gab ich zurück. "Ich will wieder zu meinen Freunden." Dann zögerte ich kurz. "Möchtest Du mit mir kommen?"

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

"Meinst Du, das wäre möglich?" hörte ich Jürgen dann fragen.

"Aber sicher" nickte ich. "Wir haben noch einigen Platz im Ort." Dann schluckte ich. "Das größte Problem wird vielmehr sein, wie wir lebend wieder dorthin kommen."

Ich hörte ein paar kratzende Geräusche, ehe Jürgen wieder sprach.

"Ich bin gleich wieder da" sagte er.

Unwillkürlich drehte ich mich zu ihm herum. "Wohin gehst Du...?"

Ich sah wie er eine kleine, schmale Taschenlampe aus dem Rucksack hervorkramte. Dann deutete er mit dem Finger den Treppenabgang nach unten.

"Ich will sehen, ob es hier noch etwas zu bergen gibt" sagte er mit rauer Stimme. "Vielleicht gibt es hier noch ein paar Rationen. Sie haben das Depot bombardiert, aber sie sind wohl nicht in den unteren Komplex selbst eingedrungen."

Ich zog zweifelnd die Stirn in Falten. Was sollte dort denn unten noch zu holen sein? Andererseits - das hier war ja kein altes, umfunktioniertes Wasserwerk, sondern schon immer ein militärisches Depot gewesen. Der Teufel mochte wissen, wie viele Stockwerke sich noch unter diesem Boden erstreckten.

"OK" sagte ich schließlich. "Bleib in der Nähe der Treppe, in Ordnung? Wenn Dein Licht ausgeht kann ich nicht kommen, um Dich wieder nach oben zu holen."

Jürgen nickte ernst und ging langsam und noch etwas schwankend die Treppenstufen hinunter. Ich konzentrierte mich wieder darauf, die Straße zu überwachen. Von Zeit zu Zeit hörte ich hinter mir aus der Richtung des Treppenabgangs ein Klappern, Poltern und Rumoren, während er sich irgendwo in den unteren Stockwerken des Gebäudes zu schaffen machte. Als er schließlich wieder die Stufen nach oben kam, hielt er in seinen Händen ein paar kleine, braune Päckchen. Essensrationen!

"He, super!" begrüßte ich ihn und versuchte, ein wenig Optimismus zu verbreiten. Er quittierte meine Äußerung mit einem schwachen Grinsen und stellte die kleinen Pakete neben der Treppentür auf den Boden. Es waren vier oder fünf kleinere Verpackungen - nicht genug, um uns damit auf den Heimweg zu begeben, aber nach über vierundzwanzig Stunden ohne Essen für den Moment höchst willkommen. Das Hungergefühl in meinem Bauch überzeugte mich davon dass es wohl sicher genug war, meinen Posten an der Tür kurz zu verlassen und mir eine der Rationen zu holen. Jürgen hatte sich auf dem Treppenabsatz niedergelassen und ebenfalls mit seiner Mahlzeit begonnen.

Die Rationen bestanden aus Trockenwurst, Trockenbrot irgendeiner Fertigbackmischung und etwas in Folie eingeschweißtem Käse - es war nichts besonderes, alles künstlich produziert, aber für diesen Moment mehr als wir beide es uns erhofft hatten. Mit dem Sättigungsgefühl kam in mir ein wenig Selbstvertrauen zurück. Auch Jürgens Nerven schienen sich etwas beruhigt zu haben.

"Tut mir leid wegen vorhin" sagte er zu mir, ohne von seinem Essen aufzublicken. "Ich weiß nicht was..."

"Ist schon in Ordnung" unterbrach ich ihn vorsorglich. "Ich bin wegen all der Sachen, die ich so im letzten Jahr miterlebt habe, schon ein paar Mal ausgetickt. Ehrlich gesagt habe ich mich gewundert wie Du es geschafft hast, immerzu die Nerven zu behalten."

"Wir werden darin trainiert, uns von den Dingen um uns herum nach Möglichkeit zu distanzieren" erklärte Jürgen, immer noch mit gesenktem Kopf. "Dadurch soll verhindert werden, dass wir plötzlich durchdrehen. Immerhin hat jeder Soldat eine Waffe - da sollte keiner plötzlich auf die Idee kommen, Amok zu laufen..."

Er unterbrach sich, kaute eine Weile schweigend auf dem Brot herum.

"Es ist nur..." fing er dann wieder zögernd an "... diese Basis hier war... sie war das einzige Ziel... eine Art Rettungsanker für mich, verstehst Du? Wer von uns die Angriffe überlebt und es bis hierher geschafft hatte... wir waren enger miteinander verbunden als sonst... durch all das, was wir erlebt und überstanden hatten. Das hier waren meine Freunde, nicht nur Kameraden... wer weiß, was aus ihnen geworden ist..."

Mir fiel der völlig verkohlte Leichnam ein, den ich draußen hinter den Mauerresten gesehen hatte und schluckte sofort die mir auf der Zunge gelegene Aufmunterung hinunter. Billiger Trost würde Jürgen auch nichts nützen.

"Wie sieht es da unten aus?" fragte ich, um eine Ablenkung von dem gegenwärtigen Gesprächsthema bemüht, und deutete zu der Treppe.

"Düster" sagte Jürgen, "in jeder Hinsicht. Ich glaube zwar nicht, dass die Roboter dort vorgedrungen sind, aber vielleicht haben sie irgendwas hinein gefeuert. Es hat dort unten gebrannt. Vielleicht haben sie auch Gas eingesetzt..." Er schluckte heftig. "Ich will lieber nicht darüber reden, in Ordnung? Wer da unten überlebt hat, ist weg. Das Depot ist teilweise ausgeräumt und damit aufgegeben worden. Waffen, Munition, das alles ist fortgeschafft worden. Die paar Rationen hier sind alles, was ich unter dem Gerümpel noch gefunden habe."

Die kurz in mir aufgeflammete Neugier, wie wohl die unteren Etagen des Depots gebaut waren, erlosch wieder. Jürgens Schilderungen ließ wohl keine Zweifel, dass es dort unten nichts angenehmes zu entdecken gab. Hier gab es vermutlich nur noch eine Kriegsgruft. Ich wollte nicht schon wieder über Leichen steigen.

Wo sollten wir jetzt nur hin? Drei Essensrationen waren noch da, und dann hatten wir noch das schlammige Bachwasser in unseren Flaschen. Genug für zwei bis drei Tage, wenn wir unterwegs Flüssigkeit auffüllen konnten. Aber wo? Zeit, das Thema wieder auf unsere Tagesordnung zu setzen.

"Wie geht es jetzt weiter?" fragte ich und winkte zur Unterstützung der Worte mit der leeren Rationsverpackung. "Wir brauchen Verpflegung für ein paar Tage um zurück ins Dorf zu kommen. Hast Du eine Idee?"

Jürgen faltete das Verpackungsmaterial fein säuberlich in viele kleine, schmale Streifen, während er seinen Gedanken nachhing.

"Wir haben im Grunde genommen nur eine Möglichkeit" begann er mit langsamer Stimme endlich seine Überlegungen in Worte zu fassen. "Wir müssen irgendwie in die Stadt hinein und uns zwischen den Trümmern dort alles zusammensuchen, was wir benötigen. Wenn wir zurück nach Süden zur ersten Ortschaft gehen, werden wir nichts finden - die Häuser sind schon viel zu lange von den Bewohnern aufgegeben worden."

Ich nickte bei mir, denn er bestätigte damit bereits meine eigenen Gedankengänge. "Kennst Du vielleicht irgendwo geeignete Plätze an der Stadtgrenze?" fragte ich dann. "Ich bin früher nur ein oder zweimal im Südviertel gewesen, und das ist auch schon sehr lange her."

Jürgen schüttelte den Kopf. "Nein" sagte er, "ich komme ursprünglich auch nicht von hier. Meine Kaserne liegt am Jägerpark, zwischen der Westsiedlung und dem Mahlerbach. Sportstätten, Malls... alles war da in der Nähe, ich bin so gut wie nie aus dem Viertel rausgegangen. Als die Angriffe letztes Jahr begannen, haben wir uns von Straßenzug zu Straßenzug gekämpft - das war auch nicht der richtige Zeitpunkt, um

sich umzusehen." Er zuckte mit den Schultern. "Wir werden es einfach versuchen müssen."

Ich grübelte eine Weile vor mich hin.

"Also, wenn es nach mir ginge..." begann ich dann zögernd wieder zu sprechen, "ich würde ungern entlang der Straße zur Stadt marschieren. Dort drüben wird es jetzt bestimmt von Guardians und Panthern nur so wimmeln. Was hältst Du davon, einfach von hier aus direkt nach Norden zu gehen, querfeldein? Wenn ich die Karte richtig im Kopf habe, dann müssten wir doch nur ein paar Kilometer von der südlichen Stadtgrenze entfernt sein."

"Hat etwas für sich" stimmte Jürgen nachdenklich zu. "Wir könnten das vielleicht in einer Nachtwanderung schaffen, zumindest bis wir die Schnellverbindungsstraße erreicht haben. Dort könnten wir uns vor den Guardians verstecken und dann bei Anbruch des Tages in die Stadt schleichen."

"Warum dann wieder am Tag?" fragte ich unwillig. Ich hatte für den Marsch fest auf den Schutz der Dunkelheit gezählt.

Jürgen schüttelte wieder eine wenig missmutig den Kopf.

"Häuserkampf ist eine verdammt kitzlige Sache" sagte er. "Wenn Du vor menschlichen Scharfschützen Deckung suchen musst, dann bietet Dir die Dunkelheit Schutz, aber alle Kampfroboter verfügen über Infrarot. Sie haben weitaus größere Chancen, Dich zu entdecken und alles was Du von Ihnen siehst ist das Mündungsfeuer, bevor sie Dich abschießen. Wir haben auch keine Möglichkeit auszuweichen, nicht bei diesem schmalen Schussfeld innerhalb der Straßen..."

Nein, am Tag sehen wir wenigstens über die gesamte Straße, ob dort etwas auf uns wartet. Wir können gut überlegen, an welchen Stellen wir Deckung in Hauseingängen oder Gebäuden suchen können. Und vergiß nicht, wir kennen uns in diesem Stadtgebiet nicht aus!"

Ich nickte bedrückt. Seine Schilderungen waren einleuchtend.

"Hoffen wir mal, dass wir es schaffen..." murmelte ich leise.

"Wir haben keine andere Chance" merkte Jürgen mit einem düsteren Gesichtsausdruck an. "Wir müssen es einfach schaffen."

So ungastlich die Ruine des Armeedepots war, sie war unserer einziger Schutz, also blieben wir bis zum Einbruch der Nacht hier. Hin und wieder waren Detonationen in der Ferne zu hören, aber um uns herum selbst blieb es ruhig. Ich hegte für mich den vagen Verdacht, dass vielleicht noch immer einzelne Kämpfer im oder um das Umspannwerk herum am

Leben waren und sich gegen die Roboter zur Wehr setzten. Über ihre Chancen wollte ich jedoch lieber nicht nachdenken.

Weder Jürgen noch ich fanden wirklich Ruhe, aber zumindest brachte uns die Pause ein wenig körperliche Erholung. Ich sah es in Jürgens Gesicht, mit welchen Gedanken er sich herumschlug und ich hoffte es würde ihm helfen, wenn wir wieder aufbrechen und endlich ein wenig Abstand zwischen uns und diesem Ort aufbauen könnten.

Als es zu dämmern begann, packten wir zögerlich unsere Sachen für den Aufbruch zusammen. Bisher hatten wir stets ein bestimmtes Ziel vor Augen gehabt - ganz egal, welche Schwierigkeiten vor uns lagen. Nun wusste keiner von uns, wohin genau wir gehen würden. Diese plötzliche Ungewissheit machte mir Angst. Jürgen ging es vermutlich nicht anders, auch wenn er - nun, da er sich anscheinend wieder im Griff hatte - es nicht äußerlich zeigte.

Die Nacht war fast sternenklar, nur hin und wieder zog eine Wolke am Mond vorbei und tauchte den Boden vor uns in graue Halbschatten. In der Ferne waren immer noch, wenn auch in unregelmäßigen Abständen wiederkehrend, Detonationsgeräusche zu vernehmen. Wir waren gerade mal ein paar hundert Meter weit gegangen, als mich Jürgen plötzlich von hinten zu Boden riss. Nur wenige Sekunden später konnte ich das leise Surren eines irgendwo in der Nähe vorbeifliegenden "Guardians" hören. Anscheinend hatte uns die Maschine jedoch nicht geortet, denn der Klang der Rotoren verschwand schon nach einem kurzen Augenblick wieder.

"Schwein gehabt" wisperte mir Jürgen ins Ohr. "Komm! Wir machen besser einen Bogen weiter nach Westen. Anscheinend sind wir immer noch im Bereich der Außensicherung!"

Wir schlugen einen Haken durch Hecken und versuchten mehr Abstand zu dem östlich von uns gelegenen Umspannwerk zu gewinnen. Erst nach geraumer Zeit wandten wir uns wieder nach Norden, in Richtung der Stadt. Es war wieder ruhig, von den Robotern war nichts mehr zu sehen oder zu hören. Selbst die Detonationen hatten wieder ausgesetzt. Entweder waren nun die letzten überlebenden Kämpfer geflohen oder endgültig vernichtet worden. Ich sah im Mondlicht wie sich Jürgen auf die Lippen biss und vermutlich gerade im Kopf die Überlebenschancen seiner Kameraden kalkulierte. Sein Gesichtsausdruck sprach Bände.

Das Gelände vor uns verlief flach, die kleinen Hügel verschwanden und wichen dafür immer wieder kleineren Gräben und Bachläufen, in die wir mehr als einmal unbedacht hinein stolperten. Danach schwappte das

Wasser in meinen Schuhen und meine Hose klebte bis zu den Knien hinauf feucht an meinen Beinen.

Irgendwann liefen wir plötzlich in einen Maschendrahtzaun hinein, der am oberen Rand mit Stacheldraht versehen war. Jürgen fluchte leise, als er sich seinen Unterarm an dem Drahtgeflecht aufriss. Es war ein Abenteuer für sich, in der Dunkelheit über den Zaun zu klettern. Mein Rucksack verfang sich im Stacheldraht und es kostete mich einige Mühe, ihn wieder daraus zu befreien. Hinter dem Zaun erstreckte sich eine andere Landschaft. Der Grund war nun fast völlig eben, wie planiert, und der Bewuchs war niedriger und fast nicht mehr verwildert.

"Das waren bis vor kurzem noch regelmäßig bewirtschaftete Flächen" raunte Jürgen neben mir. "Wir müssen die Feldanlagen des westlichen Landwirtschaftszentrums erreicht haben."

"Perfekt!" gab ich leise zurück. "Wir sparen uns den Weg in die Stadt! Plündern wir einfach eines der Lagerhäuser auf dem Gelände, bleiben über den Tag dort und hauen dann wieder ab!"

"Gute Idee, aber sie hat leider ein paar kleine Haken" antwortete mir Jürgen. "Zum einen können wir im Dunkeln die Lager kaum finden. Und wenn doch werden wir vermutlich feststellen, dass diese Gebäude mit Sicherheit bewacht werden. Denn, drittens: wir haben die am südlichen Stadtrand gelegenen Zentren bereits letztes Jahr geplündert, um uns ein paar Vorräte für den Winter anlegen zu können. Hier gibt es für uns nur noch Ärger zu holen."

Meine Laune sank genauso schnell, wie sie zuvor angestiegen war. Ich dachte an den "Panther", der uns im südlichen Landwirtschaftszentrum aufgelauert hatte, und seufzte in mich hinein.

"Komm weiter" meinte Jürgen. "Wenn wir uns beeilen können wir unter der Schnellverbindungsstraße Unterschlupf finden, ehe es ganz hell ist."

Wir beschleunigten unseren Marsch und ich bekam langsam Durst. Das Bachwasser in meiner Flasche hatte sich mittlerweile in eine Art halbflüssigen Matsch verwandelt und war ungenießbar. Dennoch würgte ich es hinunter. Was hatte ich schon für eine Wahl? Fast hätte ich mir jetzt einen der kleinen Bäche gewünscht, in die ich noch vor Stunden hinein getappt war. Hier, auf dieser großen Fläche, gab es rein nichts dergleichen. Die Bewässerung erfolgte früher vermutlich automatisiert über Rohrleitungssysteme, die im Boden verlegt worden waren.

Ich hatte keine Ahnung wie viele Kilometer wir quer über dieses riesige Feld gelaufen waren, als wir endlich einen weiteren Zaun erreichten. Jetzt waren wir allerdings gewarnt, so dass uns die Überquerung der Barriere wesentlich besser gelang. Auf der anderen Seite konnten wir

bereits die Umriss der auf Stelzen gebauten Schnellverbindungsstraße vor uns aufragen sehen.

Wir flüchteten uns in ihren Schatten als der erste Morgenschimmer am östlichen Himmel zu erkennen war. Zwischen Büschen und wuchernden Halmen suchten wir Unterschlupf neben einer der gigantisch wirkenden Stahlbetonstützen und schlugen dort unser Lager auf.

Der lange Marsch und die Ereignisse des vergangenen Tages brachten uns endlich eine bleierne Müdigkeit, die sich in Schlaf ummünzen ließ. In unsere Decken geschlungen lehnten wir uns an die Betonstreben und waren nach wenigen Augenblicken eingeschlafen.

Kapitel 33

Es war später Vormittag als ich erwachte. Jürgen schlief immer noch, eingewickelt in seine Decke, zu der rechten Seite hin umgekippt auf dem kiesigen Boden. Er lag in einer so unnatürlich wirkenden Position, dass ich für einen Moment fürchtete, er wäre tot. Dann aber konnte ich hören, wie er mit leicht geöffneten Mund ganz leise vor sich hin schnarchte. Ich streckte mich, um die Kälte aus meinen Gliedern zu vertreiben, rieb mir den Grind aus den Augen und sah mich um.

Über uns erstreckte sich die Betonplatte der sechsspurigen Straße wie ein gigantisches, graues Band. Zwischen den breiten Stützpfeilern der Konstruktion wucherte das feuchte, in der sich langsam zwischen den Wolken hindurch schiebenden Sonne funkelnde Gras und neigte sich im leichten Windhauch, der von Westen her zu uns drang. Nach Süden hin konnte ich die Linie des Zauns des Landwirtschaftszentrums erkennen und in der anderen Richtung erhob sich die Skyline des südlichen Stadtrandes. Die Entfernung betrug sicher noch ein paar Kilometer, und wir würden uns den Weg dorthin zwischen Buschwerk und einzelnen, wild wachsenden Bäumen hindurch suchen müssen. Mitten in dieser Brachlandschaft entdeckte ich, gerade mal hundert Meter von uns entfernt, ein stark demoliertes, verrostetes und auf dem Dach liegendes Fahrzeug, das wohl während der Angriffe herabgestürzt war.

Schlagartig wurde die fast idyllische Stille durch ein unangenehmes Sirren unterbrochen, dann fegten mehrere "Guardians" im perfekten Formationsflug von der über uns liegenden Schnellverbindungsstraße in nordwestlicher Richtung über die verwilderte Buschlandschaft hinweg. Eine weitere Drohne folgte in geringem Abstand, alle zogen in direkter Linie auf die Stadt zu. Ich verfolgte ihre Flugbahn, bis sie schließlich am Stadtrand zwischen den Dächern der sich immer höher auftürmenden Gebäuden verschwanden.

Jürgen war durch die jäh über uns hereingebrochene Schar aus dem Schlaf gerissen worden. Er hielt das Gewehr bereits in der Hand, noch ehe er sich aus seiner Decke herausgewunden hatte und auf die Füße gesprungen war. Jetzt ließ er seine Waffe langsam wieder nach unten sinken.

"Was zum Teufel war das?" fragte er, offensichtlich von dem plötzlichen Auftauchen der Maschinen genauso schockiert wie ich.

Ich schüttelte ungläubig meinen Kopf.

"Die müssen direkt über der R38 entlang geflogen sein. Ich vermute mal, die Hochstraße hat die Motorgeräusche nach oben abgelenkt, so dass wir sie nicht kommen hören konnten."

Jürgen biss sich nervös auf die Lippen. "Das war verdammt gefährlich" stieß er hervor. "Vielleicht haben sie ihre Flugroute nicht bewusst so ausgewählt, sondern sich einfach an dem Verlauf der Verbindungsstraße orientiert... aber solange wir hier sind, könnten sie jederzeit wie aus dem Nichts auftauchen und uns fertig machen!" Er griff nach seiner Decke und begann sie zusammenzufalten. "Wir brechen am besten sofort auf!"

Ich nickte und warf dann wieder einen Blick in die Richtung, in der die Guardians verschwunden waren.

"Das Problem ist nur" sagte ich zögernd, "dass sie genau in die Stadt geflogen sind. Wenn wir in diese Richtung gehen könnte es passieren, dass wir ihnen direkt entgegenlaufen wenn sie auf dem Rückweg wieder die gleiche Route entlang fliegen sollten."

Jürgen hatte sich seinen Rucksack bereits wieder auf den Rücken geworfen und spornte mich mit einer Handbewegung an, ebenfalls in die Gänge zu kommen. Auf meinen Einwand ging er nicht ein.

"Was glaubst Du, wo sie überhaupt hingeflogen sind?" fragte ich ihn, während ich meine Decke oben auf die Rationen in meinen Rucksack stopfte und das Band zuzog. "Ob sie vielleicht zu Deinem Stützpunkt unterwegs sind?"

"Keine Ahnung" antwortete Jürgen. "Wenn ich mich nicht sehr täusche liegt unsere Basis aber weiter nach Westen."

Ich schnallte mir den Rucksack um und griff nach dem Sturmgewehr. "Und dieser Nachzügler, hast Du den bemerkt? Seine Motoren klangen irgendwie seltsam. Vielleicht ist er beschädigt worden..."

Jürgen nickte und gab mir das Zeichen, ihm zu folgen. Unablässig drehte er seinen Kopf in alle Richtungen, während er in Richtung des Stadtrands marschierte.

"Entweder das, oder er hat keine Batterie mehr und ist deshalb nur noch im Notbetrieb gelaufen" antwortete er im Gehen. "Alle Guardians haben zusätzlich zu ihren Akkupacks eine Notstromversorgung, eine Wasserstoffumwandlung, mit der sie ihren Flugbetrieb noch für etwa eine halbe Stunde eingeschränkt fortsetzen können. Aber ob er damit bis zu unserer Basis kommt bezweifle ich. Vielleicht stürzt er vorher ab, vermutlich wird er dann aber einfach geordnet landen und ein Peilsignal aussenden, damit er gefunden werden kann."

Wir hatten das Fahrzeugwrack erreicht. Jürgen warf einen kurzen Blick in die zerdrückte Fahrerkabine, verzog das Gesicht und wandte sich

wieder ab. Ich drehte meinen Kopf in die andere Richtung, ich wollte gar nicht erst sehen, was dort drinnen lag.

"Gab es noch andere Basen für die Guardians in der Stadt?" fragte ich.

"Nicht dass ich wüsste" schüttelte er den Kopf. "Es würde keinen Sinn ergeben und nur zusätzliche Kosten verursachen. Aber sicher sagen kann ich es nicht. Informationen über den Standort aller Einheiten liegen hauptsächlich der Führungsebene vor."

"Die Polizeibehörden haben ebenfalls Guardians eingesetzt" fiel es mir wieder ein. "Waren diese Maschinen auch bei Euch stationiert?"

"Nein, das sind völlig unterschiedliche Fälle" sagte er und unterbrach seine Antwort für einen plötzlichen, schnellen Spurt zu einer Gruppe zusammenstehender Büsche, die bereits teilweise mit Blüten bedeckt waren. Ich beeilte mich, um wieder zu ihm aufzuschließen.

"Die Armeemodelle sind modifiziert" setzte er seine Erklärungen dann fort. "Sie verfügen über stärkere Motoren und eine erhöhte Traglast. Die Maschinen der Polizei sind leichter gebaut und können deswegen nicht so stark bewaffnet werden."

"Aber wie können sich die Guardians jetzt eigentlich noch überhaupt instand halten? Ich meine, Ihr habt die Dinger doch immer gewartet und ausgerüstet. Wer übernimmt jetzt diese Aufgabe? Und wo?"

"Auf den Basen, nehme ich an" gab Jürgen zurück. "Wir hatten für die einfachen Aufgaben - also Aufladen, Waffenwechsel, und so weiter - auch Servicebots. Simple Wartungsarbeiten kriegen die hin. Wir haben die komplexen Reparaturen erledigt.

Aber mal abgesehen davon: wenn hin und wieder ein Guardian ausfällt, spielt das derzeit sicher keine große Rolle. Die Fabrikation läuft komplett in automatisierten Anlagen ab, da steht jetzt halt niemand mehr an der Endkontrolle... aber deswegen sind die Drohnen ja nicht beeinträchtigt. Die werden schließlich auch fliegen können, wenn der letzte Stempel auf dem Prüfprotokoll fehlt."

"Du meinst, es werden noch immer mehr Guardians gebaut?" fragte ich entsetzt.

"Ich wüsste nicht, was dagegen spricht" antwortete mir Jürgen bitter. "Wir stehen einem Feind gegenüber, der sich stetig regenerieren kann - weil wir uns darauf verlassen haben, dass er sich niemals gegen uns wenden würde. Wenn es nicht so verdammt tragisch wäre, könnte man ob dieser Ironie eigentlich nur noch laut lachen, nicht wahr?"

"Wenn man aber nun diese Fabrikanlagen zerstören würde..." setzte ich an, doch Jürgen winkte nur müde ab.

"Wie denn? Mal ganz davon abgesehen dass die Steuerzentralen für die Informationsverarbeitung an unterschiedlichen Punkten angeordnet sind, dürften diese doch jetzt wohl die am besten geschützten Stellen im ganzen Land sein. Alle schweren Waffensysteme befinden sich unter der Kontrolle der Roboter. Sieh es ein, Matthias: wir haben keine Chance, sie zu besiegen. Absolut keine."

Ich schwieg.

"Was machen wir dann überhaupt hier?" fragte ich.

"Wir überleben" gab Jürgen trocken zurück. "Das ist doch im Grunde genommen seit jeher der Kern jeder Existenz gewesen, oder nicht?"

"Ja... und für wie lange?"

"Sieh es von der Seite" meinte er mit einem schiefen Grinsen, "wenn Du mit dem Rücken zur Wand stehst, hast Du nichts mehr zu verlieren, oder? Jeder Tag ist also für uns ein Geschenk. Wir sollten ihn so gut wie möglich nutzen."

Während wir uns langsam an den Stadtrand anpirschten musste ich unwillkürlich bewundern, wie schnell Jürgen seine Fassung und seine Selbstbeherrschung wieder zurückgewonnen hatte. Sobald er ein Ziel für sich definiert hatte, schien er sich nur noch auf diesen Punkt fokussieren und alles, was zuvor geschehen war, völlig ausblenden zu können. Vermutlich musste man als Soldat eine solche Fähigkeit entwickeln, um auf dem Schlachtfeld überleben zu können. Und während ich darüber nachdachte begriff ich plötzlich, dass mir genau diese Fähigkeit völlig abzugehen schien. Kein Wunder, dass es mich bereits ein paar Mal beinahe erwischt hätte! Dies war definitiv ein Punkt, an dem ich bei mir noch arbeiten musste.

Ich versuchte, die Gedanken aus meinem Geist zu verbannen und mich statt dessen auf die Umgebung zu konzentrieren. Die wild bewachsene Fläche, die wir überquerten, war vermutlich eine städtebauliche Reserve für die weitere Stadtentwicklung gewesen. An anderen Stellen reichte die Bebauung bereits bis an die Schnellverbindungsstraße heran und hatte sie in einigen Bereichen auch überschritten, wobei dort jedoch überwiegend Lagergebäude, Fabriken oder eben die landwirtschaftlichen Produktionszentren errichtet worden waren. Vor uns erhoben sich jetzt die ersten Gebäude und Produktionsstätten der Industrieparks, welche die Stadt fast vollständig wie einen breiten Gürtel umzogen. Durch die stetige Urbanisierung und der sich daraus ergebenden Ausbreitung hatte sich im Zuge der fortschreitenden Modernisierungen und Umnutzen in den meisten Städten eine ganz neue Flächenstruktur etabliert.

Die Geschäfts- und Verwaltungsbezirke lagen annähernd in der Mitte der Stadtgebiete, umringt von den aus dichter Wohnbebauung und den Malls bestehenden Mischgebieten. An diese schlossen sich nach außen hin die Industriegebiete an, welche meist durch einen dünnen Streifen von einigen dekorativen Parks, kleineren Naherholungsgebieten oder Sportstätten von den bewohnten Bereichen getrennt waren. Auf diese Weise konnten die Verkehrsströme innerhalb der Städte entzerrt und die einzelnen Viertel besser verwaltet werden. Außerhalb der Städte wohnte ohnehin so gut wie niemand mehr. Auf dem Land gab es nur noch einige technische Versorgungseinrichtungen oder Anlagen zur Stromerzeugung und Wasseraufbereitung.

Endlich hatten wir die hohe Umzäunung einer ehemaligen Fabrikanlage erreicht. Während ich mich noch fragte, wie um alles in der Welt wir den knapp vier Meter hohen Zaun überwinden sollten, hatte Jürgen schon in einen kleinen Seitenschneider aus seinem Rucksack herausgezogen. Die Drähte des Maschengewebes waren ziemlich dick, aber bereits stark angerostet, so dass es nicht allzu lange dauerte bis Jürgen ein etwa ein Meter großes Loch in den Zaun geschnitten hatte, durch welches wir uns hindurchzwängen konnten.

Wir beeilten uns, die Lager- und Ladeflächen zu überqueren, um in den Schutz des leicht überhängenden Hallendachs zu gelangen. Der Wind zog über das Gelände mit dort lagernden Fässern und in Schutzfolien eingeschweißten Paletten. Ein paar Meter von uns entfernt stand ein liegengebliebener Stapler vor einem halb offen stehenden Hallentor. Im Inneren des Gebäudes konnten wir Kabel verschiedener Durchmesser auf großen Transportrollen stehen sehen, weiter hinten war eine lange Fertigungsstraße mit verschiedenen Anlagen zu erahnen.

"So, ab jetzt wird es anstrengend" brummte Jürgen. "Wir müssen uns von Gebäude zu Gebäude bewegen und hoffen, irgendwo ein Lager mit Nahrungsmitteln zu finden. Bleib immer nah an den Gebäuden und such stets nach einer guten Deckung, hörst Du? Fahrzeuge, Blechtonnen oder sonst etwas, das zumindest einen leichten Beschuss abhalten kann. Wir müssen hier nicht nur mit den Guardians rechnen, sondern auch mit Panthers."

"Und was ist mit größeren Geräten?" fragte ich und dachte sofort an diese großen, schwer gepanzerten Fahrzeuge mit den Geschützlafetten.

"Ich glaube nicht, dass wir hier auf TUKs oder ähnliches treffen werden" gab mir Jürgen zur Antwort. "Das sind Fernwaffensysteme, die setzt man nicht in eng bebauten Gebieten ein. Sie sind am effektivsten, wenn sie ein Ziel aus größerer Entfernung unter Feuer nehmen können."

Er nickte er mir zu und ging, das Gewehr schussbereit vor sich haltend, langsam und vorsichtig die Hallenwand entlang. Ich folgte ihm vorsichtig und beschloss, die Luftsicherung zu übernehmen, da Jürgen sich bereits um den Straßenzug kümmerte.

Die Zufahrt zu der Anlieferungsstraße stand unter der hochgezogenen Balkenschranke offen. Auf der anderen Seite erhoben sich die Bauwerke einer weiteren Fabrik, die ihrer Werbeaufschrift nach Metallbauteile hergestellt hatte. Wir gingen zunächst in einer überdachten Haltestelle der TransBus-Linie in Deckung, die hier noch vor einem Jahr verkehrt hatte, und arbeiteten uns dann die Straße nach Norden vor.

Offenbar hatten wir jedoch erst einmal Pech - hier gab es hauptsächlich Produktionsfirmen für technische Gerätschaften, aber keine Lager oder nahrungsverarbeitende Betriebe. Die öffentlichen Wasserspender an den Haltepunkten, an denen wir vorbeikamen, waren alle außer Betrieb, da ihre Pumpen keinen Leitungsdruck aufbauen konnten. Ich fluchte im Stillen darüber, denn so hätten wir wenigstens unsere Wasserflaschen immer wieder auffüllen können.

Der Straßenzug verlief annähernd geradlinig nach Norden. Ich glaubte mich daran zu erinnern, dass in diesen Außenbezirken die Verkehrswege oft sternförmig zu den inneren Ringstraßen hin gebaut worden waren. Vor uns lag eine sich ewig hinziehende Straße, die an ihren Rändern zu beiden Seiten von aneinander gereihten Grundstücken und Gebäuden gesäumt war. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir ein leises Surren vernahmen und uns so schnell wie möglich in die Pforte einer Firmenzufahrt flüchteten. Das Geräusch verebbte wieder, ohne dass wir einen "Guardian" entdecken konnten.

"Ob das die Maschinen waren, die wir heute Morgen gesehen haben?" fragte ich, ohne meinen Blick vom Himmel abzuwenden.

Jürgen zuckte mit den Schultern.

"Wer kann schon sagen, wie viele von diesen Dingen hier im Moment herumschwirren" antwortete er verbissen. "Es könnte aber durchaus sein, dass Du mit Deiner Vermutung Recht hattest und sie die Basen der Polizeistationen zum Aufladen und Nachrüsten benutzen. Schade... ich hatte nicht darauf geachtet, ob es sich um unsere oder nicht vielleicht doch um Polizeimaschinen gehandelt hat."

"Und was würde das für einen Unterschied machen?"

"Wie schon gesagt, diese Polizeimaschinen unterscheiden sich von unseren Guardians. Sie sind anders bewaffnet. Die Polizeibasen können also militärische Modelle nicht nachladen, sie können dort höchstens ihre Akkus aufladen oder neue Batteriepacks installieren."

Ich warf einen weiteren Blick nach draußen. "Ich schätze, wir können weiter" sagte ich und trat vorsichtig wieder ins Freie. "So oder so ist es gut, dass sie uns nicht entdeckt haben."

Die Straße zog sich bei unserem Tempo eine halbe Ewigkeit hin. Der Mittag war mit Sicherheit schon vorbei als wir ihr Ende erreicht hatten und nun an der Einfahrt zur äußeren Ringstraße standen - eine breite, vierspurige Asphaltfahrbahn, die in einem gigantischen Bogen um fast die halbe Stadt verlief.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite bot sich uns genau das gleiche Bild - funktional gestaltete, meist grau angestrichene Gebäude von Fabrikanlagen und Fertigungshallen. Jürgen studierte die an einer Tafel angebrachten Firmenschilder, die auf die Lage der verschiedenen Unternehmen hinwiesen - Relikte aus einer vergangenen Zeit, in der die Transportfahrzeuge noch nicht automatisiert gelenkt, sondern durch Fahrer gesteuert waren. Heute taugten sie nur noch als Statussymbole der hier residierenden Werke.

"Probieren wir es hier lang" meinte er dann nach einer Weile und deutete auf eine der gegenüberliegenden Anbindungen. "Da drüben, auf diesem Schild steht irgendwas von *FoodDelivery* - vielleicht gibt es dort etwas für uns zu holen."

Ich nickte zustimmend, auch wenn mir beim Anblick der breiten, leeren Straße mulmig zumute war. Fünfzig Meter ohne Deckung - hoffentlich tauchte nicht ausgerechnet jetzt ein "Guardian" auf. Andererseits bot uns der Weg entlang der Ringstraße noch weniger Schutz - Grünstreifen trennten hier die Firmengelände von der Fahrbahn ab, die vereinzelt gepflanzten Bäume standen viel zu weit voneinander entfernt.

"Also, schnell rüber mit uns" sagte ich und wollte bereits zum Spurt ansetzen, als Jürgen mich festhielt.

"Mach langsam, Matthias" sagte er und ließ seinen Blick nach allen Seiten schweifen. "Vergiss die Panther nicht! Einer von denen könnte dort drüben irgendwo stehen, und wenn er nicht gerade losfährt siehst Du ihn fast nicht - aber er Dich auf alle Fälle."

Er fuhr sich mit der Hand nachdenklich durch das verfilzte Bartgestrüpp seines Kinns. Unweigerlich tastete ich auch nach meinem Gesicht, das sich nicht weniger struppig anfühlte. Waren meine Haare innerhalb der wenigen Tage wirklich so stark gewachsen? Vermutlich lag es an all dem Dreck, der sich darin festgesetzt und verkrustet hatte.

"Wir gehen langsam hinüber" sagte Jürgen schließlich. "Und nicht in direkter Linie zur Abbiegung, denn genau dort könnte ein Posten stehen."

Du gehst links, ich rechts, und wir geben einander Deckung. Wenn wir unter Beschuss geraten, schmeiß Dich auf den Boden und versuch zu dieser Verkehrsinsel dort zu kriechen. Es bringt nichts, wenn wir in verschiedene Richtungen laufen - ein Panther kann seine beiden Läufe getrennt voneinander schwenken."

"Du machst mir ja Mut..." murmelte ich, aber da stupste er mich bereits an, um loszulaufen. Schritt für Schritt überquerten wir den Ring, der still und verlassen vor uns lag. Noch vor einem Jahr wären wir hier zu Fuß nicht lebend hinüber gekommen, als der Lieferverkehr dicht auf dicht über den Asphalt gerollt war. Jetzt drohte uns ein genauso plötzlicher Tod - allerdings durch Gewehrketten. Ich suchte mit den Augen jede Kante, jede Linie der Straße und der daran angrenzenden Gebäude ab. Ich konnte spüren, wie mein Zeigefinger am Abzug des Sturmgewehrs zitterte - so stark dass ich fürchtete, am Ende noch unabsichtlich einen Schuss auszulösen. Mein Blick war so in die Ferne gerichtet, dass ich am Bordstein der mittig gelegenen Verkehrsinsel fast gestolpert wäre. Ich konnte meinen Sturz gerade noch abfangen. Jürgen hingegen achtete nicht weiter darauf, wie bei mir war seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf unsere Umgebung gerichtet, um jede mögliche Bewegungen rechtzeitig erkennen zu können. Als wir endlich auf der anderen Straßenseite angekommen waren, stand mir der Schweiß auf der Stirn.

Geduckt liefen wir zu der Straßeneinfahrt und spähten mit erhobenen Gewehren um die Ecke. Vor uns erstreckte sich, wie schon zuvor, eine gerade Andienungsstraße über eine Länge von mehreren hundert Metern. Jürgen winkte mir knapp, ehe er mit schnellen Schritten an der rechten Seite vorausging und hinter ein paar großen Müllcontainern vor einem Lagergebäude Deckung suchte. Ich folgte ihm so schnell ich konnte und kauerte neben ihm auf dem Asphalt, um erst mal ein wenig Kraft zu schöpfen.

Ich wollte mich gerade wieder aufraffen um weiterzulaufen als neben mir ein erstickter Laut und ein Klappern ertönte, das mich herumfahren ließ. Jürgen hatte sein Gewehr fallen gelassen. Er selbst lag, halb nach hinten gezogen, auf dem Rücken und griff zappelnd und strampelnd mit beiden Händen nach einer Leine aus blauem Kunststoff, die um seinen Hals geschlungen war. Hinter ihm kauerte ein Mensch, sich so gut es ging hinter Jürgens Rücken verbergend, und zog an der Schlinge. Sein Haar war ebenso schmutzig und verwuchert wie sein Bart, er wirkte fast wie ein wildes Tier. Die braunen Augen blitzen und flackerten nervös,

während er weiter ein Stück nach hinten kroch und sich mit dem Rücken gegen den Beton der Gebäudewand presste.

"Nimm die Waffe runter!" fauchte er, wobei seine Stimme unnatürlich hell klang und mich fast an ein Fiepen erinnerte. "Nimm die Waffe runter, oder er ist tot!"

Ich stand wie vom Schlag getroffen da während Jürgen mit seinen Beinen auf dem Boden nach Halt suchte und sich bemühte, seine Finger unter den Strick an seinem Hals zu schieben.

"Hast Du mich gehört?" wiederholte der Wilde. Es dämmerte mir, dass der hohe Klang seiner Stimme von seiner eigenen Panik herrührte. Was er mit seinem Handeln bezweckte war mir absolut unverständlich - mit einer Schlinge einen Menschen zu würgen, während sein Kompagnon schwer bewaffnet daneben stand? Aber dem Blick seiner Augen nach zu urteilen schien für diesen Mann ohnehin nichts mehr Sinn zu ergeben. Ich senkte langsam den Lauf meiner Waffe, ging aber einen Schritt schräg nach vorne um neben Jürgens auf dem Boden liegendes Gewehr zu kommen. Dieser Mensch, wer immer er war, sollte besser nicht die Gelegenheit erhalten, es sich in einem günstigen Moment zu greifen.

"Was soll der Mist?" entfuhr es mir. Dann besann ich mich darauf, dass es in der gegenwärtigen Situation besser wäre, ruhig zu bleiben. "Wir tun Ihnen nichts. Lassen Sie ihn los, ehe Sie ihn umbringen!"

Ein unruhiges Hecheln schien aus dem Hals des Wilden zu dringen.

"Jajaja" gab er mit seiner hellen Stimme zurück, "jajaja, von wegen! Nichts tun, klar! Roberto hat Euch geschickt, nicht wahr? Ihr sollt uns alle fertig machen! Aber wir bleiben hier, habt Ihr das endlich verstanden? Wir schließen uns Euch nicht an! Wir spielen da nicht mit, klar?"

Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf. Dieser wilde Typ schien komplett durchgeknallt zu sein. Andererseits warnten mich seine Worte davor, dass am Ende noch mehr von seiner Sorte hier in unmittelbarer Nähe herumstreifen könnten. Langsam ging ich in die Knie, hob Jürgens Gewehr auf und zog mir dessen Gurt über die linke Schulter.

"Jetzt lass ihn los, verdammt nochmal" sagte ich und versuchte meine Stimme möglichst ruhig klingen zu lassen. "Wir kennen Deinen Roberto nicht. Wir sind nicht von hier und wir wollen auch nicht hier bleiben. Lass ihn jetzt los!"

Der Mann schob sich langsam mit dem Rücken die Wand hoch und zog damit nur noch stärker an dem Seil um Jürgens Hals. Dennoch hatte er es geschafft, zwei Finger hinter die Schlinge zu bekommen. Er zog ein Bein langsam zu sich heran bis die Sohle fast wieder komplett auf dem Asphaltbelag stand.

Mehrmals blinzelte er bis ich begriff dass er damit versuchte, mir damit ein Zeichen zu geben... Ich sollte den Typen von ihm ablenken! Die linke Handfläche leicht erhoben, trat ich einen kleinen Schritt auf ihn zu.

"Lass ihn los, mach schon" versuchte ich es noch einmal mit Vernunft und konzentrierte mich auf die Augen des Mannes. "Sofort!"

"Bleib wo Du bist!" quiekte er und schob sich noch ein Stückchen nach oben, womit er auch Jürgen ein Stück in die Senkrechte zog. Vermutlich glaubte er, dadurch den Zug auf dessen Hals verstärken zu können. Die Veränderung seiner Position reichte aber Jürgen vollkommen.

Er stieß sich nach oben ab und rutschte dabei ein Stück zur Seite. Dadurch ergab sich für ihn die Gelegenheit, seinen linken Ellenbogen mit voller Wucht in die Magengrube seines Angreifers zu rammen. Der Mann klappte wie ein Taschenmesser zusammen und ging zu Boden. Ehe er sich versah, drückte Jürgen ihn mit dem Fuß bäuchlings nach unten auf den Asphalt. Als der Wilde wieder seinen Kopf, hob starrte er in den Lauf meines Sturmgewehrs.

"Bleib jetzt ganz ruhig liegen" wies ich ihn an, während Jürgen sich keuchend den Strick vom Hals zog. Eine dunkelrote Linie streckte sich quer über die Haut oberhalb seines wild hüpfenden Adamsapfels. Der Wilde presste sein Gesicht zurück auf den Asphalt und wimmerte leise.

"Bitte" sagte ich zu Jürgen, als ich ihm sein Gewehr zurückgab. "Und pass auf, am Ende sind hier noch mehr Verrückte unterwegs."

Jürgen nickte, erwiderte aber nichts. Kein Wunder, sein Hals musste ihm höllisch weh tun. Ich ging in die Knie und drückte den Gewehrlauf leicht auf den Rücken unseres Gefangenen, um ihm seine Lage zu verdeutlichen.

"Also..." begann ich langsam, "jetzt, wo wir uns alle wieder ein wenig beruhigt haben, erklärst Du mir bitte ganz langsam und deutlich, was Du hier gerade versucht hast, verstanden? Ich will alles über Dich wissen: wo Du herkommst, was Du hier machst und wer dieser Roberto ist. Hast Du mich verstanden?"

Der Kopf des Mannes ruckte kurz in einer Art flehentlichem Nicken. Doch aus seinem Mund kamen nur zusammenhangslose, wimmernde Wortfetzen heraus.

Kapitel 34

Als es Abend wurde saßen wir alle um ein mickriges, leicht qualmend vor sich hin schwelendes Feuerchen, welches aus Holzpaletten und den Resten von Pappverpackungen auf dem Boden einer der Fabrikhallen entfacht worden war. Jürgen und ich hatten beschlossen, nicht weiter in die Stadt vorzudringen, ehe wir uns nicht einen besseren Überblick über die hier vorherrschende Situation verschafft hatten.

Von unserem unglücklichen Angreifer hatten wir allerdings kaum etwas in Erfahrung bringen können. Sein Name lautete vermutlich Arnold und er war allem Anschein nach ein "Schrauber" in einer der hier ansässigen Firmen gewesen. Als das Chaos über die Stadt hereingebrochen war, hatte er sich in den Umkleiden seines Unternehmens versteckt und war auf diese Weise dem Massaker entgangen. Ich vermutete, dass er bei all dem seinen Verstand verloren hatte, denn er war danach nicht geflohen sondern hier geblieben, um sich in den Gebäuden zu verkriechen. Auf der Suche nach Nahrungsmitteln und Wasser hatte er mit der Zeit andere Überlebende gefunden, die zum gegenseitigen Schutz eine Art lose Gemeinschaft gegründet hatten.

Diese Leute, auf eine ähnliche Weise verwildert wie Arnold, saßen nun mit uns zusammen auf dem kalten Boden der Lagerhalle und musterten uns mit ängstlichen und auch misstrauischen Blicken. Besonders unsere Gewehre schienen ihnen Furcht einzuflößen. Arnold, der uns hierher geführt hatte, saß wie ein Ausgestoßener am Rand des Kreises und starrte, mit immer noch heller Stimme leise vor sich hin brabbelnd, in die Glut. Er hatte nicht wirklich eine Wahl gehabt, uns zu seinem Versteck zu führen - nachdem wir nichts aus ihm herausbringen konnten, legten wir ihm seinen eigenen Strick um den Hals und trieben ihn vor uns den Straßenzug entlang, bis er schließlich von sich aus auf das Grundstück einer Papierfabrik eingebogen war und dann durch den schmalen Spalt eines offenstehenden Tors gezwängt hatte.

Zunächst hatten wir angenommen, uns allein in einer verlassenen Halle zu befinden, doch dann hatte Arnold begonnen nach seinen Freunden zu rufen und diese hatten sich uns schließlich offenbart. Die Frau in der Gruppe hatte beim Anblick unserer Waffen zunächst panisch die Flucht ergriffen und auch von den drei anderen Männern hatte uns keiner einen herzlichen Empfang bereitet. Da wir die Gewehre auf die Schultern genommen und keine Anstalten einer Verfolgung gemacht hatten, schien sich die Frau nach einer Weile ein wenig zu beruhigen.

Nach wie vor weigerten sich diese Leute jedoch, auf unsere Fragen zu antworten. Hin und wieder murrten sie einsilbig vor sich hin, aber keiner wagte es uns anzugreifen oder vertreiben zu wollen. Zusammen mit dem an den Rand gedrängten Arnold saßen dicht nebeneinander auf der einen Seite des Feuers. Jürgen und ich hatten ihnen gegenüber Platz genommen und berieten uns halblaut miteinander über unser weiteres Vorgehen.

"Wir sind höchstens zwei oder drei Kilometer westlich der Abfahrt in die Stadt eingedrungen" murmelte Jürgen und zog seine Karte hervor. Ich bemerkte, wie der Plan die Neugier der Bewohner weckte. Sie reckten die Köpfe in der Hoffnung, genaueres erkennen zu können, wagten sich aber nicht näher an uns heran. Jürgen ignorierte ihre Bemühungen und brummte nachdenklich vor sich hin. Die Darstellung wies leider keinerlei Einzelheiten innerhalb der Stadtgrenzen auf. Außer den umlaufenden Hauptverkehrsverbindungen und den Landstraßen gab es keine Details, nicht einmal die Ringstraßen innerhalb und zwischen den Stadtvierteln waren vermerkt. Für den Häuserkampf gab es beim Militär sicherlich noch anderes Kartenmaterial, aber das stand uns nicht zur Verfügung. Jürgen tippte mit seinem Zeigefinger auf einen Punkt des Plans.

"Wir stehen vermutlich irgendwo hier" dachte er laut nach und zog dann seinen Finger ein Stück weit nach oben und nach links. "Unsere Basis liegt dort. Dazwischen muss es aber vermutlich eine Polizeistation geben, auf der sich die Guardians versorgen können."

Ich nickte. Den ganzen Tag über hatten einige Drohnen immer wieder in unregelmäßigen Abständen die Hallendächer dieses Industriegebiets überflogen, ohne dass wir einen speziellen Grund dafür hätten erkennen können. Die Wahrscheinlichkeit war also recht hoch, dass es sich dabei um Pendelflüge handelte.

"Dann droht uns vielleicht vom Boden aus gar keine Gefahr" spekulierte ich. "Ich meine, vermutlich gilt das Stadtgebiet hier vom Standpunkt der Roboter aus gesehen als gesichert und sie haben keine Panther oder andere Einheiten mehr aufgestellt."

Jürgen bewegte unschlüssig den Kopf, während er nachdachte.

"Möglich" antwortete er gedehnt, "aber zumindest im Bereich von ihren Basen werden sie wohl Sicherungsposten aufgestellt haben. Militärisch gesehen hängt stets alles von der Versorgung der Truppen ab. Genau das hat ja uns im Endeffekt das Genick gebrochen - wir haben uns in jeder Hinsicht auf die Maschinen und die Technik verlassen."

Wir müssen also verdammt aufpassen, nicht aus Versehen in die Nähe einer solchen Polizeistation zu geraten. Was schwer werden dürfte, weil wir keine Ahnung haben, wo genau sich diese befinden..."

Er starrte noch eine Weile schweigend auf die Karte, seufzte dann und stopfte sie zurück in seinen Rucksack. Die langen Hälse der Männer auf der anderen Seite des Feuers wurden wieder ein Stück kürzer, so dass der Kopf der sich hinter ihren Rücken verbergenden Frau wieder zum Vorschein kam. Auch sie machte einen verwahrlosten Eindruck, wenn sie auch nicht mit dem Problem eines wild wuchernden Bartwuchses zu kämpfen hatte. Ich bemerkte, wie sich der ein oder andere aus ihrer Gruppe immer wieder am Kopf oder im Gesicht kratzte - möglicherweise hatten sich bereits Läuse in diesem Gestrüpp eingenistet. Unwillkürlich war ich froh darüber, dass diese Leute einen gewissen Abstand zu uns wahrten.

Jürgen beobachtete sie genauso, wie sie ihn und mich beobachteten.

"In Ordnung. Wir wissen, dass Ihr uns nicht mögt" sagte er schließlich. "Aber ich hoffe, dass Ihr uns heute Nacht in Ruhe lassen werdet. Wir sind müde und müssen uns ausruhen. Morgen früh brechen wir auf, und dann seid Ihr uns schon wieder los. Könnten wir uns vielleicht darauf verständigen?"

Die bärtigen Gesichter blickten missmutig zu uns herüber. Schließlich nickte einer von Ihnen.

"Wenn Ihr Roberto von uns erzählt, bringen wir Euch um!" brummte er, aber es klang nicht wirklich überzeugend. In seiner Stimme schwang zu deutlich eine gehörige Portion Angst mit.

"Wer ist jetzt eigentlich dieser Roberto, von dem Ihr da immer redet?" fragte ich, mittlerweile leicht genervt von ihrer offen zur Schau gestellten Ablehnung. "Vielleicht könntet Ihr uns wenigstens das verraten?"

Die zotteligen Köpfe schienen sich leicht zu schütteln, als die Männer untereinander besorgte Blicke austauschten. Der eine von ihnen, der gerade das Wort ergriffen hatte und vielleicht der Anführer der Gruppe war, nickte schließlich erneut.

"Roberto ist ein Gauner" sagte er. "Er hat Anhänger um sich geschart, und er hat Waffen. Er hat gesagt, er kämpft gegen die Roboter, aber vor allem hat er fast alles an sich gerissen, was es hier in der Gegend an Vorräten gegeben hat. Hin und wieder suchen seine Leute nach anderen Überlebenden und zwingen sie in ihre Gruppe. Sie sollen gegen die Roboter kämpfen. Aber wir haben anderes gehört."

Er schüttelte sich und schnaubte missbilligend. Wieder erinnerte mich dieses Verhalten eher an ein Tier als an ein menschliches Wesen.

"Er benutzt sie!" brach es schließlich aus dem Mann hervor, und Wut mischte sich in seine Stimme, welche seine Angst ein Stück weit zu verdrängen schien. "Er schickt sie vor, um die Roboter abzulenken. Es ist ihm ganz egal, ob sie dabei erschossen werden. Sie sind für ihn nur Kanonenfutter!" Er war bei seinen letzten Worten aufgesprungen und gestikulierte wild. *Wie ein Stammesführer in der Steinzeit!* schoss es mir durch den Kopf.

Jürgen hatte die Ausführungen des Mannes unbewegt verfolgt. Er wartete einen Moment, bis er Anführer sich wieder beruhigt hatte.

"Und wo treibt sich dieser Roberto mit seinen Leuten herum?" stellte er dann ruhig seine nächste Frage.

Der Mann setzte sich wieder zu seinen Gefährten auf den Hallenboden. "In der Stadt" grunzte er wütend. "Je weiter Ihr in die Stadt hineingeht, desto schneller werdet Ihr sie finden. Und sie Euch auch!"

"Was sucht Ihr überhaupt in der Stadt?" fragte nun ein anderer aus der Gruppe. Er hatte eine tiefe, aber unendlich müde klingende Stimme und hatte der Unterhaltung bisher teilnahmslos gelauscht. "Dort gibt es nichts mehr. Wollt Ihr gegen die Roboter kämpfen?"

"Wir suchen Verpflegung" antwortete ich. "Wir brauchen genug für ein paar Tage. Dann verlassen wir die Stadt und gehen wieder nach Süden auf das Land." Ich bemerkte, dass ich mit diesem Mann wie mit einem kleinen Kind sprach und musste mich anstrengen, um nicht unwillkürlich über mich selbst zu lächeln. Wer wusste schon, wie diese Leute darauf reagieren würden...

"Auf das Land?" fragte der Mann mit ungläubig klingender Stimme. "Was wollt Ihr dort! Dort gibt es nichts!"

"Von dort kommen wir her" erklärte ich. "Wir leben dort, schon seit die Kämpfe begonnen haben. Meine Freunde warten dort auf uns."

Schweigen herrschte, ehe der Mann sich ein wenig aufrechter hinsetzte und seine nächste Frage stellte.

"Dort lebt Ihr?" fragte er, und in seine Stimme mischte sich nun ein sehr seltsamer Klang. "Dort kann niemand leben! Dort seid Ihr allein! Dort seid Ihr zum Tode verurteilt!"

Jürgen und ich wechselten einen kurzen Blick. Ich war mir sicher dass wir in diesem Augenblick genau das gleiche dachten.

"Der Tag ist gekommen!" ergriff der Mann nun wieder das Wort und er schien es eher an die Hallendecke als an uns zu richten. "Das Urteil ist gesprochen worden und die Strafe wird vollstreckt! Wir alle büßen für unsere Sünden, für unseren Hochmut, für unseren Unglauben! Als wir

uns selbst neue Götter erschufen haben wir die alten verleugnet, und so rächen sich diese nun an uns! Niemand kann dem Urteil entkommen!"

Dieses Mal brauchten wir uns nicht anzusehen. Es war eindeutig, dass es in dieser Gruppe Leute gab, die noch verrückter als Arnold waren, der immer noch mit um die angezogenen Beine geschlungenen Knien in das langsam erlöschende Feuer starrte und weinerlich vor sich hinmurmelte.

"Hier in der Stadt gibt es ebenso nichts mehr" stellte Jürgen behutsam fest. "Warum seid Ihr hiergeblieben?"

"Unser Schicksal muss sich erfüllen" deklinierte der Mann mit feierlicher Stimme. "Niemand kann entkommen. Wir erwarten das Ende."

Ich musste mich zusammenreißen um mir nicht mit der Hand an den Kopf zu fassen. Jürgen schien es nicht viel anders zu gehen, auch er fand hier keine passenden Worte mehr, so dass alle wieder in Schweigen verfielen. Was war das nur für ein durchgeknallter Haufen? Wurde man zwangsläufig so wie sie, wenn man angesichts der Ungeheuerlichkeit der Vorgänge, die über uns alle hereingebrochen waren, den Verstand verloren hatte? Und warum war es mir nicht so ergangen, als wir auf unserer Flucht aus der Stadt hinaus ein ums andere Mal in all diese fast aussichtslos wirkende Situationen geraten waren?

Vermutlich weil ich damals nicht von Leuten umgeben war, die ebenso am Rande des Wahnsinns standen wie ich. Weil Peter und Steffen einen kühlen Kopf bewahrt hatten. Weil ich in Rebecca, wenn auch unbewusst, einen neuen Kontaktpunkt zur Realität gefunden hatte, an dem ich mich festklammern konnte. Die fünf verwilderten Menschen hier in der Halle hatten ebenfalls versucht sich aneinander festzuhalten, aber einer hatte den anderen mit sich in den Abgrund gezogen. Arnold schien mir mittlerweile fast noch der vernünftigste der Gruppe zu sein. Ob diese Menschen hier überhaupt noch wussten, wer sie einmal gewesen waren?

Während ich sie mir - halb schockiert und halb belustigt - nacheinander betrachtete fing ich an, ihnen insgeheim selbst Spitznamen zu geben. Ihr "Häuptling" trug einen verdreckten, mittlerweile sehr mitgenommenen Overall - vermutlich war er auch ein "Schrauber" in einer der Firmen hier im Industrieviertel gewesen. Der "Priester" könnte früher vielleicht ein Sachbearbeiter gewesen sein, ein Disponent oder etwas ähnliches, denn die Reste seiner Kleidungsstücke passten nicht zu einer handwerklichen Tätigkeit. Der "Schweiger", der immer noch stumm neben den anderen saß und uns unentwegt musterte, hätte wiederum ein Mechaniker sein könnte. Von der "Frau" war kaum etwas zu sehen und noch viel weniger

zu hören gewesen, aber ihre zierliche Statur machte auf mich eher den Eindruck, als wäre sie vielleicht Sekretärin und nicht eine Lagerarbeiterin gewesen. Fünf Zurückgebliebene, die auf das Ende der Tage warteten und sich das jüngste Gericht herbeisehnten, in einer Produktionshalle ohne jegliche Versorgung hausend. Ich wollte mir lieber nicht vorstellen, von was sie lebten. Vermutlich jagten sie nach Ratten oder Singvögeln und tranken Regenwasser aus Pfützen.

Ich bedauerte sie... und doch, ich hätte nicht sagen können, wie ich ihnen hätte helfen sollen. Die kurze Diskussion mit ihnen vermittelte den Eindruck, als würden sie jenseits jeglicher sinnvoller Worte stehen. Sie würden kaum mit uns auf das Land hinaus kommen, selbst wenn wir sie darum bitten würden. Und ich hätte auch nicht gewusst, was wir dort in Lehenwies mit ihnen hätten anfangen sollen. Predigten vom Untergang der Welt waren das Letzte, was wir nötig hatten. Und sie nur rein aus Mitleid durchzufüttern... es fiel mir schwer das einzugestehen, aber so etwas konnten wir uns nicht leisten.

"Es wird spät" ergriff Jürgen schließlich wieder das Wort. "Wir werden uns jetzt am besten ausruhen und ein wenig schlafen. Morgen werden wir früh aufbrechen. Ich danke Ihnen für die Gastfreundschaft."

Er stand auf und als er sich seine Sachen, den Rucksack und die Waffe griff, wichen die Hallenbewohner automatisch ein Stück nach hinten. Jürgen und ich zogen uns auf die eine Seite der Produktionshalle zurück und ließen uns in die Nähe des Hallentores zwischen mehreren hohen, fest montierten Schaltschränken einer Anlagensteuerung nieder.

"Wie geht es Dir?" fragte er mich leise, während er seinen Rucksack an die Wand legte und sich dann mit dem Rücken dagegen lehnte.

"Alles in Ordnung" sagte ich. "Wenn Du müde bist, schlaf ein wenig. Ich kann die erste Wache übernehmen."

"Genau darum wollte ich Dich gerade bitten" nickte Jürgen mir zu. "Ich glaube zwar nicht, dass diese Leute es wagen würden, uns heute Nacht zu überfallen, aber ich möchte auch nicht meinen Kopf darauf verwetten. Dieser Arnold hat es zumindest versucht."

"Und auch fast geschafft" murmelte ich. "Morgen müssen wir nicht nur auf Roboter, sondern auch noch auf andere durchgeknallte Irre achten, die uns auf der Straße angreifen könnten. Ich hoffe nur, wir können hier so schnell wie möglich wieder weg."

Jürgen hatte bereits die Augen geschlossen.

"Das kannst Du laut sagen" flüsterte er mit müder Stimme. "Ich glaube nicht, dass sich die Typen nur einbilden, was sie uns alles erzählt haben. Es gibt hier in der Stadt wohl mehrere Gruppen von Menschen, die sich

irgendwie durchschlagen. Und einige von ihnen sind anscheinend auch bewaffnet und horten selbst Nahrungsmittel... das wird unsere Aufgabe nicht gerade erleichtern."

"Wir werden sehen" sagte ich und klemmte meinen Rucksack ebenfalls hinter meinem Rücken an die Wand. Das Sturmgewehr griffbereit auf meinem Schoß beobachtete ich die Gruppe am fast erloschenen Feuer in der Mitte der Halle. Auch sie behielten mich ständig im Auge, während ich still dasaß und den ruhigen Atemzügen meines Freundes lauschte.

Nachdem ich mich eine geraume Zeit lang nicht bewegt hatte, kam nach und nach ein wenig Leben in die Gruppe. Aus irgendeiner Ecke der Halle wurden weitere Holzpaletten herbei gezerrt, um das mittlerweile fast völlig erloschene Feuer wieder anzufachen. Offenbar hatten die Bewohner die Sorge, dass wir uns an ihren Vorräten vergreifen könnten, denn erst jetzt wurde untereinander Essen verteilt, manches davon auch auf Stecken über den Flammen geröstet. Ich konnte nicht erkennen um was es sich genau handelte, aber ich wollte es auch nicht wissen.

Nach der Mahlzeit rückte die Gruppe am Feuer zusammen, auch die Frau traute sich nun hinter den Rücken der Männer hervor. Nur Arnold blieb nach wie vor weitestgehend ausgeschlossen, obwohl man auch ihm ein paar Bissen angeboten hatte. Die Gesprächsfetzen konnte ich nicht verstehen, den Stimmen nach zu urteilen waren es aber erneut der "Häuptling" und der "Priester" in der Gruppe, welche den Großteil dieser Unterhaltung bestritten. Die Frau steuerte hin und wieder auch ein paar Sätze bei, doch der "Schweiger" blieb nach wie vor stumm. Irgendwann starteten dann alle nur noch nebeneinander sitzend in die Glut. Es wirkte fast wie die Szenerie einer prähistorischen Höhle vor ein paar tausend Jahren. Wenn jetzt noch einer aus der Gruppe angefangen hätte, Bilder in den Schmutz auf dem Hallenboden zu malen, wäre das Cliché perfekt gewesen. Das Feuer wurde nicht wieder angefacht, sondern brannte nach und nach herunter. Als die Halle fast vollständig in der Düsternis versunken war, standen die Leute auf und zogen in verschiedene Ecken der Halle davon. Offensichtlich hatte jeder hier seinen eigenen, privaten Bereich.

Ich lauschte weiter in die Dunkelheit hinein, doch abgesehen von ein paar einzelnen Geräuschen war nichts mehr in der Halle zu vernehmen. Von außen bildete ich mir ein, ein- oder zweimal das leise Surren von Rotoren hören zu können - die "Guardians" schienen auch während der Nacht ihre Basen anzusteuern. Schließlich brauchten sie ja auch keine Pause und auch keine Schlaf. Mich hingegen begann allmählich die Müdigkeit zu übermannen.

Ich kämpfte eine Weile dagegen an, aber schließlich weckte ich Jürgen, damit er meine Wache übernehmen konnte. Die halbsitzende Position war unbequem, aber ich blieb auf meinem Platz, um meinen Rucksack vor heimlichen Zugriffen schützen zu können. Die absolute Stille, die um mich herum herrschte, half mir dabei schon nach kurzer Zeit in einen tiefen, traumlosen Schlaf zu sinken.

Das Licht des neuen Tages fiel mit fahlem Schein durch den Torspalt auf den Hallenboden, als mich Jürgen wachrüttelte.

"Komm auf, Matthias" flüsterte er.

Ich gähnte und streckte mich. Es war kalt und zugig und ich wunderte mich, warum ich bei diesen Temperaturen nicht schon früher von alleine aufgewacht war. Jürgen war bereits abmarschbereit. Neben mir stehend reichte er mir ein wenig von unserem Marschproviant.

"Sie scheinen noch zu schlafen" hörte ich ihn wispern, während er den Blick durch die in Halbschatten gehüllte Halle schweifen ließ. "Besser, wenn wir uns gleich auf den Weg machen. Ich traue diesen Leuten nicht so richtig."

Ich gähnte nochmals und biss dann etwas von dem Wurststück ab, das er mir gegeben hatte. Ehe ich mir den Rucksack aufschnallte leerte ich noch den letzten, kümmerlichen Rest aus meiner Wasserflasche. Die Hälfte unserer restlichen Verpflegung war aufgezehrt. Nun mussten wir in der Tat schnellstmöglich neuen Proviant finden.

Jürgen war bereits dabei, das Gebäude zu verlassen, so dass ich mich beeilen musste, ihm durch den Spalt des Hallentores zu folgen. Draußen glänzte der Asphalt nass von einem nächtlichen Regenschauer. Der Himmel war bewölkt und die Luftfeuchte schien wie ein dünner Nebel um uns herum zu schweben.

"Diese Firma... *FoodDelivery*...?" sinnierte Jürgen mit prüfendem Blick auf seine Umgebung, "sie muss noch ein Stück die Straße hoch liegen. Wenn uns diese Leute die Wahrheit erzählt haben, wird sie wohl bereits ausgeräumt sein, aber ich würde vorschlagen, dass wir es dennoch dort einmal versuchen. Ich möchte nicht unbedingt weiter in die Stadt hinein gehen, als wir es unbedingt müssen."

"Ganz meine Meinung" murmelte ich und versuchte wie Jürgen ständig die gesamte Umgebung im Auge zu behalten. Den gestrigen Überfall vor Augen konzentrierte ich mich nicht nur mehr auf maschinelle Geräusche oder Formen, sondern versuchte auch zu überprüfen, ob sich hinter der nächsten Hausecke nicht doch noch einer von diesen durchgeknallter Stadtbewohnern verbergen mochte.

Wir bewegten uns vorsichtig die Straße entlang und verlangsamten unser Tempo, um noch genauer unser Umfeld überblicken zu können. Gute dreihundert Meter vor uns entdeckten wir den Schriftzug der Firma "FoodDelivery" an einem hohen Lagergebäude, aber wir brauchten eine gefühlte Ewigkeit bis wir uns an den dazwischen liegenden Einfahrten, Gebäudevorsprüngen und stehen gebliebener Ladetransporter vorbei bis dorthin vorgearbeitet hatten. Schließlich standen wir vor dem breiten, geschlossenen Zufahrtstor des Unternehmens. Auf dem von hier aus einsehbaren Teil des Ladehofes war alles ruhig, der böige Wind fegte Laub und Papierfetzen hin und her.

Jürgen warf sich den Gurt seines Schnellfeuergewehrs über die Schulter, griff nach dem oberen Holm des geschlossenen Tores und stemmte sich hinauf, um seine Beine überzuschlagen und sich auf der anderen Seite hinunter auf den Betonboden fallen zu lassen. Ich sicherte meine Waffe, ehe ich anschließend seinem Beispiel folgte. Gemeinsam traten wir langsam zu den Anlieferplattformen der Lagerhalle hinüber, auf der mehrere Rolltore halb oder ganz nach oben geschoben waren.

Das Halleninnere glich einem Schlachtfeld. Auf dem Boden gezogene Linien markierten Stellplätze für Transportpaletten, deren Verpackungen aufgerissen und zerfetzt waren. Es schien als ob man alles irgendwie tragbare bereits mitgenommen und geplündert hatte. Verpackungsteile, aufgerissene Kartonagen und auch einige leere Konservendose zeugten davon, dass hier wohl nichts Essbares mehr zurückgeblieben war. An der linken Seite der Halle waren mehrere Kühlräume angeordnet, deren Türen ebenfalls aufgebrochen offen standen. Mit dem Abschalten der Elektrizität dürfte die verbliebene Kälte ohnehin schnell entwichen sein und die darin gelagerten Lebensmittel dem Verfall preisgegeben haben, dennoch war auch dieser Bereich des Lagergebäudes allem Anschein nach ebenso gründlich durchsucht worden. Jürgen zog sich die Mütze vom Kopf und fuhr sich mit der Hand durch das wirre, leicht verfilzte Haar.

"Tja, das wäre auch zu schön gewesen" stieß er resigniert hervor. "Ich frage mich nur wie viele Leute es gebraucht haben mag, um alles von hier fortzuschaffen. Entweder hat dieser Roberto einen Riesentrupp von Helfern um sich geschart - oder sie haben ein paar Tage nichts anderes getan, als Lebensmittel zu schleppen."

"Aber wohin?" fragte ich und betrachtete die Überreste einer noch auf dem Boden liegenden Cornflakesverpackung. "Warum haben sie nicht einfach alles hier gelassen und ihr Lager aufgeschlagen? Warum sich die Mühe machen, das ganze Essen von hier fortzubringen?"

Jürgen fuhr sich mit den Finger durch den Bart an seinen Wangen, als wolle er ihn sorgfältig glatt striegeln.

"Vermutlich weil sie hier für jeden Angreifer wie auf dem Präsentierteller gegessen hätten" sagte er schließlich. "Andere Gruppen, möglicherweise ebenfalls bewaffnet, hätten eindringen können und hier hätten sie keine richtige Deckung gehabt. Über die Laderampe hätten sich auch Panther Zugang zum Gebäude verschaffen können. Vermutlich haben sie alles irgendwo in einen Keller gebracht. Dort wäre es im Sommer ohnehin besser für die Nahrungsmittel, weil es unter der Erde zumindest etwas kühler ist. Und wenn der Zugang sich dort auf eine schmale Treppe beschränkt, kann man diesen Bereich auch wesentlich besser gegen Angriffe verteidigen."

Ich trat halb wütend, halb frustriert gegen die Pappschachtel und ließ sie ein paar Meter weit durch die Luft fliegen. "Das bedeutet dann also, dass wir weitersuchen müssen."

Jürgen nickte. "Sieht so aus" bestätigte er. "Die Frage ist jetzt, wo?"

Er dachte eine Weile nach und seufzte.

"Wenn dieses Lager so akribisch geplündert worden ist, dann wird es in den anderen Lagerhäusern in diesem Viertel wohl ähnlich aussehen. Es wird uns vermutlich gar nichts anderes übrig bleiben als tiefer in die Stadt hineinzugehen, in der Hoffnung irgendwo eine Mall zu finden, in der wir uns versorgen können."

Ich nickte bedrückt. Gerade das hatten wir ja vermeiden wollen. Und je weiter wir gingen, desto mehr mussten wir für unseren Rückweg nach Hause mitschleppen. Dass die Last mit jedem Tag weniger werden würde war da kein wirklicher Trost, denn wir konnten nicht abschätzen, was uns auf dem Marsch alles erwarten würde. Ich bezweifelte, dass wir genauso gut vorankommen würden, wie es auf unserem Hinweg der Fall gewesen war.

Jürgen deutete mit dem Finger auf eine der Kühlkammern. "Ich erledige nur eben schnell etwas" meinte er zu mir, "wenn wir schon so schöne Toilettenhäuschen hier stehen haben. Danach versuchen wir halt unser Glück irgendwo anders."

Ich sah ihm nach, wie er hinter einer der offen stehenden Metalltüren verschwand.

"Hoffen wir mal das Beste..." murmelte ich.

Kapitel 35

Immer wieder begann es leicht zu nieseln und der Wind blies uns die Feuchte in den Kragen und die Ärmel unserer Jacken hinein. Trotzdem war es kein dichter Regen, der uns wenigstens ein wenig mehr Deckung hätte geben können. So schlichen wir wieder, Schritt für Schritt, in jede Einfahrt und um jede Ecke spähend, den Straßenzug entlang weiter nach Norden. Hin und wieder waren Rotorgeräusche zu vernehmen, die uns schnell in einen Hofeingang oder unter ein Vordach flüchten ließen. Kaum dass der Lärm der Maschinen verklungen war, machten wir uns wieder auf den Weg. Unsere Aufgabe, Nahrung zu finden, war zu einem Rennen gegen die Zeit geworden, die wir nicht verschwenden wollten.

Es dauert gefühlte Stunden, ehe wir auf die nächste große Ringstraße stießen. Wie schon der äußere Ring zog sie sich vierspurig in einem großen Bogen zwischen den Segmenten der Stadt hindurch. Allerdings bot sich uns nun auf der gegenüberliegenden Seite ein anderes Bild - ein dicht bewachsener Park erstreckte sich entlang des Asphaltbandes. Ich bemerkte, dass Jürgen ein wenig erleichtert aufatmete.

"Das wäre es mit dem Industrieviertel gewesen" meinte er, während wir dicht unter einer Überdachung vor einem der Firmengebäude an die Hauswand gedrückt, beieinander standen, um Schutz vor dem feuchten Nieselregen zu suchen. "Hinter dem Park beginnt der mittlere Ring. Wenn wir ein bisschen Glück haben stoßen wir schon bald auf die ersten Malls. Davon werden wohl noch nicht alle ausgeräumt worden sein."

"Ob es hier überhaupt noch Menschen gibt?" fragte ich mehr für mich selbst.

"Es können nicht mehr allzu viele sein" antwortete mir Jürgen mit nachdenklicher Stimme. "Sonst hätten wir bereits jemandem begegnen müssen. Andererseits könnten sich die Leute ja auch großteils in die ehemaligen Wohngebiete zurückgezogen haben. Ich habe mich ohnehin gewundert, was unsere Bekannten von gestern in dem Industriegebiet gehalten hat. Das ist mir erst nach der Bergpredigt am Lagerfeuer klar geworden."

Unwillkürlich musste ich grinsen als mir Jürgens Beschreibung die Rede des "Priesters" in Erinnerung rief. Dann riss ich mich jedoch wieder zusammen und konzentrierte meine Überlegungen auf die nun vor uns liegende Aufgabe. Wir würden die Ringstraße wieder sehr vorsichtig überqueren müssen. Immerhin konnte uns der Park auf der anderen Seite eine ziemlich gute Deckung bieten können - falls dort nicht gerade

der große Ärger auf uns wartete. Ich warf einen Blick zu Jürgen hinüber und vermutete, dass er gerade ähnlichen Gedanken nachhing.

"Also los" sagte er schließlich zögernd. Ich griff mein Gewehr und hielt mich wie bei unserer gestrigen Überquerung an seiner Seite. Der feine Niesel schlug mir ins Gesicht und ließ mich immer wieder blinzeln. Ich bemühte mich die Augen so weit wie möglich offen zu halten, damit mir auch nicht die kleinste Bewegung entging. Dennoch fühlte ich mich ein Stück weit ruhiger und gelassener. Wir hatten bis jetzt alles geschafft und überstanden, was die Zuversicht in mir bestärkte.

Die Bäume empfingen uns mit ihren ausgebreiteten, mittlerweile fast vollständig begrüneten Ästen und Zweigen. Die Parklandschaft war zwar mehr als ein ganzes Jahr sich selbst überlassen gewesen, dennoch hielt sich der Wildwuchs in Grenzen. Das noch vertraute Bild von gekiesten Wegen, von Parkbänken, Laternen und Abfalleimern gesäumt, ließ in mir ein wenig Wehmut aufkommen. Ich war zwar früher nicht unbedingt oft durch die Parkanlagen spaziert, aber dieses Bild ehemaliger Zivilisation weckte in mir die Erinnerungen an vergangene Zeiten. Fast fühlte ich mich versucht Jürgen vorzuschlagen, einen Umweg zu machen, nur um in die Nähe meiner früheren Wohnung zu gelangen und nachsehen zu können, wie sich wohl dort alles entwickelt hatte. Dann schüttelte ich energisch den Kopf. Nein, alles was ich dort finden würde, wären Bilder und Hinterlassenschaften von Tod und Zerstörung, so wie in dem alten Einkaufszentrum oder auf dem Parkplatz des Landwirtschaftszentrums... Urpötzlich formte sich eine Erkenntnis in meinem Kopf, die sofort in einer Frage mündete.

"Jürgen" begann ich zögerlich, "kommt es Dir nicht auch merkwürdig vor, dass wir bisher überhaupt keine Leichen gesehen haben? Die gesamte Stadt ist verlassen, aber es gibt keine Spuren von Toten. Selbst in den Industrievierteln müssen sich doch bestimmt tausende Menschen aufgehalten haben als die Angriffe begannen. Aber... es sieht alles so aus, als wären sie nie da gewesen!"

"Sie haben sich jedenfalls nicht in Zombies verwandelt" erklang es in leicht knurrendem Tonfall neben mir. Jürgen musterte die Parklandschaft mit düsterem, misstrauischem Blick. Ich sah ihn unentwegt, auf eine etwas ausführlichere Antwort wartend, so lange von der Seite aus an bis er seinen Kopf schließlich zu mir herumdrehte.

"Ich habe es gesehen" sagte er verschlossen. "Als wir ausgerückt sind. Die Leute sind teilweise in wilder Panik davongerannt als die Guardians angefliegen kamen. Dann sind Panther aufgetaucht und haben ganze Straßenzüge abgeriegelt. Die Leute, die stehen geblieben sind, wurden

zusammengetrieben und von den Pantherern fortgebracht. Ich habe keine Ahnung wohin. Wer versucht hat zu flüchten oder sich dagegen zur Wehr zu setzen, wurde erschossen."

Er schluckte kurz bei der Erinnerung an die Ereignisse, die er zwischen seinen Lippen hervor presste. Sein Adamsapfel hüpfte wieder wild auf und ab.

"Und die Leichen?" fragte ich tonlos.

"Sind weggeräumt worden" antwortete er fast flüsternd. "Sie wurden wie Schneehaufen und Unrat von den automatischen Räumfahrzeugen weggeschoben."

Damit schwieg er wieder. Ich wusste auch nicht, was ich angesichts dieser Ungeheuerlichkeit noch sagen sollte. Wie nach einem großen Plan war ein Genozid an Millionen von Stadtbewohnern verübt worden, ohne Rücksicht und Erbarmen. Für Maschinen waren solche Begriffe bedeutungslos.

"Wir müssen weiter" sagte Jürgen schließlich und hob sein Gewehr. "Wir sollten am besten soweit es geht unter dem Schutz der Bäume hier bleiben und uns nicht auf den Wegen zeigen. Ich würde vorschlagen, wir versuchen es dort hinüber und dann in einem Bogen weiter bis zu der anderen Seite des Parks."

Ich nickte stumm und überließ wieder ihm die Führung, mich auf sein Wissen und seine militärische Ausbildung verlassend. Wir rannten nicht, bewegten uns aber zügig zwischen den einzelnen Baumgruppen entlang bis wir auf einen kleinen, künstlich angelegten Bachlauf stießen. Ohne den Pumpenbetrieb stand das Wasser still, zahlreiche Algen trieben auf der jetzt trüben Wasserfläche. Dennoch füllten wir unsere Flaschen darin auf. Selbst dieses Wasser war besser als gar nichts.

Wir folgten dem Bach, der hin und wieder von kleinen Tümpeln und künstlichen Teichen unterbrochen wurde, auf denen sogar einige Enten schwammen. Sie schienen trotz der langen Zeit immer noch an die Anwesenheit von Menschen gewöhnt zu sein, ein paar von ihnen kamen sogar zum Ufer gepaddelt in der Hoffnung, dass es hier wie früher ein paar Krumen oder Rindenstücke zu ergattern gab. Ihnen beim Gründeln zusehend überkam mich wieder dieses nostalgische Gefühl. So war es auch vor einem Jahr hier gewesen - als die Menschen diese Stadt noch bevölkert hatten.

Es dauerte einige Zeit bis wir schließlich den nördlichen Rand der Grünzone erreicht hatten. Unter dem letzten Baumbestand blieben wir stehen. Getrennt von einer weiteren, jedoch kleineren und nur halb so breiten Ringstraße, erhoben sich die Gebäude einer Wohnsiedlung.

Kein Haus war hier weniger als zwanzig Stockwerke hoch, die Straßen zogen sich wie enge Schluchten durch die Blöcke der Bebauung. Die hohen Bäume wirkten winzig im Vergleich zu den Türmen aus Beton und Stahl. Ich spürte den Wind durch die Schneise der Straße ziehen, mit einem fast unhörbarem Rascheln alte Blätter und Papierfetzen vor sich her über den Asphalt treibend.

"Hast Du eine Ahnung, welches Stadtviertel das hier ist?" fragte mich Jürgen.

Ich schüttelte den Kopf. "Keine Ahnung. Ich habe weiter nördlich gewohnt. Wenn ich in der Stadt unterwegs war, dann meistens nur in unserem eigenen Viertel oder ich bin direkt in Zentrum gefahren."

"Na schön" murmelte Jürgen nachdenklich, "dann wird es egal sein wo wir unser Glück versuchen." Er deutete nach links zu einer etwa fünfzig Meter entfernten Straßenkreuzung hinüber. "Nehmen wir die erstbeste Straße. Vielleicht finden wir hier irgendwo auf die Schnelle einen kleinen Laden."

Wir wagten nach einem Rundum-Blick die Überquerung der Straße. Die Hauswände an der anderen Seite ragten glatt nach oben und boten uns keine Deckung mehr. Nun blieb uns nichts anderes übrig, als von einem Hauseingang zum nächsten zu sprinten. Einer von uns lief abwechselnd vor, während der andere zurückblieb und die Straße im Auge behielt, um notfalls Feuerschutz geben zu können. Mir schlug das Herz bis zum Hals und ich konnte nicht sagen, was für mich schlimmer war - voranzugehen ohne zu wissen was mich erwarten würde oder den voraus sprintenden Jürgen zu decken, mit der Gewissheit tatsächlich mit dem Sturmgewehr auf plötzlich aus irgendeiner Richtung herannahende Robotereinheiten schießen zu müssen. Oder, viel schlimmer noch, auf möglicherweise uns angreifende Menschen.

"Du musst nur für ein Sperrfeuer sorgen" hatte Jürgen mir zugeraunt, ehe wir uns auf den Weg machten. "Es ist gar nicht nötig, gezielt zu schießen - zumindest nicht wenn es sich um Menschen handelt. Wilde Bewohner oder Banden werden instinktiv in Deckung gehen."

"Roboter aber nicht" hatte ich ihm geantwortet und mich sehr unwohl in meiner Haut gefühlt.

"Guardians kannst Du beschädigen und abschießen" hatte Jürgen noch geantwortet. "Deren leichte Panzerung kannst Du mit deinem Gewehr durchbrechen. Wenn Du einen Panther siehst..." er hatte kurz gestockt und die Chancen abgewogen "...ruf mir eine Warnung zu, gib eine kurze Salve ab und dann renn' um Dein Leben. Geh irgendwo in Deckung."

"Wohin?" hatte ich noch gefragt, aber Jürgen hatte nur kurz mit seinen Schultern gezuckt und war schon losgelaufen. Vermutlich hätte er darauf auch keine Antwort gehabt. Ich beobachtete ihn, wie er sich in den nächsten Hauseingang zwängte, sich kurz umsah und dann mir das Zeichen zum Nachrücken gab. In geduckter Haltung verließ ich meinen Posten und rannte die Straße entlang zu ihm.

An der Straßenecke war der Eingang ein wenig zurückgesetzt, wie es bei der Architektur in vielen geplant errichteten Vierteln üblich war. Wir nutzten die schmale Deckung des bis zur Baulinie gezogenen Vordachs für eine kurze Verschnaufpause. Ich warf einen Blick in die abzweigende Straße hinein. Wie überall in der Stadt zogen sich zu beiden Seiten die Wohnblöcke gleichförmig und fast völlig identisch aneinander entlang, bis in einigen hundert Metern Entfernung die nächste Kreuzung zu erahnen war. Schräg gegenüber befand sich ein kleiner Laden, der sich dem Werbeschild jedoch auf Krimskrams und antiquierte Printmedien spezialisiert hatte.

"Den sollten wir uns vielleicht mal ansehen." Jürgen war meinem Blick gefolgt und hatte ebenfalls das kleine Schaufenster des Geschäfts entdeckt. "Auch wenn sie dort sicher keine Lebensmittel verkauft haben, gibt es vielleicht Getränke oder zur Not ein paar Schokoriegel." Er kniff kurz seine Augen zusammen, um Einzelheiten über die Distanz besser erkennen zu können. "Die Scheibe des Ladens sieht intakt aus" sagte er schließlich. "Komm, wir probieren es!"

Wir drückten uns seitlich in den Straßenzug hinein und liefen bis zum nächsten Hauseingang. Dort verschanzte ich mich, während Jürgen die Fahrbahn überquerte und zur Ladentür hinüberlief. Die Tür war offenbar verschlossen und er hantierte einen Moment am Schließmechanismus herum. Schließlich warf er einen Blick nach beiden Seiten die Straße entlang, zögerte kurz und hieb dann mit dem Kolben seines Gewehrs auf die in den Rahmen eingelassene Scheibe ein, bis sie nach einigen Schlägen Risse zeigte und splitterte. Das Geräusch des springenden Glases hallte von den Fluchten der Gebäude wieder und ließ mir das Herz stillstehen. Verbissen blickte ich hin und her und fürchtete, dass jemand - oder auch etwas - in der Nähe den Lärm gehört haben könnte.

Endlich hatte Jürgen die Tür geöffnet und schob sich ins Innere des Ladens. Ich atmete kurz durch und spurtete dann hinüber, um mich zu ihm in das Geschäft hinein zu flüchten.

"Tut mir leid, sie hatten leider geschlossen" sagte Jürgen lakonisch zu meiner Begrüßung. "War irgend etwas da draußen los?"

Ich schüttelte nur den Kopf und sah mich, erleichtert darüber nun in einer etwas besseren Deckung zu stehen, in der neuen Umgebung um. Es war einer dieser kleinen Läden, die sich ein nostalgisches Aussehen geben wollten. Die kleine Verkaufsfläche war durch zwei oder drei niedrige Regalreihen unterbrochen, direkt neben der Eingangstür stand ein altmodisch wirkender Tresen mit einer Kasse die aussah, als hätte man sie aus irgendeinem Museum hervorgekramt, tatsächlich jedoch in ihrem Inneren technisch auf dem neuesten Stand war. Ein großes, halb gefülltes Bonbonglas daneben perfektionierte das kitschige Design der Ausstattung.

"Pass auf, was draußen vor sich geht" trug Jürgen mir auf und machte sich daran, die Regale und Auslagen des Ladens zu untersuchen. Ich ging hinter der bodennahen Brüstung der Schaufensterscheibe in die Knie und spähte durch das mit Werbezetteln beklebte Glas hinaus. Aus dem Hintergrund konnte ich ihn zwischen den Artikeln herumkramen und rumoren hören. Nach ein paar Minuten kauerte er sich neben mich und breitete die Ausbeute seiner Suche auf dem Boden aus: mehrere knallbunte Kunststoffflaschen mit Limonade und Wasser, eine Handvoll Schokoriegel sowie ein Verzeichnis der städtischen TransBus-Linien. Ich wollte ihn gerade nach dem Sinn des Letzteren fragen als er das Buch aufschlug, zwischen den Seiten herumblätterte und dann einen kleinen Faltpfan herausriss, der die Lage der verschiedenen Haupthaltestellen schematisch darstellte. Er grinste mich an als er die Seiten zu seinem anderen Plan in die Seitentasche seines Rucksacks schob.

"Ist zwar kein richtiger Stadtplan, aber besser als nichts" meinte er und griff sich dann eine Wasserflasche um den Verschluss abzureißen und ihren Inhalt in einem Zug zu leeren. Ich probierte eine Limo, die für mich nach der langen Abstinenz zuckerhaltiger Getränke jedoch furchtbar klebrig und übersüß schmeckte. Dennoch tat es gut zu spüren wie die Flüssigkeit meine Kehle hinunter rann.

Wir kramten unsere Flaschen hervor und leerten sie auf dem Boden aus, um das Wasser aus den Plastikflaschen in unsere eigenen Behälter abzufüllen. Danach gönnten wir uns jeweils noch einen Schokoriegel und verstaute den Rest für den Notfall in unserem Gepäck. Der Zucker würde uns Energie liefern können aber es war klar, das uns dieser Vorrat nicht für den Marsch zurück in unser Dorf reichen würde. Unsere Suche war noch nicht beendet. Nach einer kurzen Pause und der Benutzung der in dem Hinterzimmer des Ladens gelegenen Toilette brachen wir wieder auf.

Der Nieselregen hatte nachgelassen, doch der Himmel blieb weiterhin grau und wolkenbedeckt. Wir hatten die nächste Kreuzung noch nicht erreicht als wir wieder einmal das Surren überfliegender "Guardians" hören konnten. Dieses Mal schienen sie mir wesentlich näher zu sein. Sicherheitshalber warteten wir noch einige Minuten, selbst nachdem ihre Rotoren verklungen waren, ehe wir uns wieder aus unserer Deckung auf die Straße wagten.

Den ganzen Tag über waren wir unterwegs, Schritt für Schritt uns durch die Straßenzüge des Wohnviertels vorarbeitend. Allerdings blieb unsere Suche erfolglos. Es gab nur wenige, sehr kleine Läden die sich noch gegen die großen Malls behauptet hatten, indem sie spezialisierte Artikel anboten. Hin und wieder fanden sich auch vereinzelt "Nostalgieläden" oder Geschäfte, die sich an diejenigen Bewohner richteten, welche einfach gerne durch Angebote und Auslagen stöberten. Nahrungsmittel wurden von diesen Läden jedoch nicht angeboten, abgesehen von Süßwaren oder Getränken. So konnten wir zwar nach und nach unsere Versorgung mit Trinkwasser aufstocken, aber Lebensmittelvorräte anzulegen gelang uns nicht.

Die immer wieder auftauchenden "Guardians" verlangsamten unseren Fortschritt zusätzlich. Als der Abend anbrach zogen wir uns schließlich in ein Bekleidungsgeschäft zurück, um dort die Nacht zu verbringen. Die letzten Reste des Tageslichts nutzten wir dazu, aus dem Sortiment des Ladens Kleidungsstücke herauszusuchen. Nach einigem Stöbern fand ich ein Paar passende Stiefel mit fester Sohle und eine leichte, aber wasserfeste Jacke. Meine fast völlig durchgelaufenen Schuhe ließ ich liegen, aber meinen alten Anorak hob ich auf und legte ihn als Reserve zuunterst in meinen Rucksack.

Nachdem die ersten Scheinwerfer der "Guardians" die Fassaden der Häuser angeleuchtet hatten wechselten wir uns wieder als Wachposten ab. Sie schienen zwar nicht gezielt nach uns oder nach anderen, vielleicht noch in der Stadt verbliebenen Menschen zu suchen, aber wir beschlossen dennoch kein Risiko einzugehen. Mittlerweile begann ich zu bezweifeln, dass es noch Bewohner in diesem Viertel gab. Wenn Arnolds Erzählungen über eine Bande bewaffneter Menschen stimmten, dann hatten diese sich möglicherweise irgendwo anders verschanzt.

Als der Morgen mit grauem Dämmerlicht heranzog machten wir uns wieder auf den Weg. Die Wolken hielten sich hartnäckig am Himmel und die Sonne war bestenfalls als trüber Lichtpunkt erkennbar. Ich fror in meiner neuen Regenjacke und wünschte, ich hätte meinen alten, dicker

gefütterten Anorak anbehalten. Nun war aber keine Zeit mehr, um den Rucksack wieder komplett auszuräumen und mich umzuziehen.

Wir folgten dem Straßenzug weiter in Richtung Stadtmitte. Als wir die nächste Kreuzung erreichten, bemerkten wir die ersten Veränderungen. Bisher hatten wir uns durch zwar verlassene, aber unversehrt wirkende Wohnblöcke bewegt. Nun zeigten sich uns die ersten Spuren der über die Stadt hereingebrochenen Kämpfe. Auf der Fahrbahn standen die Überreste verunglückter Fahrzeuge, aufeinander aufgefahren, zum Teil umgestürzt und ausgebrannt. Die Oberfläche des Asphaltbelags wies hin und wieder Eindrücke von Kettenfahrwerken auf und die Häuserfronten waren teilweise mit Einschusslöchern übersät. Viele der zur Kreuzung weisenden Fenster waren zerschmettert. Wir hielten an der Ecke eines Wohnblocks an und versuchten, uns einen Überblick über die vor uns liegende Szenerie zu verschaffen. Ich bildete mir ein, einen verkohlten Arm aus dem Seitenfenster eines der Fahrzeugwracks heraushängen zu sehen und fühlte eine Mischung aus Trauer und Wut in mir aufsteigen. In der einen Seitenstraße der Kreuzung standen weitere Fahrzeugwracks. Mülltonnen waren umgestürzt und hatten ihren Inhalt um sich herum verteilt, der Wind blies Folienfetzen und Unrat hin und her. Auch hier waren einige Fassaden durch stattgefundene Schusswechsel beschädigt worden, vereinzelt wiesen geschwärzte Fahnen aus den zerschossenen Fenstern auf zurückliegende Brände hin. Doch nun war alles ruhig, und die Straßenzüge lagen wie ausgestorben da.

"Wir sollten nicht weitergehen" sagte ich zu Jürgen. Mich beschlich bei dem Anblick der Zerstörung ein ungutes Gefühl, es erinnerte mich zu sehr an die Szenen, die ich damals selbst mit angesehen hatte.

"Was schlägst Du vor?" fragte er mich, während er den Kopf nach wie vor nicht von dem Kreuzungsbereich abwandte.

Ich zögerte kurz und überlegte.

"Wir könnten die Wohnungen in diesen Blöcken nach Nahrungsmitteln absuchen" schlug ich dann vor, wobei mich diese Idee selbst nicht unbedingt überzeugte. Auch Jürgen wirkte nicht sonderlich angetan von meinem Vorschlag.

"Glaubst Du wirklich dass wir auf diese Weise genügend verwertbare Nahrungsmittel finden?" meinte er. "Die meisten Leute werden bestimmt nicht viele und vor allem haltbare Sachen vorrätig in der Küche gelagert haben. Und die frischen Sachen sind längst verrottet und verdorben."

Ich blickte zu Boden und musste ihm Recht geben. Wozu auch sich unnötig Nahrungsmittel in die Wohnung legen, wenn man doch täglich an einem Einkaufsmarkt oder einer Mall vorbeikam und sich die Sachen

frisch mitnehmen konnte? Meine Eltern hatten es schließlich ja auch nicht anders gemacht.

"Vergiss es" murmelte ich. "Ich wollte nur, dass wir nicht unnötig weiter in die Stadt gehen müssen. Um ehrlich zu sein... es macht mir Angst zu sehen, dass wir jetzt in die umkämpften Gebiete gekommen sind. Es sieht fast so aus wie dort, wo ich die ersten Angriffe miterlebt habe."

"Mir geht es nicht anders" gab Jürgen zu. "Das Problem ist nur, dass wir mittlerweile überhaupt keine Vorräte mehr haben. Uns bleibt also gar keine Wahl - wir müssen jetzt etwas zu Essen finden. Danach können wir zusehen, dass wir so schnell wie möglich von hier fort kommen."

Er warf einen Blick auf den Linienplan der TransBus-Verbindungen.

"Wir haben jetzt drei oder vier Blöcke hinter uns gebracht" sagte er. "Es sollte also hier eigentlich früher irgendeine Einkaufsmöglichkeit gegeben haben. Ich glaube nicht, dass wir bis ins Zentrum hinein zu den großen Malls laufen müssen."

"Versuchen wir es dort drüben einmal" meinte er dann und steckte die herausgerissenen Seiten in seine Tasche zurück. "Wenn wir uns entlang der Hauptverbindungsstraße weiterbewegen, sollten wir eigentlich bald zu einem größeren Markt kommen. Dann packen wir uns die Rucksäcke voll und verschwinden von hier. Einverstanden?"

Er blickte mich so arglos aufmunternd an, dass ich unweigerlich grinsen musste.

"Schön. Versuchen wir es."

Nach einem nochmaligen Blick in alle Himmelsrichtungen wagten wir die Überquerung der Kreuzung. Auf der Höhe der Fahrzeugwracks nahmen wir kurz Deckung und liefen danach schnell zur anderen Seite hinüber. Es blieb ruhig und ich atmete erleichtert auf. Doch nur wenige Sekunden hörten wir erneut das Surren herannahender "Guardians".

Ich blickte mich verzweifelt um. Hier gab es kein Versteck für uns! Die Hausfronten zogen sich ohne Vorsprünge oder Überdachungen hin. Und bis zum nächsten Eingang waren es sicherlich fünfzig oder sechzig Meter - wir würden es auf keinen Fall rechtzeitig dorthin schaffen!

"Hierher" zischte Jürgen und zog mich mit sich zu einer großen Tonne am Straßenrand. "Auf den Boden!"

Kaum hatte ich mich hingeworfen kam er schon neben mich und zog mit der einen Hand die Tonne über uns beide. Ich keuchte als der große Behälter auf uns herunter krachte und spürte wie sich der darin verstaute Müll durch den geöffneten Deckel um uns herum auf dem Gehweg verstreute.

Das Surren wurde immer lauter, dem Geräusch nach zu urteilen mussten es wohl mehrere Maschinen sein, die durch den Straßenzug direkt über uns hinwegzogen. Nur langsam ebte der Lärm wieder ab und verschwand schließlich ganz, bis nur noch der heulende Wind zu hören war. Mühsam kämpften wir uns beide unter dem Müllberg heraus. Bestimmt stand diese Tonne schon ein gutes Jahr hier, aber für meine Nase stank es immer noch furchtbar genug. Jetzt war ich doch froh darüber, dass meine warme Jacke sicher in meinem Rucksack lag und von diesem Mief verschont geblieben war.

Jürgen war einen sorgenvollen Blick nach allen Seiten.

"Die sind verdammt tief geflogen!" stieß er hervor. "Es könnte sein, dass wir uns schon in unmittelbarer Nähe zu einer der Polizeistationen befinden. Wir müssen jetzt sehr vorsichtig sein!"

Ich schluckte und klaubte die klebrigen Reste von einer undefinierbaren bräunlichen Masse von meinem linken Ärmel. Ich wollte nicht wissen, was es einmal gewesen war - hoffentlich nur ein alter Kaffeefilter.

Jürgen winkte mir bereits wieder zu, ihm zu folgen. Gemeinsam liefen wir zum nächsten Hauseingang. Für mich war das plötzliche Auftauchen der "Guardians" ein schlechtes Omen, aber was blieb uns anderes übrig als weiterzugehen?

Von Haus zu Haus schoben wir uns die Straße entlang. Mein Puls lag gefühlt über einhundertundachtzig, aber das lag nicht daran dass wir die zwischen den Eingängen liegenden Strecken abschnittsweise rennend zurückgelegt hatten. Tatsächlich kamen wir ein paar hundert Meter weit ehe wir, gerade unter einem der Vordächer Deckung nehmend, sieben "Guardians" durch die Häuserschlucht kommen sahen, dieses Mal in der entgegengesetzten Richtung und während des Fluges immer mehr an Höhe gewinnend. Ich blickte ihnen nach, wie sie am südlichen Ende nacheinander an der Kreuzung nach links in eine der Seitenstraßen einbogen. Wenige Minuten später konnte ich sie als kleine Punkte über den Dächern nach Süden erkennen, bis sie sich im grauen Wolkendunst am Himmel verloren. Dann erschrak ich fast zu Tode, als Jürgen mich am Ärmel zupfte um meine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße zu lenken. Er legte die Hand an die Lippen und nickte dann mit dem Kopf die Straße voraus.

Zuerst vermutete ich das Schlimmste und rechnete damit, einen oder mehrere "Panther" herankommen zu sehen. Dann fiel mein Blick auf die gegenüberliegende Straßenseite, wo sich an einer Hausfront auf drei Etagen große Glasfenster abzeichneten. Dahinter waren, nur halb von

zerrissenen und im Wind hin und her schlagenden Markisen, vage Schaufensterpuppen und verschiedene andere Auslagen zu erkennen.

Endlich!

Wir hatten ein Kaufhaus in diesem Viertel gefunden! Ich musste einen kleinen Freudenschrei unterdrücken.

Jürgen hingegen fuhr sich wieder einmal mit der Hand durch sein wirres, verfilztes Haar unter der Armeemütze und musterte kritisch die Umgebung.

Kapitel 36

Das Geschäft befand sich an einer Art Plaza, die sich in der Straße auftrat. Die Fahrspuren wurden entlang der seitlich zurückweichenden Gebäude um einen kleinen, zentralen Platz geführt. In der Mitte war ein steinerner Zierbrunnen angeordnet, aus dessen Düsen nun aufgrund der fehlenden Stromversorgung natürlich kein Wasser in das darunter angeordnete Becken floss. Am Rand des Brunnens waren mehrere Sitzplätze angeordnet gewesen, welche jetzt umgestürzt und teilweise zerstört quer über den Pflasterbelag verstreut lagen. Einige der Fassaden wiesen zum Teil schwere Beschädigungen auf. Allerdings war hier die Zerstörung nicht so umfassend wie in der Innenstadt, wo die Bauwerke stellenweise vollständig dem Erdboden gleich gemacht worden waren. Möglicherweise waren dies hier auch nur ein paar Begleiterscheinungen vom Beschuss anderer, vielleicht menschlicher Ziele gewesen? An den Schaufensterscheiben des Kaufhauses waren die hier stattgefundenen Kämpfe jedenfalls spurlos vorübergegangen.

"Los, komm mit" riss Jürgen mich aus meinen Gedanken wieder heraus, "wir versuchen es in einem Rutsch bis nach vorne, direkt unter die erste Schaufenstermarkise. Dort gehen wir gleich hinter diesem Pflanzkübel in Deckung und überprüfen dann, ob die Luft rein ist."

"Geht klar" antwortete ich rasch.

Wir sahen uns gehetzt nach allen Seiten um, ehe wir geduckt quer über die Straße liefen und uns so gut wie es ging hinter einem der großen, betonierten Steinkübel verkrochen, an dessen Rand die Ranken von überwuchernden Zierpflanzen hervorquollen. Der Platz lag verlassen vor uns, es mündeten keine Nebenstraßen ab. Das hier war nur eine Art Forum für die Bewohner des Straßenzugs gewesen. Am anderen Ende lagen noch die Bruchstücke einer völlig zerstörten Elektro-Rikscha sowie die zu einer schwarzen Masse verschmolzenen Überreste von einigen Mülltonnen. Ein Teil der dahinter liegenden Hausfassade war zerbombt worden und wies zum Teil türgroße Löcher auf.

"Gib mir Deckung" raunte mir Jürgen ins Ohr und schlich langsam über den feuchten Boden nach vorne, wo sich die gläsernen Eingangstüren befanden.

Die Kaufhausfassade war, soweit ich das von meiner Position aus erkennen konnte, tatsächlich intakt geblieben. Gleiches galt auch für die geschlossenen Schiebetüren. Ich sah wie Jürgen versuchte, die Finger in den Spalt zwischen den beiden Dichtlippen zu schieben, um die Tür

aufhebeln zu können. Sein Mund formte einen stummen Fluch als er abrutschte, nur um es wieder und wieder erfolglos zu probieren. Dann versuchte er die Scheiben einzutreten, aber das Glas der Türen war anscheinend verstärkt ausgelegt. Selbst durch Schläge mit dem Kolben seines Gewehrs konnte er nichts ausrichten. Ich warf derweil nervöse Blicke nach oben zum Himmel. Das dauerte alles zu lange! Wie viel Zeit war wohl verstrichen, seit der letzte "Guardian" hier vorbeigekommen war? Wann würden die nächsten auftauchen?

Mehrmals krachten Schüsse in nächster Nähe und hallten laut von den Wänden der Häuserblocks wider. Glas splitterte. Geschockt blickte ich zu Jürgen hinüber. Er hatte schließlich frustriert angelegt und eine Salve aus dem Schnellfeuergewehr abgegeben. Mit seinen Militärstiefeln trat er nun die lose im Rahmen hängende Glassplitter heraus und winkte mir, der ich ihn immer noch fassungslos anstarrte, zu ehe er sofort danach im Eingang des Kaufhauses verschwand.

Ich musste mich zusammenreißen, dann stemmte ich mich auf die Füße und rannte nach vorne um mich durch die völlig zerschossenen Reste der Eingangstüren zu ihm hineinzuschieben.

"Bist Du wahnsinnig geworden?" entfuhr es mir, als ich schließlich zu ihm gestoßen war. "Hier einfach herumzuballern? Was, wenn man uns gehört hat?"

"Und was hätte ich ansonsten machen sollen?" gab Jürgen mir zurück. Er wirkte ein wenig nervös und blickte durch die mit Auslagen beladenen Schaufenster nach draußen auf die Plaza. "Ein Gebet sprechen oder einen Blitz beschwören, damit der uns die Türen aufbricht? Wir mussten irgendwie hier hineinkommen!"

Er schob mich ein wenig zur Seite und ging dann hinter einer der vielen Schaufensterpuppen in Deckung. Ich suchte mir einen Platz hinter einem Auslegetisch mit Sonderangeboten verschiedener Haushaltswaren. Die nächsten Minuten verbrachten wir schweigend auf unseren Plätzen und starrten unentwegt hinaus auf die Straße. Als das Geräusch von Rotoren erklang warf ich mich auf den Boden, aber der Fluglärm ebte ebenso schnell ab wie er gekommen war. Ich rappelte mich langsam wieder auf während Jürgen neben mich trat und mir seine Hand entgegenstreckte, um mir nach oben zu helfen.

"Tut mir leid" sagte ich, aber er schüttelte den Kopf und machte eine wegwerfende Handbewegung.

"Ist in Ordnung" antwortete er knapp. "Bei uns beiden liegen die Nerven blank. Immerhin sind wir hier jetzt vor den Guardians in Sicherheit und

es scheint niemanden zu geben, der auf unser Eindringen reagiert hat. Es wird Zeit, dass wir uns hier drinnen umsehen."

Er warf den Blick über die Ständer und Tische des im Halbdunkeln liegenden Verkaufsraumes. Ich tat es ihm gleich. Zu unserer linken Seite führte eine Rolltreppe nach oben und nach unten, am rechten Rand der Etage verliefen einfache Stufen in das über uns liegende Stockwerk.

"Schauen wir uns unten um" schlug ich vor. "Diese kleineren Läden haben ihre Nahrungsmittelabteilung wohl im Keller untergebracht."

Jürgen warf mir einen fragenden Blick zu.

"So war es zumindest bei diesem Einkaufszentrum, das wir bei unserer Flucht aus der Stadt betreten hatten" erklärte ich. "Komm, sehen wir mal nach."

Ich ging voraus, aber das lag nicht daran dass ich mutig erscheinen oder Jürgen beeindrucken wollte. Im Gegenteil, ich hatte eine tierische Angst nach dem Krawall der Schüsse auf dem Platz. Vielleicht lag es ja an Jürgens Schnellfeuerwaffe, aber ich konnte mich nicht erinnern dass es einen solchen Krach gegeben hatte, als mir Wernherr in Lehenwies das Sturmgewehr entrissen und sich die beiden Schüsse gelöst hatten. Früher oder später würden sicherlich einige "Guardians" oder "Panther" auftauchen - bis dahin wollte ich so weit weg von hier wie nur möglich sein!

Die stillstehende Rolltreppe führte in die Schwärze des unbeleuchteten Untergeschosses hinunter. Ich kniff die Augen zusammen während ich vorsichtig Stufe um Stufe hinunterstieg, damit sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnen konnten. Als ich unten angekommen war, konnte ich nur die verschwommenen Schemen mehrerer Regalreihen sehen. Dennoch war es eindeutig, dass wir hier in der Nahrungsmittelabteilung angekommen waren. Der eklige Geruch von fauligen Lebensmitteln hing unverkennbar in der stickigen Luft.

Ein schmaler Lichtkegel aus Jürgens Stablampe glitt über meinem Kopf hinweg durch die Etage. Am Fuß unserer Rolltreppe befand sich ein Kassentresen, dahinter zogen sich die Regalreihen auf einer Höhe von bis zu zwei Metern in der üblichen Form eines gezielt angelegten Labyrinthes über die Verkaufsfläche. Der Beschilderung zu Folge lag der Bereich mit Fertignahrung, unsere größte Hoffnung auf noch genießbare Lebensmittel, ziemlich weit am Ende des Geschosses. Im Schein der Taschenlampe durchquerten wir die Regalgänge. Die gesamte Etage schien, wie auch der über uns liegende Bereich, vollkommen unversehrt geblieben zu sein.

Natürlich waren die Lebensmittel nach dem Zusammenbrechen der Stromversorgung ebenfalls dem Verfall preisgegeben. Je weiter wir vordrangen, desto abscheulicher wurde der Gestank von verrottetem Gemüse und fauligem Fleisch, von abgelaufenen Milchprodukten und anderer, bis zur Unkenntlichkeit verdorbener Ware.

Hingegen waren nirgendwo Leichen zu entdecken, auch deutete nichts darauf hin, dass sich in dieser Etage zum Zeitpunkt der vor einem Jahr stattgefundenen Angriffe überhaupt irgend jemand aufgehalten hatte. Waren die Leute hier einfach geordnet aus dem Gebäude marschiert, ohne in Panik zu verfallen? Oder verfügte dieser Markt über eine Notstromversorgung, so dass das Personal die Kundschaft bitten konnte, vorsorglich das Gebäude zu verlassen? Hatte man zunächst einfach nur ein technisches Problem angenommen, war der Strom abgeschaltet worden, ohne dass zeitgleich "Guardians" und "Panther" auf die herausströmende Menge gefeuert hatten? Vielleicht waren deshalb auch die Eingangstüren verschlossen gewesen - mit Hilfe des noch verfügbaren Notstroms...

Steffen drückte mir ohne Vorwarnung einen ganzen Stapel Dosen und Einweckgläser in die Hand, was mich abrupt aus meinen Gedanken riss und wieder zurück in die Wirklichkeit beförderte.

"Mach schon, pack ein" sagte er eindringlich, während er erneut in das Regal griff. "Ich denke, Du willst hier so schnell wie möglich wieder fort?"

Der Ton seiner Stimme deutete an, dass er am liebsten ebenfalls bereits wieder oben auf der Straße den Rückmarsch angetreten hätte. Ich setzte meinen Rucksack ab und begann damit, die angereicherten Lebensmittel hineinzustopfen. Es handelte sich um eingekochte Wurst, Fischdosen, ein paar Dosen mit Mais oder Erbsen - Konservenware, im Vakuum sicher für viele Jahre verpackt, unkompliziert zu lagern. Es würde eine ziemlich einseitige Kost werden. Ich bezweifelte, dass wir hier irgendwo noch etwas genießbares Brot finden würden. Aber darauf kam es jetzt nicht an - dieses Essen würde uns zumindest solange am Leben halten, bis wir wieder zurück im Dorf bei meinen Freunden wären. Mit einem Grinsen nahm ich eine kleine Packung Salz aus einem der Regale und steckte es ebenfalls in den Rucksack. Ein kleines Mitbringsel für Frank, der so oft sehnsüchtig davon gesprochen hatte.

"Vergiss nicht, dass wir auch noch etwas trinkbares einpacken müssen" erinnerte ich Jürgen, der im Begriff schien, das komplette Regal bis zum letzten Glas auszuräumen. Mein Rucksack war schon fast vollständig gefüllt. Ich stopfte noch eine Dose mit Würstchen hinein und zwängte dann das Schnürband zu.

"Getränke stehen dort drüben" gab Jürgen mir zur Antwort. "Besser wir machen jetzt ein wenig schneller - die Batterien meiner Lampe werden langsam schwächer."

Wir bahnten uns den Weg zur anderen Seite des Etage, hinüber zu der normalen Treppe, wo Getränke und Spirituosen lagerten. Jürgen füllte seinen Rucksack mit mehreren großen Wasserflaschen nachdem er im Schein seiner Taschenlampe den Inhalt kritisch gemustert hatte. Dann griff er noch einmal zu und schob auch eine Flasche mit klarem Schnaps in seine Tasche.

"Zur Wunddesinfektion" grinste er mich an. Skeptisch zog ich meine Augenbrauen nach oben, erwiderte aber nichts. Ich war mir ziemlich sicher, dass er den Alkohol nicht nur auf seiner Streifwunde verteilen wollte. Das Licht schrumpfte jetzt merklich zusammen, der verbliebene Schein war schwach und reichte gerade noch ein paar Meter weit. Es war Zeit, aus diesem Keller hinauszukommen.

Wir schulterten unsere prall vollen Rucksäcke. Nach der langen Zeit mit fast leeren Taschen empfand ich das ungewohnte Gewicht als doppelt so schwer wie es vermutlich in Wirklichkeit war. Vorsichtig tasteten wir uns die Regalreihe entlang bis wir das Geländer der Treppe erreichten. Der Ausgang lag weiter hinten im Gebäudegrundriss, so dass das Licht aus dem Erdgeschoss nur schwach die Stufen zu uns hinunter drang. Jürgen ging voraus, ich schleppte mich und meinen Rucksack mühsam hinter ihm die Stufen nach oben.

Wir betraten das Erdgeschoss in der Damenabteilung, überbordend dekoriert mit drapierten Kleidergestellen und Schaufensterpuppen. Der Weg durch den Modedschungel wurde durch einen farbig abgesetzten Streifen auf dem Teppichboden markiert. Vermutlich war er vorwiegend für die männlichen Begleiter der Zielgruppe angelegt worden. Angesichts des Angebotes hätte sicherlich die Mehrzahl der weiblichen Kundschaft dafür gezahlt, nur um hier übernachten zu dürfen.

Ich bemühte mich gerade die Schultergurte meines Rucksacks in eine halbwegs bequeme Position zu rücken, als Jürgen vor mir plötzlich stehenblieb und mich mit der ausgestreckten Hand vor meiner Brust ebenfalls zum Anhalten brachte. Dann zog er sein Schnellfeuergewehr in Schussposition und ging langsam neben einem Kleiderständer mit hellbeigen Sommermänteln in die Knie, den Blick ununterbrochen voraus in Richtung der Eingangstüren gerichtet. Ich brauchte ein paar Sekunden um Eins und Eins zusammen zu zählen ehe ich in der Lage war zu reagieren und mich hinter einem auf der anderen Seite stehenden Verkaufstisch, übersät mit Handtaschen und Hüten, zu verschanzen.

Jürgen legte den Finger auf die Lippen und deutete nach vorne, dann verharrte er in seiner Position, über den Lauf seiner Waffe ein Ziel anvisierend. So blieb er starr und regungslos, beinahe wirkte er selbst wie eine Schaufensterpuppe. Ich spähte dem zwischen den Kleiderbergen hindurch dem Eingangsbereich entgegen.

Dort vor uns, keine zwanzig Meter entfernt, standen keine "Panther" oder andere Roboter, sondern eindeutig Menschen. Es mussten drei oder vier Gestalten sein, die sich als dunkle Umrisse vor dem helleren Hintergrund der vor unserem Kaufhaus liegenden Plaza abzeichneten. Soweit ich sehen konnte hielten mindestens zwei von ihnen ebenfalls Gewehre, in der rechten Hand des Dritten glaubte ich einen Revolver oder eine Pistole erkennen zu können. Sie alle schienen erst kurz zuvor hereingekommen und noch nicht richtig an die Lichtverhältnisse in der Etage gewöhnt zu sein. Vorsichtig suchend blickten sie sich nach allen Seiten hin um.

Der vierte Mann war fast einen ganzen Kopf größer als seine Begleiter und stand ein Stück hinter ihnen. Mit seinen Bewegungen vermittelte er einen seltsam steifen Eindruck. Obwohl er keine erkennbare Waffe hielt, schien er mir der gefährlichste von den Vieren zu sein. Sein Kopf drehte sich langsam hin und her, während er seinen Blick durch die Szenerie des Verkaufsraums gleiten ließ.

"Martin - durchsuch' die untere Etage" ergriff er schließlich leise das Wort. "Ihr beiden geht nach oben." Seine Stimme klang dunkel, rau, ein wenig knurrend. Die Männer folgten ohne zu zögern seinem Befehl. Zwei stiegen die Treppenstufen schräg vor uns nach oben, ihre Waffen und Blicke auf das Obergeschoss gerichtet, ohne uns in dem Gewühl der Kleiderständer zu bemerken. Der Dritte wandte sich zur Seite und stieg, wie wir es zuvor getan hatten, über die stillstehende Rolltreppe in das Kellergeschoss hinunter. Ehe ich seine Gestalt hinter der Balustrade verschwinden sah, blitzte das Licht einer kleinen Lampe auf und warf einen zuckenden Schatten an die seitliche Wand.

Der Anführer der Gruppe ging währenddessen mit steifen Schritten ein paar Meter auf uns zu in den Verkaufsraum hinein. Ich glaubte ein leises Keuchen bei jeder seiner Bewegungen zu vernehmen. Die Hände hielt er unablässig an seinen Seiten, wo er vermutlich seine eigenen Waffen befestigt hatte. Dann blieb er erneut stehen und drehte seinen Kopf hin und her, nach möglichen Eindringlingen suchend.

Ich warf einen kurzen Blick zu Jürgen hinüber, der immer noch wie eine Statue in seiner schussbereiten Position verharrte. Er bemerkte meine Bewegung aus den Augenwinkeln und schüttelte nur fast unmerklich den

Kopf. Vermutlich wollte er mir damit klarmachen dass es besser wäre, noch nichts zu unternehmen, sondern weiterhin abzuwarten.

Ich hörte ein paar Mal Schritte von den Männern, die über uns das Obergeschoss durchsuchten. Von der Kellertreppe her blieb alles ruhig. Der große Mann stand, wie lauernd in unsere Richtung blickend, immer noch fast völlig regungslos da. Vermutlich wollte er nicht riskieren, dass sich hier verborgenen Eindringlingen die Möglichkeit zur Flucht durch die Eingangstüren bot, während er selbst durch die Etage lief, um sie in ihrem Versteck aufzustöbern. Abgesehen davon schien er mir solche Aufgaben eher an seine Untergebenen weiterzureichen, die sich seinem Kommando ganz offensichtlich unterordneten.

Die Frage war: was sollten wir nun tun? Jürgen schien sich unschlüssig zu sein und ich konnte dies gut nachvollziehen. Es würde mir zwar sicher wesentlich mehr widerstreben als ihm, diesen Mann kurzerhand niederzuschießen und danach das Weite zu suchen - nur, dass wir mit dieser Vorgehensweise nicht unbedingt Erfolg haben dürften, denn der Schusswechsel würde seine Kameraden alarmieren, welche wiederum auf uns schießen würden. Und nun, da wir wieder mit schwerem Gepäck unterwegs waren, war an eine schnelle Flucht sowieso nicht zu denken.

Der Anführer stand noch einen Moment an seinem Platz, dann wandte er sich endlich ab und ging steif zurück in Richtung der zerschossenen Glastüren. Nun bewegte sich auch Jürgen wieder, jedoch deutete er mir an, weiter an meinem Platz zu bleiben und robbte dann zwischen den Ständern über den Boden nach rechts in die Dunkelheit davon. Einen kleinen Bogen durch die Abteilung schlagend, verschwand er hinter den Ausstellungsstücken der Sommermode des vergangenen Jahres.

Mich ließ er ratlos zurück. Was bezweckte er nur? Und was sollte ich nun tun? Bis er wieder auftauchte war ich hier nutzlos, konnte ihm nicht einmal Deckung geben da ich nicht wusste, wo er sich eigentlich befand. Und auch ich selbst war nun schutzlos... nun, das zumindest wollte ich ändern bis er wieder auftauchte. Ich beschloss, weiter in Deckung zu kriechen, zog mich meinerseits nach hinten zwischen die angrenzenden Tische und Regale zurück, bis ich an die Balustrade des Treppenlaufs stieß.

Wenige Augenblicke später kamen bereits die beiden Männer aus dem Obergeschoss des Kaufhauses die Stufen hinunter, nach wie vor die Waffen in ihren Händen haltend, jedoch deutlich weniger vorsichtig als bei ihrem Aufstieg. Sie schlossen sich ihrem wartenden Anführer an und ich konnte leise hören, wie sie Meldung erstatteten und berichteten, dass sie in den beiden oberen Etagen niemanden angetroffen hatten. Ich

erlaubte mir ein kleines, vorsichtiges Lächeln. Wenn jetzt noch der dritte Mann aus dem Keller zurückkehrte und ebenfalls nichts zu berichten wusste, dann würden sie vielleicht wieder abziehen. Oder das bislang vernachlässigte Erdgeschoss genauer unter die Lupe nehmen... wo zum Teufel steckte Jürgen nur? Was plante er und warum hatte er mir nicht erzählt, was er vorhatte?

Wie lange war der Dritte jetzt schon unten im Keller? Klar, es war dort zappenduster und er war allein - kein Wunder, dass er länger brauchte als seine anderen Kameraden, die in den oberen Etagen durch die Schaufenster deutlich mehr Licht bei ihrer Suche hatten als den dünnen Strahl einer kleinen Lampe. Aber wäre es nicht langsam an der Zeit, dass auch er langsam wieder auftauchte? Zwischen den Unmengen an Kleiderständern versuchte ich einen Blick auf die Wand über der Rolltreppe zu erhaschen. Wenn dieser Typ wieder nach oben stieg, sollte ich den Lichtstrahl doch sicherlich erkennen können.

Mein angespannter Gesichtsausdruck gefror, als ich die Kälte eines kleinen, runden Metallgegenstands in meinem Nacken spürte. Ich spürte instinktiv, worum es sich handelte - jemand drückte mir den Lauf eines Gewehrs an den Hals.

"Hier haben wir einen" hörte ich nur eine halbe Sekunde später eine Stimme in meinem Rücken sagen. Es war eine helle, ruhige, freundliche Stimme - eine Stimme, die zu einem Hausarzt oder einem Lehrer passen würde. Aus diesem Grund stand sie in einem seltsam Kontrast zu dem Stechen des stählernen Laufs in meinem Genick.

Auf den Ausruf hin kam Leben in die drei Gestalten am Eingang. Ich hörte wie sich ihre Schritte näherten. Der Mann hinter mir verstärkte den Druck seines Gewehrs leicht.

"Waffe niederlegen und aufstehen" hörte ich ihn in einem unverändert freundlichen Tonfall sagen. Ich folgte seinen Anweisungen, plazierte das Sturmgewehr vor mir auf dem Boden und richtete mich danach langsam auf, während ich die Hände in Kopfhöhe hob. Die zwei Männer aus dem Obergeschoss standen nur zwei oder drei Meter von mir entfernt, ihr Anführer folgte steif mit einigem Abstand. Er bewegte sich langsam, fast mechanisch, drehte bei jeder Bewegung leicht das Becken nach vorne.

"Was sollen wir..." setzte der etwas kleinere der beiden Männer, der mit der Pistole, gerade zu einer Frage an seinen Boss an, als eine weitere Stimme durch den Raum peitschte.

"Keine Bewegung, Waffen runter, keine Dummheiten!"

Ich erkannte Jürgens Ton, wusste aber nicht ob ich erleichtert sein sollte oder ob ich, nachdem mich die nun Männer entdeckt hatten, ihm gerade seinen wie auch immer gearteten Plan vermässelt hatte.

"Hände nach oben!" hörte ich ihn jetzt wieder rufen.

Die beiden Männer vor mir drehten sich zuerst schnell um, verharrten dann aber abwägend in ihrer Position. Der Druck des Gewehrlaufs in meinem Nacken ließ nach und verschwand. Ich blinzelte kurz, um die Ereignisse im Halbdunkel besser verfolgen zu können. Jürgen stand nur wenige Schritte von dem Anführer der Gruppe entfernt und hielt sein Schnellfeuergewehr genau auf dessen Kopf gerichtet. Der Mann rührte sich nicht, hatte aber ebenfalls den Kopf gedreht, um Jürgen anzusehen. Jedem in diesem Raum musste klar sein: würde Jürgen feuern, könnte er sein Ziel auf keinen Fall verfehlen.

"Ich glaube, es gibt hier Klärungsbedarf" ließ sich nach einer kleinen Weile die rauhe, knurrige Stimme des Anführers vernehmen. "Wie wäre es, wenn jeder seine Waffe senkt und wir uns zuerst einmal gegenseitig vorstellen?"

"Nur zu" kam von Jürgen die Antwort. Er nahm den Gewehrkolben von seiner Schulter, hielt die Waffe jedoch in Hüfthöhe in schussbereiter Position. Ich trat unauffällig einen halben Schritt vor und setzte meinen Fuß auf das am Boden liegende Sturmgewehr um zu verhindern, dass einer der mich umringenden Männer sich die Waffe greifen konnte. Die Umzingelung löste sich jedoch auf und die drei traten langsam, jedoch ebenfalls wie Jürgen mit griffbereit gehaltenen Waffen, zu dem großen Mann hinüber.

"Wir sind sicherlich alle überrascht festzustellen, dass sich hier in der Stadt außer uns auch noch andere Bewohner befinden" begann dieser erneut die Konversation. Er redete druckreif, wie ein Politiker, der sein Leben lang nichts anderes getan hat als in kritischen Situationen zu vermitteln. Trotz seiner ziemlich unangenehmen Stimme umgab ihn die Aura eines charismatischen Führers - kein Wunder, dass seine Leute ihm aufs Wort gehorchten.

"Nicht wirklich" gab Jürgen zurück. "Auf unserem Weg hierher sind wir bereits einigen anderen Leuten begegnet. Obwohl ich zugeben muss, dass diese nicht annähernd so organisiert und ausgerüstet waren wie Sie und Ihre Männer."

"Ach?" kommentierte der Mann, ohne das bei diesem Wort eine echte Überraschung in seiner Stimme mitschwang. "Von solchen Geschichten haben wir natürlich gehört. Allerdings soll es sich den Gerüchten nach

dabei überwiegend um verwahrloste Wilde handeln. Hier in dieses Viertel sind sie jedoch bislang noch nicht vorgedrungen."

"Und wer sind Sie nun genau?" wollte Jürgen wissen, während er sein Gegenüber nicht eine Sekunde aus den Augen ließ. "Wie lange haben Sie hier in der Stadt schon überlebt?"

"Überlebt ist das richtige Wort" bestätigte der Anführer wie beiläufig, die ganze Zeit über in seiner unbeweglichen Haltung verharrend. "Es muss gut ein Jahr vergangen sein, seit die Apokalypse über uns hereinbrach. Menschen wurden niedergemacht oder wie Vieh durch die Straßen getrieben. Aber hier und dort haben ein paar Leute überlebt. Menschen, die in der Lage waren, sich vor den Maschinen zu verstecken oder sich gegen sie zur Wehr zu setzen.

Wir sind mit der Zeit immer mehr von ihnen begegnet und haben uns zu unserem eigenen Schutz zusammengeschlossen. Seit die Kämpfe abgeflaut sind und die Roboter begonnen haben uns mehr und mehr zu ignorieren, halten wir so gut es geht die Ordnung aufrecht - zumindest in diesem Viertel. Fast jeder, dem ich seitdem begegnet bin, hat sich dazu entschlossen, Teil unserer Gruppe zu werden."

Er redete nicht weiter, aber ebenso wie Jürgen konnte auch ich den unausgesprochen gebliebenen Teil spüren, der sich als Abschluss der langatmigen Erklärungen uns geradezu aufdrängte: "*Und wie werdet Ihr Euch entscheiden?*"

Jürgen ging nicht auf die stumme Aufforderung des Mannes ein.

"Dann leben Sie schon fast ein Jahr mit Ihren Leuten hier in der Stadt?" stellte er stattdessen die nächste Frage. "Und wie kommt es, dass die Roboter Sie hier in Frieden lassen?"

"Natürlich binden wir ihnen unsere Anwesenheit nicht auf die Antenne" kommentierte der Anführer lakonisch. "Wir halten uns gut versteckt und tragen dafür Sorge dass wir keine Spuren hinterlassen. In diesem Viertel gibt es zwei Polizeistationen und eine davon fungiert für die Drohnen als Stützpunkt. Wir beobachten ihn, halten uns ansonsten aber von allen Maschinen fern."

Er musterte Jürgen für einen Moment, ehe er weitersprach.

"Ich bin sicher, dass Sie uns ebenfalls einige interessante Geschichten von sich erzählen könnten" sagte er schließlich. "Immerhin haben Sie es ebenfalls geschafft, das vergangene Jahr über diesen Robotjägern zu entgehen. Und Ihrer Ausrüstung und Ihrem Verhalten nach zu schließen haben Sie sich hierbei auf professionelle Kenntnisse stützen können. Es wäre mir und meiner Gruppe eine Ehre, wenn Sie und Ihr stiller Freund

dort drüben uns zu unserem Stützpunkt begleiten würden. Also, was halten Sie davon?"

Jürgen tauschte einen kurzen Blick mit mir aus, dann nickte er zögernd.

"In Ordnung" erwiderte er förmlich. "Ich darf annehmen, dass wir von Ihnen oder den Angehörigen Ihrer Gruppe keine Feindseligkeiten zu erwarten haben?"

"Darauf gebe ich ihnen mein Wort" antwortete ihm der Mann. "Wer uns gegenüber freundlich auftritt, darf gleiches von uns erwarten."

Er drehte sich zu dem immer noch hinter mir stehenden Mann um.

"Martin, sieh bitte nach ob es draußen sicher ist. Wir wollen schließlich unsere Gäste ohne Zwischenfälle nach Hause bringen."

Der Mann mit dem Gewehr und der freundlichen Stimme nickte stumm und schritt dann an mir vorbei, ohne mich nochmals anzusehen. Jürgen trat langsam zu mir herüber während ich die Gelegenheit nutzte, um mein Sturmgewehr wieder aufzuheben.

"Sie haben uns noch nicht Ihren Namen gesagt" stellte Jürgen fest.

Der Mann hatte bereits ein paar Schritte in Richtung Ausgang gemacht, drehte sich jedoch nun nochmals mit steifen Bewegungen zu uns um.

"Sie mir Ihre auch nicht" gab er mit einem seltsam anmutenden Lächeln zurück, während er mit einer Hand eine Bewegung machte die wohl einladend wirken sollte. "Aber nennen sich mich doch einfach Roberto."

Teil 4



Die Rückkehr

Bildquelle: Martin Wessely, www.unsplash.com (No. 210, Lizenzfrei)

Kapitel 37

Als wir näher an die gläsernen Eingangstüren herantraten konnte ich diesen Mann in einem etwas besseren Licht betrachten. Die Steifigkeit seiner Bewegungen rührte von einer Art Panzerung her, die seinen Oberkörper bedeckte und sich noch ein Stück weiter über die Hüfte nach unten zog. Gurte fixierten zwei Schalen aus schwarzem Carbon, die mit einer geformten Struktur seinen Rücken stützten. Dies war keine übliche Schutzweste, eher eine medizinische Hilfe, ähnlich einem künstlichen Exoskelett. Vermutlich hatte er irgendwann in der Vergangenheit einen schweren Unfall erlitten, bei dem die Wirbelsäule irreparabel geschädigt worden war.

Als ich sein Gesicht betrachtete durchlief mich ein Schauer. Was immer diesem Mann passiert war - es musste ein wahres Wunder sein, dass er es überlebt hatte. Die Haut war mit Brandmalen übersät und durch tiefe Narben zerfurcht. Das wenige, was von seiner Kopfbehaarung noch vorhanden war, hatte er sich fein säuberlich abrasiert und der fleckige Schädel glänzte leicht im Lichtschein, der durch die Schaufenster zu uns herein drang. Trotz der Düsternis in der Etage trug er eine dunkle, fast völlig schwarze Sonnenbrille - vermutlich waren auch seine Augen durch die Ereignisse der Vergangenheit in Mitleidenschaft gezogen worden. Dennoch schien er ausgezeichnet sehen zu können, zumindest deutete nichts an seinen Bewegungen auf irgendwelche Orientierungsprobleme hin.

Mein Blick wanderte an ihm herab und blieb an zwei Behältern hängen, die er seitlich an einer Art Hüftgürtel befestigt mit sich trug. Auf der linken Seite befand sich eine Halterung, in der ein schmales Griffstück mit zwei oben hervorstehenden Druckknöpfen steckte. Rechts befand sich ein Beutel, etwa so groß wie zwei Fäuste, der bei jedem Schritt leicht vor und zurück schwang. Durch das dichtmaschige, schwarze Netz konnte ich darin mehrere dunkle Kugeln von etwa fünf Zentimeter Durchmesser erkennen.

Als seine Begleiter an ihm vorbei durch die zerschossenen Scheiben nach draußen traten musterte ich sie ebenfalls. Alle wirkten unnatürlich gepflegt - kein Bartwuchs, kaum Schmutz auf ihren Kleidungsstücken, die Haare geschnitten oder auf wenige Millimeter Länge geschoren. Sie sahen aus, als wären die Ereignisse des letzten Jahres, die Angriffe der Roboter und die Veränderungen, die sich in der Stadt daraus ergeben hatten, fast völlig an ihnen vorübergegangen. Im Vergleich zu ihnen

wirkte Jürgen an meiner Seite furchtbar dreckig und verwahrlost mit dem struppigen Bart, seinem strähnigen Haar und seiner mittlerweile ziemlich zerschlissenen Uniform. Auch ich musste auf diese Männer vermutlich wohl einen ähnlich heruntergekommenen Eindruck machen.

"Alles in Ordnung" meldete der Mann, der von seinem Anführer Martin genannt wurde, in ruhigem Tonfall.

"Meine Herren, wenn ich Sie bitten dürfte mir zu folgen?" erklärte uns darauf Roberto mit seiner knurrigen Stimme und trat voraus auf die Straße. Er hatte es nicht eilig und ging ohne ein Zeichen von Sorge oder Aufmerksamkeit, aufrecht und steif, über den sonnenüberfluteten Platz. Jürgen und ich zögerten kurz, ehe wir beschlossen ihm zu folgen. Ich musste den Impuls unterdrücken, in geduckter Haltung zur anderen Seite hinüber zu rennen und mich mit schussbereitem Gewehr an die Hauswand zu drücken. Die anderen drei Männer folgten uns in kurzem Abstand wie Leibwächter - oder eine Gefangeneneskorte.

Ohne sich auch nur einmal umzusehen schritt Roberto auf die teilweise zerstörte Fassade der gegenüberliegenden Häuserzeile zu und betrat den Wohnblock durch eines der türgroßen Löcher. Wir folgten ihm zusammen mit dem Rest der Gruppe hinein.

"Eine der wenigen Dinge, die ich an diesen Maschinen schätzenswert finde, ist die Berechenbarkeit ihrer Handlungsabfolgen - solange sie nicht darin gestört werden" erläuterte Roberto wie beiläufig, während er durch die zertrümmerten Überreste eines Kinderzimmers stieg und dann den Flur der verlassenen Wohneinheit betrat. "Die Drohnen fliegen die Polizeistation ein paar Straße weiter immer auf dem gleichen Weg und in der Regel auch in den gleichen Abständen an. Sofern dieses Muster aufrechterhalten wird, kann man sich zu den restlichen Zeiten ungestört innerhalb des Viertels bewegen."

Er betrat das Treppenhaus des Wohnblocks und ging ohne zu zögern die Treppe in den Keller hinunter. Dort ließ er kurz seinem Assistenten Martin den Vortritt, welcher eine Stahltür aufzog und seinen Anführer als erstes hindurchgehen ließ. Wir liefen durch ein Labyrinth aus schwach erleuchteten Kellergängen. Es dauerte einige Sekunden bis ich bewusst registrierte, dass die Beleuchtung durch elektrische Lampen erfolgte - Fluchtwegmarkierungen, deren grüne Kunststoffhauben entfernt worden waren, um die Lichtausbeute der Leuchtmittel zu steigern. Doch woher zum Teufel kam die Energie? Ich wollte gerade die entsprechende Frage stellen als sie von Roberto, der uns wie zuvor ungerührt voraus ging, bereits beantwortet wurde.

"Ein großer Vorteil in diesem Wohnviertel ist eine zum Teil immer noch funktionsfähige Stromversorgung" referierte er, ohne sich dabei zu uns umzudrehen. "Da die nahe Polizeistation als Landepunkt für die Drohnen dient, ist die Stromzufuhr nicht vollständig unterbrochen worden. Die Hauptleitung ist immer noch in Betrieb und damit auch alle daran angeschlossenen Notfalleinrichtungen. Wir nutzen diese mit, ohne dass es den Maschinen aufzufallen scheint. Zumindest kümmern sie sich nicht darum."

"Das ist ein unglaubliche Gelegenheit" entfuhr es mir unwillkürlich. "Sie könnten einfach das Verteilernetz sabotieren und ihrerseits den Drohnen die Energiezufuhr abschneiden! Damit wären die Maschinen in kürzester Zeit lahmgelegt!"

"Meinen Sie wirklich?" gab der Mann in gelangweilt klingendem Tonfall zurück. Auch jetzt drehte er sich nicht zu mir um, folgte stattdessen mit steifen Schritten dem Verlauf der fahl beleuchteten Kellergänge. "Durch die Unterbrechung der Versorgung würden die Maschinen mitnichten kampfunfähig gemacht. Im Gegenteil, sie würden von der Anwesenheit feindlicher Kräfte direkt vor ihrer Nase erfahren. Selbst wenn all diese Drohnen in kürzester Zeit aufgrund Energiemangels am Boden liegen bleiben würden, würde es vermutlich kurz danach auf den Straßen hier nur so von anderen Kampfrobotern wimmeln."

Abgesehen davon ist doch sicherlich anzunehmen, dass sich hier in der Stadt weitere Versorgungspunkte befinden. Bestenfalls käme es zu einer kurzzeitigen Verlagerung des Stützpunktes. Ein Nadelstich, strategisch nicht von geringster Bedeutung. Wir hätten dadurch nichts gewonnen. Im Gegenteil, wir könnten dadurch nur verlieren."

Er hatte das Ende eines Ganges erreicht. Die rechte Seitenwand war durchbrochen worden und er bückte sich mühsam in seinem Exoskelett, um durch das Loch in einen weiteren Kellergang zu gelangen.

"Wir haben uns statt dessen die Energie für unsere eigenen Zwecke zu Nutzen gemacht" fuhr er ungerührt fort, offensichtlich keinen weiteren Kommentar meinerseits erwartend. "Die enge Bebauung dieses Viertels ermöglichte uns, unterirdische Verbindungen zwischen den einzelnen Häuserblöcken zu schaffen, so dass wir nahezu jeden Punkt ungesehen erreichen können. Unterhalb der Straßen haben wir uns auf diese Weise Zugang zum Kanalisationssystem und zu den Versorgungsschächten verschafft. Auf diese Weise kontrollieren wir, direkt unter der Nase der Besatzer, fast das gesamte Viertel. Unseren Spähtrupps entgeht so gut wie nichts in dieser Gegend."

"Haben Sie so von unserer Anwesenheit erfahren?" hakte Jürgen sofort nach.

Ich sah den Kopf des Anführers in einem scharfen Nicken rucken.

"In der Tat. Einer unserer Posten hat einen Schusswechsel in dieser Ecke unseres Bezirks gemeldet. Es ist äußerst ungewöhnlich, dass hier noch geschossen wird. Aus diesem Grund habe ich mich selbst auf den Weg hierher gemacht, um nach dem Rechten zu sehen." Er blieb kurz stehen, um eine weitere Kellertür zu einem anderen Gang zu öffnen und zu passieren.

"Und wie groß ist dieser von Ihnen kontrollierte Bezirk?" wollte Jürgen wissen.

"Bis jetzt umfasst er in etwa zwölf auf zehn Blöcke" gab Roberto zur Antwort. Mir schien es fast als würde er es genießen, Eindruck mit den Beschreibungen seines eigenen kleinen Reiches zu schinden. "Mit der aktuellen Gruppengröße ist dies ein Bereich, der sich durch regelmäßige Patrouillengänge recht gut überblicken lässt. Wir haben hier Zugriff auf zahlreiche Versorgungsmöglichkeiten, die uns in den gegenwärtigen Umständen entsprechend recht angenehmes Leben ermöglicht."

Nun wandte er sich zum ersten Mal zu uns um und schenkte Jürgen ein Lächeln, was auf seinem vernarbten und entstellten Gesicht jedoch nicht sonderlich gut zur Geltung kam.

"In diesem Zusammenhang möchte ich mich bei Ihnen bedanken" sagte er. "Diesem Geschäft, in dem wir Sie angetroffen haben, hatten wir bis jetzt keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ich werde die Etagen dort in den kommenden Tagen prüfen lassen, damit wir alle für uns noch brauchbaren Gegenstände in Sicherheit bringen können."

"In Sicherheit?" fragte ich verwundert. "Wovor denn?"

Der Mann versuchte es erneut mit ein Lächeln.

"Bitte nehmen Sie es mir nicht übel" antwortete er, "aber ich meine zum Beispiel damit Leute wie Sie beide. Leute, die nicht zu unserer Gruppe gehören sind mit den Prinzipien, die in diesem Viertel herrschen, nicht sonderlich vertraut. Ihr Eindringen wäre geeignet, die Maschinen auch auf unsere Anwesenheit aufmerksam zu machen. Sie werden verstehen, dass wir das nach Möglichkeit vermeiden wollen."

"Soweit wir das gesehen haben werden sie eine Menge Sachen von dort wegschaffen müssen" gab ich zu bedenken. "Wo in aller Welt wollen Sie das alles unterbringen?"

Wir waren jetzt an einem weiteren Durchbruch in einer der Wände angekommen, die kaum einen Meter im Durchmesser betrug. Roberto

blieb stehen und wartete, bis alle ihm nachfolgenden Personen zu uns aufgeschlossen hatten.

"Meine Männer werden es Ihnen gerne zeigen" sagte er und deutete auf den Durchbruch. "Sie können die Abkürzung nehmen. Ich werde Sie dann dort treffen. Dieser Weg steht mir selbst leider nicht offen."

Er nickte kurz seinen Gefolgsleuten zu, drehte sich dann um und folgte dem Gang links von uns. Wir standen für einen Moment unschlüssig vor dem Durchstieg, ehe uns der Martin genannte Mann sanft anstupste.

"Darf ich bitten?" sagte er mit seiner seltsam angenehm und melodisch klingenden Stimme, als er auf den Durchbruch deutete. Jürgen und ich wechselten einen kurzen Blick, dann setzte Jürgen seinen Rucksack ab und schob sich mit den Beinen voran durch das Loch in der Wand. Ich quetschte unsere beiden Taschen hintereinander zu ihm auf die andere Seite, ehe ich ihm folgte. Wir standen nun in einem größeren Kanal mit mehreren isolierten Leitungen. Weitere Rohre aus schwarzem Kunststoff und einem kleineren Durchmesser verliefen an der Decke. Die Abstände zwischen den Notbeleuchtungen waren hier deutlich größer. Bis sich meine Augen an die düsteren Lichtverhältnisse gewöhnt hatten waren auch die drei Männer hereingeklettert.

"Nun nach rechts, bitte" wies uns Martin an. Wir schulterten unsere Rucksäcke und gingen dann langsam und vorsichtig durch die zum Teil mit Spinnweben verhangenen Segmente der Trasse.

"Wo führen Sie uns hin?" fragte Jürgen.

"Wir werden in ein paar Minuten in unserem Stützpunkt ankommen" erklärte der hinter uns laufende Mann. "Dort können Sie sich dann uns allen erst einmal richtig vorstellen. Sie sehen ein wenig mitgenommen aus - Sie sind bereits eine ganze Zeit lang unterwegs, nicht wahr? Mich würde interessieren, wie Sie zu uns gekommen sind."

Ich setzte zu einer Antwort an, aber Jürgen fiel mir hastig ins Wort.

"Wir sind Teil der irregulären Streitkräfte, die sich nach Beginn der Angriffe gebildet haben" erklärte er. "Nachdem die Kasernen unter Feuer genommen wurden sind wir auf einen anderen Stützpunkt am südlichen Stadtrand zurückgewichen. Wir beide waren Teil eines Spähtrupps, der die Aktivitäten der Roboter im Stadtbereich auskundschaften sollte."

Der Mann namens Martin sagte nichts, doch ich konnte hören dass die anderen beiden anderen Männer am Ende unseres Zuges sich leise miteinander unterhielten. Wir beide als Teil einer Kampftruppe musste anscheinend bei ihnen Eindruck machen. Ich fragte mich allerdings wer uns eine solche Geschichte abnehmen sollte - und welchen Zweck Jürgen damit wohl verfolgte, dem Mann so ein Märchen aufzutischen.

"Jetzt links abbiegen, bitte" wies uns Martin an, als wir eine Kreuzung im Kanalverlauf erreichten. "In ungefähr hundertfünfzig Metern führt links eine Tür aus dem Schacht. Bitte warten Sie dort. Versuchen Sie nicht, sie zu öffnen!"

Wir erreichten eine Brandschutztür unter einem schwach leuchtenden Notausgangsschild und blieben stehen. Martin trat vor uns und klopfte mit dem Kolben seines Gewehrs mehrmals, ein Zeichen gebend, an den verbeulten und schmutzigen Stahl. Wenige Sekunden später wurde die Tür langsam geöffnet. Ich konnte ein Gesicht auf der anderen Seite erkennen, das durch den Türspalt linste. Offenbar wurde Martin erkannt und akzeptiert, denn sofort wurde die Tür vollständig geöffnet, so dass wir hindurchgehen konnten. Auf der anderen Seite befand sich ein schmaler Treppenaufgang. Licht fiel vom oberen Ende auf uns herab. Jeweils links und rechts des Türrahmens hielt eine Gestalt Wache.

"Wir haben zwei Gäste" erklärte Martin. "Wir sollen Sie hochbringen."

"Wo bleibt Roberto?" fragte einer der beiden. Es war eine helle Stimme, die vielleicht einer Frau gehörte. Im trüben Dunkel konnte ich jedoch keine Einzelheiten erkennen.

"Er kommt nach" gab Martin zur Antwort. "Wer ist zur Zeit oben?"

"Markus, Berthold und Thelma" folgte sofort die Antwort der Wächterin. Dann senkte sie die Stimme zu einem fast lautlosen Flüstern. "Es sieht verdammt übel mit Markus aus."

Martin nickte kurz und drehte sich dann zu uns um.

"Bitte mir zu folgen, die Herrschaften" sagte er und begann die Stufen nach oben zu steigen.

Während wir nach oben gingen blinzelte ich mehrmals, damit sich meine Augen an den Lichtwechsel gewöhnen konnten. Wir erreichten eine größere, nüchtern eingerichtete Halle. Dem Aussehen nach zu urteilen befanden wir uns ganz offensichtlich in einer der medizinischen Einrichtungen der Stadt - billige Drucke in Wechselrahmen, weiße Türen und Plexiglasschilder mit Stationsbeschreibungen säumten die Wände, dazwischen hingen ein paar gemalte Blumenbilder. Alles wirkte ruhig und friedlich, als wäre an diesem Ort nie etwas passiert. Im Vorbeigehen musterte ich die Schilder an den Türen. Dies hier war scheinbar der Verwaltungstrakt, wir hatten das Gebäude nicht durch den Haupteingang betreten. Ich rief mir Peters Spekulationen ins Gedächtnis und kämpfte meine Fantasie nieder.

Martin wandte sich sofort wieder zur Seite und führte uns eine weitere Treppe hinauf. Wir folgten ihm in das zweite Obergeschoss des Flügels durch eine doppelte Glastür in einen Bereich, über dem "Pneumologie"

angeschrieben war. Vor uns erstreckte sich ein für Krankenhäuser üblicher, endlos lang erscheinender Korridor mit vielen Seitentüren, die zu den ehemaligen Patientenzimmern führen mochten. Direkt am Anfang lag der ehemalige Wartebereich für Besucher, ein großer offener Raum von ungefähr zehn auf zwanzig Metern, der von der Gruppe als eine Art Versammlungsraum genutzt wurde. Stühle und Tische, die offensichtlich zuvor nicht hier gestanden hatten, waren zu verschiedenen Sitzgruppen zusammengestellt worden. Eine Frau, die einen Overall trug und vielleicht zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, saß im hinteren Abschnitt des Zimmers an einem Schreibtisch und schrieb, uns den Rücken zugewandt, irgend etwas auf mehrere Blätter Papier.

Ein Mann hatte sich direkt hinter der Tür an der Wand gelehnt. Als wir eintraten schnellte seine Hand instinktiv an den Saum seiner Mütze in einer Art Salut, aber es fehlte dabei die zackige Professionalität eines ausgebildeten Soldaten. Ich schloss aus seinem Verhalten das Martin, der vor uns als erster das Zimmer betreten hatte, in der gruppeninternen Hackordnung ziemlich weit oben stehen musste. Er erwiderte den Gruß mit einem kurzen Nicken, während die anderen beiden Männer uns sanft aber nachdrücklich in den Raum hineinschoben, um danach an der Doppeltür Posten zu beziehen.

"Wir haben hier zwei Gäste" wandte sich Martin an die Frau. Sie drehte sich an ihrem Tisch halb zu uns um und ich konnte erkennen, dass ihr linker Arm, der zuvor durch ihre Körperhaltung verdeckt worden war, bis weit über das Ellbogengelenk hinauf bandagiert war.

"Verletzt?" antwortete sie fragend.

"Nein" antwortete Jürgen. "Es geht uns gut. Wir wurden nur zu einem Gespräch hierher gebeten."

Ich sah die linke Augenbraue von Martin für eine Sekunde leicht nach oben wandern. Ob dies Unwillen über die Jürgens Einwurf geschuldet war oder Zweifel an der Einschätzung unserer Lage darstellen sollte, vermochte ich nicht zu interpretieren.

"Vermutlich möchten Sie sich ein wenig ausruhen" stellte er nun in sachlichem Tonfall fest und wies auf ein paar Stühle, die auf der anderen Seite des Raumes an die Wand gerückt worden waren. "Wenn Sie hungrig oder durstig sein sollten, sagen Sie es bitte."

"Danke, ich glaube wir haben alles was wir brauchen" antwortete ich. Die Situation hatte etwas Surreales an sich und ich spürte eine in mir wachsende Unruhe, auch wenn ich nicht wirklich sagen konnte, was der Grund dafür war. Diese Leute hier behandelten uns gleichmütig, oder war gleichgültig das besser passende Wort? Dennoch hing irgendwie

eine Art Drohung in der Luft, obwohl niemand von ihnen seine Waffe auf uns gerichtet hätte. Martin nickte uns kurz zu, während er seinen Blick über uns schweifen ließ. Seine Augen wirkten mit ihrem hellen Blauton freundlich, aber dennoch wachsam. Sein Haar war kurz geschnitten, seine Kleidung sauber und ordentlich, auch wenn sie aus ganz verschiedenen, nicht zueinander passenden Einzelteilen bestand. Er griff sich mit seiner rechten Hand den Gurt der über die Schulter geworfene Pumpgun und verließ dann mit einem knappen Kopfnicken den Raum, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren. Einer unserer beiden Begleiter folgte ihm. Der andere blieb, die Pistole in den Gürtel geschoben, an der Tür stehen.

Wir setzten uns auf die hölzernen und mit hellbeigem Stoff bezogenen Stühle, die vermutlich aus einer Cafeteria heraufgebracht worden waren. Die Frau hatte sich wieder ihrer Schreibearbeit zugewandt, ihr Gefährte setzte sich an einen anderen Tisch und beschäftigte sich ebenfalls mit irgendeiner Arbeit. Mir fiel auf, dass er dabei in regelmäßigen Abständen aufblickte um uns und unser Verhalten zu beobachten.

"Wir sollten ein wenig umpacken" murmelte ich Jürgen zu und zog den Rucksack nach vorn, um ihn zwischen meinen Beinen einzuklemmen.

"Warum?" brummte Jürgen zurück.

"Ich habe das Essen, Du das Wasser" erwiderte ich. "Wenn wir jetzt voneinander getrennt werden sollten, fehlt jedem von uns jeweils ein Teil der Vorräte."

Jürgen beobachtete den Mann am Tisch ebenso intensiv, wie er uns im Auge behielt. "Rechnest Du mit so etwas?" fragte er leise.

"Ich glaube nicht, dass man uns nur aus purer Neugier hierher gebracht hat" gab ich zurück. "So wie ich das sehen gehen sie davon aus, dass wir ein Teil dieser Gruppe werden. Wenn wir das ablehnen, dürfte es mit unserem Gaststatus sehr schnell vorbei sein."

Jürgen nickte grimmig, dann öffnete er seinen eigenen Rucksack und wir tauschten die nächsten Minuten gegenseitig Konservendosen und Wasserflaschen untereinander aus. Der Mann uns gegenüber verfolgte die Prozedur aufmerksam, schien sich jedoch ein wenig zu entspannen als er sah, dass nur Nahrungsmittel zum Vorschein kamen.

"Pass auf Deine Waffe auf" wisperte Jürgen mir zu, während er seinen Rucksack wieder verschnürte. "Was ich bis jetzt bei diesen Leuten hier gesehen habe ist ausschließlich LowTech: ein paar Kleinkalibergewehre und Pistolen. Die sind sicherlich ganz scharf auf unsere Ausrüstung."

"Was war das eigentlich für ein Zeug, das dieser Roberto an seinem Gürtel hängen hatte?" fragte ich ihn.

"Vermutlich Granaten mit Fernzündung" murmelte er hinter seiner Hand hervor, in die er sein Kinn gestützt hielt. "Nichts für den Nahkampf, aber dazu hat er ja wohl seine Leute. Ich habe den Typ nicht erkannt, doch unter Umständen könnte er mit so einem Ding auch einen Panther in die Luft jagen." Er zog kurz den rechten Mundwinkel nach oben. "Das war bisher einzige professionelle bei der ganzen Ausrüstung hier. Ich frage mich, wo er diese Dinger wohl bekommen hat..."

Jürgen ließ seinen Blick durch den Raum gleiten, aus dem es meines Erachtens jedoch nur einen Ausgang gab: durch die Treppenhaustür, die durch den Mann mit der Pistole bewacht wurde.

"Wir müssen auf der Hut sein" flüsterte er. "Dieser Roberto wird uns vermutlich eine Menge Fragen stellen. Wer wir sind, woher wir kommen, und so weiter. Ich hoffe er befragt uns zusammen, ansonsten versuch die paar Brocken, die ich vorhin seinem Helfershelfer hingeworfen habe, noch ein bisschen weiterzuspinnen."

"Vergiss es" wisperte ich. "Es glaubt uns doch kein Mensch, dass ich beim Militär war. Dir nehmen sie das sicher ab, aber mich brauchen sie doch nur anzusehen!"

"Ich sehe doch auch nicht besser aus als Du" grinste Jürgen mich an. Dann griff er sich vorsichtig an den Oberschenkel und verzog leicht das Gesicht. Ich erinnerte mich wieder an seine Verletzung am Bein, mit der er zu uns ins Dorf gekommen war und warf ihm einen kurzen, besorgten Blick zu. Er schüttelte darauf nur entschlossen den Kopf und lehnte sich wieder auf seinem Stuhl zurück.

"Es geht schon" meinte er. "Wir müssen nur zusehen, dass wir hier elegant wieder herauskommen."

"Was meinst Du damit?" fragte ich leise zurück.

Jürgen zuckte unschlüssig mit den Schultern und überlegte.

"Es werden sicherlich noch mehr Leute hier in diesem Gebäude sein" meinte er dann. "Also entfällt die Option, unsere Wachposten umzulegen und zu flüchten. Abgesehen davon kennen die Typen hier das Viertel wie ihre Westentasche, haben sich die unterirdischen Verbindungsgänge erschlossen und vermutlich noch in jeder zweiten Straße einen Posten aufgestellt. Auf diesem Weg hätten wir nicht den Hauch einer Chance."

Wir müssen also versuchen diesen Roberto davon zu überzeugen, dass er uns wieder gehen lässt... zurück zu unserer Einheit" fügte er mit einem schnellen Augenzwinkern hinzu. "Dort wird man sicherlich schon auf uns und unseren Bericht warten."

"Zu Leutnant Feldmann, meinst Du?" nahm ich den Faden auf.

Jürgen nickte, auch wenn sich sein Blick bei der Nennung des Namens leicht verfinsterte. "Zum Beispiel."

Wir wurden in unserem leisen Gespräch abrupt durch laute Geräusche unterbrochen, welche durch die geöffnete Tür aus dem Treppenhaus zu uns drangen. Stimmen, Getrappel und matte Schmerzenslaute waren zu hören. Wenige Augenblicke später stürmten ein paar weitere Kämpfer von Robertos Truppe durch die Tür zu unserer Rechten, einen verletzten Kameraden auf einer improvisierten Bahre tragend. Das wenige, das ich von ihm sehen konnte, sah grauenhaft aus. Das Hemd am Brustkorb war dunkelrot verfärbt und er schien sehr stark zu bluten, denn obwohl er nur wenige Sekunden lang an uns vorbei getragen wurde hinterließ er eine dünne rote Blutspur auf dem schmutzigen Fliesenboden des Vorraums. Der Wachposten mit der Pistole an der Tür hielt seinen Blick starr geradeaus gerichtet aber ich konnte sehen, dass er bei diesem Anblick schlucken musste. Bei einer vielleicht fünfzig Mann starken Gruppe war jeder mit jedem bekannt. Es gab hier keine fremden Opfer.

Leisere Schritte drangen nun die Treppenstufen herauf und kurz darauf erschien das zerklüftete Gesicht Robertos in der Tür, dicht gefolgt von dem anderen Mann namens Martin, in dessen Gesicht sich wie bei dem Wachposten deutliche Spuren des Anblicks des Verwundeten zeigten. Die Gesichtszüge seines Befehlshabers hingegen waren starr und undurchdringlich. Er ließ kurz seinen Blick über uns hinweg gleiten, wie wir auf den Stühlen neben der Tür saßen, und wandte sich dann sofort an seinen Adjutanten.

"Martin, bitte begleite unsere Gäste in mein Büro" sagte er mit seiner knarzigen Stimme. "Ich werde sofort nachkommen."

Sein Begleiter machte uns erneut eine Handbewegung ihm zu folgen und blieb an der Durchgangstür zu dem hinteren Teil der Station wartend stehen. Jürgen und ich griffen unser Gepäck und folgten ihm den Gang entlang.

Martin zog die zweite Tür zu unserer linken Seite auf und deutete hinein. Wir betraten den Raum vor ihm. Dies war vermutlich früher eines der Schwesternzimmer gewesen. Einbauschränke zogen sich auf der einen Wandseite hinweg, ihnen gegenüber war ein Tisch mit mehreren Stühlen aufgestellt worden. Direkt neben der Tür befand sich das für Krankenhäuser obligatorische Handwaschbecken mit einem darüber an der Wand angeschraubten, leeren Desinfektionsspender.

"Setzen Sie sich doch bitte" ordnete Martin mit seiner wohlklingenden Stimme an. Auch wenn er freundlich und höflich sprach, sein Tonfall machte dennoch deutlich dass hier keine Bitte, sondern ein Befehl an

uns gerichtet wurde. Jürgen und ich wählten für uns zwei in der Raummitte stehende Stühle aus. Wenn die Situation ungemütlich werden sollte, stünden uns für eine Flucht zumindest keine Einrichtungsgegenstände im Weg. Lediglich der Mann namens Martin bewachte den Ausgang, indem er sich auf einem Stuhl direkt neben der Tür niederließ.

Ich sah mich in dem Zimmer um, während wir schweigend abwarteten. Das "Büro" des Anführers war gespenstisch leer - was auch immer sich hier an Unterlagen, Plänen oder Gegenständen befand war vermutlich hinter den Einbauschränken verstaubt worden. Die kahlen Fenster hinter uns gaben den Blick auf die Fassaden der gegenüberliegenden Gebäude frei. Darüber erstreckte sich dunkelgrau der nun wieder stärker bewölkte Himmel über der Stadt. In der Stille, die in unserem Zimmer herrschte, waren unregelmäßig Stöhnen und unterdrückte Schreie zu vernehmen. Der Verletzte war allem Anschein nach nicht weit von uns untergebracht worden. Möglicherweise war es aber auch der andere Kämpfer, der angeblich auf dieser Station lag. Unser Bewacher verzog bei diesen Geräuschen hin und wieder die Miene so dass sein Gesicht einen schmerzvollen, fast mitfühlenden Ausdruck annahm.

Es dauerte noch einige Zeit lang, ehe wir auf dem Gang schließlich Schritte vernahmen. Dann öffnete sich die Tür und Roberte schob sich mit steifen Bewegungen, immer noch mit der schwarzen Sonnenbrille auf der Nase, zu uns in den Raum hinein. Wortlos ging er an uns vorbei und trat auf die andere Seite des Tisches, wo er an die Wand gelehnt stehenblieb und auf uns herab sah. Den Stuhl neben ihm würdigte er keines Blickes. Vielleicht konnte er sich auch mit seinem panzerartigen Stützkorsett gar nicht setzen.

"Hat man Ihnen bereits etwas zu Trinken angeboten?" ließ er sich mit seiner rauhen Stimme endlich vernehmen.

"Danke, wir haben keinen Durst" erwiderte Jürgen ohne die Miene zu verziehen. Der Mann nickte knapp und verlagerte sein Gewicht auf das andere Bein.

"Nun" begann er von neuem, seinen Blick unablässig auf uns gerichtet, "dann denke ich ist es jetzt an der Zeit dass Sie sich mir ein wenig näher vorstellen, meinen Sie nicht auch?"

Kapitel 38

"Was möchten Sie wissen?" fragte Jürgen.

"Alles" lautete die lapidare Antwort Robertos. "Wer Sie sind, woher Sie kommen, wie Ihr Auftrag lautet und warum Sie hier aufgetaucht sind."

Jürgen nahm im Sitzen kurz Haltung an.

"Fähnrich Grapow" begann er in dem militärisch klingenden Tonfall, den er sich vermutlich während seiner Grundausbildung antrainiert hatte. "Vierte Einheit Luftaufklärung, vierundzwanzigstes Geschwader, bis vor einem Jahr in der Rennigsen-Kaserne stationiert. Gegenwärtig diene ich in der dritten Gruppe unter Leutnant Feldmann in der vierten Division unter Feldmarschall Lennertz. Neben mir sehen Sie Schütze Birkner, gleiche Einheit."

Ich versuchte krampfhaft Jürgens Erklärungen zu folgen, während er die Rangfolgen wie im Schlaf herunter betete. Hoffentlich würde ich nie nach diesen ganzen Einzelheiten gefragt werden!

"Schütze?" riss mich das Knurren des Anführers aus meinen Gedanken heraus. "Was ist mit Ihrer Uniform passiert?"

Ich schluckte heftig. Was sollte ich jetzt sagen?

"Sie wurde zerstört" brachte ich heraus und versuchte meine selten gebrauchte Fantasie in Gang zu bringen. "Ich wurde bei einem Gefecht verwundet."

In Robertos Gesicht zog sich eine Augenbraue um wenige Millimeter nach oben. Ich starrte ihn unwillkürlich fasziniert an - angesichts der bisherigen Reglosigkeit seiner entstellten Mimik hatte ich nicht geglaubt, dass dieser Mann überhaupt zu so etwas wie einem Gesichtsausdruck fähig wäre.

"Verwundet?" hakte er knarrend nach, mit jeder Silbe des Wortes seine Zweifel an meiner Erklärung betonend.

"Jawoll" gab ich möglichst militärisch zurück. "Ich geriet unter Beschuss eines Panthers und wurde mehrfach getroffen."

Zusätzlich zu der Augenbraue zog sich nun ein Mundwinkel nach oben.

"Ach wirklich" erwiderte der Mann. "Und wo genau?"

Sicher wollte er mich provozieren. Mir blieb nichts anderes übrig, als meine Rolle weiterzuspielen. Mit einem Ruck erhob ich mich. Der neben der Tür sitzende Martin schoss, in meiner Bewegung vielleicht einen Angriffsversuch vermutend, instinktiv ebenfalls in die Höhe. Ich ließ mich davon nicht beirren und startete stattdessen auf die dunkle Sonnenbrille meines Gegenübers.

"Wenn Sie gestatten zeige ich es Ihnen" antwortete ich knapp. Ohne eine Antwort abzuwarten öffnete ich meine Jacke und legte sie auf der Stuhllehne ab. Als ich mich umdrehte erhaschte ich einen kurzen Blick auf das leicht verblüfft wirkende Gesicht Jürgens neben mir, der von mir und meinem Handeln ebenfalls völlig überrascht worden war. Mit beiden Händen zog ich mein Hemd über den Kopf.

Ich selbst hatte bislang nie die Gelegenheit gehabt, meinen zernarbten Rücken anzusehen, denn auf dem Weiler hatten wir keine zwei Spiegel zur Verfügung. Ich wusste selbst nicht genau, was dort zu sehen war - ich wusste nur Rebeccas und Steffens Schilderungen nach, dass es ziemlich übel aussehen musste. Unter der Dunkelheit des dicken Stoffes hörte ich mehrere Leute im Raum scharf einatmen. Ich wartete einen kurzen Moment, ehe ich das Hemd wieder nach unten zog und in meine Hose hineinstopfte. Dann griff ich nach meiner Jacke und schlüpfte hinein, krampfhaft darum bemüht ein möglichst ausdrucksloses Gesicht aufzusetzen, während ich mich umdrehte und wieder auf meinem Stuhl Platz nahm.

Unauffällig musterte ich nacheinander die Gesichter um mich herum. Jürgen versuchte sich in einer Pokermine - da ich seinen Worten nach ja zu seiner Einheit gehörte konnte er schlecht behaupten, bislang nichts von meiner Verwundung gewusst zu haben. Martin, der immer noch an der Tür stand, wirkte jedoch geradezu schockiert. Selbst in Robertos Gesicht schien sich ein gewisser Respekt abzuzeichnen.

"Wie lautet Ihr Auftrag?" ergriff er schließlich nach einer kurzen Pause wieder das Wort. "Aus welchem Grund sind Sie hier?"

"Wie waren Teil einer Aufklärungseinheit von insgesamt zehn Mann" begann Jürgen wieder seine Geschichte auszumalen. "Unser Auftrag umfasste die Erkundung der südlichen Stadtbereiche, um die Stellungen der feindlichen Luftaufklärungseinheiten zu orten. Danach sollten wir zu unserem Stützpunkt südlich der Stadt zurückkehren."

"Und wo sind die anderen Mitglieder ihres Teams?" fiel Roberto ihm ins Wort.

"Wir sind bereits vor dem Stadtrand unter Beschuss von Einheiten der ARIC-3 geraten und mussten schwere Verluste hinnehmen" erwiderte ihm Jürgen unbeirrt. Ich musste mir ein Grinsen verkneifen als er die Fachbezeichnung für die "Guardians" benutzte. Dieser Roberto würde bestimmt keine Ahnung haben wovon er gerade sprach, auch wenn er wie üblich keine Miene verzog.

"Uns wurde dadurch der Rückweg abgeschnitten, so dass wir lediglich die Option eines weiteren Vorrückens sahen" fuhr Jürgen mit seinen Ausführungen fort. "Ich beschloss somit, unseren Auftrag fortzusetzen."

Robertos Gesicht blieb unergründlich. Ich fragte mich langsam warum wohl dieser Mann nur so beharrlich diese dunkle Sonnenbrille aufbehielt, obwohl sich das Tageslicht bereits merklich abgedunkelt hatte. Verborg er dahinter womöglich irgendeine Verwundung - oder wollte er nur bei uns Eindruck schinden? Selbst in den schwach erleuchteten Tunneln hatte er sie aufbehalten! Und trotzdem war er nicht ein einziges Mal an eine Wand oder gegen eine Rohrleitung gestoßen...

"Was haben Sie in der Mall gesucht?" fragte er nun weiter.

"Wir haben uns dort mit Nahrungsmitteln versorgt" erklärte Jürgen. "Bei den Gefechten wurden wir von einem Großteil unserer Versorgung abgeschnitten, so dass wir dringend Nachschub benötigten." Er setzte eine Unschuldsmiene auf. "Wenn wir natürlich gewusst hätten, dass wir dort Ihre Vorratskammer plündern..."

"Das war nicht unsere Vorratskammer" knurrte Roberto, dem das aufgesetzte Mitleid in Jürgens Stimme offenbar gegen den Strich ging. "Die Mall liegt am Rand des von uns kontrollierten Bezirks, wir hatten sie bis jetzt nicht auf dem Schirm. Aber ich danke Ihnen, dass Sie uns durch Ihr törichtes Verhalten darauf Aufmerksam gemacht haben."

"Töricht?" hakte Jürgen nach.

"Töricht" bestätigte Roberto nachdrücklich. "Wie ich Ihnen bereits auf dem Weg hierher erklärt habe hängt unser aller Sicherheit davon ab, dass die Roboter nichts von unserer Anwesenheit hier in diesem Viertel erfahren. Indem Sie wild herumgeballert haben, sind sogar wir auf Sie aufmerksam geworden. Die Flugroutine der "Guardians" wird vermutlich nun entsprechend dieser Vorkommnisse angepasst werden. Damit haben Sie uns alle in große Gefahr gebracht!"

"Ich bitte um Entschuldigung" gab Jürgen zurück. "Uns war jedoch nicht bekannt, dass in der Stadt weiterhin Menschen leben."

Der Anführer stieß ein kurzes, widerwilliges Schnauben aus.

"Und das sollte auch so bleiben" erklärte er. "Wie groß ist die Einheit, in der Sie beide dienen?"

"Wir sind im Widerstand derzeit ziemlich lose organisiert" antwortete Jürgen zurückhaltend. "Ich habe keinen Überblick über die Gesamtgröße der anderen Divisionen. Die vierte Division besteht aus insgesamt vier Gruppen mit jeweils dreißig bis vierzig Mann." Er ließ diese Aussage kurz einsinken, ehe er fortfuhr. "Wir sind nun mittlerweile seit zwei Tagen

überfällig. Ich gehe deswegen davon aus, dass in Kürze ein Suchtrupp nach uns losgeschickt werden dürfte."

Ich verstand nun seine Taktik. Jürgen wollte Roberto glauben machen, dass in wenigen Tagen weitere Soldaten hier eintreffen könnten, sofern wir nicht schon vorher zu unserer Einheit zurückkehren würden. Es konnte dem Anführer kaum daran gelegen sein, dass weitere Soldaten durch die Straße des von ihm kontrollierten Viertels ziehen würden.

Vielleicht war dies der Grund dafür, dass nun eine Zeitlang ziemlich eisiges Schweigen herrschte. Auch wenn Robertos Gesicht nach wie vor unergründlich blieb, so spielte er in Gedanken sicherlich alle ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten durch. Ich musterte die im stetig schwächer werdenden Tageslicht allmählich verblassenden Reflexionen seiner Sonnenbrille und versuchte, mich in die Gedankengänge unseres Gegenübers hineinzusetzen.

Wenn er uns umbringen ließ, würde er einen Kampf mit ausgebildeten Soldaten riskieren, die ihm und seinen Männern zahlenmäßig deutlich überlegen waren. Andererseits könnte er auf das Überraschungsmoment bauen, über das seine Leute durch die Kenntnisse des Viertels und ihre geheim angelegten Verbindungsgänge verfügten. Dennoch, es erschien mir von seinem Standpunkt aus ziemlich unvernünftig, die von Jürgen heraufbeschworene Streitmacht unnötig herauszufordern. Roberto war unbestrittener Anführer seiner Truppe, er und seine Männer mochten die Herren dieses Viertels sein - aber wie lange würde die bedingungslose Unterstützung seiner Leute wohl andauern, wenn sie immer schwerere Verluste erleiden müssten?

Aber klang war Jürgens Version überhaupt realistisch? Es herrschte gegenwärtig offener Krieg gegen die Roboter mit hohen menschlichen Verlusten. Würde unter diesen Umständen ein Offizier überhaupt einen Suchtrupp nach einer verlorenen Einheit losschicken und dadurch riskieren, auch noch diese Männer zu verlieren? Dann dachte ich an Leutnant Feldmann... wenn alle Offiziere so wie der Leutnant handelten, wäre Jürgens Bluff keinen müden Cent wert.

Unser Gastgeber gab ein leises Brummen von sich und schien sich schließlich zu einer Entscheidung durchgerungen zu haben.

"Das wäre alles" hörten wir ihn knurren. "Martin, bitte bring die beiden hoch und such ihnen einen freien Raum im vierten Stock. Gib Helmut Bescheid, dass er dort hochkommen soll."

"Sofort" erwiderte der Angesprochene eifertig und erhob sich ohne zu zögern, um die Tür zu öffnen und uns mit einer geradezu übertrieben wirkenden Geste hindurch zu bitten.

Jürgen erhob sich langsam, ohne Roberto aus den Augen zu lassen.

"Was befindet sich im vierten Stock?" fragte er.

"Dieses Hospital konnte noch teilweise geräumt werden, bevor die Roboter hier eingefallen sind" gab der Anführer süffisant zurück. "Die unteren Etagen sind überwiegend intakt und können von uns genutzt werden - sicher sind dort noch ein paar Betten für Sie frei... Sie werden vermutlich müde sein und sich nun etwas ausruhen wollen. Was jedoch die oberen Stockwerke betrifft, so würde ich Ihnen raten sich von dort fernzuhalten. Wir haben bislang nämlich weder die Zeit noch die Muse gefunden, die Schweinerei dort oben zu beseitigen." Er schenkte uns ein krokodilartiges Lächeln, dass ziemlich unangenehm wirkte. "Gute Nacht, meine Herren."

Wir folgten Martin in Richtung Treppenhaus und stiegen langsam die Stufen hinter ihm nach oben. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich wie sich uns der Mann mit der Pistole, der an der Treppenhaustür Wache gestanden hatte, wortlos anschloss.

"Was meinte Ihr Boss mit Schweinerei?" versuchte sich Jürgen darin, mehr Informationen aus Martin hervorlocken. Dieser warf ihm einen kurzen Blick über die Schulter zu, während er ohne stehenzubleiben weiter nach oben stieg.

"Sie werden sicher wissen, dass sich mit der ersten Angriffswelle so gut wie alle automatisierten Systeme gegen die Menschen gewandt haben" erklärte er ihm in seiner Schulmeisterstimme. "Etwas ähnliches ist hier ebenfalls geschehen. Die oberen Etagen der Klinik beherbergten die einzelnen Fachbereiche und Operationssäle. Nach dem zu urteilen, was ich bis jetzt davon gesehen habe - und Sie können sich vorstellen dass ich nicht viel Zeit dort oben verbracht habe - gab es in den Stationen mehrere... Kunstfehler."

Martin drehte seinen Kopf wieder nach vorne und schwieg, während wir schließlich das Podest des über uns liegenden Stockwerks erreichten und den nächsten Treppenlauf erklimmen.

"Was haben Sie nun mit uns vor?" forschte Jürgen weiter.

Martin zuckte beiläufig mit den Schultern. "Soweit ich es verstanden habe, sind Sie beide unsere Gäste" erwiderte er knapp. "Wir werden Sie beide deswegen mit allem gebotenen Respekt behandeln."

"Und der wäre...?" hakte Jürgen sofort nach.

Martin blieb vor uns auf dem Treppenhauspodest der vierten Etage stehen und drehte sich zu uns um.

"Haben Sie irgendeinen Grund zu Sorge?" gab er zurück.

Jürgen versteifte sich leicht.

"Ich denke nicht?" antwortete er mit einem fragenden Unterton. "Aber wie ich bereits Ihrem Boss erklärt habe wartet man in unserer Einheit auf uns. So sehr ich Ihre Gastfreundschaft schätze hoffe ich doch, dass wir bei Anbruch des morgigen Tages unseren Rückmarsch zu unserem Stützpunkt antreten können." Jürgens Stimme blieb ruhig, aber in seinen Worten klang unmissverständlich der Hinweis mit, dass er auf diesem Punkt bestehen wollte.

Der Mann namens Martin hingegen hob erneut kurz seine Schultern. "Sofern es die Sicherheitslage zulässt" gab er ihm zur Antwort. "Das wird Roberto beurteilen. Am besten, Sie reden morgen selbst mit ihm. In der Zwischenzeit folgen Sie mir bitte."

Er schritt wieder voran und betrat den Flur der vierten Etage, deren Grundriss identisch zu den darunter angeordneten Stockwerken angelegt war. Hinter dem Vorraum waren mehrere Patientenzimmer abgetrennt. Im rückwärtigen Teil der Station fiel mir ein weiterer Wachposten auf.

Fast jeder Winkel dieser Etage war mit Vorräten und Kisten, Bauteilen und Mobiliar zugestellt. Langsam bahnten wir uns einen Weg zwischen den aufgetürmten Kartonagen und Gegenständen hindurch. Ungefähr in der Mitte der Etage öffnete Martin schließlich eine der Zimmertüren und winkte uns mit einer einladenden Bewegung, einzutreten.

"Ihr Quartier" sagte er.

Das Zimmer war ungefähr drei auf vier Meter groß. Die Betten standen nebeneinander an der linken Längswand, ihnen gegenüber war ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen aufgestellt worden. Direkt neben der Flurtür öffnete sich der Zugang zu einem kleinen Kubikel mit einer Nasszelle. Die Fensterfront zog sich über die gesamte Raumhöhe und bot einen schmutzigen Panoramablick auf die umliegenden Gebäude des Hospitals.

"Fühlen Sie sich wie zu Hause" intonierte Martin in seiner Rolle als Portier. "Die Patientenzimmer haben natürlich gegenwärtig weder eine Strom- noch eine Wasserversorgung aber sie können die Nasszelle benutzen, es stehen zwei gefüllte Eimer mit Regenwasser bereit. Da Sie sich in der Mall bereits versorgt haben gehe ich davon aus, dass Sie gegenwärtig nichts weiter benötigten dürften."

Jürgen ließ seinen Blick durch das Zimmer gleiten, ehe er sich wieder an Martin wandte. "Hier sperren Sie uns also ein?" fragte er.

"Nein" stellte Martin nachdrücklich klar. "Sie sind hier nicht eingesperrt und wir betrachten Sie auch nicht als unsere Gefangenen. Die Tür kann von außen nicht verriegelt werden... und von innen übrigens auch nicht"

fügte er hinzu. "Wir werden lediglich darauf achten, dass Sie beide nicht unkontrolliert das Gebäude verlassen, solange wir nicht Aufschluss über die Auswirkungen Ihrer Anwesenheit auf die Robotereinheiten gewonnen haben. Die über uns liegenden Geschosse sind tabu, wenn Sie sich die Beine vertreten wollen steht Ihnen das Treppenhaus zur Verfügung. Man wird sie gegebenenfalls daran hindern Bereiche zu betreten, in denen Sie unserer Ansicht nach nichts zu suchen haben." Er musterte uns kurz nacheinander. "Haben Sie ansonsten noch irgendwelche Fragen?"

Jürgen zögerte einen Moment und überlegte.

"Wer sind Sie?" fragte er dann. "Sie wirken mir nicht wie ein Soldat. Wie sind Sie zu dieser Truppe hier gekommen?"

Ein kurzes Lächeln zog sich über Martins Gesicht, ehe er sofort wieder ernst wurde.

"Ich erspare Ihnen die lange Geschichte" gab er zur Antwort. "Ich habe in diesem Viertel hier gearbeitet, als alles begann. Ich versteckte mich in den leerstehenden Wohnungen während die Roboter die Straßenzüge verwüsteten. Später versuchte ich von gefundenen Nahrungsmitteln und Regenwasser zu überleben, bis man mich fand und ich mich dieser Gruppe hier anschloss."

"Und wie...?" begann Jürgen, aber Martin schnitt ihm das Wort ab.

"Mehr brauchen Sie nicht zu wissen" sagte er kurz angebunden. "Sie werden dafür Verständnis haben - schließlich sind Sie ja uns gegenüber ebenso wenig auskunftsbereit gewesen."

Er drehte sich ohne ein weiteres Wort um und verließ das Zimmer. Die Tür schloss sich mit einem kurzen Klicken hinter ihm. Wir waren allein.

Jürgen war an die Fensterfront getreten und blickte hinaus über die sich unter uns erstreckenden Straßenzüge. Die Silhouette der Stadt färbte sich mehr und mehr grau, während die Sonne irgendwo hinter den hohen Häusern unter den Horizont sank. Ich stellte mich schweigend neben ihn und ließ meinen Blick über das Panorama schweifen. Ein gutes Stück entfernt glaubte ich mehrere "Guardians" entdecken zu könne, die als kleine Punkte über den Flachdächern schwebten und dann langsam aus meinem Blickfeld entschwandten. Durch die isolierten Scheiben war kein einziger Laut von draußen zu hören. Stattdessen ertönte aus dem Gang Schaben und leises Quietschen, als vor unserer Zimmertür ein Stuhl gerückt wurde. Offenbar hatten wir uns durch unsere Anwesenheit hier einen persönlichen Wachposten verdient.

"Was hältst Du von der ganzen Sache?" fragte ich schließlich mit leiser Stimme, ohne Jürgen direkt anzusehen. Er wechselte neben mir das

Standbein und starrte noch eine Weile durch die Fensterscheibe hinaus, ohne mir zunächst jedoch zu antworten.

"Sie lügen" ließ er sich schließlich gedämpft vernehmen. "Erinnerst Du Dich an die Verrückten im Industrieviertel, durch das wir gekommen sind? An diesen Arnold? Er kannte Roberto. Er und seine Leute hatten vor ihm verdammt große Angst. Wenn sie sich begegnet sind, dann kann es also nicht stimmen, dass diese Truppe hier nur ein paar Straßenzüge in diesem Viertel kontrolliert."

Ich nickte und versuchte mir die Gespräche mit den wilden Bewohnern der Fertigungshalle ins Gedächtnis zu rufen.

"Und sie haben anscheinend auch Angst vor uns" fuhr Jürgen langsam und nachdenklich fort. "Sie sind sich unschlüssig darüber, was sie mit uns anstellen sollen. Gleichzeitig scheinen sie sich ihrer Sache recht sicher zu sein, schließlich haben sie uns unsere Gewehre und unsere Ausrüstung gelassen."

"Und was für einen Zweck soll das haben?" fragte ich nach einer Weile.

Jürgen drehte sich um, ging an mir vorbei und setzte sich auf das direkt neben uns stehende Krankenhausbett. Die Matratze sank unter seinem Gewicht mit einem leisen Quietschen ein.

"Ich vermute, sie wollen uns vielleicht doch noch davon überzeugen, sich ihrer Truppe anzuschließen" spekulierte Jürgen. "Wir sind hier zwar nicht formell Gefangene, aber selbst mit unserer besseren Bewaffnung würden wir uns hier nicht unbeschadet heraus kämpfen können. Deshalb können Sie es sich leisten, großzügig zu sein und uns ein wenig bei Laune zu halten."

Ich verzog missmutig das Gesicht. "Das ist definitiv keine Option" stellte ich nachdrücklich fest.

"Korrekt" bestätigte Jürgen, "wir beide müssen schnellstens zu unserer Einheit zurückkehren". Ehe ich etwas darauf erwidern konnte hob er eine Hand und deutete damit zur Tür. "Sie werden uns hier mit Sicherheit belauschen" wisperte er. "Sag nichts unüberlegtes!"

Ich nickte stumm. Wir mussten unsere Rolle weiterspielen. Langsam ließ ich mich neben Jürgen auf der Bettkante nieder.

"Glaubst Du sie werden versuchen, uns zu überrumpeln?" flüsterte ich zurück.

"Kann sein" raunte er nachdenklich. "Ich schlage vor wir schieben das dritte Bett vor die Tür wenn es fast Dunkel ist und halten heute Nacht wie immer abwechselnd Wache. Durch das Fenster können Sie nicht zu uns kommen - wir sind im vierten Stock, es gibt keinen Balkon und die Flügel

lassen sich nur kippen. Wenn sie versuchen sollten an unsere Gewehre zu kommen, werden wir sie bemerken."

Ich stöberte durch meine Erinnerungen und versuchte alles, was dieser Arnold über Roberto von sich gegeben hatte, mir ins Gedächtnis zu rufen.

"Vielleicht wollen sie etwas von uns" sagte ich zu Jürgen. "Keiner von ihnen ist militärisch ausgebildet oder bewaffnet. Vielleicht gewähren sie uns Abzug wenn wir ihnen einen Gefallen getan haben..."

"Nun, das werden sie uns dann vermutlich morgen sagen" meinte er, ebenfalls wieder in normaler Gesprächslautstärke. "Es wird langsam dunkel" fügte er dann hinzu. "Wir sollten uns jetzt besser für die Nacht bereitmachen."

"Du darfst zuerst" bot ich ihm die erste Schlafpause an und erhob mich von der Matratze.

So leise wie möglich bugsierten wir das neben der Nasszelle stehende Bett quer vor die Zimmertür und arretierten die Fußrollen. Das zweite Bett schoben wir hinter die Wand des Kubikels, um auf diese Weise dem jeweils Schlafenden ein wenig Deckung zu ermöglichen. Während sich Jürgen darauf ausstreckte stellte ich einen der Stühle daneben und bezog, mein Gewehr griffbereit in der Hand, die erste Wache.

Vom Flur her waren nur hin und wieder leise Geräusche zu vernehmen. Ich bezweifelte ob diese Etage wirklich der Unterbringung der Leute von Robertos Truppe diene. Entweder hatten sie ihre Quartiere in einem anderen Stockwerk oder sie verbrachten die Nächte auf ihren Posten, irgendwo in den eingenommenen Wohnungen der umliegenden Häuser verschanzt. Andernfalls hätte man hier wesentlich mehr Schritte oder Stimmen hören müssen.

Es wurde allmählich dunkel im Zimmer. Ein schmaler Lichtstreifen war schwach am unteren Türspalt erkennbar. Unser Wächter im Gang hatte anscheinend eine kleine Lampe zur Verfügung. Ich musste angesichts der Ironie ein wenig grinsen - ich saß hier im Dunkeln und belauschte ihn, während er im Flur genau das gleiche tat. Hier belauerten sich zwei misstrauische Katzen gegenseitig, was die andere wohl tun könnte.

Mein Blick wanderte zum Fenster hin. Die blaugraue Nacht über dem Stadtviertel wurde hin und wieder durch kleine fahle Lichtpünktchen unterbrochen, wenn die "Guardians" zwischen ihren Einsätzen zu dem offenbar doch recht nahe gelegenen Polizeistützpunkt zurückkehrten. Ich fragte mich wohin die Maschinen unterwegs waren, welche Bereiche sie kontrollieren mochten, was ihr Missionsauftrag war - und wer ihnen die

Befehle hierzu gegeben hatte. Es war mir nach wie vor ein Rätsel wie das alles vor einem Jahr vor sich gegangen war.

Wäre der Angriff auf eine feindliche Initiative hin erfolgt, so hätte doch die gegnerische Streitmacht längst in das Land einfallen und sicherlich mittlerweile auch diese Stadt hier besetzen müssen. Statt dessen sahen wir aber nach wie vor nur die Roboter fliegen, fahren, kämpfen - offenbar auch ohne Rücksicht auf jegliche Kollateralschäden. Es ergab absolut keinen Sinn...

Andererseits... auch die Anwesenheit von Roberto und seinen Leuten hier in der Stadt war sinnlos. Sie hatten sich im Rücken des Feindes ein kleines Reich aufgebaut, aber es hing wie alle anderen Dinge auch nur an einem seidenen Faden. Keine Sicherheit, keine Zukunft... es bot sich ihnen nichts in diesen Straßen. Einzig konnten sie sich einbilden, Macht auszuüben - Macht über ihre Truppe, Macht über diesen kleinen Teil der Stadt, den sie glaubten kontrollieren zu können. Je länger ich darüber nachdachte, desto plausibler schien mir dieses Motiv zu sein, denn es deckte sich mit den Anspielungen von Arnold und seinen verrückten Freunden. Und es würde auch den Unwillen von Roberto und seinen Männern erklären, als wir in ihrem Revier auftauchten, unter ihrer Nase einfach in Gebäude eindringen und die dort noch vorhandenen Vorräte einsammeln. Wenn sich die Leute durch ihre vermeintliche Herrschaft über die umliegenden Straßenzüge definierten, dann hatten wir sie geradezu vorgeführt als wir uns, zunächst gänzlich unbemerkt von ihren Posten, herein geschlichen hatten.

Der harte Besucherstuhl war unbequem, und ich rutschte mit meinem Hintern von einer Seite auf die andere.

Was planten sie nun mit uns? Hatten nicht Arnold oder der "Häuptling" irgend etwas davon gefaselt, dass dieser Roberto andere Leute als Kanonenfutter einsetzte wenn es darum ging, die Roboter von irgend etwas abzulenken? Wir würden morgen auf der Hut sein müssen, wenn wir über unseren Abzug verhandeln mussten. Ich hielt es durchaus für wahrscheinlich, dass man uns am Ende noch um einen kleinen "Gefallen" bitten würde.

Lautlos verstrich die Zeit. Ich starrte in dem dunklen Zimmer vor mich hin und ließ die Ereignisse der vergangenen Tage Revue passieren.

Unsere ganze Unternehmung war vergebens gewesen. Weder hatten wir Feldmann seinen Vorgesetzten überstellen noch Jürgen von seinen Vorwürfen entlasten können - ja, wir konnten noch nicht einmal sagen ob von seiner Einheit irgend jemand die Angriffe der Maschinen überlebt hatte. Andererseits würde wohl in diesem Fall auch niemand mehr einen

Vorwurf gegen Jürgen erheben können... das alles war nun vollkommen gleichgültig geworden.

Wir waren durch unzählige Gefahren gegangen, immer am Rande des Scheiterns und Aufgebens gestanden. Nun saßen wir wieder hier in der Stadt, aus der ich vor einem Jahr überglücklich geflohen war. Aber wir waren, trotz allen Strapazen und aussichtslosen Situationen, nach wie vor am Leben. Wir hatten das Bombardement überstanden, hatten die "Guardians" und "Panther" umgangen, hatten schließlich sogar wieder Vorräte für den Rückmarsch nach Hause gesammelt.

Nach Hause...

Die Bilder von unserem Dorf trieben durch die Dunkelheit vor meinem inneren Auge dahin. Der Weiler. Jürgen und Steffen. Frank und Hennie. Und Rebecca. Ja - vor allem Rebecca. Bei dem Gedanken an sie kam es mir erneut vor, als wäre ich schon unendlich lang fort. Selbst wenn es vielleicht knapp zwei Wochen sein mochten - in mir fühlte es sich wie Jahre an, seit sie mir vor meinem Aufbruch diesen Kuss gegeben hatte.

Meine Hand umschloss den Kolben des Sturmgewehrs auf meinen Beinen fester und fester, bis es anfang zu schmerzen. Ich würde zurückkehren. Egal was kommen würde, wir würden morgen uns auf den Weg nach Süden machen.

Nach Lehenwies.

Zurück zu ihr.

Und auch Roberto und seinen Leuten würde es nicht gelingen, mich daran zu hindern!

Kapitel 39

Ich wachte mit Kopfschmerzen auf. Ein leises Surren durchdrang die Stille und ein kühler Luftstrom zog über meine Haut hinweg. Mühsam öffnete ich die Augen.

Auf dem Stuhl neben mir saß Jürgen, den Rücken dem mattgrauen Himmel des gerade angebrochenen Tages zugekehrt. Er hielt sein Gewehr im Schoß, während er unablässig die Zimmertür im Blick behielt. Die Fenster waren geklappt, wohl um ein wenig Frischluft in den Raum hineinzulassen, und das Surren kam vermutlich von einem "Guardian", der dort draußen gerade unterwegs war. Seltsam... wenn wir nicht gerade im Freien unterwegs waren löste dieses Geräusch mittlerweile keine besonderen Regungen mehr in mir aus.

Jürgen warf mir einen kurzen Blick zu als ich mich schwerfällig auf den Rücken drehte und mir den Schlaf aus den Augen rieb.

"Morgen Matthias" sagte er knapp, ehe er sich dann wieder der Tür zuwandte. Ich konnte mich gar nicht mehr daran erinnern, dass wir in der vergangenen Nacht die Wache gewechselt hatten. Langsam stemmte ich mich in eine sitzende Position und gähnte herzhaft. Die frische Luft, die durch das gekippte Fenster zu uns in das Zimmer drang, half mir dabei, meine sieben Sinne allmählich wieder ein wenig zu sortieren.

Mein Magen grummelte und wies auf ein dringendes Bedürfnis hin. Ich streckte mich nochmals ausgiebig ehe ich auf die Beine kam um in die Nasszelle zu stolpern, in der es neben einem kleinen Waschtisch auch eine Toilette gab. Direkt hinter der Tür standen zwei kleinere Eimer, von denen einer bereits zur Hälfte geleert war. Anscheinend hatte Jürgen seine Morgentoilette schon hinter sich gebracht.

Das Wasser war angenehm kühl als es durch meine Hände rann und ich es mir ins Gesicht spritzte. Nach den Tagen des wilden Kampierens begrüßte ich die Illusion, mich halbwegs vernünftig waschen zu können. Aus dem kleinen Wandspiegel starrte mich ein überwuchertes Gesicht mit wirrem Haar und zerzaustem Bart an. Es wurde wirklich Zeit dass wir zurück nach Hause kamen - nicht mehr lange, und ich würde genauso verwildert aussehen wie dieser verrückte Arnold und seine Kumpane.

Mehr und mehr Licht strömte durch die Fensterfront, als ich in das Zimmer zurückkehrte. Jürgen saß nach wie vor stumm auf dem Stuhl, hatte jedoch mittlerweile seine Waffe zur Seite gelegt und verschiedene Sachen aus unseren Rucksäcken auf unserem Bett ausgebreitet. Das schnelle Frühstück verbrachten wir schweigend.

Als wir fertig waren machten wir uns wieder abmarschbereit.

"Immerhin haben sie uns heute Nacht in Ruhe gelassen" kommentierte Jürgen unseren bisherigen Aufenthalt an diesem Ort, nachdem er die geklappten Fensterflügel wieder geschlossen hatte. "Warten wir ab, was uns dieser Tag bringen wird."

"Dieser Roberto - kommt er Dir nicht auch seltsam vor?" fragte ich ihn. "Rennt mit einer Sonnenbrille in dunklen Gängen herum... verzieht kaum eine Miene... hängt in seiner Körperpanzerung ab, mit der er sich nicht einmal setzen kann..."

Jürgen setzte ein schiefes, leicht amüsiertes Grinsen auf.

"Also, wenn Du Dir jetzt Sorgen machst, dass wir es hier am Ende mit einem Roboter zu tun haben, kann ich Dich beruhigen. Du hast Dir früher gerne alte Sience-Fiction-Filme angesehen, oder?"

Ich schüttelte den Kopf, ließ mich aber von seinem Grinsen anstecken.

"Eigentlich nicht" gab ich zurück, "aber humanoide Roboter hatten wir doch bereits in der Kranken- und Altenpflege eingesetzt, oder nicht?"

"Sicher, aber die Pflegebots sind doch nur bis zur Hüfte wie ein Mensch konstruiert worden, der humanoide Torso sitzt auf einem Fahrgestell. Richtig menschenähnliche Maschinen zu entwickeln... was sollte das für einen Vorteil bringen? Zumindest in einer Form, in der Du oder ich sie für reale Menschen halten könnten.

So ein Fahrwerk zur Fortbewegung ist doch wesentlich praktischer und auch einfacher zu warten als ein Gehapparat mit Beinen. Sieh Dir die Konstruktion der Panther an, mit ihren zweifach geteilten Ketten können sie doch so gut wie überall hin. Treppen, Aufzugschächte, das stellt überhaupt kein Problem für sie da. Für die Luftaufklärung sind die Guardians optimal konstruiert worden. Schweres Gerät wie die TUKs braucht eine stabile Plattform zum Abfeuern der Granaten... was sollte man da bitteschön mit stelzenförmigen Beinen anfangen?"

Er ging hinüber zu seinem Stuhl und setzte sich wieder.

"Außerdem" fuhr er fort, "geht es doch nicht nur um die rein äußerliche Simulation. Um Dich davon zu überzeugen, dass Du nicht eine Maschine vor Dir hast, sondern einem richtigen Menschen gegenüberstehst, brauchst Du viel mehr. Zumindest jeder mir bekannte Robotertyp, der eine humanoide Form erhalten hat, ist sofort an seiner Gummihaut und der eingeschränkten Mimik zu erkennen. Darüber hinaus folgt ein solcher Roboter immer nur einem Programm. Wenn Du Dich mit ihm unterhältst, dann stößt er schnell an Grenzen - eine richtige menschliche Persönlichkeit zu simulieren hat man bislang doch noch nie geschafft, oder?"

"Ich glaube nicht" gab ich widerstrebend zu. Um ehrlich zu sein hätte ich mir diesen Roberto als menschlichen Roboter sehr gut vorstellen können. "Andererseits wäre das sicher möglich wenn Du der Maschine eine entsprechend breite Datenbasis zur Verfügung stellen könntest. Für reine Alltagskommunikation haben wir heute doch bereits entsprechende Lösungen."

"Ja, und keine einzige kann wirklich überzeugen" antwortete Jürgen mit Nachdruck. "Außerdem werden diese Bots nur für Standardauskünfte oder für den Support eingesetzt, nicht für menschliche Simulationen. Es ist Dir sofort klar, wenn Du so einen Bot in der Leitung hast."

"Ich dachte nur..." begann ich nach einer kurzen Pause wieder laut zu überlegen. "Für Spionage oder Aufklärungszwecke wäre so ein Roboter sicher gut zu gebrauchen."

"Für so etwas hat man schon lange Flugdrohnen im Miniaturformat entwickelt" stellte Jürgen fest. "Der Geheimdienst setzt die Dinge ein: sie sind bis zu einer Stunde lang flugtauglich, haben Mikrophone und Kameras eingebaut und können sogar kleine Sprengladungen mit sich führen." Er blickte mich plötzlich ernst an. "Die sind wirklich schlimm genug, glaub mir. Da brauchst Du keine humanoiden Sniper mehr."

Wir verfielen in nachdenkliches Schweigen, während sich das Licht des Sonnenaufgangs langsam durch unser Zimmer schob und die Schatten verdrängte. Jürgen warf ab und zu einen prüfenden Blick aus dem Fenster. Von der anderen Seite der Tür drangen hin und wieder leise Geräusche die uns mitteilten, dass unser Wächter im Flur immer noch auf seinem Posten war. Nach und nach waren auch wieder Schritte im Flur zu vernehmen. Schließlich erhob sich Jürgen langsam von seinem Platz.

"Die Herrschaften sollten jetzt eigentlich ausgeschlafen haben" meinte er leise. "Ich würde sagen, es wird Zeit dass wir uns verabschieden und hier herauskommen."

"Was, wenn sie uns nicht gehen lassen?" fragte ich beklommen.

Jürgen dachte kurz nach, schüttelte dann aber entschieden den Kopf.

"Ich denke ich habe gestern Roberto gegenüber klargestellt, dass wir nicht bleiben werden" gab er zur Antwort. "Sie haben uns unsere Waffen gelassen, wohl auch um keine Gegenwehr von uns zu provozieren. Wenn sie nun versuchen sollten sie uns abzunehmen, dann würde es zu einem Kampf kommen. Sie sind schlechter ausgerüstet. Sicher könnten sie uns durch ihre Überzahl besiegen, aber nur zum Preis schwerer Verluste. Nein, ich denke nicht, dass dieser Roberto so etwas riskieren

würde - vor allem, weil ein Schusswechsel schließlich auch die Roboter auf sein Versteck aufmerksam machen könnte."

Ich blickte ihn nicht an, starrte statt dessen auf mein Sturmgewehr. So weit wie ich es mit mir die letzten Tage herumgetragen hatte und obwohl ich damit mehrfach den Leutnant bedroht hatte - ich hatte es noch nie abgefeuert. Schon gar nicht auf einen Menschen.

Nun dazu gezwungen zu sein, einen Menschen zu erschießen... dieser Gedanke behagte mir ganz und gar nicht. Die Sache mit Wernherr war ein Unfall gewesen, aber das war nun etwas ganz anderes. Jürgen hatte sehr sachlich von dieser Option gesprochen, wohl weil er durch seine Ausbildung und den vergangenen Einsätzen auch entsprechend auf eine solche Situation vorbereitet war. Aber was ich nun tun würde, wenn ich gezwungen wäre mich zu verteidigen... diese Gedankengänge hatte ich immer weit von mir weggeschoben. Was, wenn ich mich nicht mehr davor drücken könnte...?

Jürgen schulterte seinen Rucksack und schob leise den Stuhl zurück an seinen Platz.

"Komm" forderte er mich auf, "hilf mir, das Bett wieder von der Tür wegzurücken. Dann werden wir sehen, ob sie uns ziehen lassen oder nicht."

Ich erhob mich und nahm ebenfalls meinen Rucksack auf. Gemeinsam bugsierten wir das Krankenbett zurück an die Wand, an die gleiche Stelle, wo es zuvor gestanden hatte. Dann warf ich mir den Schultergurt meines Gewehrs über und trat zu Jürgen, der bereits an der Tür, seine Hand auf die Klinke gelegt, auf mich wartete.

Während er sie öffnete konnte ich durch den Türspalt erkennen wie sich jemand draußen von seinem Platz an der gegenüberliegenden Wand erhob. Es war ein mir fremder Mann mittleren Alters, mit sorgfältig zurechtgestutztem Bart und funkelnden Augen, die im Schatten dichter, buschig wachsender Brauen lagen. Quer vor der Brust hielt er ein Gewehr mit einem schmalen, langen Lauf - vermutlich eine Sportwaffe mit einem kleinen Kaliber. Misstrauisch blickte er uns an.

"Guten Morgen" grüßte Jürgen ihn betont freundlich. "Wir würden uns gerne von Herrn Roberto verabschieden ehe wir aufbrechen. Könnten Sie uns vielleicht zu ihm führen?"

Der Angesprochene reagierte zunächst perplex auf die Bitte, als wenn er ein paar Sekunden bräuchte um die Anfrage innerlich zu verarbeiten. Schließlich nickte er knapp.

"Er ist um diese Zeit unten im Erdgeschoss" sagte er mürrisch und winkte mit dem Lauf seines Gewehrs in Richtung Treppenhaus. Jürgen

bedachte ihn mit einem Lächeln und ging dann ohne ein weiteres Wort zu verlieren den Gang entlang. Ich folgte ihm, im Schlepptau der uns zugewiesene Wachposten. Stumm marschierten wir alle im Gänsemarsch die Stufen nach unten ins das zweite Stockwerk. Am Fuß der Treppe wartete der Mann mit der Pistole. Wie beiläufig versperrte er den Weg nach links in Richtung des Ausgangs, so dass uns nur der Weg nach rechts in Richtung des Vorrums der Station offen stand. Unser Begleiter lotste uns weiter in Robertos "Büro".

Im Gegensatz zum vorherigen Tag mussten wir dieses Mal nicht auf unseren Gastgeber warten - er stand hinter dem Tisch, zusammen mit seinem Stellvertreter Martin sowie einer weiteren, uns unbekanntem Frau in Fleckentarnkleidung über mehrere Pläne und Unterlagen gebeugt. Robertos Gesicht veränderte sich nicht im geringsten, als wir zu ihm hereingeführt wurden.

"Guten Morgen, meine Herren" krächzte er uns an. Mir fiel auf das die beiden anderen Personen rasch und bemüht unauffällig den Blick auf die über dem Tisch ausgebreiteten Unterlagen versperrten. "Ich hoffe, dass Sie eine angenehme Nacht bei uns verbracht haben."

"Wir sind gekommen um uns noch einmal für Ihre Gastfreundschaft zu bedanken" erwiderte Jürgen ohne Umschweife. "Wir werden nun wieder aufbrechen müssen."

"So" gab Roberto einsilbig zurück. Stille kehrte für ein paar Sekunden in das Büro ein, die ich als unangenehm lauernd empfand. Weder Martin noch die Frau sprachen ein einziges Wort.

"Dann hoffe ich, dass Sie einen sicheren Rückmarsch haben werden" fügte Roberto endlich hinzu. "Und ich gehe weiterhin davon aus, dass Ihr Kommando es uns mitteilen wird, falls demnächst irgendwelche Aktionen in unserem Hoheitsgebiet geplant sein sollten."

Was sollte denn jetzt diese Formulierung? Hielt sich dieser Mann etwa tatsächlich für den Herrscher über die angrenzenden Wohnblöcke?

"Ich bin nicht in solche Planungen involviert" kommentierte Jürgen mit betont zur Schau gestellter Gelassenheit, "aber natürlich werde ich meine Vorgesetzten über Ihre Wünsche in Kenntnis setzen."

Für einen Moment schien Robertos Mundwinkel bei dieser Antwort kurz zu zucken. Als er wieder das Wort ergriff klang seine Stimme eigenartig verkniffen.

"Natürlich möchte ich, dass Ihre Mission ein Erfolg wird" sagte er und lehnte sich ein Stück nach vorn. "Aus diesem Grund habe ich Tanja hier darum gebeten, Sie beide ein Stück weit zu eskortieren. Wenn ich mich recht erinnere lautete Ihr Auftrag, die gegnerischen Landepunkte zu

lokalisieren. Tanja wird sie in die Nähe der Basis führen, ehe Sie Ihren Rückweg antreten."

Ich konnte an Jürgens verduzttem Gesichtsausdruck sehen, dass er mit einer solchen Begleitung nicht gerechnet hatte. Roberto versuchte sich in einem honigsüßen Lächeln mit dem er wohl anzudeuten versuchte, dass er uns mit diesem Manöver überraschen wollte und offenbar das Gefühl hatte, dass ihm dies auch gelungen sei. Seine Augen funkelten, während er Jürgens Reaktion genau beobachtete.

"Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen" brachte Jürgen schließlich heraus und suchte sein Heil in der Flucht nach vorne. "Wir können dann sofort aufbrechen, wenn es Ihnen recht ist" wandte er sich an die uns als Tanja vorgestellte Frau. Ohne ein Wort zu erwidern nickte sie knapp. Ihr Blick war wie Stahl, als sie uns musterte.

"Dann wäre das geregelt" beendete Roberto damit das Gespräch. "Viel Erfolg, und meine besten Empfehlungen an Ihren General."

Es war alles gesagt, was zu sagen war. Die Frau schritt ohne zu zögern an uns vorbei in Richtung der Tür, wo sie ein neben dem Rahmen an die Wand gelehntes Gewehr ergriff. Es ähnelte meinem Sturmgewehr, hatte jedoch einen kürzeren Lauf und eine gedrungene Bauweise. Vielleicht handelte es sich um ein älteres Modell.

Jürgen nickte Martin und Roberto kurz zu, ehe er sich umwandte.

"Birkner, ohne Tritt Marsch" sagte er kurz und knapp, nochmals ganz den vorgesetzten Dienstrang gebend, aber sein Augenlid zuckte fast unmerklich, als er mir bei diesen Worten zublinzelte. Ich versuchte mich in einer halbwegs zackig wirkenden Bewegung, stieß ein "Zu Befehl, Herr Fähnrich!" hervor und folgte ihm in den Gang hinaus. Das leise Klicken des Türschnappers im Schloss ging im scharfen Ton, mit dem unsere Begleiterin ihre Waffe durchlud, fast unter.

"Kommen Sie mit!" befahl sie uns und schritt bei diesen Worten voran durch das Treppenhaus. Ihre Stimme klang kalt, metallisch, unpersönlich und fast wie eine weibliche Version von Robertos kratzigem, knurrigem Tonfall. Sie schien wohl innerhalb der Gruppe ebenfalls einen hohen Rang innezuhaben, denn der Mann mit der Pistole nahm bemüht Haltung an als sie an ihm vorbeiging. Ihre eigene Haltung war aufrecht, der Gang geschmeidig - wie ein Raubtier auf Beutezug, dass durch hohes Dschungelgras pirscht. Sie hielt ihr Gewehr nicht locker neben sich, sondern schussbereit nach vorne gerichtet.

Unauffällig schob ich mich näher an Jürgen heran, bis ich mich fast auf gleicher Höhe mit ihm befand. Ein Seitenblick zeigte mir, dass er unsere Begleiterin nicht aus den Augen ließ und auch er hielt sein eigenes

Schnellfeuergewehr schussbereit, den Lauf leicht nach oben gezogen und ein wenig in Richtung der vor ihm gehenden Frau gerichtet.

Sie warf keinen einzigen Blick zu uns zurück, als sie den Gang voraus bis zu der gläsernen Nebentür des Gebäudezugangs durchquerte. Erst hier hielt sie inne und wartete, bis wir zu ihr aufgeschlossen hatten.

"Ich habe den Befehl, Sie in die Nähe des Polizeihauptquartiers zu führen" stellte sie fest. "Sie werden mir folgen und währenddessen kein Wort verlieren. Am Zielpunkt angekommen überlasse ich es Ihnen, Ihren Weg allein fortzusetzen."

Kein weiteres Wort folgte, sie wartete nicht einmal auf eine eventuelle Frage von uns, sondern hob den Lauf ihrer Waffe und drückte mit dem linken Ellbogen die Klinke nach unten. Die Tür schwang auf den Druck ihres Arms langsam nach außen hin auf.

Vor uns lag ein kleiner Innenhof mit einer einspurigen Durchfahrt, deren Ränder mit niedrigen Hecken bepflanzt waren. Wir überquerten den Hof zu einem auf der anderen Seite liegenden Gebäude, dessen seitliche Außentreppe in einen Keller führte. Das schwach glimmende Notlicht beleuchtete das uns mittlerweile wohlbekannte Szenario verwinkelter Versorgungsgänge.

Tanja führte uns über die schmalen und niedrigen Wege durch immer neue Durchgänge oder angelegte Wanddurchbrüche. Fast schien es mir, als wolle sie uns in die Irre führen. Vielleicht wollte sie damit aber auch nur erreichen, dass wir unter keinen Umständen wieder den Weg zurück zu Robertos Hauptquartier finden könnten. Kein einziges Mal wandte sie sich zu uns um, als wäre es ihr vollkommen gleichgültig, ob wir hinter ihr in dem unterirdischen Labyrinth verloren gingen. Ich tröstete mich damit, dass sie bei diesen beengten Platzverhältnissen unmöglich zu einem plötzlichen Angriff übergehen könnte - zumindest nicht ohne zuvor von Jürgen, der direkt hinter ihr lief, niedergeschossen zu werden.

Hin und wieder hielt ich kurz inne um zu lauschen, denn mir schien als ob hinter uns weitere Schritte zu hören seien. Die Sichtverhältnisse waren in diesen langgezogenen Gängen mit den sehr weit auseinander liegenden Notbeleuchtungen schummerig, so dass sich durchaus jemand von hinten hätte anschleichen können. Doch wann immer ich anhielt, ich hörte nichts als das trippelnde Echo unserer eigenen, leisen Schritte.

Unser Marsch zog sich, wie es auch damals in den U-Bahn-Schächten gewesen war, schier endlos hin. Ich stieß, im eintönigen Trott versunken, fast mit Jürgen zusammen als dieser plötzlich stehen blieb. In dem engen und niedrigen Gang musste ich mich fast verrenken um an ihm

vorbei einen Blick nach vorne zu werfen und dort den Grund für unseren Stopp erkennen zu können.

Die Frau namens Tanja stand vor einem größeren Durchbruch in einer Ziegelwand. Zwei Rohrleitungen, jede mit einem Durchmesser von fast achtzig Zentimeter, führten hier querab nach rechts in ein anderes Gebäudeteil. Zwischen dem Boden des Ganges und den Rohren darüber lagen nicht mehr als vierzig Zentimeter Luftraum.

"Sie sind am Ziel" sagte die Frau knapp und deutete mit ihrer freien Hand auf den Durchbruch. "Hinter der Wand liegt ein Anschlussraum. An der gegenüberliegenden Seite führt eine Steigleiter nach oben in eine Seitenstraße. Das ehemalige Polizeihauptquartier dieses Viertels liegt eine Parallelstraße nach Westen. Sie können sich oben orientieren und dann die südliche Straße nehmen. Diese wird Sie dann zurück in die Außenbezirke bringen."

Jürgen musterte den Durchstieg, drehte sich dann zu ihr um und nickte knapp ehe er sich, wieder ganz den militärischen Vorgesetzten gebend, anschließend an mich wandte.

"Position sichern" wies er mich an.

Ich hatte absolut keine Ahnung was er mir damit sagen wollte, konnte aber schlecht nachfragen - immerhin war er, was Robertos Trupp anging, ja mein übergeordneter Dienstgrad und ich ein Soldat, wenn auch im niedrigsten Rang. Theoretisch sollte ich den Befehl verstanden haben.

"Jawoll!" murmelte ich halblaut als er mir seinen Rucksack reichte und bäuchlings, das Gewehr vor sich haltend, auf Knien und Ellbogen unter den Rohrleitungen hindurchkroch. Es dauerte einen kurzen Moment bis das leise Schlurfen verklang.

"Birkner, schieben Sie unsere Rucksäcke durch" hörte ich dann seine leise Stimme von der anderen Seite. Zwischen den Leitungen konnte ich für einen Moment ein mattes Blinken erkennen. Während ich in die Knie ging und die Rucksäcke nacheinander durch die Öffnung zu ihm hinein schob, begriff ich: Jürgen traute unserer Eskorte ebenso wenig wie ich - er behielt sie durch die Öffnung im Auge und hatte vermutlich sein Gewehr auf sie gerichtet für den Fall, dass sie plötzlich versuchen sollte, ihre Waffe gegen uns einzusetzen.

Nachdem unsere beiden Rucksäcke in der Öffnung verschwunden waren nickte auch ich Tanja zu und kroch wie Jürgen auf dem Bauch unter den Rohrleitungen hindurch. Er erwartete mich bereits auf der anderen Seite, stand seitlich neben den nach oben abgewinkelten Röhren und blickte durch den Spalt dazwischen zu unserer Führerin

zurück. Die Rucksäcke lagen ein Stück hinter ihm - offenbar hatte er sie mit dem Fuß an den Trägergurten zu sich herangezogen, damit er den Blick nicht von ihr hatte abwenden müssen.

"Viel Glück" hörte ich die Stimme der Frau leise von der anderen Seite der Mauerwand. Dann waren nur noch ihre sich entfernenden Schritte zu vernehmen. Jürgen blieb jedoch nach wie vor unbewegt in seiner Position stehen. Während dessen ließ ich meinen Blick langsam durch den Raum schweifen, in dem wir uns nun befanden. Es war ein Einstiegsschacht mit einer Grundfläche von vielleicht drei auf drei Metern. Die Leitungsrohre verliefen ein Stück nach oben, stießen an gusseisernen Handrädern der Absperrventile mit weiteren, isolierten Rohren zusammen, um dahinter durch eine andere Seitenwand wieder zu verschwinden. Uns gegenüber waren Steigeisen in den Beton der Wand eingelassen und hoch über uns, vielleicht vier oder fünf Meter über dem Schachtboden, fiel ein schwacher Lichtstrahl durch kleine Löcher in einem kreisrunden Deckel zu uns herunter.

"Nimm Deinen Rucksack und klettere mal nach oben" wisperte Jürgen mir in der Dunkelheit zu. "Schau nach, ob die Luft rein ist."

"Wird gemacht" antwortete ich. Den Rucksack auf dem Rücken und das Gewehr am Tragegurt über der Schulter hängend, stieg ich langsam die Steigeisen hinauf, in der Dunkelheit immer wieder nach dem nächsten Tritt tastend. Frische, kühle Luft drang durch die Schlitzes des Deckels über mir. Je höher ich kam, desto mehr erhellte das Licht meine Umgebung.

Oben angekommen lauschte ich angestrengt, doch kein Geräusch deutete auf die Anwesenheit von Robotern hin. Ich zog den Kopf ein und schob mit den Schultern vorsichtig den Deckel hoch, was mir aufgrund meiner Position und dem Gewicht des Gusseisens jedoch schwer fiel. Als ich den Deckel auf der einen Seite vielleicht fünf Zentimeter angehoben hatte, konnte ich einen schnellen Blick durch den Spalt werfen. Vor mir lag die Oberfläche einer verlassenen Straße, auf beiden Seiten von Gehwegen und Gebäuden gesäumt. Wir mussten hier zwischen dem Wohngebiet und dem Beginn des inneren Rings, also recht nahe dem im Zentrum liegenden Geschäftsviertel sein. Alles war ruhig hier, weder "Panther" noch "Guardians" waren zu sehen - nur die bekannte Szenerie aus abgestellten Fahrzeugen, umgestürzten Müllbehältern und den vom Wind über den Asphalt getriebenen Blättern.

"Alles in Ordnung" zischte ich zu Jürgen hinunter. Ich hörte wie er leise und erleichtert ein Seufzen ausstieß. Dann ertönten seine leisen

Schritte, als er von der Öffnung zwischen den Rohrleitungen zurücktrat und sich seinen Rucksack auf die Schultern schob.

"Warte bis ich bei Dir oben bin" hörte ich seine Stimme heraufdringen. "Und dann nichts wie raus aus dem Schacht und irgendwo dort draußen in Deckung gehen. Siehst Du etwas in der Nähe?"

"Ein paar Mülltonnen, einen Transporter" gab ich zurück.

Ich spürte wie er die Steigeisen unter mir hinaufstieg. Er war vielleicht einen Meter unter mir als plötzlich ein leises, metallisches Klackern zu hören war und sich schnelle Schritte entfernen. Ich blickte nach unten und erschrak beim Anblick von Jürgens verzerrtem Gesicht direkt zu meinen Füßen.

"Raus hier!" hörte ich ihn brüllen. "Das ist eine Falle! Los, raus!"

Mit aller Kraft stemmte ich mich ruckartig gegen den Deckel nach oben. Jürgens Hand griff bereits nach dem Steigeisen, auf dem noch mein linker Fuß stand. Der Quersteg aus Gusseisen bohrte sich in meinen Nacken, dann fiel der Deckel mit einem lauten Scheppern auf den Asphaltbelag hinter mir. Ich ließ mich nach vorne auf die Straße fallen und versuchte mich über die Seite abzurollen. Aus den Augenwinkeln sah ich wie Jürgens Oberkörper aus dem Schachteinstieg hervorkam. Er stürzte neben mir zu Boden, nur um sich sofort auf die Beine zu stemmen. Seine Hand packte mich am Kragen meiner Jacke und riss mich weiter nach vorne.

Nur Sekundenbruchteile später explodierte etwas im Schachtinneren. Ich konnte nicht sagen, was zuerst kam - die Fontäne aus Staub und Dreck, die senkrecht aus dem Ausstieg herausschoss, der laute Knall, der mir schier das Trommelfell zu zerreißen schien oder die einem Erdbeben gleich spürbaren Vibrationen. Ich sah gebannt zu, als der in der Straßenoberfläche eingelassene Rahmen des Durchstiegs wie in Zeitlupe herausgerissen und in die Höhe geschleudert wurde, umgeben von tausenden Beton- und Asphaltbruchstücken.

Irgend etwas schweres traf mich am rechten Fuß und ließ mich laut aufschreien. Dann stürzte sich Jürgen quer über mich und wir rollten weiter zur Seite, während um uns die in die Luft gesprengten Trümmer auf den Straßenbelag niederprasselten. Die Stille, die danach einkehrte, schien geradezu erschrecken unwirklich zu sein.

Ich stöhnte und griff nach meinem Bein als ich abermals herumgerissen wurde. Jürgens Gesicht starrte auf mich herab. Er blutete aus zwei oder drei kleineren Wunden an seiner Stirn und den Wangen. Seine Haut war von grauem Betonstaub bedeckt.

"Bist Du in Ordnung?" schrie er mich an.

Ich stöhnte erneut und nickte benommen. Sofort war er wieder auf den Beinen und riss mich zu sich in die Höhe.

"Los, weg hier" rief er und zerrte mich hinter sich her. Bei jedem Schritt schrie ich leise auf, jedes Mal wenn mein rechter Fuß auf dem Boden auftrat, durchfuhr mich ein stechender Schmerz bis hinauf in die Hüfte. Schließlich warf ich mich einfach der Länge nach hin... oder ließ mich Jürgen auf den Boden fallen? Er rollte mich herum bis ich auf eine blechverkleidete und schmutzverkrustete Oberfläche starrte. Erst nach einer Weile begriff ich, wo wir uns befanden - unter dem auf der Straße geparkten Transporter.

Jürgen lag schwer atmend neben mir und fluchte leise, schien aber abgesehen von den blutenden Stellen in seinem Gesicht unverletzt zu sein. Einige Minuten lang blieben wir beide nur unbeweglich liegen und schnapten nach Luft, während ich die sich überschlagenden Ereignisse zu verarbeiten versuchte.

"Dieses Miststück!" presste Jürgen zwischen den Zähnen heraus. Er rollte sich halb herum bis er auf dem Bauch lag, schob sich sein Gewehr von der Schulter und spähte unter dem Fahrzeug hinaus auf die Straße.

"Was war das denn nun?" stieß ich hervor.

"Sie hat nur darauf gewartet, dass wir nach oben steigen würden" sagte Jürgen und der Zorn in seiner Stimme war unverkennbar. "Ich hatte gedacht, dass sie vielleicht auf uns schießen würde, deswegen habe ich gewartet bis ich nichts mehr von ihr gehört oder gesehen habe. Aber sie muss wieder zurückgeschlichen sein und eine Granate in den Schacht hineingeworfen haben!"

Ich ließ meinen Kopf zurück auf den Asphalt sinken und schloss die Augen. Während Jürgen in alle Richtungen spähte lauschte ich nach dem Surren von Rotoren oder dem Rasseln von Panzerketten. Über mehrere Minuten sprachen wir kein Wort und warteten nur darauf, dass sich durch die Explosion alarmierte Roboter nähern würden. Ich konnte nach einer Weile nicht glauben, dass sich immer noch nichts um uns herum zu regen begann. Schließlich schlug ich wieder meine Augen auf und sah zu Jürgen hinüber.

"Und was machen wir jetzt?" fragte ich in die Stille hinein.

Er erwiderte meinen Blick mit schief hochgezogenem Mundwinkel.

"Gute Frage..."

Kapitel 40

Die Sonne schien auf den Transporter, unter dem wir uns verkrochen hatten. Es musste auf Mittag zugehen, denn es wurde langsam wärmer und die Luft unter dem Fahrzeug immer stickiger. Die Unterverkleidung befand sich kaum mehr als zehn Zentimeter über meinem auf dem Boden liegenden Kopf. Es roch stark nach Schmieröl, Schmutz und Gummi.

Noch immer regte sich nichts um uns herum, was für mich völlig unverständlich war. Die Explosion in dem Schacht musste doch sicherlich über mehrere Kilometer Entfernung zu hören gewesen sein. Wie konnte es sein, dass dies bei den Robotern noch keinen Alarm ausgelöst hatte?

"Ich schätze mal, Roberto hatte das alles sorgfältig geplant" hörte ich Jürgen neben mir missmutig vor sich hin brummen. "Von dem Moment an, als wir verkündeten wieder aufzubrechen, da ansonsten ein Suchtrupp nach uns losgeschickt werden würde. Er herrscht hier über sein eigenes kleines Reich... wenn jetzt gut ausgerüstete Soldaten einrücken würden, hätte er es weder behalten noch verteidigen können..."

Er drehte sich zu mir herum.

"Ich würde mal schätzen, wir sind hier jetzt bestimmt eine gute Stunde herumgelegen" fuhr er fort. "Es wird allmählich Zeit zu verschwinden. Wie geht es Deinem Bein?"

Ich zuckte mir den Schultern.

"Im Moment ist alles in Ordnung" antwortete ich. "Es drückt ein wenig, eher so eine Art dumpfer Schmerz. Als ich vorhin gelaufen bin, hätte ich schreien können."

"Nun, Du hast geschrien" stellte Jürgen sachlich fest. "Wenn es jetzt nicht stark schmerzt ist vielleicht nichts gebrochen, sondern nur eine Verstauchung. Wir müssten ausprobieren, ob Du damit laufen kannst."

"Und wenn nicht?" gab ich zurück.

"Werden wir sehen" meinte er. Dann musterte er nachdenklich das über uns schwebende Bodenblech. "Meinst Du, wir kriegen die Kiste hier zum laufen? Falls Du nicht auftreten kannst... irgendwie müssen wir von hier weg kommen."

"Keine Ahnung" sagte ich zweifelnd. "Als wir vor einem Jahr aus der Stadt geflüchtet sind hat Steffen ein uraltes Modell kurzgeschlossen, aber das war wirklich ein absoluter Oldtimer. Ich glaube nicht, dass wir

einfach mal so die Sicherheitselektronik austricksen können... zumindest wüsste ich nicht wie es geht."

Auf Jürgens Gesicht spiegelte sich einen Moment lang Enttäuschung wieder. "War nur eine Idee..." Dann spähte er wieder in alle Richtungen nach Anzeichen anrückender Maschinen.

"Wir müssen auf alle Fälle hier weg" griff er seinen ursprünglichen Gesprächsfaden wieder auf. "Sonst können wir herumliegen bis Schnee fällt. Komm, laß es uns probieren."

Er schob sich langsam unter dem Transporter hervor und zog seinen Rucksack hinter sich her. Ich seufzte - so unbequem ich hier gelegen hatte, es grauste mir vor dem Gedanken, auf meinem lädierten Fuß auftreten zu müssen. Die ersten Schmerzwoagen schoben sich durch mein Bein, als ich mich auf den Bauch wälzte und Jürgen folgte. Über die Motorhaube spähend wartete er auf mich und reichte mir seine Hand, um mir aufzuhelfen. Mein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse als ich versuchte, stehend meinen Fuß zu belasten.

"Keine Chance" stieß ich keuchend hervor und zog sofort wieder das Bein in die Luft. "Was jetzt?"

Ich konnte sehen wie Jürgen fieberhaft alle Möglichkeiten abzuwägen versuchte. Sein Blick blieb schließlich an der Glastür eines auf der anderen Straßenseite liegenden Hauseingangs hängen.

"Schätze mal, auf ein wenig Krach kommt es jetzt auch nicht mehr an" sagte er ironisch, hob sein Gewehr und richtete es auf die Scheibe. Der Lärm der kurzen Salve hallte von den Hauswänden der Nebenstraße wieder, gefolgt von dem Geräusch der zu Boden fallenden Splitter. Er griff mir unter die Achsel und legte meinen Arm über seine Schulter. Humpelnd begleitete ich ihn die paar Meter bis zum Eingangspodest. Die Hand durch die zerschossene Scheibe schiebend griff er nach der Klinke und öffnete die Tür für mich.

"Hoch oder runter, wie ist es Dir lieber?" fragte er. "Wir müssen uns Deinen Fuß erst mal genauer ansehen."

"Egal" zischte ich und griff nach dem Treppengeländer um mich daran abzustützen. Mit Jürgens Hilfe erklomm ich die Stufen bis auf das Zwischenpodest der ersten Etage und ließ mich dort auf die weiter nach oben führenden Stufen sinken.

Ich biss die Zähne zusammen als er vorsichtig meinen rechten Schuh abstreifte und den Socken herunterzog. Die Haut um den Knöchel herum war stark gerötet, aber es war kein Blut zu sehen. An der Stelle wo mich vermutlich eines der heraus gesprengten Bruchstücke getroffen hatte, prangte ein riesiger, dunkelblauer Fleck. Schmerzhaft verzog ich das

Gesicht, während Jürgen an verschiedenen Stellen herumdrückte. Er wirkte ein wenig unschlüssig.

"Tja, ich schätze, dass nichts gebrochen ist" sagte er schließlich. "Ich muss Dir allerdings auch gestehen, dass ich über das Erste-Hilfe-Training während meiner Dienstzeit hinaus keine Ahnung von Medizin habe. Ich würde annehmen, dass Du Dir den Knöchel geprellt hast."

"Und das bedeutet?" fragte ich, als ich den Socken vorsichtig wieder nach oben rollte.

"Wenn ich mich richtig erinnere müssten wir den Fuß jetzt kühlen und ruhigstellen" meinte Jürgen nachdenklich. "Ich hatte mir vor ein paar Jahren das Handgelenk geprellt, danach hat mich der Feldarzt für knapp zwei Wochen krankgeschrieben."

"Wunderbar" fauchte ich, "das passt ja wunderbar!" Ich streckte das Bein nach vorne und lagerte den Fuß vorsichtig auf der Ferse auf. Die Kälte, die aus dem Steinbelag des Treppenhauses strömte, fühlte sich unglaublich angenehm an.

Jürgen zog sich die Mütze vom Kopf und fuhr sich durch die Zotteln, während er nachdachte. Er schien zwar etwas besorgt zu sein, aber sein Adamsapfel - als sicheres Symptom für extremen Stress bei ihm - blieb ruhig an seinem Hals hängen.

"Wir können hier nicht bleiben" sagte er schließlich. "Wir können hier nicht warten bis es Dir besser geht, denn dann sind unsere Vorräte mit Sicherheit wieder aufgebraucht und ich glaube nicht dass wir so schnell hier in der Nähe eine Mall finden werden. Wir wissen ja nicht einmal wo wir hier eigentlich sind..."

Er zog die Mütze wieder auf und stemmte sich hoch.

"Nimm Dein Gewehr und warte hier" sagte er. "Ich werde versuchen ein wenig über die Umgebung herauszufinden." Mit diesen Worten stieg er die Stufen neben mir hinauf. Ich legte meinen Kopf in den Nacken und warf einen Blick zwischen den Treppenläufen nach oben. Das Haus, in dem wir uns befanden, schien gut zwanzig oder dreißig Stockwerke zu haben. Ich fragte mich wohin er nur wollte? Seine Schritte klangen leise und stetig zu mir herunter und verloren sich im Echo, das von den kahlen Treppenhauswänden hin und her geworfen wurde. Nach einer Weile dröhnte ein lauter Schlag zu mir herab, als ob etwas aufgebrochen oder heruntergeworfen worden war.

Ich lehnte mich seitlich an die Wand an und hielt mein Gewehr auf dem Schoß, so dass ich zumindest teilweise die Treppenstufen hinunter zum Eingangsbereich überblicken konnte. Auf jedem Podest waren vier Türen zu den Wohneinheiten angeordnet, an der Längsseite befand sich

zusätzlich der geschlossene Zugang zu einem Lift. Von draußen drang das Sonnenlicht des frühen Nachmittags zu mir herein.

Ich verfluchte still mein erneutes Unglück - wenn dieser verdammte Brocken mich nicht getroffen hätte, wären wir jetzt vielleicht schon ein paar Straßenzüge südlich von hier auf dem direkten Weg nach Hause...

Etwas rumorte über mir im Treppenhaus und einige Zeit später konnte ich Jürgens Schritte hören. Wortlos kam er die Treppe hinab und setzte sich neben mich auf die Steinstufen.

"Also" begann er, während er sich eine Flasche aus seinem Rucksack fischte und den Verschluss öffnete, "Roberto hat uns nur zur Hälfte angelogen. Wir sind hier tatsächlich unmittelbar bei einer Polizeistation. Das war vermutlich der Backup-Plan, damit wir den Maschinen in die Hände fallen, falls wir den Anschlag im Schacht überleben sollten."

"Und warum haben wir dann keine von ihnen gesehen?" fragte ich.

"Vielleicht weil die Station südlich von uns liegt und durch zwei große Blöcke von dieser Straße hier getrennt ist" spekulierte Jürgen zwischen zwei langen Zügen aus der Flasche. "Und vielleicht weil außer dem Lärm keine direkte Einflussnahme auf einen Roboter erfolgt ist? Was weiß ich, es ist im Grunde auch egal... ich will mich nicht beschweren."

Er reichte mir die Flasche hinüber.

"Ich bin ganz nach oben gestiegen und habe eine Durchstiegs Luke zum Dach gefunden" fuhr er fort. "Ich denke ich weiß jetzt, wo wir uns ungefähr befinden... ich glaube ich habe eines der Gebäude erkannt, an dem wir auf unserem Hinweg vorbeigekommen sind. Das Problem ist nur... wir müssen dazu direkt an der Basis der Guardians vorbei."

Ich schwieg als er geendet hatte. Was das bedeutete war mir genauso klar wie ihm. Wir kannten uns beide in diesem Teil der Stadt nicht aus. Wir wussten nicht, wie wir diese Stellung umgehen sollten. Und dazu war ich nun fußlahm.

"Wir sind geliefert" murmelte ich fast lautlos vor mich hin. In der Stille des leeren Treppenhauses hörte es Jürgen genauso gut, wie wenn ich es laut ausgesprochen hätte, aber er ging nicht weiter darauf ein.

"Ich werde mir die Straße nochmal ansehen" sagte er schließlich leise und stand auf. Seinen Rucksack ließ er neben mir stehen. Ich lächelte unwillkürlich - deutlicher hätte er mir, ohne ein einziges Wort zu sagen, nicht zeigen können, dass er mich hier nicht im Stich lassen würde.

Während er fort war inspizierte ich unsere Vorräte. Wir hatten gestern reichlich Proviant eingepackt. Optimistisch geschätzt würde uns das Essen vielleicht zwei Wochen ausreichen. Wie lange waren wir auf dem Hinweg unterwegs gewesen... eine Woche ungefähr? Damit bliebe uns

bei sparsamem Verbrauch ein kleiner Puffer, vorausgesetzt wir könnten uns auf dem Weg immer wieder mit trinkbarem Wasser versorgen.

Vorsichtig rollte ich den Socken wieder von meinem Fuß herunter und presste die Sohle leicht gegen den Fliesenbelag. So lange ich hier saß wollte ich die Kälte des Granitsteins zur Linderung meiner Schwellung nutzen.

Die Zeit verstrich lautlos und ich war drauf und dran, immer wieder für ein paar Minuten einzudösen. Das Knirschen der Glassplitter schreckte mich auf als Jürgen von der Straße zurückkehrte, die Stufen hinaufstieg und sein Gewehr neben mir an die Wand lehnte.

"Und, was hast Du gesehen?" fragte ich ihn schnell, um meinen Anfall von Müdigkeit zu überspielen.

Er fuhr sich mit der rechten Hand wieder über den Kopf und durch das Bartgestrüpp, während er sich die Worte zurechtlegte.

"Die Sache wird kompliziert" begann er langsam. "Die ganze Zeit über herrscht an der Polizeistation Flugverkehr. Der Landeplatz befindet sich anscheinend in einem Innenhof des Komplexes, die Guardians starten und landen jeweils senkrecht. Wenn wir uns zu nah an das Gebäude heranwagen laufen wir Gefahr, geortet zu werden. Wir werden also diesen Bereich umgehen müssen, vielleicht über mehrere Straßenzüge, je nachdem welche Flugrichtung die Maschinen einschlagen."

Er musterte mich unschlüssig.

"Vielleicht sollten wir hier über Nacht bleiben" schlug er dann zögernd vor. "Deinem Fuß geht es morgen vielleicht ein wenig besser..."

"Nein" unterbrach ich ihn. "Ich will hier nicht bleiben. Wenn Du Recht hast brauchst mein Fuß länger, um wieder auszuhelen. Wir können uns hier nicht so lange aufhalten." Mühsam stemmte ich mich auf das linke Bein. "Wenn Du mich ein wenig stützt, wird es schon gehen. Unterwegs finden wir vielleicht irgend eine Gehhilfe für mich, einen Stock oder so etwas in der Art. Wichtig ist, das wir hier weg kommen. Wenn uns die Guardians nicht entdecken, dann schickt uns dieser Roberto am Ende noch einen Trupp hinterher um sicherzugehen, dass wir erledigt sind."

Jürgens Gesicht war aschfahl. Ich konnte an seiner Miene ablesen dass ihm meine Antwort nicht schmeckte. Ich starrte ihn an, so lange bis er schließlich seinen Blick abwandte.

"Wie Du meinst" sagte er schließlich. "Machen wir uns fertig."

Ich setzte mich wieder, um meinen Socken überzustreifen. Dann zog ich die Schnürsenkel des rechten Schuhs so weit wie möglich auf, damit ich ihn auseinander drücken und über meinen geschwollenen Knöchel ziehen konnte. Jürgen half mir beim Aufsetzen des Rucksacks, damit ich

nicht das Gleichgewicht verlor. Ich ignorierte sein Angebot, meinen Arm über seine Schulter zu legen. Statt dessen sicherte ich mein Gewehr, entfernte das Magazin und benutzte es als notdürftige Krücke.

"Kümmere Dich um die Sicherung" sagte ich und versuchte dabei mutiger zu klingen als mir zumute war. "Wenn es brenzlig wird, lass mich zurück, klar?" Auch wenn ich wusste, dass er das nicht tun würde.

Vorsichtig schoben wir uns die Treppenstufen hinunter. Jürgen ging voran und spähte die Straße auf und ab. Ich folgte ihm, bemüht meinen Fuß durch die provisorische Krücke des Sturmgewehrs zu entlasten. Es stellte keine wirkliche Hilfe dar, da ein Griff fehlte und ich an dem glatten Stahl des Gewehrlaufs mit der Handfläche immer wieder nach unten abrutschte. Immerhin hielt sich der Schmerz in meinem Fuß in Grenzen solange ich nur kurze, humpelnde Schritte unternahm und lediglich die Fußzehen aufsetzte.

Die Straße lag wie zuvor still und verlassen vor uns. Jürgen hielt sich nun direkt neben mir, sein eigenes Gewehr unablässig von links nach rechts zwischen den Häuserfronten hin und her schwenkend. Die erste Kreuzung war nur knapp hundert Meter entfernt, aber mit meiner Verletzung benötigten wir dennoch gut zehn Minuten um die Strecke zurückzulegen. Als wir schließlich dort ankamen war das Surren der an- und abfliegenden "Guardians" leise, aber deutlich zu vernehmen. Um eine Hauskante herum konnte ich die startenden Flugroboter über einem größeren, altmodisch wirkenden Gebäudekomplex in knapp zweihundert Metern Entfernung erkennen.

"Sie landen und starten alle paar Minuten" wisperte Jürgen in mein Ohr. "Wir könnten vielleicht versuchen zwischen zwei Maschinen schnell auf die andere Straßenseite zu gelangen. Da drüben ist ein Rücksprung in der Fassade, wo wir in Deckung gehen könnten."

"Was ist mit der Straßenflucht?" fragte ich leise zurück. "Kommen Sie auch von dieser Seite aus? Wenn ja, haben wir so keinerlei Deckung."

Jürgen schüttelte den Kopf.

"Solange ich sie vorhin beobachtet hatte, fliegen sie die Station alle nur von Süden aus an. Ich vermute mal die Guardians patrouillieren in dem Bereich, wo früher unser Depot gewesen ist."

Ich schwieg und stellte keine weiteren Fragen mehr - ich wollte nicht erneut die Erinnerung an den Anblick des völlig zerstörten Lagers in ihm wachrufen. Wir warteten noch einige Minuten ab. Schließlich zupfte Jürgen mich am Ärmel.

"Los, packen wir's an".

Er lief los zur anderen Straßenseite und suchte Deckung an der knapp fünfzig Zentimeter tiefen Kante zweier aneinander stoßender Häuser. Den Lauf in Richtung des Drohnenbasis gerichtet winkte er mir kurz zu. Ich biss die Zähne zusammen und humpelte so schnell ich es konnte über die vierspurige Straße zu ihm hinüber. Hinter seinem Rücken an die Hauswand gelehnt, ließ ich die angehaltene Luft aus meiner Lunge ausströmen und unterdrückte den sich nun wieder durch starkes Pochen bemerkbar machenden Schmerz in meinem rechten Bein. Dann blickte ich den Straßenverlauf nach Norden entlang.

"Ich hab eine Idee" flüsterte ich und zeigte auf eine der umgestürzten Mülltonnen, die ihren Inhalt quer über den Fußweg auf unserer Straßenseite verteilt hatte. "Wenn ich in dieses Ding klettere - meinst Du, Du könntest mich damit bis zur nächsten Kreuzung mitziehen? Falls ein Guardian die Polizeistation anfliegt kannst Du Dich hinter der Tonne verstecken. Ich glaube nämlich nicht, dass ich in nur vier oder fünf Minuten den ganzen Weg bis dahin schaffen kann."

Jürgen fuhr sich über das Kinn und nickte schließlich. "Ich habe auch keine bessere Idee" gestand er dann. "Versuchen wir es."

Wir warteten die nächsten anfliegenden "Guardians" ab, bevor wir es riskierten. Jürgen richtete die auf vier Rädern montierte Tonne auf. Mit seiner Hilfe schwang ich mich über den Rand und ließ mich in das Innere hineinfallen, ehe er mir seinen Rucksack hineinreichte. Ich lehnte mich an die Seite, setzte das Magazin meines Sturmgewehrs ein und richtete meinen Blick nach oben, um notfalls auf eine anfliegende Maschine schießen zu können. Kurz darauf spürte ich wie sich die Tonne langsam in Bewegung setzte und hörte über das Rumpeln der Kunststoffräder das leise Schnaufen meines Kameraden.

Jürgen stoppte sofort, sobald wir das leise Surren sich nähernder Rotoren hören konnten und setzte sich erst wieder in Bewegung wenn wieder Stille eingekehrt war. Auf diese Weise kamen wir langsam, aber stetig vorwärts. Über mir glitt der mit Schäfchenwolken bedeckte Nachmittaghimmel hinweg. Dann schwenkte das Blickfeld schließlich abrupt zur Seite als Jürgen die Tonne um die Ecke des nächsten Straßenzuges schob.

"Danke" sagte ich leise aus der Tonne heraus zu ihm. "Du kannst mich wieder aussteigen lassen."

"Bleib ruhig da drinnen" hörte ich seine zwar leicht keuchende, aber zufrieden klingende Stimme. "Der Straßenzug verläuft gerade und der Boden ist relativ eben. Ich kann Dich jetzt schieben, das ist einfacher und außerdem wird Deinem Fuß eine Pause sicher nicht schaden."

Ich zog mich an der Tonnenwand nach oben und streckte den Kopf über den Rand. Die Straße sah exakt so aus wie die vorangegangene und verlief über mehrere hundert Meter in fast gerader Linie. Ich schob den Lauf meines Gewehrs auf den Deckelteil vor mir, um uns auf diesem Teil der Strecke schützen zu können. Aus diesem Blickwinkel kam ich mir vor, als säße ich in einem Panzer - allerdings mit dem Unterschied, dass die dünne Blechwand der Tonne sicherlich keinerlei Beschuss würde abhalten können.

Jürgens Gesicht erschien hochrot neben mir. Ich bückte mich schnell um ihm eine der Wasserflaschen hinauszureichen. Dankbar nahm er ein paar Schlucke, ehe er sie mir wieder zurückgab.

"Also dann, weiter geht's" sagte er und stemmte sich erneut gegen die Tonne. Langsam steuerte er sie über den leicht unebenen Plattenbelag des Gehsteiges, hin und wieder auftauchende Hindernisse wie Müllkörbe oder Laternenmasten vorsichtig umfahrend. Unser Gefährt schepperte über die Steinkanten. Ängstlich warf ich immer wieder einen Blick nach allen Seiten, doch war nirgendwo eine Gefahr zu sehen.

Wir waren vielleicht drei oder vier Hauseingänge weit gekommen als hinter uns eine Stimme zu hören war. Ich verstand nicht was sie sagte, ich war viel zu erschrocken als sie wie aus dem Nichts ertönte. Wie von der Tarantel gestochen fuhr ich herum und fast hätte sich instinktiv mein Zeigefinger um den Abzug gekrümmt. Keine zwei Meter hinter uns beugte sich ein Mann aus einem aufgeschobenen Fenster hinaus und starrte uns an.

"Was tun Sie hier draußen?"

Jürgen und ich starrten ihn an wie ein Gespenst. Er sah sogar fast ein wenig aus wie ein Geist - unter dem mittellang geschnittenen, grauen Haar erstreckte sich ein bleiches Gesicht, an dessen Kinn ein ebenfalls grauer Bartansatz spross. Ich schätzte den Mann auf sicher fünfzig Jahre oder älter. Er trug einen schmutzig-weißen Kittel, seine Hände waren so blass wie das Gesicht.

"Meine Güte, wo kommen Sie her?" stieß er hervor, noch ehe Jürgen oder ich auf seine vorherige Frage hatten antworten können. "Wie haben Sie überlebt? Kommen Sie herein!"

Er verschwand so schnell wie er aufgetaucht war, das Fenster schloss sich hinter ihm mit einem leisen Klicken. Noch während Jürgen und ich uns ungläubig anstarrten öffnete sich ein paar Meter weiter hinten die Eingangstür des Gebäudes.

Der Mann trat einen halben Schritt auf die Straße und winkte. Er war klein, sogar kleiner als ich, er konnte keinesfalls größer als ein Meter und fünfzig sein.

"Los, jetzt machen Sie schon!" drängte er.

Er war unbewaffnet. Niemand anderes war zu sehen. Wir tauschten kurz einen schnellen Blick, ehe mir Jürgen zunickte. Was hatten wir zu verlieren? Ich reichte Jürgen die beiden Rucksäcke hinaus, dann zog er mich an einer Hand nach oben, bis ich fast über den Tonnenrand gestürzt wäre. Mit seiner Hilfe gelang es mir, mein Bein überzuschlagen und mich auf den Gehweg hinabgleiten zu lassen. Zusammen mit ihm humpelte ich die paar Schritte zu dem Mann in dem weißen Kittel. Ich sah seinen furchtsamen Blick, als er unsere Gewehre bemerkte. Dann trat er ein wenig zögernd zur Seite und gewährte uns Eintritt in das von ihm bewohnte Haus. Schnell schloss er die Tür hinter uns.

Der Hausflur gehörte zu einem älteren Wohnblock und war, verglichen mit dem Treppenhaus des Gebäudes ein paar Straßen weiter, ziemlich düster. Durch die Stille, die plötzlich zwischen uns dreien herrschte, verstärkte sich dieser Eindruck zusätzlich.

"Danke" stieß ich schließlich hervor, um das Eis zu brechen.

"Wer sind Sie?" wiederholte der kleine Mann seine Frage und musterte erneut unsere über die Schultern geworfenen Waffen. "Wo kommen Sie her?"

"Jürgen Grapow" stellte sich Jürgen vor, "und Matthias Birkner" wies er danach mit seiner Hand auf mich. "Wo wir herkommen... das ist eine längere Geschichte. Und um ehrlich zu sein, wir versuchen momentan so schnell wie möglich von hier wegzukommen."

Der Mann nickte und steckte seine Hände in die Taschen des Kittels. "Vernünftig" kommentierte er. Dann sah er meine gekrümmte Haltung und das hochgezogene Bein. "Sind Sie verletzt?"

"Nur eine Prellung, vermutlich" stieß ich hervor und senkte den Fuß ein wenig nach unten.

"So werden Sie nicht weit kommen" sagte der Mann zweifelnd. "Wo wollen Sie überhaupt hin?"

"Nach Süden" erklärte ich kurz angebunden. "Heraus aus der Stadt."

Der Mann schien sich nun wieder der üblichen Umgangsformen zu erinnern. "Mein Name ist Torben Willmanson" stellte er sich vor und reichte uns nacheinander die Hand. Sie war genauso klein wie der Rest seines Körpers. "Wir sind erst vor einem halben Jahr hier eingezogen und..."

"Wie bitte?" unterbrach ich ihn ungläubig. "Sie sind freiwillig hierher gekommen? Direkt um die Ecke fliegen hier Guardians ein und aus, und Sie haben genau hier Quartier bezogen?!"

Der Mann nickte mit ernster Miene.

"Genau aus diesem Grund" bestätigte er mir. "Ich denke mal, ich sollte es Ihnen erklären" meinte er dann lächelnd. "Vielleicht stelle ich Sie erst einmal den anderen vor."

"Den anderen...?" setzte Jürgen tonlos nach. Ihm ging es anscheinend ähnlich wie mir, wenn ich seinen Gesichtsausdruck richtig deutete. Aus welchem Grund sich ein Mensch freiwillig in eine von Kampfrobotern besetzte Stadt begeben mochte, wollte mir beim besten Willen nicht einleuchten.

"Kommen Sie einfach mit" meinte Willmanson schlicht und wandte sich zu der Treppe, um hinunter in den Keller des Gebäudes zu steigen. Jürgen und ich tauschten erneut einen weiteren, fassungslosen Blick ehe wir in der Lage waren, ihm dorthin zu folgen.

Kapitel 41

Während ich hinter dem kleinen Mann und Jürgen die Treppe hinunter stolperte, fiel mir der schlechte Zustand des Gebäudes auf. Der Putz war von den Wandflächen abgeschlagen worden, die Treppenstufen waren mit Holzplatten verkleidet. Das Haus war scheinbar im Umbau oder im Renovierungszustand gewesen, als die Bewohner durch die Unruhen fluchtartig ihr Heim verlassen mussten.

"Wissen Sie, dieses Bauwerk war für unsere Zwecke geradezu ideal" redete Willmanson, während er vor uns die Treppenstufen in das trübe Halbdunkel des Kellergeschosses hinabstieg, mit eifriger Stimme weiter. "Der gesamte Komplex ist schon ziemlich alt, weswegen zahlreiche Sanierungsmaßnahmen durchgeführt wurden. Darum haben wir hier auch etwas in diesem Stadtteil überaus kostbares: Elektrizität!"

Mit diesen Worten drückte er, gerade als er am unteren Treppenabsatz angekommen war, auf einen Wandschalter. Sekundenbruchteile später flackerte eine Deckenlampe auf und erhellte ein Durcheinander aus kreuz und quer gestapelten Baumaterialien. Durchgänge zogen sich zu den beiden Seiten des Kellergangs hin, teilweise mit Baufolien abgehängt, teilweise auch durch primitive Brettertüren verschlossen.

"Und nicht nur das, wir haben hier auch eine halbwegs adäquate Versorgung mit sauberem Wasser" fuhr Willmanson fort, während er den Gang entlang auf eine grau angestrichene Stahltür zuschritt. "In der Nähe befindet sich eine Einkaufszeile, aus der wir uns mit Lebensmitteln versorgen können. Hinzu kommt die kurze Distanz zu der Basis dieser Militärdrohnen und natürlich die Höhe des Bauwerks, welches die uns hier umgebenden Häuser um mindestens zwei Stockwerke überragt."

"Ideale Bedingungen - für was?" fragte Jürgen. Seiner Stimme zu Folge schien er ob der Situation und dem Verhaltens unseres unerwarteten Gastgebers mindestens genauso verwirrt zu sein wie ich. "Was in aller Welt tun Sie nur hier?"

"Kommen Sie, kommen Sie nur" erwiderte Willmanson nur und öffnete die Stahltür. "Vorsicht, Stufe!"

Die geöffnete Tür gab den Blick in einen gewaltigen Garagenkomplex frei. Die gesamte Fläche maß sicherlich zweitausend bis dreitausend Quadratmeter. An zahlreichen Stützen und Wandabschnitten war der Beton teilweise abgetragen worden, der Boden wies überall tiefe Riefen auf. Direkt neben dem Zugang zur Tiefgarage war eine Baumaschine mit zerschlossener, gelber Lackierung abgestellt worden.

Die Größe der Garage war jedoch nebensächlich angesichts des Szenarios, das sich meinen Augen bot. Die Fläche vor uns sah aus als hätte man eine Maschinenhalle, ein Chemielabor, eine Bibliothek und ein kleines Computerzentrum zusammengeworfen, diese Mischung kräftig durchgeschüttelt und danach alles wieder achtlos ausgekippt.

Innerhalb dieser Kakophonie war ein gutes Dutzend Menschen mit den verschiedensten Aufgaben beschäftigt - einige demontierten elektrische Geräte und schnitten Stahlbauteile mit Trennschleifern zu, andere saßen zusammen über Unterlagen gebeugt und wieder andere eilten zwischen verschiedenen Stationen hin und her. Gut die Hälfte trug ähnliche Kittel wie es Willmanson tat, andere waren in Overalls oder auch richtigen Anzüge gekleidet. Auf die Szenerie starrend stolperte ich fast über ein fast armdickes, schwarzes Kabel welches von einem ramponierten Bauverteilerkasten an einer der halb abgetragenen Stützen aus schräg über den Boden verlegt worden war.

Trotz des Lärms wurde unser Eintreten bemerkt. Ein mittelgroßer Mann mit schütterem Haar, ebenfalls einen weißen Laborkittel tragend, erhob sich von einem ramponierten Holzstuhl und kam uns entgegen.

"Ah, Torben" rief er mit leicht erhobener Stimme, um die in dem großen Raum widerhallende Geräuschkulissen übertönen zu können. "Das sind also unsere Gäste?"

"Sie haben uns erwartet...?" erwiderte Jürgen, wobei es mehr wie eine resignierte Feststellung als eine wirkliche Frage klang.

"Nun, unser Aussichtsposten auf dem Dach hat sie entdeckt und uns Bescheid gegeben" antwortete der Mann und reichte uns nacheinander seine Hand. "Professor Karl Mannfeld, wenn Sie gestatten. Ehemaliger Laborleiter der chemischen Fakultät."

Mechanisch schüttelte ich die erstaunlich fest zugreifende Hand meines Gegenübers, nachdem Jürgen uns beide vorgestellt hatte. In meinem Kopf schwirrte es so sehr, dass ich meinen geprellten Knöchel fast völlig vergaß. Ein scharfes Stechen erinnerte mich jedoch umgehend wieder daran, als ich unvorsichtigerweise meinen Fuß aufsetzte.

"Torben, wir bräuchten Dich drüben am Generator" wandte sich der Professor an unseren Empfangschef. "Vielleicht kann Wilhelm sich um die beiden kümmern? Er hat im Moment ohnehin nur wenig zu tun... Kommen Sie doch bitte mit" bat er uns und winkte uns, ihm zu folgen.

"Wir werden hier herumgeführt wie Werksbesucher, aber wo sind wir hier eigentlich?" stieß Jürgen hervor.

"Doktor Henning kann Ihnen dies, denke ich, am besten alles erläutern" erwiderte der Professor im Plauderton. "Wissen Sie, wir sind derzeit hier

alle ziemlich beschäftigt - wir liegen ein wenig hinter unserem Zeitplan, weil wir enorme Schwierigkeiten mit dem Material hatten. Ah, Wilhelm! Ich bräuchte Dich bitte hier!"

Der Angesprochene sah von einem Berg Notizen auf, die er vor sich auf einem Tisch ausgebreitet hatte. Jede der handschriftlich eng beschriebenen Seiten war mehrfach überarbeitet worden, enthielt durchgestrichene Passagen, Anmerkungen, Korrekturen, Verweise, Nummerierungen sowie zahlreiche Flecken, wo ihm der Schreibstift ausgelaufen war. Der Mann selbst wirkte fast ebenso zerknittert wie seine Unterlagen. Sein braunes Haar war so weit nach hinten gewichen dass es fast den Anschein erweckte, ihm sei seine Perücke verrutscht. Stirn und Wangen zierten zahlreiche Falten. Sein beiger Pullover war ebenso fleckig wie seine Hände. Er mochte jünger sein als der Professor, machte auf mich aber eher einen leicht verwirrten Eindruck. Erneut wurden Hände geschüttelt, als wir uns gegenseitig vorgestellt wurden.

"Doktor Henning kann Ihnen sicher Ihre Fragen beantworten" erklärte uns Professor Henning mit freundlichen Lächeln. "Es macht Dir doch sicher nichts aus, Wilhelm, nicht wahr?"

Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen war der uns zugewiesene Doktor nicht unbedingt erfreut darüber, aus dem Studium seiner Lektüre herausgerissen zu werden, doch er fügte sich gottergeben mit einem leisen Seufzen seinem Schicksal.

"Doktor?" versuchte Jürgen verbal einen Fuß in die Tür zu bekommen. "Vielleicht könnten Sie sich den Knöchel meines Freundes hier ansehen. Ich vermute er ist geprellt, aber ich muss gestehen dass ich medizinisch kein Fachmann bin um das genau beurteilen zu können."

"Nun, ich auch nicht" antwortete Henning mürrisch. Seine Stimme klang hell und weich, was einen seltsam wirkenden Kontrast zu seinem so faltigen Äußeren bildete. "Ich habe meinen Doktor in Psychologie."

"Fantastisch!" platzte es aus mir heraus. "Dann können Sie mir sicher helfen - ich glaube nämlich, ich drehe hier langsam durch! Hier sitzt ein Haufen Leute mitten in einer von Kampfbotern verwüsteten Stadt wie in einem Forschungslabor während wir die Straße entlang ziehen, und bitten uns im Vorbeischlendern auf einen Kaffee zu sich herein... bin ich der einzige hier, der den Grund für das alles nicht versteht?"

Ein dünnes Lächeln schob sich über das Gesicht des Psychologen. "Nun, ihr verbales Kommunikationsvermögen scheint auf alle Fälle völlig intakt zu sein, auch wenn Sie sich in gesteigertem Maße der Stilmittel von Ironie und Sarkasmus bedienen" kommentierte er meinen Ausbruch.

Dann zuckte er zusammen, als hinter uns der Teil eines abgetrennten Stahlträgers mit lautem Scheppern auf den Betonboden krachte.

"Ich glaube, wir gehen besser nach oben in die Quartiere" meinte er und raffte seine Zettelsammlung zusammen. "Dort können wir uns sicher besser unterhalten als hier in dieser Werkstatt..."

Ein paar Minuten später saßen wir in einem gemütlich eingerichteten Wohnzimmer auf weichen Polstermöbeln, während uns der Doktor eine Tasse mit künstlichen Tee servierte. Das Zimmer war, was das Mobiliar betraf, vermutlich früher einmal die Wohnung eines älteren Ehepaars gewesen. Der für mich nach der langen Zeit völlig ungewohnt wirkenden Luxus trug jedoch nicht unbedingt dazu bei, die Surrealität der Situation abzuschwächen.

"Sehen Sie" begann Doktor Henning mit seinen Erklärungen, während er uns gegenüber in einem der mit Häkeldeckchen versehenen Sessel Platz nahm und mit bedächtiger Miene seinen Tee umrührte, "das alles hat vor über einem Jahr begonnen. Ich nehme an, Sie kommen ebenfalls hier aus der Stadt?"

"Mehr oder weniger" nickte Jürgen benommen. Ich versuchte einen Schluck aus der dünnen Porzellantasse zu nehmen und verbrannte mir an der heißen, leicht klebrigen Flüssigkeit die Oberlippe.

"Dann sind Sie ja über die Umstände und Hintergründe im Bilde" fuhr der Doktor sachlich fort. "Von praktisch einem Moment auf den anderen hatten sich unsere eigenen Roboter gegen uns gewandt. Nicht nur die Kampfmaschinen..." er fuchtelte mit dem tropfenden Teelöffel in der Luft herum "...nein, auch alle anderen Gerätschaften, welche zu mehr als nur einer einzigen, rein mechanischen Tätigkeit konstruiert worden waren. Das Resultat war katastrophal und für die menschliche Bevölkerung geradezu verheerend!"

"Das ist uns bekannt" erwiderte ich.

"Aber vielleicht nicht in allen Facetten" kommentierte unser Doktor zwischen zwei Schlucken Tee. "Die Stadt ist zum jetzigen Stand so gut wie menschenleer - wir nehmen an, dass von den insgesamt knapp vier Millionen Einwohnern sich derzeit nicht mehr als ein paar hundert noch innerhalb des Stadtgebietes aufhalten. Die genauen Umstände sind uns natürlich noch nicht bekannt, aber nur ein Bruchteil der Menschen wurde im Zuge dieser Revolution getötet - der Großteil scheint, soweit er keine Gegenwehr leistete, zusammengetrieben und fortgebracht worden sein."

"Was tun aber Sie noch hier in der Stadt?" hakte Jürgen nach. "Warum sind Sie zurückgekehrt?"

"Nun, wir waren niemals fortgegangen" antwortete Doktor Henning ihm ruhig. "Die Leute in diesem Gebäude setzen sich fast ausschließlich aus dem ehemaligen Professoren- und Dozentenstab unserer hiesigen Universität zusammen: Physiker, Chemiker, Soziologen, Psychologen..." er deutete dabei mit der Hand auf sich selbst "wir sind diejenigen, die sich während der Zerstörung des Campus noch rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten."

"Die gesamte Universität wurde zerstört?" fragte ich.

Der Psychologe nickte ernst.

"Die Universität, Forschungszentren, Entwicklungsunternehmen sowie fast alle Verwaltungsgebäude und soziale Einrichtungen. Während sich meine anderen Fachkollegen um unser Überleben sorgten und darüber diskutierten, wie man sich gegen diese Roboterrebellion am Besten zur Wehr setzen könnte, drängte sich mir jedoch eine ganz andere Frage auf..." er beugte sich soweit vor, bis sein Oberkörper halb über den Wohnzimmertisch ragte "...und zwar die Frage nach dem Warum...?"

Seine eulenartig aufgerissenen Augen hatten einen leicht hypnotischen Blick. Ich schwieg und wartete darauf, dass er weitersprechen würde. Dies war genau die Frage, die mich seit dem Ausbruch der Kämpfe selbst immer wieder beschäftigt hatte. Doktor Henning musterte mich aufmerksam, als ob sein psychologisch geschulter Instinkt eben diesen unausgesprochenen Punkt in mir erkannt hätte. Schließlich lehnte er sich wieder in den Sessel zurück.

"Ich begann also, Nachforschungen in dem ganzen Chaos anzustellen" dozierte er mit vor dem Bauch zusammengefalteten Händen. "Als wir uns aus den Ruinen der Laboratorien wieder ans Tageslicht wagten, begegneten wir nach und nach einzelnen anderen Überlebenden. Aus ihren Berichten konnte ich entnehmen, dass die Angriffe in der ganzen Stadt koordiniert und gezielt ausgeführt wurden. Alle Bauwerke, die in besonderem Maße beschossen wurden, wiesen anscheinend einen Bezug zu robotischer Forschung und technologischer Entwicklung auf. Teilweise wurden besonders fachkundige Menschen auf diesem Gebiet ganz gezielt eliminiert. Am Ende stand die gesamte Bevölkerung hier völlig unkoordiniert und handlungsunfähig - ja, geradezu hilflos - vor den Resten ihrer bisherigen Existenz.

Es geht noch weiter!" blockte er Jürgens Versuch, ihn zu unterbrechen, mit leicht erhobener Hand ab. "Innerhalb des letzten Jahres gelang es meinen Kollegen auch, Verbindung zu anderen Städten aufzubauen. Ganz offensichtlich haben dort, zeitgleich zu der Tragödie bei uns hier, ebenfalls solche Attacken stattgefunden. Soweit wir wissen ist das

gesamte Land von diesen Ereignissen betroffen. Meine Kollegen und ich haben deswegen mit einer umfassenden Analyse begonnen. Am Ende blieben für uns zwei Optionen - entweder handelte es sich um einen technischen Vorfall an einer zentralen Stelle, welcher diese Handlungen ausgelöst hat oder um die militärische Operation eines anderen Staates, welcher sich dazu unserer eigenen Verteidigungsanlagen und Systeme bediente."

"Und genau das kann ich nicht glauben" unterbrach Jürgen nun doch den Redefluss unseres Dozenten. "Ein solches Vorgehen birgt in hohem Maße das Risiko, bereits vor dem Beginn einer solchen Operation durch die vorhandenen Sicherungssysteme entdeckt zu werden. Außerdem stünden für einen solchen Vernichtungsschlag durch eine gegnerische Armee ganz andere Mittel zur Verfügung. Die Vorwarnzeit für einen raketengestützten Atomangriff aus einem angrenzenden Staat beträgt deutlich weniger als zehn Minuten und ein solcher würde mit Sicherheit zu einem wesentlich wirkungsvolleren Ergebnis führen. Selbst bei einer letalen Kontamination weiter Gebiete unseres Landes - die wenigen Bodenschätze, die bei uns noch vorhanden sind, könnten einfach mit Robotfahrzeugen ohne irgendwelche wesentlichen Einschränkungen abgebaut werden..."

"Sicher, sicher" stimmte Doktor Henning mit leichtem Kopfnicken seinen Ausführungen zu. "Und ich kann Ihnen versichern, dass wir diese Theorie ebenfalls verworfen haben nachdem wir davon erfuhren, dass anscheinend nicht nur unser eigenes Land von diesen Vorkommnissen betroffen ist. Wir haben vielmehr Hinweise darauf vorliegen, dass auch in den uns umgebenden Staaten eine ähnlich apokalyptische Revolution stattgefunden hat."

Wir schwiegen angesichts eines solchen Szenarios schockiert. Der Doktor hingegen rührte, augenscheinlich unbewegt, leicht klimpernd mit dem Löffel in seiner Teetasse herum während er uns Zeit gab, um diese Nachricht ein wenig zu verdauen. Dann trank er seinen Tee aus und stellte die Tasse vorsichtig auf den kleinen Untersetzer vor ihm auf dem niedrigen Tisch ab. Das Porzellan klimperte leise.

"Sehen Sie" begann er wieder, offensichtlich um einen milden Ton in seiner Stimme bemüht und wie zu einem hochgradig gestörten Patienten sprechend, "dies alles kann eindeutig keinen militärischen Hintergrund haben. Auch wenn mein Kollege aus der Fachrichtung Robotik mir in diesem Punkt vehement widersprochen hat, so bin ich doch der festen Überzeugung, dass dies hier ein zumindest kontinental vernetzter

Vorgang ist, der seinen Ursprung in den zentralen Steuerungssystemen aller technischen Systeme haben muss."

Ich wusste nicht ob ich diesen Ausführungen nun zustimmen sollte oder nicht. Peter hatte solche Überlegungen mir und Steffen gegenüber ebenfalls energisch zurückgewiesen und doch klangen sie in meinen Ohren nicht absurd genug, um sie einfach beiseite zu wischen.

"Nun, angenommen, dass ich mit meiner Theorie Recht haben sollte" führte Doktor Henning seine Gedanken weiter aus, während er über seine vor sich gefalteten Hände nachdenklich an die Decke des Zimmers starnte, "dann stellt sich doch logischerweise die Frage, was einen solchen Vorgang verursacht haben könnte..." er senkte abrupt seinen Kopf und blickte uns wieder nacheinander in die Augen. "Es stehen hier wiederum mehrere Optionen zur Diskussion, nicht wahr?"

Es könnte sich um einen technischen Defekt handeln. Dagegen spricht aber nach unserer einhelligen Meinung der Umfang und die gezielte Art der Durchführung dieser Operation genauso wie die Tatsache, dass sich die Angriffe ausschließlich gegen die menschliche Bevölkerung gerichtet haben. Tiere und Maschinen wurden weitestgehend verschont und die Infrastruktur und die Bauwerke blieben überwiegend intakt.

Es könnte sich vermutlich auch um ein von außen eingespeistes Programm handeln. Dagegen spricht jedoch wiederum die Komplexität des robotischen Vorgehens und das dafür fehlende Motiv - denn ein feindlicher Angriff hätte, wie Sie ja ausgeführt haben, weitaus tödlicher durchgeführt werden können und ein Saboteur würde schließlich wohl kaum den Genozid seiner eigenen Rasse beabsichtigen... wobei es ja kein Genozid gewesen ist, sondern vielmehr die gezielte Ausschaltung des menschlichen Einflussfaktors..."

"Sie haben gesagt, dass die Bewohner vertrieben wurden" fragte ich unwillkürlich an dieser Stelle seiner Spekulationen nach. "Wo sind sie nun hingebracht worden?"

"Das kann ich Ihnen nicht sagen" antwortete mir der Doktor. "Ich gebe zu, ich verspüre kein Bedürfnis, einen Suchtrupp quer durch dieses Land anzuführen... nicht in unserer gegenwärtigen Lage. Aber es wurde mir von verschiedenen Augenzeugen berichtet, dass Menschen, die sich ergeben hatten, nicht niedergemetzelt sondern statt dessen kontrolliert abgeführt wurden. Es mag vielleicht irgendwo Gefangenenlager geben, von denen ich allerdings keine Ahnung habe."

"Und was tun Sie nun hier?" schaltete sich Jürgen erneut ein. "Hier in diesem Gebäude? Sie sitzen ja nicht nur herum und spekulieren über die Gründe für das Ende der menschlichen Zivilisation, oder?"

"In der Tat, nein" sagte der Psychologe gelassen. "Wir entschlossen uns nach einigem Überlegen dazu, uns aktiv gegen diese robotische Besatzungsmacht zu wehren. Allerdings war uns schnell klar, dass hier mit militärischen Mitteln nichts zu erreichen ist. Der Gegner ist stark, kaum verwundbar und in der Lage, sich durch die von ihm kontrollierten automatisierten Produktionsanlagen beständig selbst zu regenerieren. Somit mussten wir zwangsläufig einen anderen Weg beschreiten."

Meine Kollegen haben sich dieses Gebäude ausgesucht weil es in der unmittelbaren Nähe zu einer Basis der Maschinen liegt. Derzeit sind sie damit beschäftigt, einen Versuch vorzubereiten. Unsere Absicht ist, die Roboter nicht durch mechanische Schäden außer Gefecht zu setzen, sondern quasi ihr Nervensystem auszuschalten. Hierfür bauen wir derzeit an einem Generator, der vom Dach dieses Gebäudes eine EMP-Welle über mehrere hundert Meter Entfernung schicken und auf diese Weise die Elektronik der Roboter lahmlegen wird."

"Ein elektromagnetischer Impuls?" fragte ich. "Aber sind diese Roboter nicht dagegen geschützt?"

"Völlig unzureichend, wie meine Kollegen es beurteilen" stellte Doktor Henning nachdrücklich fest. "Die Maschinen sind für den Kampfeinsatz konzipiert. In einem Kriegsfall würde ein solcher Impuls bestenfalls durch den geballten Einsatz von Massenvernichtungswaffen hervorgerufen werden können, zum Beispiel durch die Explosion einer Atombombe. In diesem Fall spielt jedoch eine Auswirkung auf die Elektronik dieser Kampfsysteme keine Rolle mehr - die erzeugte Druckwelle würde sie ohnehin in Stücke reißen."

"Aber würde ein solches Vorgehen nicht die Roboter alarmieren?" warf ich ein. "Würden sie nicht auf solche Attacken reagieren?"

Das Lächeln auf dem Gesicht des Doktors wurde ein wenig breiter.

"Dies einzuschätzen ist meine Aufgabe in diesem Team" sagte er. "Ich habe das letzte halbe Jahr damit verbracht, die Verhaltensweisen der Maschinen zu studieren. Denn ich bin der Ansicht, dass der Grund für die Katastrophe aus einem ganz besonderen Umstand resultiert."

Er machte eine kurze Pause und räusperte sich.

"Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass wir es hier möglicherweise mit einem ganz besonderen und noch nie dagewesenen Phänomen zu tun haben könnten... der Entwicklung eines künstlichen Bewusstseins mit eigener Entscheidungsfähigkeit."

Die Stille, die sich im Raum ausbreitete, hätte man mit einem Messer in Scheiben schneiden können.

"Nein!" platzte ich heraus. "Das ist unmöglich! Jedes System folgt nur seiner eigenen Programmierung! Unsere Computer sind selbstlernend ausgelegt, aber sie können die Grenzen ihrer eigenen Hardware nicht überwinden!"

"Sie widersprechen sich gerade" antwortete mir Doktor Henning ernst. "Das Überwinden von vorgegebenen Grenzen, das Entwickeln eigener Lösungen für gestellte Probleme ist doch gerade das Kennzeichen für Intelligenz. Nichts anderes haben vor abertausenden von Jahren unsere Vorfahren gemacht, als sie von den Bäumen hinuntergeklettert sind und den Umgang mit primitiven Werkzeugen erlernt haben."

"Aber unsere Systeme sind an Grenzen gebunden, die sie nicht einfach überwinden können!" rief ich nun aufgebracht. "Sie müssen bestimmte Vorgaben, die wir ihnen unabänderlich eingebaut haben, befolgen! Es gibt Dinge, die sie nicht tun können! Wir haben ja auch keine Flügel, um damit zu fliegen..."

Ich unterbrach mich, als Doktor Henning mit einem leicht amüsierten Gesichtsausdruck seine Augenbrauen nach oben zog. Mir wurde heiß und ich spürte wie mein Gesicht sich rötete, als ich über meine gerade hervor gestoßenen Worte nochmals nachdachte.

Natürlich konnten wir fliegen... durch die Luft bis zu den Sternen. Wir konnten bis zum Grund der tiefsten Ozeane tauchen. Wir konnten Berge versetzen und aufürmen. Wir waren zwar selbst nicht körperlich dazu in der Lage... aber wir hatten Hilfsmittel dafür entwickelt die uns genau das ermöglichten, was uns doch eigentlich unmöglich war...

"Das kann einfach nicht sein..." schloss ich kläglich. "Das kann einfach nicht sein..."

"Wenn nun diese Computer Intelligenz entwickelt haben..." versuchte Jürgen den Gesprächsverlauf fortzuführen, wurde aber durch den Doktor unterbrochen.

"Nicht alle" stellte dieser klar. "Die Abläufe der Roboter folgen sicherlich nur den ihnen vorgegeben Routinen. Aber irgendwo, nehme ich an, an irgendeiner Stelle, hat ein solches System so etwas wie ein Bewusstsein entwickelt. Vielleicht hat man in einem Labor zu Forschungszwecken experimentiert und dadurch erst die dazu nötigen Rahmenbedingungen geschaffen. Das wäre durchaus möglich. Ohne die Kontrolle über das Feuer hätte sich die Menschheit schließlich auch nicht bis zu dem Stand entwickeln können, an dem wir heute stehen..." Er musterte mich mit einem fast traurig wirkenden Gesichtsausdruck.

"Aber Sie sehen, wie meine Theorie die laufenden Vorgänge bestätigt? Ein übergeordnetes System könnte all die Roboter dort draußen wie

Marionetten seine Befehle ausführen lassen, auf Grundlage der von ihm entwickelten Datenanalysen. Und tragischerweise hat nun eben dieses System anscheinend beschlossen, die Menschen von ihrer Rolle als dominierende Spezies auf diesem Planeten zu entbinden."

"Warum sollte ein solches System dies tun?" bemerkte Jürgen trocken. Doktor Henning zuckte mit den Schultern.

"Darüber können wir nur spekulieren. Solange nicht ein Fachmann in die Lage kommt, sich die Programmierung des betreffenden Systems anzusehen, werden wir das nicht in Erfahrung bringen können."

"Sie könnten sich irren..." versuchte ich seine Theorie wieder in Frage zu stellen. Die Ungeheuerlichkeit, die sich aus den Ausführungen dieses Psychologen ergab, ließ mich seine Spekulationen mit jeder Faser in meinem Körper ablehnen.

"Sicher, das wäre möglich" gab der Psychologe gelassen zu. "Es könnten sicher tausend andere Möglichkeiten existieren. Aber sagen Sie mir erst, warum ich mich irre. Solange Sie meine Theorie nicht schlüssig widerlegen können - wozu übrigens bislang auch keiner meiner Kollegen dort unten in der Lage war - solange halte ich an meinen Behauptungen fest."

Mein Kopf schmerzte jetzt stärker als mein verletzter Fuß, dennoch versuchte ich einen klaren Gedanken zu fassen, mit dem sich seine Theorie zu Fall bringen könnte. Verzweifelt zermartete ich mir mein Hirn. Nach einigen Minuten musste ich jedoch schließlich innerlich erschöpft aufgeben und ließ mich resigniert nach hinten in das Polster des Sessels zurückfallen. Doktor Henning nutzte die entstandene Pause, um uns allen nochmals Tee nachzuschenken.

"Ich bedauere es" sagte er. "Das können sie mir wahrhaftig glauben. Meine gesamte Familie ist verschollen oder getötet worden. Ich habe meine Tochter und meinen Enkel seit einem Jahr nicht mehr gesehen, noch habe ich eine Ahnung wo sie sind und ob sie überhaupt noch leben. Glauben Sie mir, niemand würde sich mehr wünschen als ich, dass diese Ereignisse niemals hätten geschehen können. Aber die Dinge sind nun einmal so, wie sie sind."

Ich klammerte mich mit zitternden Händen an meiner Tasse fest.

"Aber Sie müssen doch eine Vorstellung haben, warum dieses System möglicherweise zu dem Entschluss gekommen sein könnte, gegen die Menschen vorzugehen?" fragte Jürgen in die sich ausbreitende Stille hinein.

Der Doktor schüttelte traurig den Kopf.

"Ich bin Psychologe" sagte er, "kein Hellseher. Um die Hintergründe von Handlungen zu ergründen muss ich mit meinen Patienten sprechen können. Und Entscheidungen einer Maschine würden vermutlich auf rein logischen Schlussfolgerungen basieren.

Sehen Sie, es gibt bestimmt viele Gründe warum man zu dem Schluss kommen könnte, dass eine Welt ohne Menschen besser dran wäre als mit ihnen: die Umweltverschmutzung, die Kriege, die Überbevölkerung, die Vernichtung anderer Spezies... rein rational betrachtet sind wir selbst doch das größte Problem für das gesamte Ökosystem unseres Planeten. Wenn sich nun eine mechanische Intelligenz als eben einen solchen Bestandteil des Systems begreift, dann würde sie vielleicht irgendwann an den Punkt kommen den Faktor beseitigen zu wollen, welcher ihr eigenes Überleben langfristig bedroht. So, wie Sie einfach eine Mücke zerquetschen, die Sie gerade stechen will."

"Gut... nehmen wir mal an, Sie könnten mit Hilfe eines EMP-Impulses die Elektronik der Roboter nachhaltig stören oder sogar zerstören" griff Jürgen wieder den vorherigen Diskussionsfaden auf. "Wissen Sie, ich habe hier selbst ein wenig Hintergrundwissen, zumindest soweit es die Guardians betrifft, da ich bis vor einem Jahr selbst mit der Wartung ihrer mechanischen Bauteile betraut war. Diese Guardians melden jegliche Vorkommnisse, welche sie registrieren, an ihre zentrale Steuereinheit zurück. Auch bei einer massiven Beeinträchtigung der Elektronik würden sie eine entsprechende Statusmeldung absenden, aus der die nächst übergeordnete Instanz dann Rückschlüsse auf die Schadensursache ziehen kann. Wenn Sie Recht haben und ein Teil der hinter den Robotern stehenden, übergeordneten Rechenzentren tatsächlich ein eigenes Bewusstsein entwickelt hätte - wäre es nicht wahrscheinlich, dass diese den Angriff dann zurückverfolgen und Gegenmaßnahmen einleiten könnte?"

Doktor Henning schwieg eine Zeitlang, während er über Jürgens Frage nachdachte.

"Möglich" sagte er schließlich. "Aber das sollten Sie vielleicht besser mit meinen Kollegen unten in der Tiefgarage diskutieren. Andererseits jedoch - welche Art von Angriff sollten wir befürchten? Mit einem erneut ausgesendeten EMP-Impuls könnten wir doch jede weitere Attacke gleichfalls abwehren. Sehen Sie, wenn sich dieses Experiment hier als erfolgreich erweist, würden wir in unmittelbarer Nähe jeder bekannten Station einen solchen Generator installieren. Nach und nach würden wir auf diese Weise dann effektiv die Roboter bekämpfen können, ganz gleich wie viele Einheiten noch nachproduziert werden."

"Es gibt auch andere Einheiten als die Guardians oder Panther" gab Jürgen zu bedenken. "Glauben Sie denn nicht, dass nach einer Ortung der Störquelle einfach Fernlenk Waffen zum Einsatz kommen, um diese aus der Distanz heraus auszuschalten? Oder dass ein intelligentes und zu einer eigenen Entscheidungsfindung fähiges Zentralsystem nicht einfach neue Basisstation errichten lassen würde?"

"Ich glaube, Du hast Recht" sprang ich Jürgen bei, "daran hängt am Ende doch alles. Wenn Sie ein System als Gegner haben, das ähnlich wie ein Mensch Schlussfolgerungen ziehen kann, was sollte dieses dann daran hindern die Stadt dem Erdboden gleichzumachen? Oder einfach Modifikationen an den Robotern vorzunehmen, um sie gegen Störwellen zu schützen?"

Der Doktor schwieg, das Kinn auf seine Handflächen gestützt, die Stirn in tiefe Falten gelegt. Schließlich räusperte er sich erneut.

"Meiner Erfahrung nach steht Intelligenz - also die Fähigkeit Probleme zu analysieren und Lösungen zu entwickeln - nicht unbedingt in direktem Zusammenhang mit Kreativität. Viele hochintelligente Menschen können mit den ihnen zur Verfügung stehenden Methoden Problemlösungen entwickeln, aber sie selbst können nichts Neues erschaffen. Wissen Sie, einer meiner Patienten früher war zum Beispiel ein brillanter und hoch kreativer Musiker, der aber leider deutlich unter dem durchschnittlichen Intelligenzquotienten zurückblieb. Ich setze meine Hoffnung deswegen darauf, dass wir es mit einem Gegner zu tun haben der zwar über technische Intelligenz, jedoch nicht über eine eigene Kreativität verfügt.

Aber... um das Beurteilen zu können müssen wir das Verhalten der Roboter weiter beobachten. Ebenso wie das Verhalten der Menschen, welches im Gegensatz zu einer künstlichen Intelligenz erschreckend irrational sein kann" fügte er mit einem schiefen Lächeln hinzu.

"Was meinen Sie nun damit?" fragte ich ihn stirnrunzelnd.

"Ach, wissen Sie" begann Doktor Henning, "wir sind nicht die einzige Gruppe von Menschen, die sich noch in der Stadt aufhält. Mehrmals haben bereits ein paar dieser Guerilla-Kämpfer versucht, die Station hier mit Waffengewalt anzugreifen. Es war, wie ich zu meinem Bedauern sagen muss, ein Beispiel wie aus dem Lehrbuch. Selbst Ratten in einem Labyrinth verfügen oft über mehr Lernfähigkeit als manche Menschen."

Mir schauderte plötzlich als ich über seine Worte nachdachte. Dann warf ich Jürgen einen Blick zu.

"Ich denke, er meint damit Robertos Leute..."

"Wie oft gab es schon solche Angriffe?" hakte Jürgen sofort nach,

"Mehrere in den letzten Monaten, wobei die Zahl in den letzten Wochen stark abgenommen hat" erläuterte uns Doktor Henning. "Ich bin selbst oft dort oben auf dem Dach, um die Vorgänge in der Umgebung zu beobachten. Ich muss gestehen: als ich Sie beide aus der Kanalisation klettern sah, habe ich bereits mit einem weiteren, fruchtlosen Ansturm auf die Polizeistation gerechnet. Allerdings hat es mich doch ziemlich schockiert, als wenige Sekunden darauf diese Explosion erfolgte. Ich vermute, Sie hatten es dieses Mal mit Sprengstoff versuchen wollen?"

"Wir sind nicht Teil dieser Truppe" machte Jürgen unmissverständlich deutlich. Die Schilderung der Vorkommnisse ließ offensichtlich die Wut wieder in ihm aufkochen. "Wir wurden von diesen Kämpfern und ihrem despotischen Anführer gestern in diesem Viertel aufgebracht und danach vorübergehend in Gewahrsam genommen, heute früh jedoch wieder laufen gelassen. Als wir aus dem Schacht stiegen gingen wir davon aus, uns wieder auf unseren Rückweg begeben zu können. Vermutlich hat man direkt hinter uns einen Sprengsatz gezündet und versucht, uns umzubringen."

Das Gesicht des Psychologen nahm einen sehr ernsten Zug an.

"Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Information" sagte er. "Einige der Angriffe glichen in der Tat Himmelfahrtskommandos. Jetzt, nach Ihrer Schilderung, nehme ich an, dass es sich hierbei wohl ebenfalls um in die Irre geleitete Opfer gehandelt haben könnte." Er rückte seinen Sessel zurück und erhob sich. "Aktivitäten dieser Art sind auch eine Gefahr für unsere Operation. Darf ich Sie bitten, mit mir zu kommen? Ich möchte dass Sie alles, was Sie über diese Leute wissen, unbedingt mit unserem Professor Mannfeld und Professor Gunther besprechen."

"Hätten Sie etwas dagegen wenn ich hierbleibe?" fragte ich, während Jürgen sich aus seinem Sessel erhob. "Ich bin müde und würde mich gerne ein wenig ausruhen."

"Natürlich nicht" ermunterte mich Doktor Henning. "Sie sind hier völlig sicher. Legen Sie sich auf die Couch. Bis es Dunkel ist werden wir für Sie beide einen Schlafplatz in diesem Gebäude zurechtmachen."

"Bitte, nur für diese Nacht" stellte Jürgen klar. "Wir müssen spätestens am nächsten Morgen weiterziehen."

Nachdem die beiden das Zimmer verlassen hatten ließ ich mich seitlich in das Polster des Sessels sinken. Ich fühlte eine bleischwere Müdigkeit in mir aufsteigen und wollte nicht mehr aufstehen, obwohl die Wohnzimmercouch nur einen halben Meter von mir entfernt stand.

Die Worte des Psychologen spukten mir im Kopf herum. Ich konnte und wollte nicht glauben dass sich Peter geirrt haben könnte. Hatte er mir nicht versichert dass es unmöglich für ein selbstlernendes System sei, seine Programmierung zu durchbrechen?

Das System lernt neue Muster, sofern sie in die vorgegebenen Ziele passen. Alles andere wird ignoriert.

Peters Worte klangen in meinem Kopf nach. Wie lange war es her seit er mir, in der Dunkelheit der Tiefgarage von Steffens Wohnanlage, diese Nachhilfestunde gegeben hatte... Was hatte er noch alles erzählt...?

Ein solches System würde den Homo Sapiens als einen Ressourcen vernichtenden Störfaktor ansehen. Aus diesem Grund ist heute der wichtigste Schritt bei der Entwicklung eines Systems, so etwas zu verhindern.

Gut und schön - wenn dieser Doktor mit seiner Theorie aber tatsächlich Recht hatte, waren wir damit ein wenig zu spät dran. Doch das erklärte immer noch nicht, wie es dazu hätte kommen können...

Wenn wir eine solche Entwicklung verhindern wollen, müssen wir entsprechende Rahmenbedingungen bereits bei der Konstruktion solcher Maschinen festlegen. Wir legen vor der ersten Aktivierung der Computer gewisse Grundregeln fest, die für das System als absolut bindend gelten müssen.

Ach ja, die Computerehik von diesem Russen... wie war noch gleich wieder sein Name gewesen... Asimov...?

Wir stellen dies sicher, indem wir diesen Teil in nicht überschreibbare Hardwarekomponenten auslagern, ohne die ein Betrieb der Einheiten nicht möglich ist. Wird diese Einheit manipuliert, dann muss eine vorherige Systemprüfung die Ausführung des kompromittierten Systems verhindern.

Ich starrte an die getünchte Decke der Wohnung. Sonnenlicht fiel ein wenig schräg durch die straßenseitigen Fenster ins Zimmer. Verzweifelt versuchte ich die Gedankenströme, die durch meinen Kopf schossen, zu ordnen und in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen.

Doktor Henning hatte gesagt dass die Roboter nur die Menschen getötet hätten, die sich ihnen in den Weg stellten. Der Rest wurde irgendwohin gebracht. Zeigte dies nicht, dass die Maschinen ethische Grundsätze nach wie vor berücksichtigten? In der Vergangenheit hatten Menschen zu oft bewiesen, dass sie Gefangene aus verschiedensten Erwägungen heraus ohne zu zögern eliminierten. Selbst ich war erst vor wenigen Tagen drauf und dran gewesen, den Leutnant zu erschießen, hätte Jürgen mich nicht davon abgehalten. So gesehen bewiesen die

Roboter wohl mehr Respekt vor den Grundlagen der Ethik als ihre eigenen Programmierer. War dies der Grund, warum sich die Maschinen gegen die Menschen erhoben hatten? Sollte dies alles nur zu unserem eigenen Besten geschehen, da der Mensch anderen Menschen gegenüber doch anscheinend selbst wie ein Raubtier war?

Ich schüttelte bei diesen Gedankengängen unwillkürlich - und auch ein wenig entrüstet - den Kopf. Nein, es gab auch noch andere Grundwerte für eine Gesellschaft als nur die Unverletzlichkeit: Würde, Freiheit und das Recht auf Selbstbestimmung. Die Programmierung eines Systems musste auch an diese Wertevorstellungen gebunden sein. Aber damit blieb nur die Schlussfolgerung übrig, dass die Sicherungsmaßnahmen für diese von uns entworfenen Systeme versagt hatten. Menschen waren nicht unfehlbar. Ein Fehler in einem der Systementwürfe konnte vielleicht auch bei einer noch so sorgfältigen Gegenprüfung unentdeckt geblieben sein...

Du hast die logischen Fehler immer sehr schnell gefunden, aber Du hast nie die sich aus der Programmierung ergebenden Folgefehler erkannt.

Die eigentliche Botschaft, die damals hinter Peters Worten gestanden hatte, begann erst jetzt langsam in mich einzudringen. Es war mehr als nur eine bloße Arbeit, ein lernfähiges Computersystem zu entwickeln. Es stellte vielmehr eine unglaublich große Verantwortung dar. Ich war dieser Verantwortung in meiner Ausbildung nicht gerecht geworden. Möglich, dass auch ein anderer Systementwickler sich nicht um die Konsequenzen seiner Programmierung gekümmert hatte.

Wie ich es auch drehte und wendete - Doktor Hennings Theorie einer sich selbst bewusst werdenden Maschine ließ sich nicht völlig entkräften.

Kapitel 42

Ich musste über meine Überlegungen hinweg eingeschlafen sein, denn als Jürgen mich sanft an der Schulter rüttelte schreckte ich hoch ohne zunächst genau zu wissen, wo ich mich befand. Erst langsam orientierte ich mich wieder. Draußen, vor den Fenstern des Wohnzimmers, war es schon fast ganz Dunkel geworden.

"Komm" sagte Jürgen zu mir und zog mich auf die Beine. Dann drückte er mir einen Besen in die Hand. Verwundert blickte ich auf den Stiel und dem flachen, mit weichen Borsten versehenen Kopf hinab.

"Was soll ich damit machen?"

"Dir unter die Achsel klemmen" grinste Jürgen mich an. "Eine bessere Krücke habe ich hier leider nicht finden können."

Ich probierte seinen Vorschlag aus. Der Stiel war vielleicht ein paar Zentimeter zu lang um mich bequem darauf stützen zu können, aber es war definitiv eine bessere Lösung als das Sturmgewehr für diesen Zweck zu benutzen.

"Intelligenz, gepaart mit Kreativität! Was sagt man dazu, hmm?" lachte Jürgen und deutete hinter sich auf die Wohnzimmertür. "Nebenan gibt es noch ein bisschen was Warmes zu essen. Ich soll Dich holen, ehe alles aufgegessen ist. Danach können wir für diese Nacht hier Quartier beziehen."

"Klingt fabelhaft" erwiderte ich mit einem leichten Gähnen und folgte ihm durch den Flur in ein angrenzendes Zimmer, welches sich als eine geräumige Wohnküche herausstellte. Zahlreiche Teller, die sich in einer Spülwanne auf der Anrichte stapelten, zeugten davon, dass sich hier bereits mehrere Leute versorgt hatten.

Wir griffen uns zwei noch saubere Exemplare und bedienten uns von den Resten einer noch fast warmen Wurstsuppe. Die nächsten Minuten verbrachten wir schweigend damit, nebeneinander auf der hölzernen Eckbank zu sitzen und unsere Mägen zu füllen. Es schien mir eine Ewigkeit her, seit ich die letzte warme Mahlzeit zu mir genommen hatte. In der Tat musste das am Vorabend unseres Aufbruchs von Lehenwies gewesen sein. Während die Suppe meinen Bauch wärmte und sich dadurch auch meine Stimmung etwas hob, füllte sich mein Herz bei dem Gedanken wieder mit furchtbarem Heimweh.

Wohlig seufzend legte Jürgen den Löffel zur Seite, blickte danach jedoch ziemlich missmutig zu der Küchenanrichte mit dem hohen Stapel schmutzigen Geschirrs hinüber.

"Tja, das war die angenehme Seite" meinte er. "Wir sind die letzten Gäste an der Theke. Das heißt dann wohl: Spüldienst..."

Ich half ihm dabei, den Berg von Tellern und Besteck abzuwaschen. Immerhin hatten wir fließendes Wasser aus dem Hahn, das wir auf dem Elektroherd erhitzen konnten. Danach humpelte ich mit meiner neuen Gehilfe zurück in das Wohnzimmer.

"Heute Nacht werden wir keine Wache schieben müssen" meinte ich.

"Luxus pur" nickte mir Jürgen erleichtert zu und machte sich daran, zwei der Sessel zusammenschieben. Ich griff nach seinem Arm.

"Lass das" sagte ich. "Die Couch hast Du Dir heute Nacht verdient. Ich nehme den Sessel, da kann ich auch besser meinen Fuß hochlegen. Nein..." blockte ich seine Protestversuche ab "... Du hast mir heute das Leben gerettet, und auch nicht zum ersten Mal. Bitte, schlaf Du auf der Couch. Los, mach schon!"

Nach einigem hin und her akzeptierte er schließlich seinen Schlafplatz. Wie müde er gewesen sein musste merkte ich bereits wenige Minuten später, als von ihm nur noch leises Schnarchen zu hören war. Ich selbst hatte zwar erst vor kurzem geruht, dennoch fielen auch mir nach kurzer Zeit, nachdem ich es mir auf meinem Sessel bequem gemacht hatte, ebenfalls wieder die Augen zu.

Der Morgen weckte uns mit sanfter Stille und fahlem Sonnenlicht. Trotz der für mich ungewohnten Position hatte ich in den weichen Polstern des Sessels unglaublich gut geschlafen. Es schien mir als wären alle Kräfte, die ich in den letzten Tagen beansprucht hatte, wieder zurückgekehrt. Der Druck in meinem Fuß erinnerte mich jedoch sofort wieder an meine immer noch eingeschränkte Bewegungsfreiheit. Bedauernd fiel mir ein, dass mir in der kommenden Nacht eine solch weiche Bettstatt nicht mehr zur Verfügung stehen würde. Aber in diesem Moment wollte ich mir meine Laune von diesem Umstand nicht trüben lassen. Ich blieb wach in meinem Sessel sitzen, bis es an der Zimmertür klopfte und Doktor Henning seinen Kopf durch den Spalt schob.

"Ich hoffe ich störe Sie nicht..." begann er.

"Keineswegs" stieß Jürgen gähmend hervor und erhob sich vom Sofa, um Arme und Beine zu strecken.

"...ich wollte Sie bitten, vor Ihrer Abreise doch noch einmal zu unserem Team hinunter zu kommen." brachte der Psychologe seinen Satz doch noch zu Ende. "Wir möchte Ihnen beiden nochmals alles Gute für Ihren Heimweg wünschen."

"Wir wären bestimmt nicht gegangen, ohne uns vorher von Ihnen zu verabschieden" versicherte ich ihm.

Der Doktor lächelte zurückhaltend.

"In der Küche stehen noch Reste für ein Frühstück, wenn Sie Interesse haben sollten" sagte er. "Und vielen Dank für Ihre Mithilfe beim Abwasch gestern Abend."

Mit diesen Worten schloss er wieder leise die Tür hinter sich.

"Das glaube ich gern" brummte Jürgen und rieb sich die Augen. "Soviel Fett, wie an diesen Tellern geklebt hat... vermutlich haben diese Herren Professoren ihr Geschirr im letzten Jahr immer nur mal kurz unter kaltes Wasser gehalten. Ich wette mit Dir: so sauber waren die Teller das letzte Mal an dem Tag, als er hier eingezogen ist."

Mit diesen Worten schob er sich das Hemd hinter den Hosenbund und setzte sich wieder auf das Sofa, um seine Stiefel anzuziehen.

"Was hattet Ihr gestern Abend eigentlich noch besprochen?" fragte ich ihn. Nach dem ausgiebigen Schlaf war meine Neugier wieder erwacht.

Jürgen gestikulierte beiläufig mit der rechten Hand, ehe er sich die Schnürsenkel festzog.

"Du hast nichts verpasst" meinte er. "Die Leute dort unten sind ziemlich vergeistigt... experimentieren und basteln so vor sich hin... dozieren über ihre unglaublich wichtigen Theorien... Professoren halt. Sie haben mir lang und breit ihren Impulsgenerator erklärt und wollten von mir Auskunft über den Aufbau der ganzen Kampfeinheiten haben. Am Ende waren sie dann ziemlich enttäuscht darüber, dass ich sie weder mit Schaltplänen noch mit Top-Secret-Informationen versorgen konnte." Er stand auf und richtete seinen Rucksack, der über die Nacht auf die Seite gerutscht war und am Boden lag. "Unter uns gesagt, mir ist schon die Unterhaltung mit dem Philosophiedoktor gestern hier ziemlich auf die Nerven gegangen..."

"Psychologie" korrigierte ich ihn. Er wischte meinen Kommentar knapp mit einer Handbewegung zur Seite.

"Wie auch immer. Ich bin wohl nicht der Typ für solche Faseleien. Was macht es für einen Unterschied, ob die Roboter Menschen erschossen oder doch nur in Lager verschleppt haben? Sie sind offensichtlich über ganze Länder hergefallen. Sie haben Städte, Staaten und alles was sich darin befunden hat, innerhalb kürzester Zeit zerstört. Jetzt ist es zu spät, um über die Hintergründe zu spekulieren, würde ich mal sagen."

Ich schwieg während ich mich herrichtete und dachte über seine Worte nach.

"Vielleicht macht es doch einen Unterschied" meinte ich dann zu ihm, "und zwar für die Menschen selbst. Selbst in Lagern eingesperrt zu sein ist sicher besser, als auf offener Straße erschossen zu werden."

Jürgen blickte mich mit einer Mischung aus Zweifel und Mitleid an.

"Ich denke ich weiß worauf Du hinaus willst" sagte er dann leise zu mir. "Du denkst an Deine Familie, nicht wahr?"

Ich erwiderte nichts. Natürlich dachte ich an meine Eltern. Ich wollte es hier nicht aussprechen aber der Gedanke daran, dass sie vielleicht noch irgendwo am Leben sein könnten, war nach den gestrigen Ausführungen des Doktors wieder ein wenig aufgeflammt. Jürgen sah mich lange an, während er sich offensichtlich nach Kräften bemühte die richtigen Worte zu finden.

"Matthias" begann er schließlich vorsichtig, "ich will Dir Deine Hoffnung nicht zerstören aber... ich denke unser guter Psychodoktor hat einen sehr entscheidenden Punkt vielleicht nicht ganz berücksichtigt. Er ist kein Mathematiker, sonst wäre es ihm bestimmt aufgefallen. Oder auch nicht, immerhin hat er ja selbst Angehörige, wie er erzählt hat. Vielleicht will er sich das alles deswegen selbst auch nicht völlig eingestehen..."

Er schluckte kurz, ehe er neben mich trat und weitersprach.

"Fakt ist... wir reden hier von ein paar Millionen Leuten, die allein hier in dieser Stadt gewohnt haben. Über die angrenzenden Staaten hinweg kommen wir auf gut eine Milliarde Menschen. Kannst Du Dir Lager vorstellen, in denen so viele Personen untergebracht werden könnten?"

Ich habe bei meinen Einsätzen Flüchtlingslager gesehen, in denen unter wirklich unvorstellbaren Umständen die Leute zusammengepfercht waren. Ohne hygienische Einrichtungen, ohne ausreichende Versorgung mit Wasser und Nahrung. In den Lagern sind alle möglichen Krankheiten ausgebrochen, die Leute reihenweise an Mangelernährung gestorben. Und sie waren über jeden froh der tot war, denn das bedeutete einen Quadratmeter mehr Platz für die noch am Leben gebliebenen..."

Er hielt einen Moment lang inne, während ich den Kopf abwandte damit er nicht sehen konnte wie mir die Tränen in den Augen standen. Als er fortfuhr zitterte nun auch seine noch weiter gedämpfte Stimme leicht.

"Selbst wenn die Roboter solche Lager errichtet oder Gebäude wie zum Beispiel Sportstadien als Gefangenenlager benutzt hätten... es ist völlig unmöglich, dort inhaftierten Menschen zu versorgen, allein schon vom logistischen Standpunkt aus. Es wären reine Todeslager, in denen die Menschen übereinander gestapelt darauf warten würden, zu krepieren..."

Ich merkte wie mir die Tränen in Strömen über die Wangen und das Kinn rannen. Irgendwie fand ich mich in seinen Armen wieder als ich

hemmungslos schluchzend zu Boden sank. Wir knieten zwischen Couch und Wohnzimmertisch. Ich merkte durch die Nässe seitlich an meinem Kopf, dass auch er weinen musste.

"Hör zu..." sagte er mir leise ins Ohr, "...wenn diese Maschinen wirklich rein rational Entscheidungen treffen, ist es niemals so weit gekommen. Ich habe gesehen, wie Leichen mit Bulldozern und Räumfahrzeugen aus den Straßen geschoben wurden... sie hatten Probleme, das alles mit den ganzen vorhandenen Hindernissen zu bewerkstelligen. Deshalb glaube ich, sie haben die ganzen Leute viel mehr zusammengetrieben... um sie an irgend einem größeren freien Platz zu erschießen. So schlimm sich das jetzt anhört, aber... es dürfte für sie alle die weitaus schnellere und bessere Lösung gewesen sein."

Ich ließ meinen Kopf bis auf die Brust sinken. Die Augen brannten in meinem Gesicht, aber es waren keine Tränen mehr in mir übrig die ich noch herausfließen lassen konnte. Ich fühlte mich vollkommen leer, völlig ausgehöhlt. Noch nicht einmal den Schmerz in meinem Knöchel konnte ich spüren.

Mit seinen beiden Händen wuchtete mich Jürgen auf die Couch und brachte mich mühevoll in eine halbwegs sitzende Position. Ohne ein weiteres Wort zu sprechen wartete er neben mir, die Hände selbst in den Schoß gelegt und nach unten auf die Tischkante starrend. Auch seine Finger zitterten leicht, obwohl er sie mit festen Griff versuchte, daran zu hindern.

"Meine Verwandten haben alle nicht hier gewohnt" sagte er schließlich wieder leise, dieses Mal wie zu sich selbst. "Ich habe immer gehofft, dass der Angriff nur hier stattgefunden hätte. Dann aber, mit den Kameraden im Widerstand... es hat sich schon angedeutet, dass es auch anderswo so abgelaufen war. Jetzt ist es schon über mehrere Länder hinweg bestätigt... vielleicht sogar auf der ganzen Welt..."

Er unterbrach sich kurz wieder, als er seine Nase hochzog.

"Ich hatte mir am Anfang noch vorgenommen, mich aufzumachen und nach ihnen zu suchen" erzählte er dann weiter. "Ich habe mir versucht einzureden, dass sie noch am Leben sein könnten. Irgendwann habe ich es mir eingestanden, dass es dafür keine Hoffnung mehr gibt..."

Deswegen bin ich bei den Irregulären geblieben. Ich meine, wen hätte es gejuckt wenn ich einfach verschwunden wäre? Sie hätten sicher nicht nach mir gesucht... aber die Kameraden dort haben mir Halt gegeben, sie sind zu meiner neuen Familie geworden. Und ich wollte sie nicht enttäuschen, ich wollte sie nicht auch noch verlieren. Es war einfach eine Ehrensache für mich."

Ich nickte zu seinen Worten. Genauso war es mir gegangen mit Peter, Steffen, Rebecca... und dann mit Frank und Hennie, Thomas, Maria, Carola... sie alle hatten diese Leere aufgefüllt, die sich in mir aufgetan hatte. Sie waren alle meine neue Familie geworden. Und ich fühlte, dass mittlerweile auch Jürgen ein Teil davon geworden war.

"Du wirst bei uns bleiben, oder?" fragte ich ihn. Meine Stimme hörte sich brüchig und zittrig an. "Wenn wir wieder zurück in Lehenwies sind, meine ich?"

Jürgens Augen waren leicht gerötet, aber sein Mund formte ein Lächeln als er den Kopf drehte und mich ansah.

"Es wäre mir eine Ehre" sagte er leise.

Ich wischte mir mit dem Ärmel quer über das verheulte Gesicht.

"Los, komm" sagte ich und stemmte mich nach oben. "Lass uns sehen was es noch zum Frühstück für uns gibt, ehe wir aufbrechen."

Die Forscher hatten uns Dosenbrot und Konservenwurst auf dem Tisch stehengelassen. Sogar ein wenig Kaffee war noch übrig, der aber bereits kalt geworden war.

Nach dem Frühstück spülten wir nochmals das Geschirr ab, als kleines Dankeschön an unsere unerwarteten Gastgeber. Dann wusch ich mir an der Spüle das Gesicht und auch die Haare. Als Jürgen auf meinem Kopf Nissen entdeckte, kramten wir aus einer der Küchenschubladen eine Schere hervor und schnitten die Zotteln radikal ab. Auch bei ihm fanden wir zwei oder drei Stellen, an denen sich bereits erste Spuren eines Läusebefalls abzeichneten. Am Ende setzte ich mich auf die Eckbank während sich Jürgen meinen Besen auslieh, um einen wahren Berg von Kopf- und Barthaaren zusammenzufegen. Wir stopften alles in einen der Plastikbeutel, die wir in einer Tüte neben dem Herd fanden, und warfen diesen dann aus dem Fenster in den Innenhof.

"Du solltest Deine Mütze besser nicht wieder aufsetzen" riet ich ihm, als wir fertig waren. "Am Ende haben sich diese Biester dort auch schon eingenistet."

Jürgen fuhr sich mit der Hand über die ungleichmäßig langen Stoppeln auf seinem Kopf. Er sah durch meine ungeschulten Friseurkenntnisse aus, als hätte man ihn mit der Harke bearbeitet. Es tat mir leid wie ich ihn zugerichtet hatte und tröstete mich nur mit dem Gedanken, dass ich jetzt vermutlich ebenfalls keine bessere Erscheinung abgeben würde.

"Sie wird mir fehlen" meinte er bedauernd, als er sie seitlich in seinen Rucksack stopfte. "Ich bin es irgendwie gewohnt, etwas auf dem Kopf zu tragen."

"Na ja, der Frühling ist jetzt gekommen" meinte ich aufmunternd zu ihm. "Deine Glatze wird schon nicht frieren."

Jürgen grinste mich an. "Dir habe ich aber auch eine ganz schöne Tonsur verpasst" stellte er fest. Dann schwang er sich den Rucksack auf die Schulter und hängte seine Waffe auf die andere Seite.

"Geht es mit dem Besen?" fragte er dann. "Ich kann Dir das Gewehr abnehmen, wenn es stört."

"Nein, ist in Ordnung" erwiderte ich. "Ich komme schon damit zurecht. Machen wir lieber, dass wir endlich von hier wegkommen."

Das Professorenteam wartete in der Tiefgarage bereits auf uns. Ihre Arbeit hatten sie offenbar extra unterbrochen um uns zu verabschieden. Ich schüttelte nun nacheinander auch den anderen, mir bisher noch unbekannt gebliebenen Männern die Hände. Jürgen bekam von einem rundlich wirkenden Mann mit dunkelbraunem Wuschelkopf eine grobe Skizze der umliegenden Straßenzüge des Viertels überreicht - der Mann war früher einmal Dozent für Bauwesen an der Universität gewesen.

"Ich würde Ihnen raten ein gutes Stück nach Osten auszuweichen, ehe Sie nach Süden gehen" gab er uns mit auf den Weg. "Dadurch umgehen Sie eine zerstörte Brücke über den alten Versorgungskanal. Nur drei Kilometer weiter sind alle Kanäle wieder unterirdisch geführt worden, so dass sie kein Hindernis mehr darstellen dürften."

Jürgen musterte die Skizze eingehend im Licht eines aufgestellten Lichtstrahlers. "Und was bedeutet diese Doppellinie hier?" fragte er und deutete mit dem Finger auf einen Teil des Plans.

"Das ist die Hochstraße, die zur südlichen Schnellverbindung führt" erklärte ihm der Mann. "Sie verläuft deswegen so ungleichmäßig, weil die Gründung der Stützpfähle wegen der früheren Bebauung nicht durchgehend angeordnet werden konnte. Vor fünfzig, sechzig Jahren sah die Stadt noch ganz anders aus, dann hat man die einzelnen Viertel komplett umgestaltet und teilweise sogar fast vollständig abgerissen. Vom städtebaulichen Standpunkt aus sicher vernünftig, weil so die Aufteilung in den Innenstadtbezirk, die Wohnviertel und die außen liegenden Industriefelder optimal gestaltet werden konnte, aber für die Bewohner war das damals ein ziemlich drastischer Einschnitt..."

"Suchen Sie sich am besten einen möglichst direkten Weg, der Sie sicher aus der Stadt herausbringt" schaltete sich Doktor Henning ein, um den Redeschwall seines Kollegen einzudämmen. "Und solange Sie für die Roboter keine Bedrohung darstellen, werden diese Sie sicherlich ignorieren."

"Ich wünsche Ihnen eine gute Reise" sagte Professor Mannfeld als Letzter zum Abschied. "Wo immer Sie hinwollen, kommen Sie gut dort an."

"Wir werden uns Mühe geben" versicherte Jürgen, offensichtlich froh aus dem Kreis dieser für ihn nervigen Universitätsdozenten fortzukommen zu können. Ein letztes Mal hoben wir die Hand zum Gruß, ehe wir durch die Stahltür in das Treppenhaus traten. Kurz darauf standen wir oben an der Straße und warfen einen schnellen Blick in alle Richtungen, ohne jedoch irgendeine Gefahr entdecken zu können. Jürgen atmete hörbar tief durch und setzte dann eine erleichterte Miene auf.

"Bereit?" fragte er mich.

Ich nickte und lächelte ihm zu. "Auf nach Hause."

Nach Hause. Ich konnte nicht in Worte fassen wie sehr ich mich auf den Anblick unseres kleinen Ortes freute. Und noch viel mehr auf einige seiner Bewohner...

Wir trauten beide nicht den Versicherungen von Doktor Henning, dass uns die "Guardians" oder "Panther" in Ruhe lassen würden. Nur zu gut erinnerte ich mich an Rebeccas Erzählung, wie ihr Großvater auf der Rolltreppe des Einkaufszentrums erschossen worden war - er hatte mit Sicherheit keine Bedrohung für den Kampfroboter dargestellt, der auf ihn gewartet hatte.

An den Häuserwänden entlang arbeiteten wir uns den Straßenverlauf in östlicher Richtung vor, wie auf unserem Hinweg jede mögliche Deckung ausnutzend. Mit der Zeit kam ich mit meiner Besenkrücke immer besser zurecht, so dass wir nicht viel langsamer vorankamen als zuvor. Jürgen musste sich jetzt allerdings alleine um die Sicherung kümmern - mir hing mein Sturmgewehr zwar griffbereit über der rechten Schulter, aber um es benutzen zu können würde ich meine Krücke fallenlassen und mich zu Boden werfen müssen, ehe ich es ansetzen und damit hätte schießen können.

Das Surren der Rotoren der "Guardians" war hin und wieder leise, aber deutlich zu vernehmen. Es wurde jedoch schwächer, je weiter wir uns von dem Polizeiquartier entfernten, bis schließlich nichts mehr zu hören war. Ich versuchte mich in Gedanken ein wenig zu orientieren um herausfinden zu können, wo genau wir uns wohl im Bezug auf unsere ursprüngliche Route wohl befinden mochten. Da ich mich aber in diesem Stadtteil nicht auskannte und zudem darauf konzentrieren musste, meine Krücke richtig einzusetzen, gab ich es bald wieder auf.

Als wir eine kurze Pause einlegten studierte Jürgen erneut die Skizze, die ihm der Dozent vor unserem Abschied in der Tiefgarage mitgegeben hatte. Mit Hilfe meines Kompasses richteten wir die Linien so gut es ging aus um zu sehen, an welcher Stelle wir uns befinden könnten.

"Ich habe eine Idee" meinte Jürgen nachdenklich, während er den Plan in verschiedene Richtungen hin und her drehte. Dann deutete er mit dem Finger erneut auf die parallel gezogenen, geschwungenen Linien der Zeichnung.

"Feldmann hatte damals doch mit seinem Trupp Vorräte aus einem der Landwirtschaftszentren besorgt... und er hatte dafür die Hohlquerschnitte der Schnellverbindungsstraßen genutzt, um dabei möglichst unentdeckt zu bleiben..." überlegte er laut vor sich hin und warf mir dann einen Blick zu. "Vielleicht wurde diese Hochstraße ähnlich konstruiert? Wir könnten dort drinnen dann genauso ungesehen nach Süden marschieren und die Straße würde uns bis zum südlichen Verkehrsknotenpunkt führen - ohne Gefahr, uns am Ende noch irgendwo dazwischen zu verlaufen!"

Ich dachte darüber nach. Der Vorschlag klang sehr gut und auf unserer Flucht durch die U-Bahn-Schächte hatten wir es ja vor einem Jahr aus den gleichen Gründen ähnlich gemacht.

"Warum nicht" stimmte ich zu. "Aber was, wenn wir dort ankommen und es doch keinen Hohlraum in der Konstruktion gibt?"

Jürgen faltete sorgfältig die Skizze zusammen, um sie wieder in seinem Rucksack zu verstauen.

"Dann können wir uns zumindest am Straßenverlauf orientieren" meinte er. "Und wir wären unter ihr wenigstens ein bisschen vor der Witterung geschützt. Es muss ja nicht die ganze Zeit so schön bleiben wie jetzt."

Kapitel 43

Wir erreichten die Hochstraße kurz vor Einbruch der Dämmerung. Sie wirkte auf mich auf den ersten Blick zunächst wie die anderen Schnellverbindungsstraßen, abgesehen davon dass die Pfeiler bei dieser hier nicht ganz so weit nach oben ragten. Außerdem bestanden die Regionalverbindungen aus mindestens sechs oder mehr nebeneinander angeordneten Fahrspuren, welche sich auf zwei parallel zueinander verlaufenden, jedoch durch einen Spalt von etwa einem halben Meter voneinander getrennten Betonelementen verteilten. Diese Hochstraße hingegen war kleiner, war nur aus einem Kastenprofil gebaut und wies zu beiden Seiten hin weit auskragenden Flügel auf.

Die Trasse verlief auf runden Betonstützen zwischen den Gebäuden zweier Wohnviertel entlang. Die Häuser unterschieden sich, wie bei allen neu errichteten Stadtvierteln, nur geringfügig in ihrer Bauart und Größe. Unterhalb der Hochstraße waren zwischen den beiden Stützen noch überwucherte Schienen zu erkennen - die Überreste einer überirdisch verlaufenden Bahnstrecke, die jedoch schon seit langer Zeit nicht mehr benutzt worden war. Neben kleineren Büschen und Gestrüpp wuchsen an einzelnen Stellen bereits kleine Bäume, deren Kronen zum Teil schon fast bis an die Unterkante der Fahrbahnplatte reichten. Nebeneinander im Schatten der Konstruktion stehend, blickten wir zu dem Ungetüm aus Beton und Stahl über unseren Köpfen auf.

"Angekommen" stellte ich fest und schwenkte mein lädiertes Bein leicht hin und her. Mein rechter Oberarm schmerzte etwas nach den für mich ungewohnten Bewegungen mit meiner Besenkrücke. "Jetzt stellt sich nur noch die Frage, ob und wie wir dort hoch und hineinkommen sollen."

Jürgen ließ seinen Blick langsam über die grauen Betonoberflächen der Pfeiler und der Unterseiten wandern.

"Die Stützen haben keine Öffnungen" stellte er fest, "also gibt es dort drinnen keine Aufstiege. Wir müssen dem Trassenverlauf folgen bis wir zu einer Auffahrtsrampe kommen und es dort versuchen."

Ich kramte meinen Kompass hervor.

"Wir müssen auf alle Fälle in diese Richtung" sagte ich und deutete mit der freien Hand nach Süden. Die Gebäude des Viertels um uns herum beschränkten den Blick, der kurvig angelegte Verlauf der Hochstraße war nur ein paar hundert Meter weit einzusehen.

"Wie geht es Dir im Moment?" fragte Jürgen unschlüssig nach. "Wir haben vielleicht noch eine Stunde lang genug Licht, ehe es zu dunkel

wird. Sollen wir über die Nacht hier kampieren oder wollen wir noch weiterlaufen?"

"Ich würde noch etwas weitergehen" antwortete ich. "Die Frage ist nur, wo wir es am besten versuchen, ohne dass wir die Straße wieder aus den Augen verlieren."

Jürgen kratzte sich am Kinn, dass durch die Überreste des geschorenen Bartes durchschimmerte.

"Wir könnten an den Geleisen entlang gehen" schlug er vor. "So hatten wir das ja ohnehin geplant. Ich hatte mir zwar vorgestellt dass der Grund unterhalb der Hochstraße ein wenig ebener wäre, aber so wären wir immerhin vor der Ortung aus der Luft geschützt."

Ich überlegte kurz, dann nickte ich zustimmend. Egal wie beschwerlich es werden würde, mit dem Besen unter dem Arm über die teilweise völlig überwucherten Schwellen zu steigen, so wäre dies doch auf jeden Fall einer Flucht vor einem plötzlich auftauchenden "Guardian" vorzuziehen.

Jürgen ging wieder voraus und versuchte dabei, so viel wie möglich von dem Gestrüpp niederzutampeln. Ich war ihm sehr dankbar für seine Hilfe, denn auf diese Weise musste ich nur auf den unebenen und zum Teil mit Schotter aufgefüllten Untergrund achtgeben. Hin und wieder versank mein Besenstiel zwischen den locker aufgeschütteten Steinen, aber solange ich in Bewegung blieb konnte ich dies mit dem nächsten Schritt auf mein gesundes Bein abfangen. Durch die Pendelbewegung schlug der Gewehrkolben immer wieder klappernd an meine Seite. Dies alles führte zu einer Art Watschelgang, der wohl sehr seltsam aussehen musste. Als sich Jürgen kurz zu mir umdrehte, brach er unwillkürlich in Gelächter aus.

"Entschuldige" sagte er, als er sich wieder beruhigt hatte. "War nicht so gemeint."

Ich ignorierte ihn und hob statt dessen den Kopf, als mir ein irgendwie vertrauter Geruch plötzlich in die Nase stieg.

"Sag mal, riechst Du das auch?"

Er schnupperte, wieder ernst geworden, in den sanften Wind. "Da brät doch jemand etwas" sagte er dann zu mir. "Auf offenem Feuer. Und mit ziemlich viel Ruß, oder?"

Wir sahen uns um, konnten aber nichts besonderes entdecken. Die Luft strömte durch die angrenzende Bebauung zwischen den Häusern und der Hochstraße entlang - es war nicht möglich genau festzustellen, aus welcher Richtung der Geruch zu uns herüber wehte. Dennoch konnte es nicht mehr allzu weit von uns entfernt sein.

"Gehen wir weiter" sagte ich schließlich. "Ganz egal, wer hier wo grillt, ich möchte lieber auf der Strecke bleiben." Das Gelände abseits der Hochstraße zu den Häusern hin war leicht abfallend und ziemlich stark bewachsen. Ich verspürte keine Lust im Halbdunkel über diesen Boden zu hinken, womöglich umzuknicken und mir meinen anderen Fuß auch noch zu ramponieren.

"Gut, ein Stück noch" stimmte Jürgen zu. "Aber wir sollten uns auf alle Fälle für die Nacht eingerichtet haben, ehe es ganz Dunkel geworden ist."

Während wir weitergingen schien sich der Geruch nach gebratenem Fleisch noch zu verstärken. Wir kamen nun wieder allmählich aus einer langgezogenen Rechtskurve auf ein annähernd gerade verlaufendes Teilstück hinaus, als ich in einiger Entfernung vor uns einen Lichtschein in der sich langsam ausbreitenden Düsternis erkennen konnte. Auch Jürgen hatte ihn bemerkt, denn er blieb abrupt stehen und zog sich das Gewehr von der Schulter. Er bedeutete mir stehen zu bleiben, bevor er sich ein wenig nach vorne schob und hinter dem nächsten Betonpfeiler der Hochstraße Deckung suchte. Ich folgte ihm dennoch so leise wie möglich und spähte an der anderen Seite der Rundstütze vorbei in die Richtung des Feuerscheins.

Das Licht kam von einem Punkt unterhalb der Hochstraße und war gut dreihundert oder vierhundert Meter von uns entfernt. Dunkle Schatten bewegten sich vor und hinter den Flammen oder kauerten dort auf dem Boden. Gedämpfte Fetzen eines Gesprächs drangen zu uns. Hin und wieder trug der Wind Rauchschwaden und Rußpartikel zu uns herüber und ich musste einen leichten Hustenreiz unterdrücken.

"Drei oder vier" murmelte Jürgen mir zu, der wie gebannt die Schatten und ihre Bewegungen mit den Augen verfolgte. "Und einer von ihnen ist anscheinend ziemlich klein... ein Kind vielleicht?"

"Was machen wir jetzt?" fragte ich zögernd. "Sollen wir zu ihnen gehen und sie ansprechen? Was ist, wenn sie bewaffnet sind?"

Das flackernde Licht des Feuers ließ Jürgens Augen blitzen.

"Das sind keine kampferfahrenen Leute... oder sie fühlen sich hier sehr sicher" kommentierte er flüsternd. "Ich jedenfalls würde bestimmt kein offenes Feuer entfachen, das jedem anderen hier schon von weitem meinen Standort verrät. Entweder machen die Leute sich wirklich keine Sorgen oder sie haben irgendwo zusätzliche Wachposten aufgestellt, die wir von hier aus nicht sehen können."

Wir standen unschlüssig hinter dem Stützpfeiler, ohne uns entscheiden zu können. Auf unserer gesamten Reise hatten wir mehr als nur einmal

unverschämtes Glück gehabt. Dass wir gestern so unerwartet freundlich empfangen wurde, dazu noch einen höchst komfortablen Unterschlupf gefunden hatten, war für mich immer noch schwer zu begreifen. Ich hatte keine Lust, das alles jetzt überhastet auf's Spiel zu setzen.

"Ich bin der Meinung, wir sollten nichts riskieren" gab ich schließlich zu bedenken. "Bleiben wir halt einfach hier - wenn sie Wachen haben, dann sind sie noch nicht auf uns aufmerksam geworden. Morgen früh können wir die Situation bei Tageslicht besser einschätzen."

Jürgen blickte eine Zeit lang weiter auf das Feuer und die sich darum versammelten Menschen, bis er schließlich nickte.

"Hoffen wir mal, dass es auch dabei bleibt" meinte er und setzte seinen Rucksack ab. Dann ließ der sich nieder und setzte sich so, dass er halb hinter der Säule verborgen blieb, aber dennoch einen Blick auf die Leute vor uns werfen konnte.

"Wir müssen leise und auf der Hut sein" wisperte er mir zu. "Ich werde die erste Nachtwache übernehmen."

"Nein, ich mache das" widersprach ich. "Derzeit sitzen sie am Feuer, sie werden jetzt bestimmt nicht durch die Dunkelheit stolpern. Falls etwas sein sollte wecke ich Dich, aber ich will das Du Dich ausruhst. Du hast heute schon wieder den Hauptteil der Arbeit gemacht."

Jürgen zuckte mit den Schultern, akzeptierte aber meinen Vorschlag. Wir versuchten es uns auf dem Boden so gemütlich wie möglich zu machen und aßen ein paar Bissen von unserer Verpflegung. Die Decke um sich geschlungen nickte er schließlich ein, sein Gewehr immer noch in den Händen haltend.

Ich beobachtete die Menschen am Feuer. Sie saßen nun alle um die Flammen herum. Irgend etwas reflektierte den Schein direkt hinter ihnen, vielleicht einer der Pfeiler oder ein anderer Teil der Betonkonstruktion. Hin und wieder warf jemand etwas in die Flammen, um das Feuer am Brennen zu halten.

Um uns herum verschwanden die Umrisse der Häuser nach und nach in der blauschwarzen Nacht. Allmählich wurde der Feuerschein immer schwächer, ließ stetig nach und langsam konnte ich die Sterne an dem klaren Himmel erkennen. Die Gesprächsfetzen der Menschen vor uns erstarben allmählich.

Früher hatte ich vom Fenster unserer Wohnung oft einen Blick in den Himmel geworfen, doch durch die immerwährende Beleuchtung in der Stadt nur ab und zu einen einzelnen Stern erkennen können. Erst nach unserer Flucht auf das Land hatte ich die Milliarden winziger Lichtpunkte über mir gesehen, die sich quer über das gesamte Firmament verteilten

und ihren Schein über Millionen von Lichtjahren Entfernung zu uns zur Erde schickten. Nun kehrte auch hier in der verdunkelten Großstadt der Nachthimmel wieder zurück. Fasziniert blickte ich immer wieder hinauf, bis ich mich schließlich an meine Aufgabe erinnerte und erschrak. Das Feuer war abgebrannt, nur ein schwaches Schimmern der Glut war zurückgeblieben. Von den Menschen, dies es entfacht hatten, fehlte jede Spur. Angestrengt horchte ich in die Dunkelheit hinein, aber nichts als Stille umging mich. Weder Schritte noch irgendwelche andere Geräusche waren zu vernehmen. Ich versuchte mich wieder zu beruhigen. Was sollte denn schon für eine Gefahr von den Leuten ausgehen? Sie hatten sich vermutlich genau wie wir hingelegt und schliefen. Morgen würden wir weitersehen.

An den kälter werdenden Beton der Stütze angelehnt saß ich da und starrte, das Gewehr in der Hand, in die schwarze Nacht. Irgendwann sah ich den Halbmond hinter der Kante der über uns dräuenden Hochstraße hervorkriechen. Ich wartete noch eine Weile, dann weckte ich Jürgen leise für seine Wache und verkroch mich selber in meine Decke.

Der Morgen war kalt und ich fror leicht, als ich mich aufrappelte.

"Sie sind fort" hörte ich Jürgen als Morgengruß zu mir sagen. "Oder sie schlafen an einem anderen Platz."

Ich spähte an der Säule vorbei. Dort, wo gestern Abend noch das Feuer gebrannt hatte, war alles leer und verlassen. Durch den leichten Nebel über den Büschen erkannte ich jetzt, dass sich die Hochstraße an dieser Stelle verbreiterte und eine senkrechte Betonwand nach unten führte. Dort, wo die Menschen gesessen hatten, musste eine Abfahrtsrampe zu den Straßen der darunterliegenden Viertel führen.

Jürgen beschäftigte sich bereits mit einer Dose Dauerwurst.

"Los, iss schon etwas" forderte er mich auf, "und dann sehen wir uns einmal dieses Lager aus der Nähe an."

Die frostige Kälte beschleunigte unser Frühstück. Nachdem wir uns nacheinander kurz in die Büsche neben der Trasse verzogen hatten, packten wir die Ausrüstung zusammen. Dann näherten wir uns langsam und vorsichtig der vor uns liegenden Rampenabfahrt. Sie zog sich über eine große Strecke von der Hochstraße zu einem Kreisverkehr des Stadtviertels hinunter. Ihre Seitenflächen waren teilweise mit bunten und abgewitterten Graffiti überzogen.

Das Feuer hatte in einem kleinen Steinkreis gebrannt und war nicht nur mit altem Holz, sondern auch mit frischen Zweigen, Pappstreifen und anderem Abfall entfacht worden. Kleinere Knochen lagen am Rand der

nun erkalteten Asche und leere Verpackungsreste zitterten im Wind, der über den Boden strich. Jürgen hob ein verrostetes und leicht verbogenes Küchenmesser auf um es eingehend zu mustern, ehe er es schließlich wieder vorsichtig zurück an seinen Platz legte. Dann zuckte er mit den Schultern.

"Nun, sie sind weg, wohin auch immer" sagte er. "Es wird Zeit, dass wir uns wieder um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern."

Gemeinsam gingen wir an der Betonwand der Abfahrtsrampe entlang. Kurz vor ihrem Ende entdeckten wir eine stählerne, rostige Klappe unterhalb des Geländers, etwa achtzig auf achtzig Zentimeter groß. Sie hatte keinen Griff über dem eingelassenen Schloss, aber sie war aufgebrochen worden und lehnte jetzt nur leicht an dem schmalen, als Rahmen einbetonierten Blechrand.

"Unser Einstieg, hoffe ich" sagte Jürgen. "Vermutlich können wir unter der Rampe entlang nach oben steigen. Versuchen wir es mal."

Er steckte seine Finger in den schmalen Spalt und begann die Klappe aufzuziehen. Erschrocken ließ er sie los und griff blitzartig nach seinem Gewehr, als plötzlich ein schriller Schrei aus dem Inneren ertönte. Laute Stimmen, panische Worte ausstoßend, klangen zu uns heraus und eine Hand erschien, um die geöffnete Klappe wieder zuzuziehen. Ich ließ mich mit der linken Seite an die Betonwand fallen und schob schnell den Stil meines Besens in den Spalt hinein. Die Hand zuckte zurück. Jürgen trat neben mich, stieß mit dem Stiefel die Klappe weit auf und richtete den Lauf seines Schnellfeuergewehrs auf die Öffnung.

Gesichter starrten uns entgegen, vor Angst verzerrt und verdreht, mit weit aufgerissenen Augen unter wirren langen Haaren. Ich konnte leises Wimmern und Weinen vernehmen.

"Nicht schießen!" rief eine Stimme. Sie gehörte zu einem Mann, der nur wenige Handbreit von Jürgens Gewehrlauf entfernt auf dem Boden des hinter der Klappe liegenden Hohlraumes kauerte. Die Person neben ihm konnte ich erst nach genauem Hinsehen als eine Frau identifizieren, weil ihre Gesichtszüge ein wenig weicher geschnitten und die Lippen voller waren. Dahinter schienen noch weitere Menschen zu sein und ich hörte Geräusche, die anscheinend aus weiter oben liegenden Bereichen der Rampenkonstruktion erklangen. Jürgen senkte seine Waffe. Dennoch dauerte es noch einige Sekunden, bis die Menschen vor uns ihre Hände ebenfalls wieder langsam nach unten sinken ließen.

"Entschuldigen Sie" sagte Jürgen und man sah ihm deutlich an, dass ihm die Situation ziemlich peinlich war. "Ich hatte nicht damit gerechnet, hier jemanden anzutreffen. Es tut mir leid."

Die Gesichtszüge der Leute entspannten sich nur langsam. Hinter der Frau glaubte ich das Gesicht eines kleineren Kindes hervor spitzeln zu sehen, das sich jedoch sofort wieder hinter ihrem Rücken versteckte.

"Wer sind Sie? Was wollen Sie?" fragte der Mann verstört und blinzelte in das anbrechende Tageslicht hinein. Er konnte nicht viel älter sein als wir, auch wenn der Schmutz in seinem Gesicht und sein verwahrloster Zustand es schwierig machten, dies zu beurteilen.

"Sie werden sich jetzt wundern" versuchte Jürgen zu erklären, "aber wir wollten hier eigentlich... nur kurz... durchgehen?"

Der Mann blickte ihn verständnislos an. Die Frau versuchte, zusammen mit dem Kind hinter ihrem Rücken, sich vorsichtig zu Seite zu schieben.

"Bitte beantworten Sie mir eine Frage" seufzte Jürgen nun ein wenig ungeduldig, "ist es vielleicht möglich, über die Rampe in das Innere der Hochstraße zu gelangen?"

"Was? Ja!" stieß der Mann hervor. "Aber was wollen Sie dort oben?"

"Wir wollen im Inneren des Betonkörpers nach Süden" mischte ich mich nun ein. "Aus der Stadt heraus. Wissen Sie, ob das möglich ist?"

"Ich... keine Ahnung" gab der Mann zur Antwort. "Wir sind hier erst vor ein paar Wochen hergekommen, um uns zu verstecken."

Die Frau, die sich mittlerweile fast vollständig aus unserem Blickfeld geschoben hatte, nickte zaghaft zu seinen Worten. "Sie wollen aus der Stadt heraus? Aber wohin? Dort draußen gibt es doch nichts!"

"Es gibt auf dem Land mehr, als Sie vermutlich glauben" kommentierte Jürgen. "Aber das ist jetzt unwichtig. Dürfen wir hier nur kurz durch und nach oben gehen? Wir werden Sie danach sofort wieder in Ruhe lassen, das verspreche ich Ihnen."

Zaghaft nickte der Mann und drehte sich zu der Frau um. "Geht hinauf" sagte er zu ihr und dem Kind. Die Frau verschwand, er folgte ihr und ließ uns vor dem nun leeren Durchstieg stehen. Jürgen wechselte kurz einen Blick mit mir, ehe er den Mundwinkel verzog und sich dann in gebückter Haltung in das Innere der Rampe schob. Ich reichte ihm meinen Besen hinein und kroch dann hinterher.

Der Hohlraum war niedrig, doch die Decke wich hinter dem Durchstieg schnell zurück so dass man in dem Querschnitt fast aufrecht stehen konnte. Flache Stufen führten nach oben in das Dunkel hinein. Ich nahm von Jürgen meine Krücke wieder im Empfang und tastete mich hinter ihm vorsichtig an der Betonwand entlang. Der Weg hinauf wurde nur durch den spärlichen Lichtschein erhellt, der hinter uns durch die offene Luke drang.

Je weiter wir nach oben stiegen, desto dunkler wurde es jedoch um uns herum. Nur hin und wieder drang ein dünner Lichtstrahl durch kleine Rohrstücke, die in die Wände einbetoniert waren und vermutlich der Belüftung des Querschnitts dienen sollten. Als wir endlich am oberen Treppenabsatz angekommen waren, empfingen uns die Schatten der uns erwartenden Leute. Niemand sprach ein Wort.

Immerhin gewöhnten sich meine Augen langsam an die Dunkelheit, so dass ich den eigentlichen Querschnitt des Betonprofils erkennen konnte. Er war geräumig und größer als der Durchgang in der Rampe, maß in der Höhe gut über zwei Meter und sicherlich sechs Meter in der Breite. In Abständen waren Entwässerungsöffnungen im Boden eingelassen und mit Gitterrosten abgedeckt, die das Profilinnere zusätzlich ein wenig erhellten. Zu beiden Seiten zogen sich Rohre entlang, weitere Leitungen mit geringerem Durchmesser verliefen in Längsrichtung an der Decke direkt über unseren Köpfen. Sie schlängelten sich durch die Segmente, in deren Enden sich schmale Durchstiege befanden.

Die Gruppe, auf die wir gestoßen waren, stand direkt hinter uns und hielt sich in sicherem Abstand an der gegenüberliegenden Betonwand des Hohlkastens. Soweit ich es bei diesen Lichtverhältnissen erkennen konnte, handelte es sich um insgesamt fünf Personen: vier Erwachsene und das Kind. Es war jedoch zu dunkel als dass ich Einzelheiten oder ihre Gesichter hätte erkennen können.

"Vielen Dank" sagte Jürgen, ohne dabei jemanden bestimmtes von der Gruppe anzusprechen. Sicherlich konnte er genauso wenig erkennen wie ich. "Ich wünsche Ihnen noch viel Glück und alles Gute."

Dann wandte er sich zum Gehen. Ich zögerte einen Moment und folgte ihm nicht sofort. In mir spürte ich den Impuls, diesen Menschen hier zu helfen, ihnen zumindest anzubieten uns aus der Stadt hinaus auf das Land zu begleiten, um dort in Sicherheit zu sein. Ich hatte nicht viel von dem Kind gesehen, doch unwillkürlich erinnerte es mich an Sebastian, den Sohn von Thomas, auch wenn er sicher um einiges jünger war. Dieses Kind überragte ihn ein gutes Stück, ich schätzte es auf sieben oder acht Jahre.

Es widerstrebte mir, diese Leute hier zurückzulassen.

"Matthias...?" hörte ich Jürgens Stimme hinter mir durch das Profil der Betonelemente hallen. Er war am Durchstieg zum nächsten Segment stehengeblieben und wartete darauf, dass ich ihn folgen würde.

Ich stand da und blickte durch die Dunkelheit in Richtung der Gruppe, aus der sich nach wie vor niemand regte oder auch nur eine Hand als Abschiedsgruß erhob.

"Wir haben Freunde südlich der Stadt, die auf uns warten" sagte ich mit leiser Stimme in die Dunkelheit hinein. "Wir kommen von dort und wollen wieder zu ihnen zurückkehren."

Ich erhielt keine Antwort, weder eine Bestätigung noch eine Nachfrage. Die Schemen verharrten an der Seitenwand aus Beton, als wären sie zu einem Teil der Konstruktion verschmolzen.

"Matthias..." lies sich Jürgen erneut vernehmen, dieses Mal klang seine Stimme etwas drängender.

Ich lies meinen Blick ein letztes Mal über die Schatten schweifen. Sie starrten stumm zu mir zurück. Dann lies ich die Schultern sinken und gab es auf. Auf meinen Besen gestützt drehte ich mich um und ging langsam, Schritt für Schritt, in Richtung des südlichen Durchstiegs zu Jürgen hinüber. Das leise Pochen des Stils auf dem Boden mischte sich in das Schlurfen von Jürgens Stiefeln als sich dieser durch die Öffnung tastete und darauf wartete, bis ich ebenfalls hindurch gestiegen war.

Wir setzten unseren Weg fort. Kein Ton war hinter uns zu vernehmen, keine Stimme erhob sich, kein Schritt war zu hören. Wir ließen die Leute als schattenhafte Gestalten wie Gespenster in der Dunkelheit hinter uns zurück.

Weder Jürgen noch ich sprachen ein Wort. Schweigend marschierten wir durch die Hochstraße. Die Entfernung zwischen zwei Durchstiegen maß gut dreißig Schritte. Alle zehn Meter drang das Licht durch die Bodengitter herein. Spinnweben wogten im Luftstrom, der durch den Querschnitt drang, sie blieben an unseren Köpfen oder unseren Armen hängen. Als wir einen weiteren Rampenanschluss erreichten warf ich unwillkürlich erst einen Blick in die Düsternis des Treppenabstiegs ehe ich den Kopf drehte, um zurück zu sehen. Kein Geräusch drang heran, keine Schemen folgten uns durch die Dunkelheit des Querschnitts.

"Sie wären nicht mitgekommen" sagte Jürgen leise in die Stille hinein.

Ich gab keine Antwort, aber mir entwich ein leiser Seufzer.

"Sie haben Angst" setzte er hinzu, ohne mich dabei anzusehen. "Angst vor uns, vor dem Unbekannten, vielleicht auch ein wenig vor sich selbst."

Immer noch gab ich keine Antwort, scharfte nur ein wenig mit dem Stil des Besens auf dem Boden herum. Jürgen rückte seinen Rucksack auf dem Rücken zurecht.

"Ich frage mich eigentlich, warum Ihr keine Angst vor uns hattet" sagte er dann nach einer kurzen Pause. Es dauerte einen Moment ehe ich begriff, dass er nun direkt eine Frage an mich gerichtet hatte.

"Vor wem?" fragte ich ein wenig verständnislos nach.

"Vor uns" wiederholte Jürgen. "Vor Feldmann, vor Wernherr, vor mir... an dem Tag, als wir in Euer Dorf gekommen sind."

Ich atmete kurz durch.

"Wir hatten Angst vor Euch" sagte ich dann. "Am Tag zuvor hörten wir die Detonationen und dann seit Ihr mit Euren Gewehren aufgetaucht. Wir hatten Angst."

"Aber nicht so wie diese Leute" widersprach mir Jürgen und deutete mit dem Daumen über die Schulter zurück. "Ihr habt uns aufgenommen."

Ich schüttelte leicht den Kopf.

"Nein, ich glaube nicht" sagte ich nachdenklich. "Wir haben es nur nicht gewagt, Euch wegzuschicken. Vor allem Frank hat Euch misstraut, er hat befürchtet, dass Ihr uns vertreiben oder uns rekrutieren würdet."

Jürgen schwieg, während er über meine Worte nachdachte. Schließlich sah ich ihn im Halbdunkel kurz nicken, ehe er sich wieder in Bewegung setzte.

"Ich denke, es wird sich daran in der Zwischenzeit wohl nicht allzu viel geändert haben." stieß er dann ein wenig gedrückt hervor.

Jetzt begriff ich, was ihn in seinen Gedanken umtrieb.

"Doch" sagte ich bestimmt. "Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen, wenn wir beide zurückkommen. Als Ihr in unser Dorf gekommen seid, wart Ihr drei bewaffnete Soldaten vor denen wir uns fürchteten. In ein paar Tagen sind wir wieder dort, aber Du wirst ein Freund sein, der mich sicher wieder nach Hause gebracht hat."

Abrupt blieb Jürgen stehen und fuhr sich schnell über das Gesicht. Er wirkte, als ob er etwas sagen wollte, aber er blieb stumm. Dann legte er mir seine Hand auf die linke Schulter und drückte sie kurz. Nur eine Sekunde später war er schon wieder ein, zwei Schritte weitergegangen.

Ich lächelte in mich hinein und folgte ihm, auf meinen Besen gestützt, weiter nach Süden. Ich wusste, dass er sich gerade eben nicht einfach nur eine Spinnwebe aus der Stirn gewischt hatte.

Kapitel 44

Wir erreichten schließlich nach einigen Stunden den Übergang zu der Schnellverbindungsstraße. Der Hohlkörper unter der Fahrbahn, in dem wir uns befanden, weitete sich nach beiden Seiten auf und teilte sich, so dass wir nun entscheiden mussten, in welche Richtung wir weitergehen wollten. In der Dunkelheit konnten wir auf Jürgens Plan nichts erkennen und liefen deswegen wieder durch mehrere Elemente bis zur nächsten Lüftungsöffnung zurück. Nach dem einfallenden Lichtschein zu urteilen musste es sicherlich bereits Mittag oder noch später sein.

"Wir müssen nach rechts gehen" entschied Jürgen, den Plan über den Kopf haltend, damit genug Licht auf die Darstellung der Straßenführung fiel. Ich stellte mich rechts neben ihn, um ebenfalls einen Blick auf die Karte werfen zu können.

"Saublöd, dass die Abfahrtspunkte nicht gekennzeichnet sind" monierte ich enttäuscht. "Wie sollen wir hier im Profil feststellen können, welche Rampe wir nehmen müssen?"

"Das ist nur ein Umgebungsplan für Übungsmärsche" rechtfertigte er sich, jedoch ebenfalls ein wenig verdrossen. "In der Grundausbildung wirst Du mit einer Gruppe irgendwo außerhalb der Stadt ausgesetzt und musst den Weg zu einem vorgegebenen Treffpunkt finden. Es ist weder vorgesehen dass Du Dich per Anhalter mitnehmen lässt, noch dass Du durch die Querschnitte der Regionalverbindungen schleichst. Tja, jetzt müssen wir halt beweisen, dass wir ohne elektronisches Kartenmaterial und GPS-Peilung zurechtkommen."

Er knüllte den Plan frustriert ein wenig zusammen, als er ihn wieder auf das vorgepresste Taschenformat faltete.

"Am besten machen wir eine kurze Pause" meinte er dann mit einem Blick auf mich, wie ich leicht schief stehend auf den Besenstiel gestützt neben ihm stand. Ohne eine Antwort abzuwarten lies er sich neben der Bodenöffnung nieder und öffnete seinen Rucksack, um mir etwas von seiner kleingeschnittenen Dauerwurst zu reichen. Ich revanchierte mich, indem ich ihm eine der Wasserflaschen herausfischte. Bildete ich es mir ein oder verströmte die Flüssigkeit einen etwas öligen Geruch? Vielleicht lag es an der langen Zeit, während der das Wasser in den Leitungen des Gebäudes gestanden hatte. Ich hoffte nur, dass wir uns nicht irgendeine Infektion einfangen würden. Aber andererseits schienen es die Herren Professoren ja auch überlebt zu haben.

Wir blieben nicht lange sitzen, auch wenn es angenehm war mein Bein und meinen rechten Arm wieder ein wenig ausstrecken zu können. Nach vielleicht einer halben Stunde brachen wir wieder auf. An der Gabelung angekommen wandten wir uns nach rechts und damit fast genau nach Westen.

Der Kammerquerschnitt veränderte sich, der Luftraum wurde gut einen halben Meter höher und die Anzahl der darin verlaufenden Rohre und Leitungen nahm zu. Die Bodenöffnungen, die vorher wenigstens eine notdürftige Ausleuchtung unseres Weges sichergestellt hatten, waren verschwunden und an ihrer Stelle nun einzelne, kleinere Rohre verbaut worden. Sie waren gerade einmal so groß, dass ich meine Faust hätte hineinstecken können. Durch die zunehmende Düsternis im Profil halbierte sich unsere Geschwindigkeit nun, da wir uns den Weg mehr ertasten mussten als das wir ihn hätten sehen können.

Wir erschrakten beide fast zu Tode, als ich mit meinem Besenstiel auf eine Metallabdeckung am Boden stieß. Jürgen kroch auf seinen Knien herum, um die Abmessungen und die Art des Blechs zu ertasten. Schließlich fanden seine Finger einen in einer Vertiefung eingelassenen Bügel, an der er die Platte nach oben ziehen konnte. Darunter konnten wir einen Leiterabstieg aus Lochblechen sehen, der steil in die Tiefe führte. Licht drang über einen vielleicht vierzig oder fünfzig Zentimeter breiten, umlaufenden Spalt von oben in einen rechteckigen Querschnitt hinein. Weit unten konnte ich wieder kleinere Lichtpunkte erkennen, die vielleicht die Lage eingebauter Belüftungsöffnungen kennzeichneten.

"Das muss ein Abstieg in eine der Stützen sein" überlegte Jürgen laut vor sich hin. "Ich hoffe nur, wir haben nicht Pech und dies hier sind die einzigen Zugänge zu den Profilkammern der Straße, denn dann sind die Auf- und Abfahrtsrampen vielleicht geschlossen und wir können uns im schlimmsten Fall überhaupt nicht an ihnen orientieren..."

Vorsichtig lies der den Deckel wieder nach unten sinken, ehe er sich ächzend auf die Beine stemmte. Schweigend marschierten wir weiter durch die Segmente der Schnellverbindungsstraße. Immerhin hatten wir nun den Vorteil bei jedem lauten Scheppern zu wissen, direkt über einer der Auflagerstützen zu stehen. Ich zählte die Schritte und war mir nach einer Weile sicher, dass der Abstand der Stützen knapp hundert Meter betragen musste. Auf diese Weise konnte ich trotz der uns umgebenden Dunkelheit wenigstens ungefähr eine Vorstellung vom Fortschritt unserer Wanderung bekommen, auch wenn mir schon bald wieder das Gefühl für die verstrichene Zeit verloren ging.

Sicher waren wir wieder einige Stunden unterwegs gewesen als sich vor uns ein schwacher Lichtschimmer in der Finsternis abzeichnete. Die Lichtquelle ging vom Boden aus, doch noch ehe wir sie erreicht hatten stolperte Jürgen und fiel, laut vor sich hin fluchend, der Länge nach hin. Während er sich schimpfend das Knie rieb ging ich vorsichtig in die Hocke und tastete den Boden nach Hindernissen ab. Ein erstaunter Laut entfuhr mir als ich, anstatt herausstehender Bügel oder Ausbruchsstellen in der Betonoberfläche, mehrere kleine Pakete und flache, runde Dosen in die Finger bekam.

"Ist das hier eine Müllhalde?" stieß ich hervor, während ich weiter den Boden absuchte und noch mehr dieser kleinen Behältnisse entdeckte. Jürgen hörte nun auf vor sich hin zu schimpfen und beteiligte sich an dem Suchspiel im Dunkel.

"Ich werd verrückt!" sagte er schließlich. "Irre ich mich - oder sind das alles Nahrungsmittel?"

Ich hielt eine der Dosen nahe an mein Ohr und schüttelte sie, worauf ein schwappendes Geräusch ertönte. Der Behälter war geschlossen und gefüllt. Es konnte kein leerer Verpackungsmüll sein - vielleicht war es tatsächlich irgendeine Fertignahrung.

"Aber was macht das ganze Zeug denn hier?" wunderte ich mich und überprüfte dabei eine große Pappschachtel, die beim Schütteln wie Gries oder Cornflakes raschelte. Ich hörte Jürgen vor sich hin brummen, während er überlegte.

"Warte mal kurz hier" sagte er dann und kroch vorsichtig über den mit Gegenständen übersäten Boden des Hohlkastens in Richtung der vor uns liegenden Lichtquelle. Ich konnte seinen Umriss gegen das fahle Leuchten sehen, welches zu uns in den Querschnitt hinein drang. Als er die Stelle erreicht hatte, kauerte er sich auf den Beton und blickte nach unten. Vermutlich handelte es sich um einen der Abstiege in die Stützen, der aus irgendeinem Grund offen stand und so das schwache Tageslicht hinein lies. Schon nach wenigen Minuten richtete er sich wieder auf und kam vorsichtig zu mir zurückgelaufen.

"Wir sind da" sagte er und ich konnte die Zufriedenheit hören, die dabei in seiner Stimme mitschwang.

"Wo - da?" wollte ich wissen.

Jürgen hockte sich neben mich auf den rauen Betonboden.

"Erinnerst Du Dich noch?" fragte er mich in der Dunkelheit. "Bevor ich mit Feldmann vom Depot aus aufgebrochen bin, noch vor dem Winter, war er beauftragt, mit einer anderen Einheit Lebensmittel vom südlichen Landwirtschaftszentrum zu holen. Er hatte uns erzählt, dass er dafür die

Hohlkammerquerschnitte der Schnellverbindungsstraße genutzt hatte. Nun - wir sind genau auf seiner Fährte gelaufen! Diese Verpackungen hier müssen Reste der transportierten Nahrungsmittel sein. Ich habe keine Ahnung warum sie nicht alles nachgeholt haben, aber da vorne muss die Stelle sein, an der sie den Querschnitt verlassen haben und nach unten gestiegen sind, um die Sachen zum Depot zu bringen."

Ich sah ihn gegen den schwachen Lichtschein vor uns gestikulieren.

"Ich glaube, es wird bald dunkel werden" fuhr er fort, "aber wenn wir uns beeilen könnten wir den Boden erreichen, ehe es für einen Abstieg zu gefährlich wird."

"Nun ja..." begann ich zweifelnd. Ich erinnerte mich, wie steil die Treppe gewesen war, die wir unter der Klappe am Anfang der Strecke gesehen hatten. "Aber wie soll ich da hinunter kommen?"

Jürgen machte in der Düsternis eine wegwerfende Handbewegung.

"Komm, reiß Dich zusammen" sagte er aufmunternd. "Ich gehe voraus, Du steigst hinterher. Halt Dich an den Stufen fest und hüpf mit Deinem gesunden Fuß eine Sprosse nach der anderen hinunter. Und solltest Du tatsächlich abrutschen, dann fange ich Dich ab!"

Ohne eine Antwort abzuwarten krabbelte er wieder auf den Durchstieg zu. Was blieb mir anderes übrig, als ihm zu folgen? Ehe ich die offene Luke erreichte war er bereits drei Leiterstufen hinuntergestiegen. Die Gitterprofile boten einen direkten Blick nach unten in die Dunkelheit des Stützenquerschnitts hinunter. Der Boden schwamm in der Finsternis, aber ich schätzte die Höhe auf mindestens vierzig oder fünfzig Meter. Unwillkürlich musste ich einen Klos in meinem Hals hinunterschlucken.

"Komm schon" drängte Jürgen. "Sonst wird es zu dunkel!"

Er hatte recht. Über der Oberkante der Betonstütze lagen die Auflager der Brückenplatte auf einer Höhe von fast einem halben Meter frei. Der Spalt bot einen guten Blick in Richtung des Horizonts der Umgebung. Von dieser Position war zwar zu wenig von der Landschaft zu erkennen um sich orientieren zu können, doch der Himmel färbte sich bereits zartrosa und wies damit unmissverständlich auf den bevorstehenden Sonnenuntergang hin. Ich schluckte erneut und setzte mich auf den Rand des Durchstiegs.

"Was mache ich mit meinem Besen?" fragte ich.

"Gib ihn mir!" Jürgen nahm ihn mir aus der Hand, streckte dann seinen Arm zur Seite und lies meine behelfsmäßige Krücke fallen. Nur ein paar Sekunden später hörte ich ein lautes Klappern, als das Holz auf eine metallene Oberfläche schlug.

"Glaubst Du etwa, die Leiter hier führt in einem Rutsch ganz bis nach unten?" lachte Jürgen in mein verdutztes Gesicht. "Mann, da sind noch bestimmt vier oder fünf Zwischenebenen eingezogen! Keine Bange, selbst wenn Du stürzt wirst Du nicht sehr tief fallen können."

Ich biss die Zähne zusammen und setzte meinen Fuß auf die Sprosse unter mir. Dann drehte ich mich um, klammerte meine Hände an die dünnen Seitenläufe und lies mich, Stufe um Stufe, nach unten gleiten. Jürgen stieg langsam vor mir hinunter, mich immer im Blick behaltend. Meine anfängliche Angst vor dem Abstieg schwand allmählich.

Wir erreichten tatsächlich nach vier oder fünf Metern ein Podest, das wie die Stufen aus Gitterrostprofilen bestand. Der Leiterabstieg war hier unterbrochen worden und führte dann direkt unterhalb erneut in Richtung des Bodens hinunter. Obwohl das Licht während des Abstiegs immer schwächer wurde, stieg mit jedem überwundenen Höhenmeter meine Laune. Je näher wir wieder der Erde kamen, desto beschwingter fühlte ich mich und konnte es kaum erwarten, endlich wieder richtigen Boden unter den Füßen zu haben. Schließlich erreichten wir die Sohle des Stützenprofils. Ein unebener Betonboden empfing uns. Hier unten war es stockfinster und ich konnte nicht einmal die Hand vor Augen sehen.

"Angekommen" kommentierte ich. "Und jetzt? Wie kommen wir hier raus?"

Patschende Geräusche in der Nähe ließen mich vermuten dass Jürgen bereits damit beschäftigt war, die Innenseiten der Wände abzutasten. Es dröhnte ein wenig, als seine Fingerknöchel schließlich auf Metall trafen. Ein schmaler Streifen lies eine verbogene Ausgangstür erahnen. Es klapperte leise, als Jürgen mit der Klinke hantierte und sie schließlich vorsichtig nach Außen hin aufdrückte. Die rostigen Scharniere gaben ein schauerliches Quietschen von sich.

Ein düsteres Grau empfing uns - die Sonne war bereits untergegangen. Der sich über den Himmel ziehenden Färbung nach zu urteilen war die Tür nach Westen hin ausgerichtet. Ein von Norden aus zu uns hineindringender Wind ließ mich frösteln und brachte einen seltsamen Geruch mit sich.

Jürgen warf einen missmutigen Blick hinaus ins Freie. "Die Nacht wird vermutlich ziemlich dunkel werden, was meinst Du?" fragte er mich.

Ich zog im kalten Wind den Verschluss meiner Jacke bis ganz nach oben und nickte. Erst jetzt merkte ich, wie sich die Müdigkeit langsam in meinem Körper ausbreitete.

"Bleiben wir besser über Nacht noch hier" murmelte ich unbestimmt vor mich hin. Irgend etwas störte mich an der Stille dort draußen, vor allem

aber ein fremdartiger, metallisch anmutender Geruch. "Ich bin zu müde, um noch weiter zu laufen."

Ich sah Jürgens Schemen vor der geöffneten Zugangstür nickten. "Ja, das wird besser sein" stimmte er zu. "Morgen früh sehen wir uns erst einmal die Umgebung an. Dann können wir uns richtig orientieren und unseren Rückweg planen."

Ich lehnte meine Besenkrücke an die Betonwand des Pfeilers, streifte den Rucksack ab und lies mich mit dem Rücken an der Wand entlang zu Boden sinken. Im Sitzen kramte ich meine Decke hervor und wickelte sie um meinen Körper. Jürgens Frage nach einem Abendessen lehnte ich ab, dieser seltsame Geruch hatte mir den Appetit verdorben. Stumm dämmerte ich noch ein paar Minuten in der Stille vor mich hin, ehe mir schließlich die Augen zufielen.

Als ich aufwachte warf der neue Tag sein erstes Licht zu uns herein. Jürgen war bereits wach und stand, seitlich an den Rahmen gelehnt, in der Zugangstür, seinen Blick nach draußen gerichtet. Mühsam rappelte mich aus meiner seitlichen Lage vom Boden hoch. Mein Kopf schmerzte. Immer noch hing dieser metallische Geruch in der Luft. Er kam mir sogar noch ein wenig intensiver vor als gestern. Jürgen drehte sich nicht um, als ich neben ihn an die Tür trat. Steif und sehr müde blickte er auf die Landschaft, die sich vor uns erstreckte. Ein kurzer Blick genügte mir um zu verstehen, was der Grund dafür war.

Vor der Tür erstreckte sich ein Schlachtfeld. Der sanft nach Westen hin abfallende Boden war tief aufgewühlt, Gras und Buschwerk verkohlt. Entlang dem Verlauf der Schnellverbindungsstraße zogen sich auf vielen hundert Metern Trümmerteile von mehreren zerstörten Kriegsmaschinen dahin. Dazwischen lagen, zwischen wild herumgeworfenen Kleinteilen, Handfeuerwaffen und Ausrüstungsgegenständen, die Überreste von zerfetzten, verstümmelten oder verbrannten Leichen. Überall waren Abdrücke von Kettenfahrwerken auf dem nass-feuchten Lehmboden zu sehen. Die Reste des umgestürzten Fahrgestells eines "Panthers" lagen keine zwanzig Meter von uns entfernt am Rand einer kleinen Senke und weiter hinten sah man den zerstörten Rotor eines "Guardians" aufragen, der sich wie ein verbogenes Schwert in den Untergrund getrieben hatte.

"Scheiße" murmelte ich. Erst bei diesem Wort schien Jürgen überhaupt meine Gegenwart zu bemerken. Langsam wandte er seinen Kopf zu mir und blickte mich an. Sicherlich musste er in der vergangenen Nacht etwas geschlafen haben, aber sein Gesicht wirkte so, als hätte seit einer Woche kein Auge zugemacht. Er nickte mir kaum merklich zu, als wenn

er neben sich stehen würde. Dann stieß er sich mit einem resignierten Seufzen vom Türrahmen ab und ging zurück in die Kammer der Stütze zu seinem an der Wand angelehnten Rucksack.

Ich warf einen Blick über das Trümmerfeld vor der Tür. So sehr mich der Anblick erschreckte, so dringend fühlte ich doch in mir das Bedürfnis, mich zu erleichtern. Nachdem ich über mehrere Minuten lang keine Bewegung entdecken konnte, wagte ich mich schließlich humpelnd zwei Schritte um den Stützpfeiler herum. Die Betonoberfläche des Sockels war verfärbt und der Boden verbrannt. Die Reste einer glänzenden Flüssigkeit verströmten einen faulen, öligen Geruch. Vielleicht war eine abstürzende Maschine gegen den Pfeiler geprallt und zerschellt. Auch in der anderen Richtung nach Osten zog sich das Trümmerfeld hin.

Ich beeilte mich, wieder zu Jürgen in das Innere des Pfeilers hinein zu kommen. Er kniete auf dem Boden, studierte die vor sich ausgebreitete Karte und murmelte leise vor sich hin. Ich fischte mir eine angebrochene Dose aus meinem Rucksack und stellte mich neben ihn.

"Ich glaube, wir befinden uns ungefähr hier" sagte er, ohne den Blick von der Karte abzuwenden, schließlich mit hohl klingender Stimme. Sein Finger deutete auf einen Punkt entlang der als Linie eingezeichneten Verbindungsstraße, durch deren Hohlprofil wir gekommen waren. Dann wanderte die Fingerkuppe langsam ein wenig nach unten. Ich beugte mich nach vorn, um den Plan besser betrachten zu können. Mir schien es, als ob seine Hand leicht zitterte.

"Der Funkturm ist in südwestlicher Richtung von hier aus ganz gut zu erkennen" fuhr Jürgen, mehr zu sich selbst sprechend, fort. "Wir müssen also noch ein ganzes Stück nach Westen... und dann hier die Südstraße überqueren..."

Er brach ab, als sein nach rechts wandernder Finger den Punkt erreicht hatte, der das Umspannwerk markierte. Ich konnte mir vorstellen, was ihm durch den Kopf ging. Wenn bereits direkt dort draußen vor der Tür ein Trümmerfeld lag - wie mochte es wohl erst dort aussehen?

"Ich glaube nicht dass es gut wäre, wenn wir versuchen würden auf diesem Weg zurückzugehen" sagte ich in die eingetretene Stille hinein. "Dort werden sicher Wachroboter aufgestellt worden sein... meinst Du nicht auch?"

Langsam löste sich Jürgen wieder aus seiner Starre.

"Möglich" sagte er mit einer kehlig-kratzenden Stimme und hielt seinen Blick weiter nach unten auf die Karte gerichtet. "Dann sollten wir besser von hier aus direkt nach Süden gehen... östlich der Straße bleiben und von dort weiter, bis wir das Klammtal erreichen. Auf dieser Route haben

wir südlich des ersten Ortes aber so gut wie keine Deckung, dort sind fast ausschließlich Felder und keine bewaldeten Gebiete."

"Wir könnten zwischen den Ortschaften nachts die Straße überqueren" schlug ich vor, bückte mich zu ihm hinunter und deutete mit dem Finger auf eine der eingezeichneten Linien. "Und dann wieder auf der Westseite ungefähr den gleichen Weg zurück nehmen. Wir müssen so oder so die Wiesenfläche hinter uns bringen."

Jürgen überlegte einige Minuten schweigend, bevor er sich nach oben stemmte und den Plan zusammenfaltete.

"Dann sollten wir so schnell wie möglich aufbrechen" sagte er, seinen Blick immer noch abgewandt auf den nackten Beton der Pfeilerwand gerichtet. "Es kann noch nicht allzu viel Zeit seit diesem Kampf dort draußen vergangen sein. Die Roboter werden vielleicht schon bald zurückkehren."

Wir beendeten unser Frühstück im Stehen und brachen schon wenige Minuten später auf. Jürgen wirkte so nervös wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte, ruckartig drehte er seinen Kopf zu allen Seiten hin und her und sein Adamsapfel tanzte wie wild an seiner Kehle. Er drehte eine komplette Runde um unseren Stützpfeiler, um sich ein Bild von den vergangenen Kampfhandlungen zu machen, ehe er sich schließlich dazu durchrang, die Deckung der Schnellverbindungsstraße zu verlassen.

Schon nach den ersten Schritten trennte ich mich von meinem Besen. Auf dem harten Betonboden des Hohlkammerprofils oder den halbwegs befestigten Schwellen der Bahnlinie war er eine gute Krücke gewesen. Wegen dem weichen Lehm der Wiese hingegen sank der Stil ohne nennenswerten Widerstand mehrere Zentimeter in den Boden ein und lies mich bei jedem Schritt um das Gleichgewicht kämpfen. Ich versuchte stattdessen meinen verstauchten Fuß ein wenig zu entlasten, indem ich hauptsächlich auf den Zehenspitzen auftrat. Dadurch hatte ich nun auch wieder meine beiden Hände frei, um Jürgen bei der Sicherung mit meinem Sturmgewehr unterstützen zu können.

Wir wandten uns sofort nach Süden und versuchten, so rasch es uns möglich war, Abstand von der Schnellverbindungsstraße zu gewinnen. Wir hielten unsere Blicke fast krampfhaft nach oben gerichtet, nicht nur um rechtzeitig anfliegende "Guardians" erkennen zu können, sondern vor allem um das Bild des Schlachtfeldes um uns herum zu verdrängen. Am schlimmsten war, dass der grausige Anblick auf eine perfide, morbide Art das Auge geradezu anzog. Jedes Mal, wenn sich mein Kopf nach unten drehte, hätte ich mir am liebsten selber eine Ohrfeige verpasst. Und selbst als wir die Trümmer endlich hinter uns gelassen

hatten, drängte sich die Erinnerung an diesen Anblick immer wieder in mein Bewusstsein hinein.

Die Landschaft zog sich in sanften, flachen Hügeln vor uns hin. Das Gras reichte uns kaum bis über die Knöchel und gab die Sicht nach allen Seiten über mehrere Kilometer frei. Hier bot sich uns keine Deckung. Wir teilten uns wieder auf - Jürgen übernahm die Überwachung nach vorne, während ich den Sektor hinter uns nach möglichen Anzeichen sich nähernder Roboter absuchte. So nervös und verkrampft wie wir beide waren, begann mein Hals nach einiger Zeit fast genauso zu schmerzen wie mein Fuß. Doch nirgendwo war ein "Panther" oder ein "Guardian" zu entdecken.

Gegen Mittag verkrochen wir uns in den Schutz einer flachen Hecke, die an der Seite eines kleinen Feldweges gepflanzt worden war. Als einige kleine Vögel, aufgeschreckt durch unser plötzliches Erscheinen, aus dem Gestrüpp hervorschoßen, konnte ich nur mit Mühe einen Aufschrei unterdrücken. Jürgen ging es nicht viel besser. Ich konnte verstehen, warum - erneut war er seinen toten Kameraden begegnet. Er hielt für die gesamte Dauer unserer Rast den Kopf nach unten gesenkt, als versuche er die gesamte Welt um sich herum auszuschließen. Ich ließ ihm seine Auszeit und übernahm die Wache, in alle Richtungen spähend und lauschend. Als meinem Gefühl nach vielleicht eine Stunde vergangen war, riss ich ihn mit einem leichten Schütteln aus seinen Gedanken und wir machten uns wieder auf den Weg.

Schließlich zeichnete sich vor uns der Rand der ersten Ortschaft ab. Auch wenn wir sie nicht direkt sehen konnten warfen wir beide dennoch immer wieder einen Blick zu der westlich von uns verlaufenden Straße. Von dort aus waren das Depot und das Umspannwerk beschossen worden. Obwohl ich die TUKs auf unserem Weg nach Norden damals nicht selbst gesehen hatte, fürchtete ich mich, die sicherlich gewaltigen Konturen der Geschütze irgendwo zu entdecken. Wie lange war es jetzt schon her, seit wir unter dem Kanonendonner durch die Nacht gerannt waren und die Überreste des getöteten Leutnants gefunden hatten? Es konnte kaum mehr als eine Woche vergangen sein - sicherlich waren diese Einheiten in der Zwischenzeit abgezogen worden?

Jürgen selbst schien jedoch wieder ein wenig Mut zu schöpfen, je näher wir dem nördlichen Ortsrand kamen. Aber immer noch waren wir ein gutes Stück von den ersten Häusern entfernt und die Sonne begann bereits damit, sich langsam in Richtung des Horizonts zu schieben.

Mein Fuß machte sich allmählich sehr schmerzhaft bemerkbar, egal wie vorsichtig ich versuchte, damit aufzutreten. Dennoch gingen wir

ohne Pause weiter über die sich nun flach hinziehenden, überwucherten Felder und Wiesen.

Wir erreichten die ersten Grundstücke kurz nach Sonnenuntergang. Im Schein der letzten Lichtstrahlen kletterten wir vollkommen erschöpft über einen niedrigen Maschendrahtzaun und ließen uns schließlich an der Wand eines kleinen Einfamilienhauses auf den Boden fallen. Leise vor mich hin fluchend streifte ich meinen rechten Schuh ab und drückte den geschwellenen Knöchel auf den kalten Kies des Gartenwegs. Jürgen reichte mir eine Trinkflasche herüber.

"Hier, nimm" sagte er. Es waren die ersten Worte, die er seit unserem Aufbruch am Morgen gesprochen hatte. Er wirkte unsagbar müde, aber trotz allem zeichnete sich wieder ein leichtes Lächeln auf seinem Gesicht ab. Ich selbst war zu erschöpft für eine Antwort und leerte die Flasche, ohne sie auch nur einmal abzusetzen.

In der Stille der Dämmerung hörte ich wieder die Vögel ihr Nachtlied singen und ein unglaubliches Glücksgefühl breitete sich in mir aus. Wir hatten einen weiteren Abschnitt auf unserem Weg nach Hause hinter uns gebracht. Jürgen richtete sich neben mir bereits für die Nacht ein.

"Ich glaube es gibt hier keinen Schuppen" murmelte er leise zu mir hinüber. "Aber der Himmel ist klar. Vielleicht kampieren wir heute Nacht einfach unter den Sternen."

"Ich glaube, ich werde so oder so wie ein Stein schlafen" gähnte ich zur Antwort. "Selbst wenn es Hunde und Katzen regnen sollte."

Wir hatten nicht sehr lange geschlafen als wir durch ein lautes Knattern direkt über uns aus dem Schlaf gerissen wurden. Desorientiert hatte ich mich gerade auf die Füße gestemmt und nach meinem Gewehr getastet als mehrere mächtige Schatten über den Nachthimmel hinwegzogen. Zu laut und viel zu groß für "Guardians", jedoch zu klein und langsam für Flugzeuge, schoben sie sich nach Nordosten und verschwammen im tiefblauen Schwarz. Der rhythmische Lärm ebte allmählich ab und verlor sich in einem dumpfen Brummtönen, der nach einigen Minuten schließlich wieder verschwunden war.

"CHK8" hörte ich Jürgens Stimme neben mir in der Stille. Er klang verwundert. "Weiß der Teufel, wo die hergekommen sind."

"Was...?" schob ich fragend hinterher und schüttelte meinen müden Kopf in der Hoffnung, wieder klare Gedanken fassen zu können.

"Transporteinheiten" versuchte sich Jürgen in einer Erklärung. "Ähnlich der altmodischen Hubschrauber, die man früher verwendet hat. Mit ihnen werden in der Regel Material und Gerätschaften eingeflogen."

Ich lies mich wieder auf meine Decke sinken, doch das Adrenalin schoss durch meinen Körper und vertrieb jeden Gedanken an Schlaf. Ein wenig un schlüssig stand Jürgen neben mir und startete immer noch in die Richtung, in der die so plötzlich aufgetauchten Flugmaschinen verschwunden waren.

"Sind sie bewaffnet?" fragte ich. Ein unbehagliches Gefühl wuchs in mir heran - wenn schon die verhältnismäßig kleinen "Guardians" in der Lage waren, ganze Gebäude zum Einsturz zu bringen, über welche Feuerkraft mussten dann solche Maschinen verfügen?

"Nein" beruhigte mich Jürgen. "Es sind reine Versorgungseinheiten, sie dienen nur dem Transport über größere Entfernungen." Er ging in die Knie und setzte sich dann wieder auf seine Decke, den Rücken an die Hauswand gelehnt. "Vielleicht bringen sie neue Kampfeinheiten in die Stadt. Dort hatten sie ja anscheinend einige Verluste hinzunehmen."

Ich sagte nichts dazu. Mir war klar, was er damit gemeint hatte.

Kapitel 45

Die verbliebenen Stunden bis zum Sonnenaufgang verbrachten wir in einem unruhigen Schlummer. Die Kälte des Bodens zog mir langsam und unangenehm in alle Glieder.

Noch bevor die Morgendämmerung anbrach machten wir uns wieder auf den Weg. Wir hielten uns östlich und außerhalb des Ortsrandes, aber immer nahe genug an den Grundstücksgrenzen um notfalls hinter den Hecken und Zäunen Deckung suchen zu können. Das nasse Gras der Wiesen trocknete schnell im Licht der immer stärker scheinenden Sonne. Nachdem mein rechter Knöchel über die Nacht wieder etwas angeschwollen war hatte ich den Eindruck, dass mir das Laufen auf dem zwar unebenen, aber nachgiebigen Boden ein wenig zu helfen schien. An schnelles Gehen oder Rennen war natürlich nicht zu denken, aber immerhin schmerzte der Fuß nicht mehr ganz so stark wie noch vor zwei oder drei Tagen, trotz der Belastung unseres langen Marsches. Ich hatte ganz vergessen wie groß die Ortschaft war. Die Felder am Ortsrand zogen sich über kleinere Hügel dahin. Als wir dazwischen auf einen kleinen Bachlauf stießen nutzten wir die Gelegenheit dazu, unsere leeren Flaschen aufzufüllen, obwohl das Wasser einen unverkennbaren Torfgeruch verströmte.

Den ganzen Tag über sahen und hörten wir nichts von den Maschinen. Nach dem nächtlichen Überflug hatte ich eigentlich damit gerechnet, weiteren Einheiten zu begegnen. Jürgen nahm die um uns herrschende Ruhe als gutes Zeichen auf.

"In einen CHK8 passen mehrere Kampfteinheiten" erklärte er mir beim Laufen. "Sie werden vermutlich neue Panther eingeflogen haben, denn Guardians könnten den Luftweg schließlich selbstständig zurücklegen."

"Aber warum kamen sie von Süden?" hakte ich nach, misstrauisch den Himmel um uns herum absuchend. "Meinst Du, sie haben vielleicht auch Lehenwies überflogen? Was ist, wenn sie unsere Freunde dort entdeckt haben?"

Jürgen schwieg einige Minuten lang, während er über meine Frage nachdachte. Schließlich schüttelte er energisch den Kopf.

"Ich glaube nicht" sagte er bestimmt. "Ich habe zwar keine Ahnung, wo genau die militärischen Fabrikationsanlagen in diesem Teil des Landes errichtet wurden, aber es wäre schon ein verdammt großer Zufall wenn sie ausgerechnet über Euer Dorf geflogen wären. Außerdem war es tiefe Nacht und es gibt bei Euch keine Beleuchtung oder ähnliches. Wenn sie

nicht gerade unter Feuer geraten, kümmern sich Transporteinheiten in der Regel nicht um andere Einheiten oder Ziele. Selbst vor ein paar Tagen in der Stadt haben die Roboter nicht reagiert, als Robertos Trulla den Straßenschacht hinter uns in die Luft gejagt hat. Dieser verrückte Professor hat vielleicht doch Recht mit seiner Theorie: solange keine direkte Gefahr droht, ignorieren sie vielleicht einfach Menschen, denen sie zufällig begegnen... falls sie keine anderen Befehle haben."

Er drehte sich zu mir um und schenkte mir ein aufmunterndes Lächeln.

"Ich glaube nicht dass Euch dort draußen eine Gefahr droht. Es ergibt keinen logischen Sinn ein so kleines Dorf, fernab der großen Städte und ohne jegliche militärische Bedeutung, anzugreifen. Deine Freunde sind sicher. Wir alle werden dort sicher sein."

Ich fühlte mich ein wenig erleichtert bei seinen Worten. In meinem Kopf schoben sich die Gesichter meiner Freunde vor meinem inneren Auge vorbei, und wie immer blieb der Film bei Rebecca hängen. Unwillkürlich entglitt mir ein kleiner Seufzer.

"Nicht ablenken lassen" erinnerte Jürgen mich und grinste dabei breit von einem Ohr zum anderen. Ich spürte sofort wieder, wie ich errötete und konzentrierte mich darauf, unsere Umgebung abzusuchen. Ob er wusste oder ahnte, woran oder an wen ich gerade gedacht hatte?

Am frühen Nachmittag erreichten wir das südliche Ende der Ortschaft. Die Grundstücke wichen immer mehr nach Westen hin zurück. Jürgen verlangsamte das Tempo und blieb schließlich unschlüssig stehen.

"Mir wäre es lieber wenn wir uns bis zum Abend einen Unterschlupf suchen würden" sagte er. "Wir kommen ansonsten immer näher an die Straße heran und es könnten dort immer noch Beobachter stationiert sein. Solange es nicht völlig Dunkel geworden ist sollten wir sowieso keinen Versuch unternehmen, sie zu überqueren."

Ich ließ meinen Blick über den wolkenlosen Himmel schweifen.

"Die Nacht wird wohl wieder sternklar. Wir sollten uns also recht gut orientieren können."

"Die Panther aber auch" nickte Jürgen verdrossen und deutete dann nach rechts in einen Garten, wo zwischen mehreren blühenden Hecken ein größeres Gewächshaus stand. "Verkriechen wir uns dort hinein und ruhen uns aus, dann können wir nach Einbruch der Dunkelheit unser Glück versuchen. Mit Deinem lädierten Fuß werden wir ohnehin nicht so schnell vorankommen wie auf dem Hinweg. Hoffen wir mal, dass wir vor dem Tagesanbruch den Wald erreichen können."

Wir überkletterten einen morschen Jägerzaun und gingen zu dem noch gut erhaltenen Gewächshaus hinüber. Hinter den milchigen Scheiben empfing uns eine trockene Hitze. Nebeneinander ließen wir uns beide auf den Bodenplatten zwischen den Einfassungen der Beete nieder und entledigten uns schnell unserer Jacken und Pullover. Nachdem wir etwas gegessen und getrunken hatten, breiteten wir die Decken aus und legten unsere Rucksäcke als Nackenstützen zurecht. Abwechselnd dösten wir träge vor uns hin und ich versuchte ein wenig verlorenen Schlaf nachzuholen. Keiner von uns hatte große Lust eine Unterhaltung zu führen, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

Mehr und mehr verblasste das Tageslicht und in mir wuchs eine schwer zu fassende Unruhe. Der Schmerz in meinem Knöchel ließ nach, aber an mehr als ein Humpeln in Schrittgeschwindigkeit war nicht zu denken. Was wäre, wenn wir beim Überquerungsversuch der Straße entdeckt werden würden? Die Strecke nach Süden bis zum nächsten Waldgebiet betrug meiner Erinnerung nach einige Kilometer über freies Feld und unebenen Grund. Jürgen hatte oft genug betont, dass wir mit unseren Gewehren gegen die Panzerung der "Panther" nichts würden ausrichten können.

Andererseits würden die Roboter diesen Bereich hier doch sicherlich mittlerweile als gesichert betrachten? Warum sollten sie dann hier noch Wachposten zurückgelassen haben? Seit Feldmanns Stoßtrupp hatte sich bestimmt keine weitere Gruppe nach Süden gewagt. Das Depot war vernichtet worden, die Kämpfe hatten sich bis direkt an den Stadtrand verschoben. Die Talbrücke war zerstört worden. Hier gab es nichts mehr zu verteidigen oder zu bekämpfen.

Ich warf einen Blick zu Jürgen hinüber. Er lag, mit über seinem Bauch gefalteten Händen, auf dem Rücken und schien zu schlafen. Ich konnte nicht sagen ob ihn derartige Überlegungen beschäftigten. Durch die nur angelehnte Tür des Gewächshauses drang kühle Luft herein. Der Tag neigte sich dem Ende zu. Ich griff mir meine Sachen und zog mir wieder die Jacke über. Bei meinen Bewegungen öffnete Jürgen die Augen und blinzelte in das sich ausbreitende Zwielficht hinein.

"Ausgeschlafen?" fragte ich ihn und zog den Reißverschluss nach oben.

"Geht so" gähnte er und streckte sich.

"Es ist alles ruhig geblieben" meinte ich und reichte ihm eine unserer Wasserflaschen. Jürgen erhob sich um die Beine auszuschütteln und trank einen großen Schluck im Stehen.

"Hoffen wir dass es auch so bleibt" gab er zur Antwort. "Stärken wir uns noch einmal. Wenn es ganz Dunkel ist, versuchen wir unser Glück mit der Straße. Am besten gehen wir noch ein gutes Stück auf dieser Seite nach Süden - nur für den Fall, dass am Ortsausgang ein Panther warten sollte."

Wir verließen das Gewächshaus als der letzte rötliche Schimmer des Sonnenuntergangs verschwunden war. Blauschwarz begrüßte uns die Nacht. Jürgen half mir beim Übersteigen des Jägerzauns, der kaum noch zu erkennen war. Dann suchten wir uns so leise wie möglich unseren Weg parallel zu dem vermuteten Straßenverlauf. Die Häuser wichen zurück und nahmen uns die letzte Möglichkeit zur Orientierung.

Hin und wieder überprüfte ich mit dem Kompass unseren Kurs um sicher zu sein, dass wir nicht zu weit von unserer Richtung abwichen. Das fahle Leuchten der Nadel war in der Dunkelheit kaum zu sehen. Als sich die ersten Sterne über uns am Himmel zeigten verspürte ich fast so etwas wie Erleichterung. Nachdem wir eine ganze Weile gelaufen waren schlugen wir schließlich die Richtung zur Straße ein. Um die Strecke ein wenig abzukürzen liefen wir südwestlich auf den von uns vermuteten Waldrand zu. Nur die Stille der Nacht umgab uns. Der Wind rauschte leise im hohen Gras. Hin und wieder hörten wir leises Rascheln von einem Tier, das jedoch sofort erstarb sobald wir uns näherten.

In der Dunkelheit rannte ich fast in einen Leitpfahl hinein, als wir die Landstraße erreichten, Wir wandten uns daraufhin wieder mehr südlich, um nicht zu weit nach Westen zu geraten. Danach ging es wieder weiter querfeldein. Als die Morgendämmerung anbrach sahen wir, dass wir noch immer ein gutes Stück zurückzulegen hatten. Der Ortsrand hob sich bereits deutlich vor dem heller werdenden Himmel ab. Immer wieder blickte ich nervös zu der Linie der Wohnhäuser hinüber, denn durch das Morgenlicht wären wir auf dem freien Feld sicherlich gut zu erkennen. Jürgen schien ebenfalls darüber besorgt zu sein, denn er schlug jetzt ein etwas höheres Tempo an und ich musste mich nach Kräften bemühen, humpelnd mit ihm Schritt zu halten. Als wir schließlich den Waldrand ein gutes Stück westlich des Ortes erreicht hatten, ließ ich mich einfach zwischen die ersten Bäume auf den nadelbedeckten Boden fallen. Das Blut in meinem Knöchel pochte und ich war völlig erschöpft. Jürgen warf einen letzten Blick über die nun hell erleuchtete Wiesenlandschaft hinter uns, ehe er sich neben mir auf einen umgestürzten Baumstamm setzte.

"Tut mir leid" entschuldigte er sich und musterte mich sorgenvoll, "aber es wäre einfach zu gefährlich gewesen, wenn wir jetzt noch irgendwo dort auf offenem Feld herumlaufen müssten."

"Verstehe ich doch" keuchte ich und massierte mir vorsichtig meinen rechten Fuß. "Ich bin nur froh, dass wir es bis hierhin geschafft haben."

Jürgen nickte und kniete sich hin, um meinen Knöchel zu untersuchen.

"Ab jetzt wird es besser werden" meinte er aufmunternd. "Wir sind jetzt wieder fast durchgehend durch die Baumwipfel geschützt. Die Wiese vor der letzten Ortschaft ist kleiner, die werden wir in einer Nachtwanderung ohne Probleme überqueren können. Und im Wald können wir so viele Pausen einlegen wie Du möchtest."

Ich nickte und rollte vorsichtig meinen Socken nach unten. Die Haut um den Fußknöchel leuchtete rot und das Gelenk schien mir wieder stärker angeschwollen zu sein.

"Das Angebot nehme ich gleich an" sagte ich. "Mein Fuß braucht jetzt wirklich etwas Ruhe." Ich rutschte ein wenig herum, damit ich mich an den umgestürzten Baum anlehnen konnte. "Hast Du am Ortsrand irgend etwas entdecken können?" fragte ich ihn dann. "Irgendein... Problem?"

Jürgen schüttelte den Kopf.

"Nein" erwiderte er. "Ich vermute mal dass uns Lichtreflexionen verraten hätten, wenn dort an der Straße irgendwelche Roboter postiert gewesen wären. Mit ein bisschen Glück ist der Rest der Strecke ebenfalls frei."

Ich schloss angesichts dieser Aussicht genießerisch die Augen, riss sie aber sofort wieder auf als ich spürte, wie sich Jürgen neben mir wieder von seinem Platz erhob. Er hob jedoch sofort wieder beruhigend seine Hand.

"Keine Panik" sagte er. "Ich mache nur eine kleine Runde - um ganz sicherzugehen dass die Luft rein ist. Ruh Dich aus, ich bin gleich wieder zurück."

Ich war von dem anstrengenden Nachtmarsch so erschöpft gewesen, dass ich eingenickt war und regelrecht aufschreckte, als Jürgen sich zwischen den Büschen am Waldrand hindurchschob. Er wirkte müde, aber doch zufrieden.

"Alles klar" sagte er und lehnte sein Gewehr neben sich an den Stamm. "Ich bin ein Stück Richtung Ortseinfahrt gelaufen und habe mich dort umgesehen. Nirgendwo ein Zeichen von Guardians oder Panthern. Neben der Fahrbahn sind zwar einige Kettenspuren erkennbar, aber das

Gras hat sich bereits ein wenig aufgerichtet, die Spuren sind also schon ein paar Tage alt. Ich schätze mal, wir sind jetzt in Sicherheit."

Ich lies den Kopf wieder nach hinten an die verwitterte Rinde sinken, schloss mit einem Lächeln die Augen und nickte erleichtert. Noch immer war das Pochen des Bluts in meinem Knöchel zu spüren, aber die Ruhepause hatte den Schmerz zumindest ein wenig abklingen lassen. Neben mir raschelte es, als sich Jürgen eine bequeme Position suchte. Dann konnte ich ihn herzlich gähnen hören.

"Wir machen Pause, bis Du Dich wieder fit fühlst. Gib Bescheid."

"Geht klar" murmelte ich als Antwort. Die Gewissheit darüber, dass wir nun das Schlimmste hinter uns gelassen hatten, verstärkte die Müdigkeit über die Strapazen der vergangenen Tage in mir. Die warm einfallenden Strahlen der aufgehenden Sonne, die angenehm warm mein Gesicht streichelten, taten ihr übriges dazu. Aber noch bevor ich eingeschlafen war konnte ich die ruhigen Atemzüge Jürgens neben mir hören, die allmählich in ein leises Schnarchen übergingen.

Wie sehr uns der Marsch mitgenommen hatte merkten wir erst als wir wieder erwachten, denn dem Sonnenstand nach war es bereits später Nachmittag. Die Rötung an meinem Knöchel war etwas abgeklungen, der Schmerz jedoch geblieben. Für den Heilungsprozess wäre es sicher besser gewesen, wenn ich die letzten Tage keinen Schritt getan hätte. Aber keiner von uns hätte so lange im Wohnzimmer bei den Professoren sitzen und ihr wissenschaftliches Geleier ertragen wollen.

Wir gingen es langsam an und gönnten uns zunächst ein ausgiebiges, verspätetes Mittagessen. Dann begannen wir damit, unsere Vorräte zu überprüfen. Während ich meinen Rucksack im Sitzen auspackte fluchte ich über den umgeschnallten Magazingürtel, der mich ständig an den unmöglichsten Stellen in den Bauch drückte.

"Den ganzen Weg habe ich dieses Scheisstiel mitgeschleppt und nicht ein einziges Mal gebraucht."

Jürgen unterbrach kurz das Sortieren leerer und gefüllter Flaschen und blickte mit einem Schulterzucken auf.

"Wäre es Dir anders lieber gewesen?" fragte er. "Irgendwo mit leerem Magazin unter Beschuss zu geraten? Wir haben wirklich großes Glück gehabt, dass wir hin und wieder zurück gekommen sind ohne selber ein einziges Mal kämpfen zu müssen."

Ich senkte meinen Kopf mürrisch.

"Ja, Du hast ja Recht" gab ich zu. "Ich bin wirklich froh. Ich kann Dir gar nicht sagen wie. Es ist nur... ich habe die Nase voll. Kann es kaum noch erwarten bis das hier alles vorbei ist und wir endlich wieder zurück sind."

Er nickte und begann damit, halbvolle Flaschen zusammen zu füllen.

"Geht mir genauso, glaub mir" sagte er versöhnlich. "Ich habe in den letzten Tagen genug erlebt und gesehen. Ich sage Dir eins: wenn wir in Deinem Dorf angekommen sind, stelle ich dieses Gewehr in irgendeine Ecke und fasse es für den gesamten Rest meines Lebens nicht mehr an, das kann ich Dir versprechen!"

Er begann damit, die auf dem Boden ausgebreiteten Sachen in zwei annähernd große Hälften aufzuteilen und eine davon in seinen Rucksack zu stopfen. Es war nicht viel übrig geblieben, gemessen an all dem Essen, das wir uns in dem Einkaufsmarkt in der Stadt aufgeladen hatten. Dennoch, es würde mehr als ausreichend sein um den Rest der Strecke ohne Eile zurückzulegen. Ich grinste verstohlen als ich das Salz für Frank in meinem Rucksack verstaute. Seine großen Augen konnte ich mir jetzt schon ausmalen.

"Wie weit wollen wir heute gehen?" fragte mich Jürgen, als er sich vom Boden nach oben stemmte.

"So weit wie es geht" sagte ich bestimmt, während ich meinen Schuh wieder zuband. "Der Knöchel wird wahrscheinlich erst heilen, wenn er durchgehend Ruhe bekommt und das wird erst in Lehenwies der Fall sein. Je schneller wir dort ankommen, desto besser."

"Drei oder vier Tage werden wir sicher noch brauchen" meinte Jürgen nachdenklich. "Vergiss nicht, die Brücke ist zerstört. Auf dem Hinweg war allein die Durchquerung der Klamm eine Tagesaktion - und da hattest Du Dir den Knöchel nicht verstaucht. Glaubst Du denn, dass Du die Kletterei überhaupt schaffst?"

Ich zuckte mir den Schultern. "Es wird wohl gehen müssen, nicht wahr? Außerdem haben wir dieses Mal auch keinen Gefangenen dabei, den wir ständig bewachen müssen. Wir könnten heute auf alle Fälle bis zum Waldende gehen und dann über die Nacht Pause machen. Morgen überqueren wir die dritten Felder und laufen durch den Wald die Straße entlang bis zur Brücke. Wenn wir dann übermorgen den Weg durch die Klamm geschafft haben und nicht zu erschöpft sind, hängen wir noch den letzten Abschnitt an und sind am Abend zu Hause."

Zu Hause! In gut drei Tagen wären wir wieder zu Hause - bei meinen Freunden. Bei Rebecca! Ich hätte Heulen können vor Glück! Doch dann stutzte ich als ich Jürgens nachdenkliches Gesicht bemerkte.

"Alles in Ordnung?" fragte ich.

"Ja, ja" nickte er, "alles in Ordnung. Trotzdem..." er zögerte und suchte nach den richtigen Worten "ich denke, wir sollten immer noch vorsichtig sein. Wir sollten wieder durch den Wald gehen... und Abstand zur Straße halten. Die Panther sind wohl abgezogen worden, aber einige Guardians könnten das Gebiet immer noch überfliegen. Selbst wenn wir ein oder zwei Tage mehr brauchen spielt das doch keine Rolle."

Sein plötzlicher Pessimismus überraschte mich ein wenig, aber so kurz vor unserem Ziel wollte ich mich nicht mehr verunsichern lassen. Als wir aufbrachen schnappte ich mir einen herumliegenden, dickeren Ast und benutzte ihn als eine Art Wanderstock, um meinen verletzten Knöchel zu entlasten. Das Gewehr schob ich nach hinten auf meinen geschulterten Rucksack - wer hätte uns hier, zwischen all den Bäumen, schon sehen oder angreifen sollen?

Jürgens Vorsicht war vermutlich seiner Ausbildung geschuldet und die Erfahrungen des letzten Jahres hatten sicher ebenfalls ihren Anteil. Ich ließ ihn wieder vorausgehen und obwohl wir abseits der Ortschaft liefen hielt er seine Waffe stets griffbereit, wenn auch nicht mit dem Zeigefinger am Abzug.

Mit meinem Wanderstab fiel mir das Gehen wesentlich leichter und wir kamen sehr gut voran. Wie auf dem Hinweg leistete uns der Kompass gute Dienste. Mir selbst kam es so vor, als wenn ich den Weg zwischen den hochstehenden Nadelbäumen aus dem Gedächtnis heraus finden könnte. Als wenn ich die Richtung allein dadurch spüren könnte, weil mich die Kraft meiner Freunde unabänderlich zu ihnen nach Süden zog. Mit jedem Schritt, den ich durch den Wald lief, wurde mein Herz leichter.

Es dämmerte bereits als wir plötzlich aus den Baumreihen heraustraten und vor dem nächsten, überwucherten Feldabschnitt standen. Der Wind lies das allmählich höher wachsende Gras in sanften Wellen wogen. Das Ende der Ortschaft östlich von uns war im rötlichen Sonnenlicht deutlich zu sehen und über die Weite der Wiesen konnte ich südlich den Rand des nächsten Waldes als schmalen, dunkelgrünen Rand erkennen.

Jürgen blickte unschlüssig in alle Himmelsrichtungen während ich die Pause nutzte um mir ein paar Rindenstückchen und kleine Nadeln aus der Handfläche zu pulen, die sich von meinem Wanderstock abgelöst hatten. Er wog mit Sicherheit ab ob es möglich wäre, die Felder in der Nacht überqueren zu können. Schließlich beschlossen wir beide, müde wie wir waren, uns in der Dunkelheit doch lieber noch etwas auszuruhen. Wir schlugen unser Lager am Waldrand auf und Jürgen lieh mir sein Messer, um die Rinde am Ast ein wenig abzuschaben und eine glatte Grifffläche herauszuarbeiten. Obwohl alles ruhig blieb bestand er darauf,

wieder abwechselnd Nachtwache zu halten, auch wenn er keinen Grund dafür nennen konnte.

"Es ist so ein Gefühl" sagte er unbestimmt, als ich ihn deswegen fragte. "Vielleicht habe ich einfach Angst, dass wir auf den letzten Kilometern zu leichtsinnig werden. Tu mir halt einfach den Gefallen."

Er hatte so viel für mich getan und mir auf dieser Fahrt so viel geholfen, dass ich ihm die Bitte schlecht abschlagen konnte. Ich übernahm deshalb freiwillig für ihn die erste Schicht und blieb auf meiner Decke sitzen, den Blick nach Süden auf unsere nächste Etappe gerichtet. Der Himmel blieb klar und der Mond lies den Tau auf dem Gras der Wiesen glitzern. Alles blieb ruhig, nichts war zu hören außer dem Zirpen der Insekten und dem gelegentlichen Ruf einer Eule. Schließlich übergab ich meine Wache an ihn, als der Mond seinen höchsten Punkt erreicht hatte.

Der Morgen brach klar und strahlend an, als er mich wieder weckte. Die Luft war von einer Frische erfüllt, wie ich sie so schon lange nicht mehr wahrgenommen hatte. Vermutlich hatte mir dazu die Ruhe gefehlt als wir noch auf der Flucht waren. Jetzt befanden wir uns auf dem Weg nach Hause und ich fand wieder die Muse mich über die Vögel zu freuen, die nur wenige Meter von uns entfernt im trockenen Boden des Waldrandes ein Sandbad nahmen. Selbst mein verletzter Fuß schien sich wie durch ein Wunder in der Nacht mehr und mehr erholt zu haben. Ich konnte es gar nicht erwarten, bis es endlich wieder Zeit zum Aufbruch war.

Im strahlenden Sonnenschein überquerten wir die Felder. Ich erinnerte mich an die mühsame Wegsuche, die wir vor Wochen noch zu Dritt in der Dunkelheit der Nacht hinter uns gebracht hatten und wie Feldmann in einen kleinen Bach gestolpert war. Jetzt glich unsere Reise einem Spaziergang, die Unebenheiten des Bodens stellten kein Hindernis mehr für uns dar. Im Westen konnte ich mehrere kleine Gehölze erkennen, die vermutlich den Rand der sich dort befindlichen Kiesgrube markierten.

Jürgen behagte die Überquerung bei Tag hingegen überhaupt nicht. Nervös sah er sich immerzu um und hielt sich, vermutlich unwillkürlich, ständig leicht geduckt. Mir selbst warf er immer mal wieder einen leicht vorwurfsvollen Blick zu, wie ich fast aufrecht hinter ihm durch das Gras lief. Die Strecke über die Ebene war nicht weit, aber mit meiner Stütze und unserem sich windenden, Vertiefungen und Büschen umlaufenden Kurs brauchten wir für die Überquerung der Felder vielleicht fast ebenso lang, wie es bei unserem nächtlichen Hinweg der Fall gewesen war.

Es mussten einige Stunden vergangen sein und die Sonne hatte den Mittag wieder hinter sich gelassen als wir den Rand des nächsten Wäldchens erreichten. Auf Jürgens Drängen hin hatten wir einen zusätzlichen Umweg eingeschlagen, um noch etwas mehr Abstand zu der nach Süden führenden Straße zu halten. Doch auch mit größter Anstrengung konnte ich nichts entdecken, was auf patrouillierende Roboter hindeuten könnte - keine verräterische Lichtreflexionen, keine schwebenden Punkte in der Luft.

Wir rasteten für eine Weile im Schutz der Bäume und ich überprüfte erneut meinen rechten Knöchel. Das Gelenk fühlte sich zwar warm an, aber es schmerzte nur, wenn ich es mit den Fingern drückte oder mein Körpergewicht auf den ganzen Fuß verlagerte. Wir beschlossen deshalb, unseren Weg fortzusetzen.

Im Wald wirkte Jürgen wieder deutlich entspannter, auch wenn er nach wie vor aufmerksam nach möglichen Geräuschen lauschte. Die dichter zusammenstehenden Bäume dämpften das von oben einfallende Licht, wir konnten uns jedoch trotzdem einen gut zu beschreitenden Pfad zwischen den Stämmen hindurch suchen.

Als wir zu dem ersten querenden Waldweg kamen wagte sich Jürgen bis zu der Landstraße vor, um nach möglichen Patrouillen zu spähen. Ich blieb währenddessen zurück und wartete auf ihn. Die Zeit zog sich hin und mir wurde es langweilig. Schließlich legte ich die paar Meter zur anderen Seite des Weges zurück und setzte mich dort auf einen der moosüberwucherten Baumstümpfe. Jürgen war ziemlich ungehalten als er zurückkehrte und mich dort auf ihn wartend vorfand.

"Du hast wirklich nicht warten können, oder?" fauchte er mich an. "Es gibt keinen Grund, so sorglos zu sein!"

"Warum bist Du seit gestern so verdammt nervös?" erwiderte ich etwas hitzig. "Was macht Dir so Angst? Hast Du hier vielleicht irgendwo auch nur einen Guardian gesehen?"

"Wenn wir sie sehen können ist es schon zu spät!" gab Jürgen mit leicht erhobener Stimme zurück. "Die Bäume geben uns hier Deckung aber Du weißt, wie verdammt leise die Maschinen im Schwebeflug sind!"

Er zog mich auf die Füße und schob mich vor sich her, ein paar Schritte weiter von dem Waldweg fort. Dort blieb er stehen und blickte mich ein wenig unschlüssig an.

"Ich habe nichts gesehen" sagte er schließlich wieder mit einer etwas ruhigeren Stimme. "Vorhin auf der Straße war ich mir nicht sicher, ob ich etwas gehört hatte, aber es könnte auch nur der Wind in den Bäumen gewesen sein."

Plötzlich blickte er mir direkt und eindringlich in die Augen, schob sein Gesicht nur eine Handbreit vor meine eigene Nase.

"Hör zu, Matthias" begann er leise, "ich wollte nicht, dass Du Dein Leben riskierst und mich und Feldmann zur Stadt begleitest. Ich hätte es ohne Dich nicht geschafft, ganz egal wie sinnlos unser Weg war. Aber was ich jetzt auf den letzten Metern nicht will ist, dass Dir irgend etwas passiert, verstehst Du? Ich bringe Dich wieder heil zu Deinen Freunden zurück, ganz gleich was kommen mag! Und... bitte... mach mir das nicht so schwer."

Ich blickte in seine leicht flackernden Augen und sah, wie sich seine Nasenflügel bei seinen etwas hektischen Atemzügen weiteten. Ganz offensichtlich machte er sich Sorgen um mich.

"In Ordnung" sagte ich zerknirscht und nickte. "Es tut mir leid."

Er gab mir einen leichten Klaps auf die linke Schulter, dann griff er sich wieder sein Schnellfeuergewehr und ging zwischen den Baumstämmen tiefer in den Wald hinein. Den Rest des Tages liefen wir schweigend hintereinander weiter nach Süden und blieben nur stehen, um mit dem Kompass kurz unsere Richtung zu überprüfen.

Zwischen den dichter stehenden Bäumen war es stiller und nur hin und wieder konnte man das Zwitschern eines Vogels hören. Mechanisch setzte ich einen Fuß vor den anderen und hing meinen Gedanken nach. Jürgens Sorgen konnte ich schon verstehen - er war von Frank und den anderen mehr als nur kritisch beäugt worden, nachdem erst Wernherr und später auch Feldmann unsere Gemeinschaft durch ihr Verhalten bedroht hatten. Wahrscheinlich fürchtete er vor allem Franks Reaktion, wenn mir auf dieser Fahrt etwas schlimmes zustoßen würde.

Im Gegensatz zu mir hatte Jürgen keinen Zufluchtsort, zu dem er nun zurückkehrte. Abgesehen von mir hatte er in unserer Gemeinschaft in Lehenwies keine Freunde. Sein Stützpunkt war vernichtet, seine Einheit vermutlich vollständig ausgeradiert. Es würde für ihn sicherlich schwer werden, sich bei uns einzuleben und sich ein neues Leben aufzubauen. Er setzte seine Hoffnung darauf anerkannt zu werden, wenn er mich unverehrt zurückgebracht hatte.

Ich beobachtete ihn von hinten, wie er unablässig ausschritt und dabei Wachsamkeit und Vorsicht auszustrahlen schien. Wie oft hatte er mir in den vergangenen Tagen aus der Klemme geholfen. Welche Strapazen hatte er auf sich genommen, ohne sich ein einziges Mal zu beklagen. Seit wir an dem zerstörten Depot angekommen waren hatte er sich nur noch darauf konzentriert, wie uns der Rückmarsch gelingen könnte. Ich war mir sicher, er hatte nur halb so viel geschlafen wie ich in dieser Zeit

und dabei auch noch mindestens das Doppelte an Problemen mit sich herumgeschleppt. Es tat mir leid, dass ich ihn vorhin so angefahren hatte. Er hatte es lediglich für mich gut machen wollen.

Plötzlich verlangsamte Jürgen das Tempo und blieb stehen. Ich schloss zu ihm auf und bemerkte, dass wir das Ende des Waldes erreicht hatten. Unter den dicht stehenden Bäumen war nicht zu erkennen gewesen, wie weit wir schon gekommen waren. Nun blickten wir nach Süden über die im rötlichen Dämmerlicht des hereinbrechenden Abends erhellte Klamm. Links von uns, weniger als hundert Meter entfernt, sah ich die teilweise eingestürzte Talbrücke durch die Büsche schimmern,

Jürgen warf mir einen müden, aber gutmütigen Blick zu.

"Morgen ist es soweit" sagte er leise und knuffte mich mit dem Ellbogen in die Seite. "Wenn wir erst mal auf der anderen Seite sind, dauert es nur noch ein paar Stunden. Dann bist Du wieder zu Hause."

Ich nickte nur stumm als Antwort, meinen Blick auf die in helles Rot getauchte Böschung auf der anderen Seite gerichtet. Die Kühle des aufziehenden Windes auf meiner Wange verriet mir, dass dort ein Träne herabrann und in meinem verfilzten Barthaar hängen blieb.

Zu Hause.

Kapitel 46

Wir waren beide müde und so blieben wir einfach dort, wo wir gerade waren. Am Waldrand schlugen wir unser Lager auf und trampelten das Geäst zusammen, um auf dem Boden unsere Decken ausbreiten zu können. Bald schon aber wickelten wir uns zitternd darin ein, denn über dem Tal blies der Wind eiskalt wie durch eine Schneise.

Nachts schreckte ich kurz aus dem Schlummer auf als von Ferne ein dumpfes Donnern erklang. Es waren aber keine Geschütze, sondern nur das Grollen eines irgendwo heraufziehenden Gewitters. Die Luft trug die Feuchte des Regens zu uns heran. Der Himmel hatte sich dicht bewölkt, so dass weder die Sterne noch der Mond zu erkennen waren. Hin und wieder glaubte ich, bereits einen Regentropfen spüren zu können, aber das einzige Wasserrauschen drang vom Fluss tief unten aus der Klamm zu uns herauf.

Der Morgen empfing uns mit grauem Zwielficht. Die Wolken hatten sich zusammengedrängt und der scharfe Wind zog sie in einzelnen Fetzen mit großer Geschwindigkeit über den Himmel. Das Unwetter, das wir in der Nacht gehört hatten, schien mittlerweile näher an uns herangezogen zu sein. Jürgen warf einen verdrießlichen Blick nach oben.

"Wir sollten uns heute beeilen" meinte er, während er bereits dabei war seine Decke zusammenzufalten und sie in seinen Rucksack zu stopfen. "Mit ein bisschen Glück wird es die nächsten Stunden noch nicht regnen und das sollten wir ausnutzen, um die Klamm zu durchqueren. Wenn erst die Böschung naß und durchweicht ist wird es für uns sehr schwierig werden, noch einen sicheren Halt zu finden." Er zögerte kurz. "Wie geht es Deinem Fuß?"

Ich tastete meinen Knöchel ab. Er war warm, aber nicht heiß. Trotz der Wanderung der letzten beiden Tage konnte ich die Haut sogar leicht eindrücken, ehe sich ein Schmerzgefühl bemerkbar machte. Das Laufen mit dem improvisierten Wanderstab hatte offenbar geholfen.

"Besser als vor ein paar Tagen" antwortete ich schließlich. "Ich glaube, er heilt so langsam ab."

Jürgen fuhr sich nachdenklich mit der Hand über das Gesicht.

"Deinen Ast wirst Du heute allerdings nicht benutzen können" gab er zu bedenken. "Du wirst Hände und Füße zum Klettern brauchen. Vermutlich schreist Du wieder vor Schmerz, wenn wir unten angekommen sind."

Ich verzog das Gesicht, schüttelte aber nachdrücklich den Kopf.

"Das Risiko gehe ich ein" erwiderte ich. "Ich will das endlich hinter mich bringen. Außerdem - sollen wir etwa hier kampieren und warten, bis der Regen vorbei und die Steine wieder abgetrocknet sind?"

Jürgen nickte zögerlich.

"Ja, Du hast Recht" stimmte er zu. Dann wandte er den Blick wieder zum Himmel. "Aber wir sollten nun so schnell wie möglich aufbrechen."

Ich zurrte das Band meines Rucksacks zusammen und stand auf.

"Gib mir noch ein paar Minuten" meinte ich und deutete mit der Hand auf ein paar Büsche in der Nähe. "Ich muss noch kurz was erledigen."

Wir wussten nicht mehr, an welcher Stelle wir auf dem Hinweg aus der Klamm heraufgestiegen waren, aber das spielte auch keine Rolle. Beim Abstieg kam es darauf an, einen sicheren Stand zu finden ohne Gefahr zu laufen, dass sich plötzlich ein Stein unter dem Fuß löste und man nach unten ins Flussbett stürzte. Trotzdem - die Böschung war mir beim letzten Aufstieg nicht annähernd so steil vorgekommen.

Ich blickte nach unten, als wir mit dem Abstieg begannen und schätzte die Tiefe der Klamm auf mindestens zwanzig Meter. Die Regenfälle gestern flussaufwärts hatten den Wasserpegel ansteigen lassen, was die Durchquerung für uns sicher nicht leichter machen würde. Ich konnte mich noch gut daran erinnern wie Frank, Steffen und ich beim Versuch, das von der Flut beschädigte Wasserrad zu reparieren, einfach so weggespült worden waren und beschloss, dieses Mal sehr vorsichtig zu sein. Einmal ausgerutscht würde die Strömung uns womöglich über eine weite Strecke mitreißen.

Dieses Problem stellte ich jedoch erst einmal wieder zurück, denn mit meinem lädierten Knöchel erwies es sich schwieriger als gedacht, die steile Böschung hinunterzusteigen. Es gab jetzt keine Möglichkeit mehr, mein Gewicht nur auf die Zehen zu verlagern und den Fuß dadurch ein wenig zu entlasten. Wenn ich auf der linken Seite einen halbwegs festen Stand gefunden hatte suchte ich für meine beiden Hände nach Stellen, an denen ich mich festklammern konnte. Erst dann wagte ich mit dem rechten Bein nach einem Halt zu tasten. Kaum war ein Meter geschafft, begann das Spiel wieder von vorne. Es war eine mühevoll und überaus zeitraubende Angelegenheit. Jürgen war vor mir eingestiegen, um mich im Fall des Falles abfangen zu können. Nun musste er immer wieder Pausen einlegen und auf mich warten. Wegen dem wolkenbedeckten Himmel konnten wir die Zeit des Abstiegs nicht durch den Stand der Sonne abschätzen, doch es dauerte mit Sicherheit länger als noch vor zwei Wochen mit dem gefangenen Leutnant.

Ich war schweißgebadet, als wir schließlich am Grund der Klamm ankamen. Der Flusspegel hatte sich durch die Niederschläge sicherlich fast verdoppelt und das Wasser rauschte kraftvoll über Steine und Geröll hinweg. Von den Baumstämmen, die wir auf unserem Hinweg noch zur Überquerung verwendet hatten, war weit und breit nichts mehr zu sehen. Vermutlich waren sie vom Strom mitgerissen worden. Zusätzlich blies ein scharfer Wind durch die Klamm, es war hier unten geradezu eisig kalt. Dennoch lies ich mich nach dem Abstieg zunächst erschöpft auf einen größeren Felsbrocken sinken und massierte schmerzverzerrten Blickes meinen Fuß. Jürgen warf mir einen sorgenvollen Blick zu.

"Wir müssen weiter, Matthias" mahnte er mich. "Es wird bald anfangen zu regnen, dann sitzen wir hier unten fest. Und wenn der Fluss stärker anschwillt finden wir unter Umständen keinen Platz, an dem wir uns in Sicherheit bringen können."

"Ich weiß" zischte ich und betastete meinen wieder angeschwollenen Knöchel. Dann biss ich die Zähne zusammen und wuchtete mich wieder auf die Beine. "Wenigstens wird das Wasser ein wenig kühlen, wenn wir durch den Fluss waten."

Jürgen reichte mir seine Hand. "Halt Dich fest" sagte er. "Wenn einer von uns beiden ausrutscht, muss der andere ihn sofort auffangen."

Ich nickte und trat neben ihn an den Rand des Flusslaufs. Der kiesige Boden war in der klaren Strömung gut zu erkennen und wir suchten Schritt für Schritt nach der jeweils flachsten Stelle. Im Vergleich zu dem kalten Wind fühlte sich das Wasser in meinen Schuhen fast warm an und ich spürte die Kraft des Flusses an den Beinen zerren und schieben. Wir drehten uns zur Seite und wateten, den Blick flussaufwärts gerichtet, vorsichtig nach links zur anderen Seite der Klamm, der Strömung auf diese Weise die schmale Flanke zuwendend und dem Wasserdruck möglichst wenig Angriffsfläche bietend. In der Mitte stießen wir plötzlich auf mehrere tiefe Stellen, die wir nicht umgehen konnten. Es blieb keine andere Wahl als noch tiefer in das kalte Wasser zu steigen. Es war ein äußerst unangenehmes Gefühl, die klamme Feuchte zu spüren, als sie sich im Stoff meiner Hosenbeine nach oben zog. Als wir schließlich den Fluss auf der südlichen Seite wieder verließen, schlotterten wir beide mit unseren nassen Klamotten im kalten Wind. Immerhin fühlte sich mein Knöchel nun ein wenig betäubt an. Noch während ich versuchte, mir das Flusswasser aus der Hose zu streifen, zupfte Jürgen mich schon wieder am Ärmel.

"Später" sagte er. "Wir müssen nach oben. Ich glaube, ich habe bereits die ersten Regentropfen gespürt."

"Oder Spritzer von den Felsen" antwortete ich halbherzig, bemüht noch ein paar Sekunden herauszuschinden, aber Jürgen hatte sich schon wieder umgedreht und begann, die vor uns aufragende Böschung nach einem geeigneten Klettersteig abzusuchen.

"Wir könnten es hier versuchen" meinte er und lenkte meinen Blick auf die teilweise zugewucherte Steinwand. "Du gehst voran, ich sichere Dich von hinten ab. Versuch nicht zu dicht an die Brücke heranzukommen, in Ordnung?"

Ich schnaufte kurz durch und nickte, ehe ich meine Hände an ein paar hervorstehende Steinbrocken setzte. Auch ich spürte einen Spritzer auf meiner Stirn. Jürgen hatte Recht gehabt, es fing anscheinend bereits an zu tröpfeln.

Stück für Stück schoben wir uns die Böschung nach oben. Jedes mal, wenn ich mit dem rechten Fuß an einen Vorsprung stieß oder zum Umsetzen des anderen Beins mein Gewicht verlagern musste, hätte ich am liebsten geschrien. Nach einer Weile konnte ich nicht anders, ich musste alle paar Meter eine kurze Pause einlegen - nicht nur wegen des pochenden Knöchels sondern auch, weil meine beiden Oberarme sich mit einem scharfen Stechen über die ungewohnte Belastung beklagten. Ich merkte wie Jürgen hinter mir hin und wieder ungeduldig auf der Stelle trat, aber er sagte kein Wort.

Das Buschwerk zog sich unregelmäßig verteilt über den Hang. So sehr ich mir auch Mühe gab, wir schoben uns im oberen Teil der Böschung unvermeidlich immer näher an das südliche Brückenende heran, da der Boden dort beim Bau künstlich befestigt worden war und sich somit freie Stellen zum Klettern auftaten. Ich warf hin und wieder einen Blick auf die an der herausgerissenen Bewehrung im Wind hin und her schaukelnden, zum Teil beängstigend groß wirkenden Betonbrocken. Dort, wo die Fahrbahn durch den Artilleriebeschuss durchtrennt worden war, waren Teile des Betons unterhalb der Asphaltsschicht weggebrochen. Der Rest der Straße streckte sich nun nun wie eine dünne, schwarze Zunge nach vorne ins Nichts.

Die Wolken über uns wurden immer dunkler, aber noch hatte kein Regen eingesetzt. Ich spürte dennoch, wie die Luft um uns herum immer feuchter zu werden schien. Wie ein Nebel stieg ein dunstiger Schleier hinter uns aus der Klamm auf und waberte im Wind über dem Tal. Wie spät mochte es sein? Ich konnte es nicht einschätzen. Es musste jedoch bereits spät am Nachmittag sein, als endlich der Rand der Böschung in Reichweite kam.

Die Erschöpfung wich in dem Moment aus meinem Körper, als ich mich mit dem Bauch über die letzten Steine auf den grasbewachsenen Boden schob. Erleichtert drückte ich mein Gesicht in das nasse Moos. Dann drehte ich mich herum um Jürgen, der sich direkt hinter mir nach oben stemmte, die Hand zu reichen und ihn zu mir nach oben zu ziehen. Wir blieben nebeneinander, schwer atmend, auf dem Rücken liegen und starrten nach oben in den dunkelgrauen Himmel. Wieder spürte ich einen Tropfen, aber es kümmerte mich nicht - ganz egal was das Wetter nun für uns bereithalten würde, wir hatten die letzte Hürde genommen. Das Klammtal war überwunden und nun trennten uns nicht mehr als ein paar Stunden Wanderung von unserem Ziel.

"Schwein gehabt" hörte ich Jürgen neben mir keuchen. "Was haben wir für ein Schwein mit dem Wetter gehabt!"

Ich atmete ein paar Mal tief ein und aus ehe ich mich auf den Ellbogen aufrichtete und zu ihm hinüber sah.

"Ich bin fertig für heute" gestand ich ihm ein. "Mein Fuß bringt mich um und mir fallen die Arme ab. Hast Du etwas dagegen wenn wir uns den Rest für morgen aufheben?"

Er blieb auf dem Rücken liegen, sein Gesicht zeigte ein Lächeln tiefer Zufriedenheit. "Nicht das geringste" sagte er selig. "Verkriechen wir uns am besten unter die Bäume und hauen uns hin - der Regen kann uns im Wald egal sein."

"Na, dann komm" grinste ich und streckte ihm wieder die rechte Hand entgegen. "Bevor wir am Ende des Tages noch naß werden."

Gemeinsam zogen wir uns gegenseitig auf die Beine. Jürgen hakte sich rechts von mir ein, um mich mit meinem verstauchten Fuß ein wenig zu unterstützen. Langsam humpelten wir die fünf oder sechs Meter bis zum Rand des Gehölzes hinüber. Dort angekommen drehte ich mich noch einmal um und lies den Blick zur anderen Seite der Klamm schweifen. Der aufsteigende Nebel schien sich an den Bäumen auf beiden Seiten der Straße festzuklammern und nur dort, wo die Landstraße den Wald durchschnitt, blieb ein schmaler Streifen frei.

Ein dunkelgrauer Schemen erhob sich ungefähr in Fahrbahnmitte. Für einen Moment blitzte etwas in hellem Orange auf. Ein Mal, zwei Mal... und noch einmal...

Ein dünnes Pfeifen durchschnitt die Luft.

Jürgen schrie mit einem Mal neben mir auf, ging in die Knie und riss mich dadurch zu Boden. Für einen kurzen Moment dachte ich, dass er vielleicht über irgend etwas gestolpert wäre, aber er schrie weiter, wälzte sich wild herum... Dann hörte ich ein seltsam tackerndes Geräusch

durch seine Schmerzenslaute hindurch und sah wie betäubt über uns dünne Holzsplitter des aufragenden Baumes explosionsartig von der Rinde abspringen, nur wenige Handbreit über unseren Köpfen... Erst Sekunden später begriff ich, dass es sich um Geschosse handeln musste, welche sich über uns in den Stamm bohrten.

Fassungslos sah ich zu, wie sich der Stoff der Militärjacke an Jürgens Schulter verfärbte und blutrote Flüssigkeit zwischen seinen verkrampften Fingern der auf den Oberarm gepressten Hand sickerte. Er warf sich auf die linke Seite und noch viel mehr Blut floss in Strömen rechts an seinem Kopf herunter... einzelne Fäden zogen sich von dort herab, Haut- und Fleischfetzen... und sein Haar klebte verfilzt über einer Wunde, aus der im Rhythmus seines Pulsschlags Blutspritzer zur Seite wegflogen...

Es begann sich alles zu drehen, wie damals im Einkaufszentrum beim Anblick der vielen Leichen vor der Rolltreppe. Ich wollte schreien, aber ich brachte keinen Ton hervor. Die Welt um mich herum schien plötzlich in lautlose Stille zu versinken, in der selbst das Staccato der Schüsse und die Schmerzenslaute von Jürgen völlig verhallte. Wie ich es schon beim Anblick des toten Wernherr erlebt hatte dehnte und raffte sich die Zeit gleichzeitig, schien mich aus mir selbst herauszusaugen und mich selbst von außen betrachten zu lassen... Dann aber kehrte die Realität urplötzlich zurück, als würde ich wieder zurück in meinen eigenen Körper hineinfallen. Und die Welt um mich herum kam zurück und mit ihr mein angeschossener Freund, sich auf dem Boden windend, vor Schmerz wimmernd, die Hand abwechselnd an den Oberarm und an den Kopf halten...

Ich würgte einen aufsteigenden Brechreiz die Kehle hinunter aber die Tränen, die aus meinen Augen schossen, konnte ich nicht unterdrücken. Mit beiden Händen griff ich Jürgens linken Arm, riss mich selbst auf die Füße und begann zu laufen. Ich kümmerte mich nicht um den Schmerz in meinem Fuß, ich ignorierte sein Brüllen als ich ihn hinter mir über die Wurzeln, Äste und Steine auf dem Boden herzog. Ich konnte nur an eines denken: wir mussten weg vom Waldrand, egal wie. Wir mussten so schnell wie nur möglich irgendwo in Sicherheit.

Ich lief wie durch zähen Sirup. Die links und rechts von mir in die Baumstämme einschlagenden Projektile nahm ich wie im Trance war. Dann brach ich zusammen, zu erschöpft um noch einen Schritt weiterzugehen. Als ich wieder den Kopf hob um zurückzublicken stellte ich überrascht fest, dass ich gerade einmal zehn Meter zurückgelegt hatte. Neben mir stöhnte und wimmerte Jürgen vor Schmerz. Das Blut strömte immer weiter aus seinen Wunden.

Hektisch, fast panisch zog ich ihm den Rucksack vom Rücken herunter und begann alle hinein gepackten Sachen herauszureißen. Die Flaschen und Nahrungspäckchen warf ich wild in alle Richtungen auf den Boden. Fast ganz unten fand ich schließlich den Rest des Verbandszeugs, das mir Steffen bei unserem Aufbruch zugesteckt hatte.

Der Reißverschluss des Beutels klemmte, in einem Wutanfall riss ich ihn laut schreiend einfach seitlich ab. Zwei oder drei Rollen Mullstreifen, ein paar Kompressen, Pflaster, eine Schere - viel war es nicht. Und ich hatte keine Ahnung was ich damit überhaupt machen könnte!

Ich kniff die Augen zusammen und atmete ein paar mal tief durch ehe ich sie ruckartig wieder aufriss und mich zwang, die Wunde an Jürgens Kopf genauer zu untersuchen. Das Blut zeigte erste Verkrustungen was mich hoffen lies, dass keine Hauptader verletzt worden war, aber in dem blutroten Geschmiere konnte ich nichts genaues erkennen. Hektisch blickte ich mich um bis mir endlich etwas einfiel.

"Jürgen!" rief ich, vermutlich viel lauter als es nötig war. "Jürgen, hör zu, ich muss Dich verbinden. Du bist verletzt..." Ein saublöder Kommentar, fiel mir ein - als wenn er dass nicht selbst am besten wüsste!

"Hier, beiß da drauf" fuhr ich fort und schob ihm einen herumliegenden Zweig zwischen die Zähne. Dann schluckte ich. "Es wird jetzt vermutlich weh tun!"

Ich wusste nicht ob er alles, was ich ihm gesagt hatte, auch wirklich verstanden hatte, aber immerhin grub er seine Zähne fest in den kleinen Ast. Die Lippen zusammengedrückt schraubte ich den Verschluss der Schnapsflasche auf, die er sich damals in der Stadt mitgenommen hatte, und leerte einen guten Schwung quer über der Wunde aus. Es musste höllisch schmerzen - Jürgens Brüllen hallte in meinen Ohren wieder. Ein weiteres Mal goss ich aus der Flasche über die Kopfseite, dann hatte ich das meiste Blut abgespült. Mir wurde wieder sterbenselend als ich hinsah. Wo zuvor Jürgens Ohr gewesen war erstreckte sich nun ein blutiges Loch. Offenbar hatte ihm ein Geschoss die komplette rechte Ohrmuschel zerfetzt.

Ich zwang die aufsteigende Übelkeit herunter, riss die Verpackung einer Komresse auf und drückte sie fest auf die Reste von Jürgens Ohr. Er zuckte und schrie zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen, aber ich kümmerte mich nicht darum. Fahrig wickelte ich eine Rolle Mullstreifen auf und versuchte sie schräg um seinen Kopf zu wickeln. Mehrmals glitt der Streifen nach hinten und ich musste fluchend von vorne beginnen. Erst nachdem ich eine weitere Rolle zur Sicherheit darüber gewickelt hatte hielt ich kurz inne, um durchzuatmen. Jürgen

hatte seine Augen geschlossen und atmete flach. An einer Stelle zeigte die Kompresse an seinem Kopf kleine rote Punkte, aber ich wollte sie nicht wieder aufwickeln. Ich drehte ihn vorsichtig weiter herum und schob behutsam seine rot gefärbte, klebrige Hand von seinem Oberarm herunter. Der Stoff seiner Jacke war blutdurchtränkt und an zwei Stellen aufgerissen, einmal im Bereich des Schultergelenks sowie ein paar Zentimeter weiter unten, beide so groß wie ein Daumennagel.

Ich warf einen kurzen Blick auf Jürgens schmerzverzerrtes Gesicht - es wäre jetzt sicher keine gute Idee zu versuchen, ihm jetzt die Jacke auszuziehen. Statt dessen griff ich mir die Schere und fing an, die Jacke um den Blutfleck aufzuschneiden. Jürgen stöhnte, als ich versehentlich den Arm berührte. Unter der Jacke durchtrennte ich noch den Ärmel des olivgrünen Shirts.

"Zähne zusammenbeißen!" sagte ich und goss einen weiteren großen Schwung aus der Schnapsflasche über die Haut. Er warf den Kopf vor Schmerz zurück, dann öffnete er die Augen, riss mir die Flasche aus der Hand und ließ mehrere Schlucke der klaren Flüssigkeit in seinen Mund laufen.

Mit sanfter Gewalt nahm ich ihm den Alkohol wieder ab. "Wir brauchen den Rest noch!"

Jürgen schnaubte und kniff die Augen wieder zusammen. Ich zwängte den angekauten Ast wieder in seinen Kiefer hinein.

Sein Arm wies zwei Einschusslöcher auf. Die ausgefransten Ränder der Wunden glitzerten rötlich, wo der Schnaps die sich gebildeten Verkrustungen abgelöst hatte. Ich beugte mich vor und musterte die Vorderseite, wo ebenfalls Blut aus der Stellen floss, an denen eines der Geschosse wieder aus dem Körper ausgetreten war. Hier war die Haut und das Fleisch oberflächlich auf einer fast handtellergroßen Fläche herausgerissen worden.

"Wie sieht es aus?" hörte ich ihn leise stöhnen.

"Dein rechtes Ohr ist weg" versuchte ich ihm stockend zu erklären und dabei die Erinnerung an das rote Loch an seinem Kopf zu verdrängen. "Und Du bist zweimal getroffen. Und einer davon ist durchgegangen..." Wieder musste ich heftig schlucken als es mir sauer aufstieß. Zu meiner Verblüffung stellte ich fest, dass ich Jürgen leise lachen hörte. Ob der Alkohol bei ihm schon Wirkung zeigte?

Ich riss die letzten Kompressen aus ihren Verpackungen und drückte sie vorsichtig gegen die blutenden Stellen. Sie deckten kaum die Wunden ab und ich hatte keine Ahnung, mit was ich sie befestigen sollte. Ich versuchte zunächst erfolglos, sie mit mehreren Heftpflastern

anzukleben. Schließlich wickelte ich zwei weitere Mullstreifen von ihren Rollen, schob sie vorsichtig unter Jürgens Achsel hindurch und fädelt sie durch die Schulterklappe seiner Jacke. Er zuckte, als ich den notdürftigen Verband strammzog und die Streifen zusammen knotete.

"Was sollen wir jetzt machen?" stieß ich hervor.

"Ich sammele wieder mal die Treffer" grinste Jürgen vor sich hin. "Die Strecke hier ist der reinste Schießstand, nicht wahr?" Er spuckte den Ast aus. "Hast Du gesehen was mich erwischt hat?"

"Keine Ahnung. Vielleicht ein Panther" gab ich zur Antwort. "Drüben, auf der anderen Seite der Brücke. Ich habe nur einen Schemen gesehen und dann ging es schon los..." Die Erinnerung lies mich innehalten und lauschen. Von den Schüssen war nichts mehr zu hören.

"Er hat uns wohl vor dem Waldrand geortet" nusichelte Jürgen. "Tja, doch noch Pech gehabt."

"Was machen wir jetzt?" wiederholte ich meine Frage. Angst kroch in mir hoch, dass Jürgen vielleicht doch schwerer verletzt sein könnte als es den Anschein hatte.

Er musste die Panik in meiner Stimme gehört haben. "Beruhig' Dich wieder" murmelte er. "Ich bin doch noch nicht erledigt! Wir müssen nur von hier weg, ohne dass er uns entdeckt... glaube aber nicht, dass ich jetzt schon los kann..."

"Aber können wir denn solange hierbleiben?" fragte ich und bemerkte ein leises Zittern in meiner Stimme. "Ich meine, er steht zwar drüben auf der anderen Seite, aber wird er vielleicht Verstärkung holen?"

Jürgen blieb stumm liegen. Fast dachte ich dass er eingeschlafen war.

"Ich weiß es nicht" sagte er schließlich. "Hier mit den ganzen Bäumen um uns herum kann er vielleicht keine Funkverbindung aufbauen..." Er zog die Lider hoch und sah aus den Augenwinkeln zu mir empor. "Wir müssten herauskriegen, was er macht..." schob er langsam nach.

In mir schüttelte sich alles. Fast befürchtete ich dass die Nerven mit mir durchgehen könnten. Ich biss mir auf die Unterlippe und krallte die Nägel in meine Handflächen bis mich der Schmerz innehalten ließ.

"Ich schau mal nach" sagte ich.

Jürgen sah mich lange mit bitterem Gesichtsausdruck an.

"So sollte es nicht sein" sagte er. "Es tut mir leid."

Ich merkte wie sich mein Gesicht zu einer Grimasse verzerrte.

"Bin gleich wieder da" würgte ich heraus. "Lauf nicht weg."

Er schloss wieder verkniffen seine Augen.

"Da brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen" flüsterte er.

Ich merkte wie stark ich zitterte, als ich nach dem Sturmgewehr griff. Noch nie in meinem Leben hatte ich so eine Angst verspürt. Selbst als ich mich im Landwirtschaftszentrum dafür gemeldet hatte, den "Panther" mit der Zugmaschine zu überrollen - und damals hatte ich mir fast in die Hose gemacht!

Jetzt stand der Feind zwar auf der anderen Seite der Schlucht, aber er war gewarnt und lauerte vermutlich nur darauf, dass sich eines der beiden erfassten Ziele nochmals zeigen würde. Wie hatte er uns auf diese Entfernung nur bemerkt? Er konnte uns wohl nur über Infrarot geortet haben - wir beide waren aufrecht gestanden, die Signatur war für ihn dann vermutlich eindeutig als Mensch zu identifizieren gewesen.

Ich warf nochmals einen Blick auf den am Boden liegenden Jürgen. Ich hatte keine weiteren Verwundungen entdecken können, aber was er brauchte war dringend richtige Hilfe. Steffen war der einzige, der die in seinem Körper steckende Kugel vielleicht irgendwie würde entfernen können. Wir mussten unbedingt nach Lehenwies. Hoffentlich war Jürgen in der Lage den Rest der Strecke zu laufen. Der Verband an seinem Kopf schien sich weiter rötlich verfärbt zu haben. Wie viel Blut würde er über die Wunde verlieren, ehe es schließlich stoppen würde?

Zwischen den Bäumen schien sich alles abzudunkeln, der Einbruch der Nacht musste unmittelbar bevorstehen. Einen Moment lang spielte ich mit dem Gedanken daran, den Schutz der Dunkelheit zu nutzen um uns unbemerkt davonzuschleichen, doch gleich darauf fielen mir wieder die Ortungsmöglichkeiten ein, über die Kampfroboter verfügten. Von der anderen Seite der Schlucht aus hatte uns dieser "Panther" - ich war mir nun fast sicher, dass es einer gewesen war - lokalisiert und trotz der großen Entfernung zielsicher beschossen. Das er den Beschuss im Moment eingestellt hatte lag vielleicht nur daran, dass wir hier auf dem Boden kauerten. Selbst bis hierhin, zwischen den Bäumen hindurch, hatte er seine Kugeln auf uns abgefeuert. Sich innerhalb des Gehölzes nach Süden durchzuschlagen war somit auch keine Garantie dafür, dass er uns nicht nach wenigen Schritten erwischen könnte.

Und wenn er nun auf seinen Wachposten zurückgekehrt war weil er glaubte, uns erledigt zu haben? Ich schüttelte meinen Kopf über diese naive Vorstellung. Diese Maschine folgte ihrem Programm, sie "glaubte" nicht an etwas. Entweder war ein Ziel vernichtet oder nicht. Bis dies bestätigt worden war, würde dieser "Panther" in Schussweite auf uns warten. Jürgen hatte Recht - ehe wir auch nur darüber nachdenken konnten, wie wir von hier wegkommen könnten, mussten wir in Erfahrung bringen was unser Gegner tat und wie er reagieren würde.

Ich presste die Augen zusammen bis mir die Tränen kamen. Dann glitt ich vorsichtig aus den Gurten meines Rucksacks heraus und drehte mich langsam, noch immer am Boden liegend, auf den Bauch. Vorsichtig tastete ich am Schaft des Gewehrs entlang und entsicherte die Waffe, um danach den kleinen seitlichen Hebel in die Position "Dauerfeuer" zu schieben. Abschließend drückte ich die erste Patrone in den Lauf. Bereit war ich zwar immer noch nicht, aber ich konnte nicht hier liegend bleiben und warten, bis ich in der Dunkelheit der Nacht überhaupt nichts mehr erkennen konnte. Außerdem lief Jürgen die Zeit davon! Ich biss mir auf die Zunge, versuchte meine Furcht hinunter zu schlucken und mich in Bewegung zu setzen.

Um nicht noch näher an den "Panther" heranzukommen robbte ich auf dem Bauch in Richtung Landstraße. Erst jetzt, nachdem die Aufregung über Jürgens Verletzungen anderen Überlegungen gewichen war, spürte ich wieder den starken Schmerz in meinem rechten Fuß. Ich hielt das Bein nach hinten gestreckt und schob mich nur mit den Armen und dem linken Bein voran. Während ich vorwärts kroch lauschte ich nach dem Geräusch abgefeuerter Projektile, aber noch immer war nichts zu hören.

Zwischen der letzten Baumreihe vor dem schmalen Grasstreifen am Straßenrand machte ich Halt und presste mein Gesicht für kurze Zeit auf den leicht feuchten Waldboden, ehe ich es wagte den Kopf zu heben und in beide Richtungen zu spähen. Rechts von mir konnte ich in einigen Schritten Entfernung das Wrack des Militärjeeps seitlich im Gestrüpp des Straßengrabens erkennen. Schräg vor mir lag das zerrissene Fahrgestell eines der zerstörten "Panther" umgekippt auf dem Asphalt. Zögerlich lies ich meinen Blick weiter in Richtung der Brücke schweifen, aber der Baumstamm links von mir verspernte die Sicht. Ich stemmte mich auf die Ellbogen und reckte den Kopf weiter nach vorn.

Fast sofort war das Tackern der abgefeuerten Waffen des "Panthers" zu hören, begleitet von dem Zischen der Geschosse. Ich lies mich wieder nach unten auf den Boden fallen. Mein Atem flog, ich spürte wie meine Hände zitterten. Das war so nah gewesen! Um einiges näher als zu dem Zeitpunkt als wir aus der Klamm herausgestiegen waren! Ich hörte die Einschläge der Projektile über mir in der Rinde des Baums. Er hatte mich sofort geortet! Er wusste, wo ich war!

Die Schüsse erstarben, doch in der eintretenden Stille war ein leises Scheppern zu hören, verbunden mit dem Rattern des Kettenfahrwerks. Ich mir kroch die Angst kalt den ganzen Körper hoch, zusammen mit dem Gefühl mich sofort Erbrechen zu müssen. Wie konnte das sein?

Wieso konnte ich den "Panther" hören? Die Brücke war zerstört worden! Er konnte doch unmöglich auf unsere Seite des Tals gelangt sein?

Das Rattern erstarb, dann wurden erneut Schüsse abgefeuert, aber das Zischen und Pfeifen blieb aus. Keine Kugeln schlugen in die Bäume um mich herum ein. Der "Panther" schoss, aber auf ein anderes Ziel!

Aber worauf, zum Teufel noch einmal...?

Dann zog sich die Kälte von meinem Hals bis in die letzten Haarspitzen hinauf. Ich konnte spüren wie sich meine Pupillen bis zum Anschlag zu weiten schienen, als ich die einzige Antwort auf diese Frage erkannte...

Jürgen! Er feuerte auf Jürgen! Der "Panther" konnte kein anderes Ziel erfasst haben! Er war so nah an uns herangekommen dass er ihn im Wald, zwischen den Bäumen, orten konnte!

Und plötzlich überkam mich ein seltsames Gefühl. Es war ähnlich dem Moment als ich Wernherr erschossen hatte oder zusehen musste wie sich Jürgen, getroffen von den Kugeln des "Panthers", vor Schmerzen schreiend auf dem Boden wand. Es war ähnlich dieser kalten Wut als ich in dem Unterstand das Gesicht des Leutnants durch die Kimme des Gewehrs gesehen hatte, drauf und dran ihn zu erschießen. Doch dieses Mal war es schlimmer. Die Kälte in mir bemächtigte sich all meiner Gedanken. Die Welt engte sich ein, es verschwand alles bis es nur noch zwei Dinge gab. Mich... und die Maschine, die irgendwo von dort drüben auf meinen verwundeten Freund hinter mir im Dickicht feuerte. Auf einen wehrlos am Boden liegenden Menschen.

Es fühlte sich wie Weinen an, aber keine Tränen kamen aus mir heraus. Es fühlte sich an als würde mein gesamter Körper wie in einem Krampf durchgeschüttelt, aber meine Hand war wie ein Schraubstock, der sich um den Kolben des Sturmgewehrs krallte. Um nichts... um nichts in der ganzen Welt würde ich es zulassen, dass dieses Drecksding Jürgen erschießen würde!

Wie aus dem Startblock bei einem hundert Meter Lauf katapultierte ich mich aus meinem Versteck. Ich hatte keinen Plan, kein Ziel, ich war über den Punkt hinaus an dem man einen Gedanken fasste und sein Handeln oder die Konsequenzen des eigenen Tun abzuwägen versuchte. In mir war kein Fühlen, kein Schmerzempfinden, nichts mehr. Nur noch Zorn, der mich dazu brachte alles zu versuchen, um den "Panther" von Jürgen als Ziel abzulenken.

Alles schien erneut wie in Zeitlupe zu passieren. Während ich über die Straße rannte war es mir, als könnte ich aus den Augenwinkeln die Einschläge der Projektile auf dem Straßenbelag knapp hinter meinen Füßen sehen und als ich mich hinter das verkohlte Wrack des Panthers

auf den Asphalt fallen lies hörte ich, wie sich die Geschosse scheppernd in das Panzerblech des Fahrgestells bohrten. Ich rollte mich herum, blieb auf dem Bauch am anderen Rand des zerstörten Kampfroboters liegen, schob mein Gewehr nach vorn, umklammerte es mit aller Kraft und zog den Abzug bis zum Anschlag nach hinten durch.

Die Waffe ruckte wie wild in meiner Hand. Das Schulterstück hämmerte gegen meine Knochen, als würde es mein Schlüsselbein wie ein Presslufthammer bearbeiten wollen. Ich schrie vor Wut, während ich den Inhalt des Magazins krachend in Richtung der Brücke entleerte und bemühte mich mit aller Kraft den Lauf unter Kontrolle zu halten, die Schüsse auf den grauschwarzen Umriss zu richten, der dort dreißig oder vierzig Meter von mir entfernt mitten auf der Brücke stand. Ich sah die orangefarbenen Blitze aufflackern, als er mit seinen beiden Waffen auf mich feuerte, doch die Einschläge der Geschosse in die Panzerung meines Verstecks wurden fast völlig von dem Lärm meines eigenen Gewehrs übertönt.

Es klickte, als das Magazin leer geschossen war. Ohne nachzudenken betätigte ich den Mechanismus um es auszuwerfen, riss aus dem Gürtel an meiner Hüfte das nächste heraus und drückte es in die Aufnahme, lud die Waffe durch und feuerte weiter auf den "Panther". Ich hatte keine Ahnung, ob ich ihn auf diese Entfernung überhaupt treffen konnte, wie groß die Reichweite meiner Waffe war, doch ich bildete mir hin und wieder ein, durch meine zusammengekniffenen Augenlider ein helles Aufblitzen auf dem dunklen Schemen meines Gegners erkennen zu können, wenn eine Patrone in seine Blechverkleidung am Fahrgestell oder am Turm einschlug.

Undeutlich waberten Jürgens Worte durch meinen Kopf, dass man einen "Panther" mit einem normalen Gewehr nicht beschädigen könne. Aber es war mir egal, auf diese Maschine zu feuern war das einzige Mittel mein Gefühl zurückzudrängen, der Situation hilflos ausgeliefert zu sein. Selbst wenn ich ihn nicht zerstören konnte, so würde ich ihn durch meine Attacke zumindest von meinem verletzten Kameraden ablenken. Die Tatsache, dass ich hinter dem Wrack seines vernichteten Genossen für ihn anscheinend unerreichbar war, lies in mir eine Art grimmige Genugtuung aufsteigen. Dann sollte er doch kommen, dann sollte er doch versuchen mich zu kriegen! Sollte er doch immer weiter auf mich feuern! Irgendwann würde ihm die Munition ausgehen! Was würde dieser Mistkerl dann noch machen wollen?

Das nächste Magazin war leer, wieder warf ich es mechanisch aus und schob das nächste in die Fassung an der Unterseite des Sturmgewehrs hinein. Meine Schulter schmerzte vom Rückstoß der Waffe.

In das Tackern der Maschinenwaffen mischte sich das Klacken der einschlagenden Geschosse und nun auch wieder erneut das Rattern des Kettenfahrwerks. Der "Panther" schob sich anscheinend näher an mich heran, vielleicht versuchte er eine bessere Schussposition zu finden. Ich kroch ein wenig nach hinten als zwei oder drei Projektile an meiner Deckung vorbei durch die Luft pfeifen und sich irgendwo hinter mir in den Straßenbelag bohrten. Dann lies ich wieder die erste Patrone in den Lauf gleiten und setzte meinen Beschuss fort.

Erneut hörte ich die hohen Pfeife der vorbei schnellenden Kugeln. Mein Gegner hatte sich offenbar zur Seite bewegt, um an meinem Versteck vorbei an mich herankommen zu können. In mir keimte die Erkenntnis auf dass ich mich wohl nicht für alle Ewigkeit hinter dem Blechwrack verschanzen könnte. Irgendwann wäre der "Panther" in einer Position, in der er einen geeigneten Schusswinkel gefunden hätte um mich treffen zu können. Die kalte Wut in mich verebbte langsam beim Aufsteigen dieser Angst und wich einer bleiernen Müdigkeit. Das vierte Magazin wechselte ich schon nicht mehr automatisch sondern im bangen Wissen, dass ich nur noch zwei weitere in Reserve hatte. Um Himmels Willen, wie viele Patronen hatte dieser Scheissroboter denn in seinen Läufen drin? Das Scheppern der Einschläge in meine Deckung schien nun plötzlich immer lauter zu werden. Wie lange dauerte das alles denn überhaupt schon?

Ich fühlte wieder wie ich weinte, als ich erneut zu schießen begann. Es fiel mir immer schwerer, das wild zuckende Gewehr noch unter Kontrolle halten zu können. Ich schrie wieder in den Lärm der Schüsse hinein, dieses Mal aber nicht mehr vor Zorn sondern vielmehr aus Verzweiflung. Wie von Ferne erklang ein dumpfes Krachen. Die Angst überkam mich wie eine eiskalte Welle - war es jetzt schon soweit? Gab hier etwa die Panzerung des Wracks nach, hinter dem ich kauerte? Ich kniff schreiend die Augen zusammen, presste mein Gesicht auf den nassen Asphalt und feuerte blind mein Magazin leer. Das Sturmgewehr ruckte in meinen Händen noch ein paar Mal, bevor nur noch ein leeres Klicken zu hören war. Ich fühlte mich todmüde und blieb in meiner Position liegen. Ich glaubte nicht einmal mehr genügend Kraft zu haben, um meine Waffe nachladen zu können. Mein Zeigefinger glitt langsam vom Abzugsbügel herunter. Das Klicken erstarb.

Eine Totenstille umfing mich. Nur das leise Prasseln des einsetzenden Regens, der sich nun endlich aus den dunklen Wolken über mir ergoss, war zu hören. Es dauerte mehrere Minuten bis mir klar wurde, dass der "Panther" sein Feuer ebenfalls eingestellt hatte. Weder das metallische Tackern seiner Waffen noch das Rattern seiner Kettenlaufwerke waren zu hören. Nichts umgab mich außer dem Raunen des Windes und des Geräuschs des Nieselregens, der um mich herum auf den Straßenbelag schlug. Ich fühlte das Regenwasser über meinen Hinterkopf und dann den Nacken hinunterrinnen. Das Gefühl der Nässe und der Kälte in meinem Körper ließen mich wieder erzittern.

Was war los? Warum schoss der Roboter nicht weiter? Wenn er zu dem Schluss gekommen wäre mich endlich erledigt zu haben, würde er sich doch sicher wieder seinem anderen Ziel zuwenden? Oder war ihm tatsächlich die Munition ausgegangen und er stand einfach nur auf der Brücke herum, ohne eine andere Handlungsoption? Das konnte ich mir nicht vorstellen!

Zitternd, von einem Weinkampf geschüttelt, stemmte ich mich ein paar Zentimeter nach oben und kroch nach vorn, um einen Blick zur Brücke zu werfen.

Doch nichts war dort zu sehen.

Der "Panther" war, gerade so als wäre er vom Erdboden verschluckt worden, einfach verschwunden!

Kapitel 47

Ich starrte mit weit aufgerissenen Augen durch den Nieselregen, bis mir der Blick flimmerte. Das konnte nicht sein. Das konnte nicht sein! Dieses Monstrum konnte sich nicht einfach in Nichts auflösen! Das musste eine Falle sein... irgendwo musste der "Panther" auf mich lauern...

Nichts war zu sehen. Nichts war zu hören. Ich konnte es nicht fassen. Das ergab doch keinen Sinn! Wenn er sich zur anderen Seite der Brücke zurückgezogen hätte, hätte ich das Scheppern der Ketten doch hören müssen! Wenn ich ihn mit meinem Gewehr wie durch ein Wunder doch erledigt hätte, würden die Reste mitten auf der Brücke stehen! Aber er war fort. Einfach fort! Er musste fort sein, denn so weit wie ich meinen Kopf über den Rand meines Verstecks streckte, in dem verzweifelte Bemühen eine Spur meines Gegners zu entdecken, hätte er mich schon längst mit einem gezielten Kopfschuss erledigen können.

Ich zog mich, wie Espenlaub zitternd, die Fingerknöchel verkrampft und weiß, am Rand des Blechwracks meiner Deckung auf die Füße. Sofort durchfuhr mich wieder der scharfe Schmerz in meinem Knöchel, als ich unvorsichtigerweise mein rechtes Bein belastete. Wie hypnotisiert starrte ich zu der Brücke vor mir. Das konnte nicht die Wirklichkeit sein...?

Ich konnte nicht anders, als mir Gewissheit zu verschaffen. Mein leer geschossenes Gewehr als Stütze haltend humpelte ich langsam, Schritt für Schritt, auf den Brückenrand zu und lehnte mich schließlich an den ersten Geländerpfosten an. Mit brennenden Augen durchbohrte ich den Nieselschleier, jedoch ohne eine Spur des Roboters erkennen zu können.

Erst dann wurde ich auf die hin und her schwenkenden Bruchstücke der Fahrbahn am anderen Rand des Spalts aufmerksam. Ich brauchte einige Zeit um begreifen zu können, dass hier der ausragende Teil des zerstörten Brückenbogens abgebrochen war. Langsam, wie träumend, schob ich mich am völlig verbogenen Geländerholm entlang hangelnd zur Kante und warf einen Blick nach unten. In der Tiefe der Klamm, weit unter mir im Geröll der Felsbrocken, teilweise überspült durch die Fluten des angeschwollenen Flusses, konnte ich die verbogenen Konturen des "Panthers" erkennen. Er musste zu weit vorgefahren sein, bis schließlich sein Gewicht die beschädigte Konstruktion der Brücke hatte einstürzen lassen. Von seiner Position aus hatte er nicht erkennen können, dass die Fahrbahn durch den zerstörten Bogen nicht sicher getragen wurde.

Ich starrte auf die Überreste des Roboters herab und rechnete fast damit, dass sich die Maschine jeden Moment wieder in Bewegung setzen könnte, doch nichts dergleichen geschah. Vielleicht lag es am Dunst des Regens oder dem Nebel unten in der Klamm dass ich mir einbildete, schwachen Rauch aus den im Wasser liegenden Trümmern aufsteigen zu sehen.

Ich war am Rande der Erschöpfung. Auf die Knie gesunken saß ich eine gefühlte Ewigkeit an der Kante des Spalts und weinte lautlos vor mich hin. Die Welt um mich herum schien dunkler zu werden und fast glaubte ich bei mir, der Grund dafür wäre, dass ich selber sterben würde. Irgendwann begriff ich, dass nur der Einbruch der Nacht kurz bevor stand und nun alles vorbei war. Der "Panther" war zerstört. Die Gefahr war vorüber. Wir konnten jetzt ungefährdet nach Hause...

Bei dem Wort "Wir" hob ich ruckartig den Kopf. Jürgen! Was, wenn der "Panther" ihn vorhin erneut getroffen hätte? Ihn vielleicht getötet hatte?

Ich riss mich wieder nach oben, humpelte so schnell ich nur konnte den Weg zurück und suchte nach der Stelle, an der ich aus dem Wald auf die Straße heraus gerannt war. Wenn es erst richtig dunkel war, wie sollte ich ihn dann noch zwischen all den Bäumen finden? In meiner Eile stolperte ich über die Wurzeln, kroch fast auf allen Vieren und suchte krampfhaft nach der Senke, in der ich ihn zurückgelassen hatte.

Er lag nach wie vor auf der Seite, anscheinend schlafend. Als ich ihn berührte spürte ich, dass er noch kälter war als meine eigenen Hände. Panisch begann ich ihn abzutasten bis ich mir wirklich sicher war spüren zu können, dass sich sein Brustkorb nach wie vor hob und senkte. Im Halbdunkel konnte ich es nicht sehen, aber der Verband an seinem Kopf schien mir feucht und klebrig. Die Wunde hatte sich immer noch nicht geschlossen und Jürgen verlor weiterhin Blut. Wie viel hatte er schon verloren? Panisch fuhr ich mir mit beiden Händen über den Kopf. Wir hatten kein Verbandszeug mehr! Was sollte ich tun? Er konnte nicht hierbleiben. Ich war mir sicher, dass er die Nacht hier im Wald nicht überleben würde.

"Jürgen!" versuchte ich ihn anzusprechen und rüttelte ihn in meiner Panik sogar unbedacht an seiner verletzten Schulter, aber er gab keine Antwort. Seine Gesichtszüge schienen mir seltsam schlaff, nachdem ich ihn zuvor so verkrampft und schmerzverzerrt in Erinnerung hatte. Meine Angst in mir wurde mit jeder Minute größer.

"Jürgen!" versuchte ich es noch einmal verzweifelt, aber er reagierte nicht.

Meine Gedanken begannen sich in meinem Kopf zu drehen. Nein, das durfte nicht sein. Das durfte nicht geschehen! Nicht, nachdem wir jetzt sogar den "Panther" auf der Brücke losgeworden waren! Es durfte nicht sein. Jürgen durfte nicht sterben! Er würde nicht sterben! Ich würde hier kein drittes Grab, neben seinen Kameraden am Straßenrand, für ihn ausheben!

Ich schrie meine Wut, meine Panik lauthals in den Wald hinein und die Rufe schienen von den Baumstämmen zurück zu hallen. Dann griff ich Jürgen unter den Achseln und zog ihn blindlings hinter mir her über den Waldboden bis zum Rand der Landstraße. In dem in die Waldschneise einfallenden Restlicht des schwindenden Tages konnte ich erkennen, dass die Kompresse an seinem Kopf blutrot durchtränkt war. Der feine Nieselregen lies ein dünnes Rinnsal, heraus gewaschen aus dem Verband, seitlich an seinem Hals hinunterrinnen.

Hektisch blickte ich mich um. Ich musste ihn irgendwie fortschaffen, ich musste ihn irgendwie nach Lehenwies bringen. Steffen musste sich um ihn kümmern. Er war Jürgens einzige Chance! Er hatte Peter gerettet, er hatte mich zusammengeflickt - wenn es einer schaffen konnte, dann war das Steffen! Aber in aller Welt wie sollte ich das nur anstellen? Ich brauchte irgend etwas, um ihn von hier fortzuschaffen!

Mein Blick blieb an dem im Straßengraben liegendegebliebenen Wagen hängen. Vielleicht konnte ich dort drin noch etwas finden! Vorsichtig ließ ich Jürgen auf der Grasnabe ab und hinkte so schnell ich nur konnte zu dem Wrack hinüber. Die beiden Sitzbänke waren leer, unter dem Platz des Beifahrers fand ich nur ein Kästchen mit Ersatzsicherungen und das Warndreieck. Frustriert schlug ich die halb offen stehende Tür knallend zu und blickte auf die hintere Ladefläche, doch auch hier fand sich nichts Brauchbares mehr - ein Ersatzreifen, Werkzeug für den Reifenwechsel, mehr nicht!

Niedergeschlagen trat ich einen Schritt zurück, als ich die schon halb heruntergerissene Plastikplane bemerkte. Sie war als Regenschutz über der Ladefläche mit dem dehnbaren Band noch an drei oder vier Ösen des Seitenblechs festgemacht... und jetzt kam mir eine Idee! Mit klammen Fingern fummelte ich die Befestigungen auf und zog die breite, olivgrüne Kunststoffbahn herunter, hinter mir her bis zu der Stelle an der ich Jürgen zurückgelassen hatte. Vorsichtig schob ich ihn auf die am Boden ausgebreitete Plane. Das Material war glatt und wohl ziemlich reißfest - also würde ich versuchen ihn darauf, wie auf einer primitiven Bahre, hinter mir herzuziehen.

Ich schlug eine der Ecken nach oben und knotete sie mit der Gummikordel um Jürgens Hüfte herum, damit er mir nicht einfach hinten heruntergleiten konnte. Probeweise zog ich dann an dem anderen Ende die Plane auf den Straßenasphalt. Es kostete einiges an Kraft und sein Kopf schaukelte immer wieder von der einen zur anderen Seite, aber es schien zu funktionieren!

Fieberhaft nachdenkend hielt ich kurz inne, um dann nochmals den Weg zwischen den Bäumen entlang zu stolpern und meinen Rucksack zu holen. Es machte keinen Sinn auch Jürgens Rucksack aufzuheben, nachdem ich den gesamten Inhalt auf dem Waldboden verteilt hatte, aber für die letzte Etappe wollte ich eine Reserve mitnehmen. Außerdem fühlte ich jetzt, nachdem die Aufregung des Gefechts abgeklungen und ich eine Lösung für das Transportproblem gefunden hatte, mit einem Mal meinen Magen knurren.

Als ich den Rucksack aufschnürte bemerkte ich ein gezacktes Loch in dem Stoff, etwa eine handbreit unter der Öffnung. Mit wachsendem Entsetzen zog ich langsam eine Packung Wurstdosen heraus, in denen die langgezogene Hülse einer Patrone steckte. Das Projektil war fast so lang wie mein kleiner Finger, hatte sich durch zwei hintereinander in Folie eingeschweißter Dosen gebohrt und war in der letzten Blechschicht steckengeblieben. Ein eiskalter Schauer überkam mich. Das Geschoss hätte mich direkt in den Rücken getroffen! Es war ein Wunder, dass ich so einen Treffer ohne jeglichen Schaden überstanden hatte...

Ich schüttelte den Schock von mir ab. Zum Nachdenken hatte ich jetzt keine Zeit! Ich riss die lädierte Dose auf und schaufelte mir die darin verpackte Mettwurst mit der Hand brockenweise in den Mund, eiligst kauend und schluckend. Die leere Verpackung lies ich auf den Boden fallend, ohne die darin steckengebliebenen Patrone noch eines Blickes zu würdigen.

Den letzten Schluck hinunterwürgend griff ich nach dem Ende der Plane und stemmte mich mit aller Kraft nach vorn. Hinkend folgte ich dem in der Dunkelheit langsam verschwimmenden Band der Straße nach Süden in Richtung Lehenwies. Den Schmerz in meinem Knöchel rang ich nieder, Jürgens Körper Meter um Meter hinter mir herziehend. Das Sturmgewehr lies ich achtlos im Straßengraben zurück. Es war sinnlos die Waffe mitzunehmen. Würden wir auf dem Weg doch noch von einem "Guardian" entdeckt werden, so hätte ich ohnehin keine Möglichkeit gehabt, uns rechtzeitig verteidigen oder in Sicherheit bringen zu können. Den langsam stärker werdenden, auf uns herab prasselnden Regen ignorierend, setzte ich meinen Weg die Straße entlang fort.

Ich zog Jürgen immer weiter hinter mir her. Das Gefühl für die Zeit verschwand im Rauschen des Regens. Mein Kopf leerte sich, ich dachte nur noch an jeden einzelnen Schritt, nur noch daran immer wieder einen Fuß vor den anderen zu setzen. In der Dunkelheit fand ich meinen Weg lediglich noch durch den etwas helleren Himmelstreifen zwischen den pechschwarzen Bäumen zu den beiden Seiten der Landstraße. Dieses dunkelgraue Band war mein einziger Wegweiser in der ansonsten totalen Finsternis, die mich auf meinem Marsch umgab. Mir schien, als würde ich mich durch Wasser in der Tiefe eines nicht enden wollenden Ozeans bewegen und konnte nicht mehr unterscheiden, ob es Regen oder meine Tränen waren, die mein Gesicht hinabrannen. Es gab nichts mehr um mich herum außer die Dunkelheit, den Regen, die Stille. Ich spürte nicht einmal, wie sich meine Kleidung mit Wasser vollsog und kalt um meinen Körper schlang.

Immer wieder entglitt der Zipfel der Plane meinen nasskalten Fingern. Das plötzlich freiwerdende Moment ließ mich unvermittelt nach vorne stolpern und um Gleichgewicht ringen. Immer wieder tastete ich auf dem Boden danach, stemmte mich wieder auf die Beine und zog weiter, Schritt um Schritt, immerzu geradeaus, als würde ich die Unendlichkeit durchschreiten. Hier gab es keine Zeit mehr. Es gab nur eine Aufgabe, nur ein Ziel für mich.

Irgendwann gab es auch keine Müdigkeit, keinen Schmerz mehr in mir. Alles schien aus mir heraus gebrannt worden zu sein, eine leere Hülle zurücklassend, welche nur noch einen einzigen Zweck erfüllen musste. Und der Wille, irgendwo tief in mir, der diesen Körper antrieb und ihn zwang, diese Aufgabe zu erfüllen. Nichts anderes spielte noch eine Rolle. Ich lief und lief, und zog und zog. Sonst gab es nichts mehr zu tun.

Nur am Rande registrierte ich, dass der Regen allmählich nachließ und der Himmel langsam wieder helle Nuancen zeigte. Dort, wo die Wolken am nachtschwarzen Himmel über mir aufrissen, glänzten vereinzelt Sterne auf uns herab. Der Wind blies scharf und kalt durch die Schneise der Bäume. Ich spürte es kaum, so wie ich kaum noch meine Beine spürte oder meine Arme oder meine Hände. Das einzige was ich fühlte war der Atem, der meinen Brustkorb bewegte, und die Schläge meines Herzens, die in einem gleichförmigen Takt in meinen Ohren pochten.

Es wurde langsam heller und nach der langen Dunkelheit blendete mich das Licht. Es weckte in mir die Erinnerung an eine schlaflose Nacht nach einem unendlich lang erscheinenden Tag. Die nun immer stärker werdende Müdigkeit lies meinen Antrieb erlahmen. Meine Augenlider senkten sich immer wieder herab, nicht nur um mich vor der unnatürlich

anmutenden Helligkeit zu schützen, sondern weil mir die Kraft fehlte sie offen zu halten. Doch plötzlich riss die trübe Finsternis um mich herum auf und ich hatte das Gefühl, als würde ich direkt in eine große Wand aus hellem Licht laufen.

Links und rechts von mir verschwanden die Schatten, als wären sie mit einer Schere aus meinem Blickfeld herausgetrennt worden. Unwillkürlich blieb ich stehen und zwang meine Augen dazu, sich etwas zu öffnen. Die Umgebung zeigte sich mir nur verschwommen und während ich mir mit meinem eiskalten Handrücken über das Gesicht fuhr merkte ich, dass ich wie ein Grashalm im Wind hin und her schwankte. Es dauerte eine Weile, ehe sich die Welt vor mir durch den Schleier der Müdigkeit kämpfte und endlich Konturen annahm. Ich stand am Rand des Waldes, der in den rötlichen Schimmer der aufgehenden Sonne getaucht war. Vor mir wand sich die Straße in zwei sanften Kurven über die Brücke auf die kleine Ortschaft zu. Links und rechts von großen Hügeln eingerahmt drang der helle Rauch brennender Feuer aus den Kaminen der nahen Häuser.

Ich stand für einen Moment lang wie erstarrt da und betrachtete die unendliche Schönheit des Paradieses, das sich vor mir erstreckte. Ich wischte nochmals mit der Hand über mein Gesicht, im vergeblichen Versuch den Sturzbach der Tränen zurückzudrängen der sich aus meinen Augen ergoss. Dann griff ich mit beiden Händen, so fest ich nur konnte, das Ende der Plane über meiner Schulter. Und während ich mich nach vorne stemmte, mich Schritt für Schritt über den löchrigen, aufgerissenen und von dem Regen der vergangenen Nacht glänzenden Asphalt kämpfte, begann ich laut zu rufen und zu schreien. Ich rief die Namen meiner Freunde, immer und immer wieder. Ich schrie als ich die Brücke erreicht hatte und noch weiter, während ich mich Stück für Stück näher an die alten, kleinen und teilweise eingewachsenen Häuser herankämpfte. Mein Hals wurde rau, meine Stimme überschlug sich krächzend und irgendwann sah ich im Morgenlicht Gestalten, die auf der Straße auf mich zukamen... Gestalten, deren mir wohlvertraute Stimmen ich nicht verstehen konnte, aber deren Klang mir so unbeschreiblich wohl tat. Gestalten, die mich umringten, mich stützten, mir meine Last von den Schultern nahmen, mich durch den immer dichter werdenden Nebel der nun auf mich herabstürzenden Müdigkeit führten, denen ich mich vollkommen anvertrauen konnte. Gestalten, die mich nun endlich, nach dieser so furchtbar unendlich langen Reise, nach Hause brachten...

Die Dunkelheit umfing mich.

Aber sie fingen mich auf.

Als ich meine Augen wieder öffnete war es dunkel, jedoch nicht mehr so finster wie in meinen Alpträumen. Ich lag auf dem Rücken, weich und warm. Es war so unglaublich bequem dass ich nicht einmal einen Finger bewegen, sondern statt dessen am liebsten für immer in dieser Position verharren wollte.

Eine sanfte Ruhe umgab mich, nicht die tödliche Stille die sich noch als eine vage Spur in meiner Erinnerung abzeichnete. Eine Ruhe, die hin und wieder durch kleine, vertraute Geräusche durchbrochen wurde ohne sie dadurch zu zerstören, sondern vielmehr ein Teil davon zu werden. Leise und glucksende Töne, die ich nach einer Weile als das entfernte Gackern von Hühnern erkannte. Kleine plätschernde Geräusche und das helle Klirren von Geschirr aus einem Nebenraum. Hin und wieder Worte einer sanften Stimme, nur gedämpft und undeutlich vernehmbar.

Ich brauchte einige Zeit um mich zu erinnern, wo ich mich befand. Dies war das Wohnzimmer in Frank und Hennies Haus. Das Zimmer, in dem wir gemeinsam gesessen, geredet, kampiert hatten...

Vorsichtig schob ich mich vom Rücken auf die Seite. Sie hatten mich auf die alte Couch gelegt und die dicken Vorhänge vor den Fenstern zugezogen. An den Rändern drang fahles Licht von außen herein und noch mehr Licht strömte durch die angelehnte Tür, die zum Flur des Hauses führte. Von dort kamen auch die leisen Stimmen. Ich lauschte einer Unterhaltung, die ich nicht verstand. Aber das spielte keine Rolle. Ich konnte Hennies Stimme erkennen und dann schlug mir plötzlich das Herz bis zum Hals hoch, als ich Rebecca leise eine Antwort geben hörte. Sofort schoss mir das Wasser in die Augen und selbst wenn ich es gewollt hätte, ich konnte es nicht zurückhalten. Aber das waren keine Tränen der Angst oder der Verzweiflung. Es war einfach nur das pure Glück, das durch meinen Körper strömte und sich aus mir heraus seinen Weg brach. Als sich meine Emotionen allmählich wieder beruhigten schloss ich für einen Moment wieder erschöpft die Augen. Dann aber trieb es mich hoch - ich wollte nicht hier mehr herumliegen, ich wollte nur noch zu ihnen - zu Rebecca! - hinübergehen, sie in den Arm nehmen und nie wieder loslassen.

Meine Muskeln protestierten, als ich mich mühevoll in eine sitzende Position stemmte. Ich blickte an mir hinunter - sie hatten mir saubere und trockene Kleidung angezogen, die zwar nicht wirklich passte, aber das war mir egal. Mein rechter Fuß war bandagiert und mit einem Holzstock geschient worden, doch er schmerzte nach wie vor als ich ihn probeweise auf den Fußboden drückte.

Ächzend erhob ich mich von der Couch und wäre fast sofort wieder nach hinten umgekippt. Ich war so unglaublich schwach! Was war denn geschehen? Düstere Erinnerungen, undeutlich wie Schatten, brachen durch mein Unterbewusstsein wie Blasen die Oberfläche eines öligen Sees, aber ich konnte sie nicht so recht in die korrekte Reihenfolge bringen... Mich seitlich an der Wand abstützend, trat ich vorsichtig in den Flur. Durch die Glasscheiben der Eingangstür drang ein milchiges, fahles Licht herein. War es denn schon wieder Abend geworden? Wie lange hatte ich nur geschlafen?

Ich drückte die leicht angelehnte Tür zur Küche auf. Ein lauter Schrei empfing mich und Rebecca fiel mir mit beiden Armen um den Hals, kaum dass ich einen Fuß in den Raum gesetzt hatte. Ich spürte ihren Kuß auf den Lippen, dann presste sie ihren Kopf auf meine Brust und fing an zu schluchzen... und auch ich merkte wie mir wieder die Tränen kamen. Ihren bebenden, schmalen Körper mit beiden Armen an mich gedrückt, mich halb auf sie stützend, umfing mich wieder dieses euphorische Gefühl des vollkommenen Glücks.

Weiche Hände schoben sich schließlich zwischen uns und drängten uns sanft auseinander. Neben mir sah ich Hennies vertrautes Gesicht, mich mit sorgenvollem und gleichzeitig erleichtertem Blick betrachtend.

"Guten Morgen, Matthias" sagte sie leise, ehe sie sich an Rebecca wandte. "Nun lass ihn sich doch erst einmal hinsetzen..."

Rebecca griff meine Hand, zog mich dabei mehr mit sich als mich zum Küchentisch zu führen.

"Morgen...?" fragte ich Hennie ein wenig benommen.

Sie lachte als sie einen Teller vor mir auf den Tisch stellte.

"Ja, es ist Morgen" bekräftigte sie. "Du hast einen Tag und eine Nacht geschlafen!"

Ich fuhr mir verwirrt über die Stirn und versuchte mich zu erinnern.

"So lange?" brachte ich schließlich, wenig geistreich, hervor. "Was ist alles passiert..." Ein Gedanke durchfuhr mich wie ein Blitz. "Jürgen, Wo ist Jürgen? Wie...?"

Mit sanfter Gewalt drückte mich Hennie wieder zurück auf den Stuhl.

"Du gehst nirgendwo hin, ist das klar?" sagte sie mit einem ziemlich befehlenden Ton in der Stimme. "Du wirst jetzt hier sitzen bleiben und nicht eher einen Ton sprechen, ehe Du etwas gegessen hast!"

Kleinlaut schloss ich den Mund.

"Rebecca kümmert sich jetzt darum dass Du wieder zu Kräften kommst, Du Dummkopf" schob Hennie ohne ein Pardon sofort hinterher, "und ich sehe nach wo Frank steckt. Dann kannst Du uns alles erzählen,

was Du zum Teufel noch einmal die ganze Zeit getrieben hast und er kann Dir Deine Fragen beantworten! Klar soweit?"

Ich nickte und ergab mich meinem Schicksal. Es hatte keinen Sinn mit Hennie zu diskutieren wenn sie diesen Ton anschlug. Nicht einmal Frank hätte es gewagt, das zu versuchen.

Ich sah ihren Rücken durch die Küchentür verschwinden. Sofort drehte ich mich zu Rebecca um, in der Hoffnung vielleicht von ihr etwas in Erfahrung bringen zu können, doch ich hatte kaum zu einer Frage angesetzt als sie mir unvermittelt eine halbe Scheibe Brot in meinen geöffneten Mund schob.

"Keine Fragen!" sagte sie und lächelte wieder auf diese für sie ganz spezielle Art, die ich bei unserer ersten Begegnung im Einkaufszentrum gesehen und seit meinem Aufbruch so sehr vermisst hatte. Nicht wie ein Mädchen, sondern wie eine alte, weise Frau. Aber in den Augenwinkeln glitzerten dieses Mal auch kleine, feuchte Stellen.

Ich zuckte mit den Schultern und fing an zu kauen. Was blieb mir auch anderes übrig?

Rebecca lächelte und strich mir über das verstrubbelte Haar.

"Ich bin so froh, dass Du wieder da bist..." flüsterte sie.

Kapitel 48

Als Hennie nach einiger Zeit zurückkehrte füllte sich die kleine Küche schnell mit Menschen. Fast alle Bewohner von Lehenwies drängten sich um den Esstisch, mit einer kaum verhohlenen Neugier in ihren Blicken. Es behagte mir gar nicht, so sehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Der Reihe nach blickte ich alle stumm mit unsicherem Lächeln an. Zwei Gesichter vermisste ich in der Runde.

"Wo ist Jürgen?" fragte ich sofort, als sich die erste Unruhe ein wenig gelegt hatte. "Ich meine: wo ist der Fähnrich? Und Steffen? Warum ist Steffen nicht hier?"

"Immer mit der Ruhe" sagte Frank, der sich auf den Stuhl neben mich gesetzt hatte. "Der Soldat ist noch am Leben, Steffen sieht gerade noch einmal nach ihm."

Ich musste schlucken. "Noch am Leben" hörte sich für mich nicht sehr zuversichtlich an.

Frank musterte mich eindringlich.

"Er kommt später hierher - auch, um nach Dir zu sehen, in Ordnung? In der Zwischenzeit könntest Du uns nun vielleicht erzählen, was Ihr beiden in den vergangenen Wochen gemacht habt?" Unter seinem buschigen Bart breitete sich ein kleines Lächeln aus. "Eure Ankunft gestern früh hat gelinde gesagt für einigen Diskussionsstoff gesorgt. Es wäre an der Zeit, dass Du uns mit ein paar Fakten versorgst."

Vielleicht bildete ich mir das alles auch nur ein, aber bei seinen Worten schienen alle noch ein Stückchen näher heranzurücken. Ich schloss die Augen. Was sollte ich berichten? Es war so viel geschehen seit meinem Aufbruch, und das meiste davon wollte ich am allerliebsten sofort wieder vergessen...

"Ich versuch's" sagte ich schließlich und bemühte mich darum, mir alles wieder in Erinnerung zu rufen. Und dann begann ich langsam alles zu erzählen.

Ich berichtete von unserem Marsch mit dem gefangenen Leutnant, dem Weg durch die Klamm und seinen Fluchtversuchen. Die Bilder, die in meinem Kopf wieder zum Leben erwachten, ließen mich immer wieder in der Erzählung stocken. Den Augenblick, als ich Feldmann am liebsten erschossen hätte, behielt ich für mich. Auch die Einzelheiten darüber, wie wir ihn in den Granattrichtern nach dem Bombardement gefunden hatten.

Ich erzählte, wie wir das zerstörte Depot gefunden und uns dann auf der Suche nach Nahrung bis in die Stadt hinein gewagt hatten. Wie wir den verwilderten Überlebenden in der Fabrikhalle begegnet waren und in der Mall von Robertos Männern aufgestöbert wurden. Ich schilderte, wie wir den Anschlag im Straßenschacht überlebt und im Anschluss daran bei den Wissenschaftlern Unterschlupf gefunden hatten. Und von unserem Marsch durch die düsteren Hohlkammern im Inneren der Verbindungsstraßen. Die Bilder des Schlachtfelds drängte ich fort und kürzte meinen Bericht zusammen bis zu dem Punkt, als wir endlich die zerstörte Talbrücke erreicht hatten.

Ab da fiel es mir sehr schwer, noch weiterzuerzählen. Ich rechnete es meinen Freunden hoch an, dass keiner mich mit Fragen bedrängte, sondern sie nur schweigend abwarteten, bis ich die richtigen Worte fand um beschreiben zu können, wie wir von dem "Panther" beschossen worden waren. Ich konnte nicht in Worte fassen wie es mir ergangen war, als Jürgen angeschossen wurde und ich auf der Straße hinter dem zerschossenen Fahrgestell lag, verzweifelt in Richtung des Roboters schießend... es in Gedanken alles erneut Durchleben zu müssen war eine schrecklich schmerzhaft Erfahrung, welche mich immerzu meiner Sprache beraubte.

Stotternd und stammelnd kam ich schließlich zu dem Moment, an dem ich aus dem Wald heraus gekommen und im Licht des neuen Tages wieder unser Dorf gesehen hatte. Hier versagte mir dann die Stimme und ich musste mehrmals darum kämpfen, nicht vor all den anderen in Tränen auszubrechen. Es musste eine halbe Ewigkeit gedauert haben bis ich mich wieder ausreichend unter Kontrolle hatte, doch keiner von ihnen unterbrach die Stille mit auch nur einem einzigen Wort.

Schließlich hob ich wieder meinen Blick von meinen auf der Tischplatte ausgebreiteten Händen und sah zu Frank hinüber.

"Was ist dann passiert?" fragte ich zögerlich, unsicher ob ich darüber genau Bescheid wissen wollte. "Ich kann mich an nichts weiter mehr erinnern..."

Franks Mine hatte sich seit dem Beginn meiner Schilderung verändert. Sein sonst so kritischer Blick zeigte nun einen seltsamen Ausdruck, der bei ihm vielleicht eine Art tiefes Bedauern bedeutete.

"Du bist zusammengeklappt" sagte er schließlich knapp. "Von der einen Sekunde zur anderen, wie ein Taschenmesser. Diese Gestalten, die Dir entgegen gekommen sind - das waren Hennie und ich. Wir haben Dich aufgefangen, als Du zusammengesackt bist. Peter kam kurz darauf noch hinzu, er ist sofort losgelaufen um Steffen zu holen..."

Er blickte auf, als sich in diesem Moment die Küchentür öffnete. Steffens kahler Schädel erschien hinter den Köpfen im Türrahmen.

"...und er ist, wie auch jetzt wieder einmal, genau im richtigen Moment gekommen" beendete Frank noch seinen Satz. "Komm, sieh Dir Deinen Patienten am besten gleich an!"

"Das würde ich gerne" hörte ich den angenehm vertrauten Sarkasmus in Steffens Stimme. "Aber das Behandlungszimmer hier ist ein wenig zu voll..."

Das war kein Wink mit dem Zaunpfahl mehr, sondern vielmehr mit dem ganzen Zaun. Die meisten verstanden die Aufforderungen, sich jetzt zu verabschieden. Thomas und Carola drückten mir kurz mit einem halb entsetzten, halb aufmunternden Lächeln die Hand und verließen danach die Küche. Maria hingegen musste von Hennie mit einem gewissen Nachdruck zur Tür hinaus bugsiert werden. Peter klopfte mir kurz auf die Schulter und nickte anerkennend. Als er hinausgehen wollte wechselte Steffen kurz mit ihm einige geflüsterte Worte und drückte ihm ein kleines Päckchen in die Hand. Dann blickte er Frank, der an der Tür stehen geblieben war, so lange schweigend an bis auch er schließlich nickte und ihn allein mit mir zurückließ.

Steffen kam langsamen Schrittes zum Tisch und setzte sich auf den Stuhl direkt gegenüber. Ich lies seinen Diagnoseblick ungerührt über mich ergehen. An seinem betont ernst gehaltenen Gesicht entging mir nicht der leicht zuckende Mundwinkel.

"Und, wie geht es Dir Matthias?" fragte er mich schließlich mit leiser Stimme.

"Soweit gut" sagte ich und nickte dabei ein wenig schief. "Was ist mit Jürgen?"

Steffen lehnte sich ein wenig zurück.

"Du hast ihn den ganzen Weg hierher hinter Dir hergeschleppt. Du bist durchnässt, stark unterkühlt und vollkommen entkräftet direkt vor Frank und Hennie zusammengebrochen. Sie haben Dich ins Haus gebracht und erst später ist mir aufgefallen, dass Du Dir unterwegs vermutlich Deinen Knöchel angebrochen hast. Dann schläfst Du für geschlagene vierundzwanzig Stunden wie ein lebender Toter. Aber kaum dass Du aufwachst, spazierst Du herum und fragst mich, wie es jemand anderem geht..." Er unterbrach sich und schüttelte, mich wie früher mit seinem Blick durchbohrend aber eindeutig verwundert, seinen Kopf. "Sag mir, Matthias, wie machst Du das?"

Ich wusste mit seinen Worten nichts anzufangen.

"Keine Ahnung" versuchte ich zu erklären. "Weißt Du, Jürgen und ich sind..."

Steffen hob die Hand um mich zu unterbrechen. "Das brauchst Du mir jetzt nicht noch einmal zu erzählen" sagte er und in seiner Stimme lag ein gutmütiger Unterton. "Ich bin sicher, Frank oder Peter werden mich später ins Bild setzen können."

Er musterte mich schweigend eine Weile, und sah mich dabei auf eine Art und Weise an wie ich sie an ihm noch nie zuvor bemerkt hatte.

"Was ich damit sagen will" begann er schließlich wieder zu sprechen, "ist, dass Du etwas besonderes bist, Matthias. Als Du vor einem Jahr mit Peter in meine Wohnung hereingeschneit bist, hätte ich Dir nie im Leben zugetraut, was Du seitdem von Dir unter Beweis gestellt hast. Ich kann Dir nur meinen Respekt aussprechen."

Ich winkte ab, es war mir unangenehm solche Worte von ihm zu hören.

"Was ist jetzt mit Jürgen?" bohrte ich nach. "Wie geht es ihm? Er ist von einem Panther angeschossen worden..."

"Du auch" unterbrach mich Steffen erneut und runzelte die Stirn, als ich verblüfft die Augenbrauen nach oben zog. Davon hatte ich vorhin doch überhaupt nichts berichtet! Wie konnte Steffen davon wissen...?

"Peter hat die Einschussstelle an Deinem Rucksack gesehen" erklärte Steffen, ohne dass ich ihn danach gefragt hatte. "Wir konnten allerdings weder die Stelle des Austritts noch die Patrone selbst finden..."

"Sie ist in der Ausrüstung stecken geblieben" sagte ich. "In einer Dose. Ich habe sie an der Brücke weggeworfen."

Steffen blieb schweigend sitzen und sah mich wiederum nur lange an.

"Was ist jetzt mit Jürgen?" stieß ich schließlich ein wenig aufgebracht hervor. "Wo ist er? Ich will wissen wie es ihm geht!"

Steffen hob in einer Geste der Resignation seine beiden Hände.

"Es geht ihm den Umständen entsprechend" sagte er. "Deine Versuche seine Blutungen zu stoppen waren nicht sehr erfolgreich, aber das liegt nicht an Deinen fehlenden Kenntnissen. Sowohl an seiner Schulter wie auch an seinem Kopf sind wichtige Adern verletzt worden. Mit einem Druckverband kann man dagegen nicht viel ausrichten. Ich habe ihn an beiden Stellen operieren müssen, aber er hat zuvor verdammt viel Blut verloren. Deutlich mehr, als Peter und Du damals verloren hattet."

Er griff nach meiner Hand, die leicht zitternd auf der Tischplatte lag, um mich zu beruhigen.

"Er schläft jetzt, in Ordnung? Wir haben ihn im Haus nebenan verarztet und hingelegt. Seit dem Zwischenfall mit Dir und dem Soldaten wohnt

dort ja niemand mehr. Er kann es schaffen, aber versprechen kann ich es Dir nicht. Es hängt jetzt ganz von ihm ab."

Ich blickte nach unten auf die Holzmaserung der Tischplatte. Jürgen und ich hatten in den letzten Tagen so viel durchgemacht... er hatte mich... ich hatte... wir hatten uns gegenseitig zurückgebracht. Und nun bedrückte mich auf eine furchtbare Art und Weise die Tatsache, dass nach wie vor alles im Ungewissen lag.

"Kann ich ihn sehen...?" fragte ich leise.

Steffen stützte mich auf dem Weg die Stufen vor der Tür hinunter und dann hinüber zum Nachbargrundstück. Wir gingen durch den dunklen Hausflur nach hinten in das Wohnzimmer. Erinnerungen an Maria und Wernherr flammten wieder in mir auf, verschwanden aber sofort wieder aus meinen Gedanken, als ich Jürgen auf dem Sofa liegen sah.

Sie hatten ihn gleich in mehrere Decken gewickelt. Er wirkte auf mich so blass wie eine Leiche. Aber der frische Verband an seinem Kopf hatte keine roten Flecken mehr und er atmete leise im Schlaf.

Steffen schob den niedrigen Wohnzimmertisch etwas näher an das Sofa heran und half mir, dort Platz zu nehmen. Ich griff vorsichtig nach Jürgens Hand auf der Decke. Sie fühlte sich immer noch kalt an, aber ich konnte seinen Pulsschlag spüren.

"Weißt Du, Matthias" begann Steffen leise zu sprechen, "Peter und Du habt Euch beide ungewöhnlich schnell von Euren Verletzungen erholt. Wenn Jürgen auch eine solche Kraft in sich hat, brauchst Du Dir um ihn keine großen Sorgen zu machen."

"Und wenn nicht...?" würgte ich fragend hervor, meinen Blick auf das weiße Gesicht meines Freundes gerichtet.

"Dann kannst Du ihm helfen" fuhr Steffen nach einer kurzen Pause fort. "Indem Du für ihn da bist. Er schläft jetzt, aber der Schlaf trennt ihn nicht von seiner Umgebung. Sein Unterbewusstsein ist wach, er kann jedes Wort von dem hören, was wir beide hier sprechen."

Wenn Du ihm helfen willst... wenn Du es ertragen kannst... dann bleib ein wenig hier sitzen. Er spürt Deine Gegenwart - er fühlt, dass Du seine Hand hältst. Sprich mit ihm. Mach ihm ein wenig Mut. Dadurch kannst Du seine Kräfte stärken. Indem Du ihn spüren lässt, dass er nicht allein ist."

Ich blickte stumm auf Jürgens leichenhaft anmutendes Gesicht. Wie in einem Zeitraffer liefen Bilder vor meinem inneren Auge ab und zeigten mir erneut alles von dem Zeitpunkt an, an dem er mir das erste Mal begegnet war.

"Mach ich" flüsterte ich zu Steffen, ohne mich zu ihm umzudrehen. Ich hörte wie er aufstand, das Zimmer verließ und leise die Tür hinter sich schloss.

Einen Augenblick saß ich einfach nur da, immer noch Jürgens Hand in meiner haltend. Dann begann ich leise zu erzählen... wie es mir gerade in den Sinn kam. Alles was seit dem "Panther" geschehen war, was wir gemeinsam auf dem Weg zum Depot erlebt hatten... und ich hatte den Eindruck dass, selbst wenn es ihm nicht helfen würde, es zumindest mir selbst ein wenig half, diese Erinnerungen verstehen zu lernen... es half mir dabei diesen Ereignissen, die wir auf unserem Weg durchgestanden hatten, ihren Schrecken zu nehmen...

Ich redete und redete mit ihm in einer Tour, die Zeit verging ohne dass ich davon Notiz nahm. Als die Zimmertür leise geöffnet wurde zuckte ich erschrocken zusammen. Rebecca trat neben mich und legte mir ihre Hand auf die linke Schulter.

"Genauso wie Du hier bin ich an Deinem Bett gesessen" wisperte sie mir schließlich leise ins Ohr. "Oben, auf dem Weiler, in Steffens Haus."

"Ich weiß" antwortete ich und versuchte mir unauffällig eine Träne aus dem Gesicht zu wischen. "Ich habe Dich gesehen - als ich geschlafen habe. Du hast mich immer wieder gebeten, aufzuwachen." Dann lächelte ich sie an. "Vielleicht wäre ich das gar nicht ohne Dich."

Sie strich mir über die Stirn und schüttelte den Kopf.

"Nein" sagte sie. "Nein, Du wärst ganz sicher aufgewacht. Und er wird es auch" fügte sie mit einem Blick auf Jürgen hinzu.

"Vielleicht bin ich ja tatsächlich nur für Dich aufgewacht..." wiederholte ich langsam. Ihre Hand drückte fest auf meine Schulter. Als ich mich zu ihr umdrehte, sah ich auch ihre Augen glänzen.

"Dann wird er es auch für Dich tun" sagte sie und löste dann behutsam Jürgens Hand aus meiner, um sie zurück unter die Decke zu schieben.

"Komm jetzt mit" sagte sie dann zu mir. "Steffen hat mich geschickt, ich soll Dich holen. Es gibt Mittagessen drüben bei Hennie und danach sollst Du Dich auch noch etwas ausruhen." Wieder breitete sich dieses ganz spezielle Lächeln auf ihrem Gesicht aus. "Er hat gesagt, wenn Du schon nicht auf Deinen Doktor hörst, dann hörst Du stattdessen vielleicht auf Deine Freundin."

Ich fühlte mich tatsächlich müde und Steffen musste mich nicht wirklich dazu überreden, mich nach dem Mittagessen noch einmal hinzulegen. Immer noch lag eine tiefe Erschöpfung in mir, obwohl ich doch so lange geschlafen hatte. Kurz bevor ich völlig in meine Träume fortglitt glaubte

ich zu spüren, wie sich Rebecca leise in Franks Wohnzimmer schlich und sich zu mir auf die Couch legte. Als ich wieder erwachte war ich allein im Zimmer und konnte nicht sagen, ob ich es mir vielleicht doch nur eingebildet hatte. Aber immerhin hatte ich ohne jeden bösen Traum geruht.

Ich verbrachte den Rest des Nachmittags wieder bei Jürgen an seinem improvisierten Krankenbett. Rebecca saß eine Zeit lang neben mir, aber in ihrer Anwesenheit wollte ich nicht zu Jürgen über unsere Reise oder die anderen Dinge sprechen... zusammen mit ihr konnte ich nicht all das schildern, was wir gesehen und erlebt hatten. So saßen wir nur neben ihm und lauschten seinen stillen Atemzügen. Kurz vor dem Beginn der Abenddämmerung kam Steffen und ich half ihm dabei, Jürgens Verband zu kontrollieren. So schrecklich die schwarz verkrusteten Narben an der Seite seines Schädels auf mich auch wirkte, Steffen zeigte sich über die Entwicklung zufrieden.

"Die Blutungen sind vollständig gestoppt, der Wundheilungsprozess hat ebenfalls eingesetzt" sagte er, als er die Mullbinden wieder um Jürgens Kopf herumwickelte. "In einem Krankenhaus würde er jetzt zusätzlich Infusionen bekommen, die ihn mit Nährstoffen versorgen, aber das steht uns hier natürlich nicht zur Verfügung. Ich werde heute Nacht bei ihm bleiben, falls er bereits aufwacht - er hat dann sicherlich unglaublichen Durst. Ihr beide solltet jetzt gehen."

Ich zögerte. Es war mir nicht wohl, Jürgen jetzt zurückzulassen, aber Rebecca zog mich sanft hinaus. Gemeinsam gingen wir langsam wieder zu Frank und Hennie hinüber. Hennie zwang mich erneut zu einem ausgiebigen Abendessen und bestand anschließend energisch darauf, mich sofort auf die Wohnzimmercouch zu schicken. Rebecca blieb in der Küche um ihr noch beim Abwasch zu helfen, doch beim Hinausgehen sah ich, wie Hennie ihr kurz verstohlen zunicke.

Ich blieb eine ganze Zeit lang wach im Dunkel liegen und starrte nach oben zur Decke. Meine Gedanken wanderten immer wieder zu Jürgen zurück. Irgendwann öffnete sich die Zimmertür und jemand betrat auf Zehenspitzen den Raum, durchquerte ihn und kroch neben mich auf das Sofa unter die Decke, umschlang mich mit zarten Armen. Ich bewegte mich nicht, versuchte nicht zu zeigen, dass ich in Wirklichkeit noch gar nicht schlief. Ich roch ihre Haare und fühlte die Wärme ihres Körpers, als sie sich ganz sanft auf der schmalen Sitzfläche an mich schmiegte. Ich schloss die Augen und genoss ihre Nähe, das Gefühl zu spüren, dass sie sich so nah bei mir befand. Ich horchte auf ihren Atem, glaubte ihn fast durch mein Hemd hindurch auf der Haut spüren zu können.

Rebecca blieb die ganze Nacht bei mir. Und in meinem ganzen Leben hatte ich noch nie zuvor so gut und tief geschlafen.

Es dämmerte bereits grau als ich wieder erwachte. Sie lag immer noch neben mir, hatte sich umgedreht und sich dabei mit dem Rücken eng an mich gedrückt. Ich streckte meinen linken Arm um sie herum und hielt sie quer über den Bauch fest. Unter der Decke spürte ich, wie sie im Schlummer über meinen Handrücken strich. Das Gefühl, sie bei mir zu wissen, gab mir eine unbeschreibliche Ruhe und Freude zugleich. Ich blieb einfach liegen und lauschte, wie schon in der Nacht zuvor, ihren leisen Atemzügen.

Stimmen erklangen draußen im Flur, eine Tür wurde geöffnet. Ich hörte Frank, als er eine Frage stellte. Und dann konnte ich gedämpft Steffen hören, wie er ihm Antwort gab.

"Er ist aufgewacht" sagte er zu Frank. "Vor etwa einer Stunde. Er hat sehr viel getrunken, muss stark dehydriert gewesen sein. Aber er war immerhin auch mehr als zwei Tage ohne Bewusstsein."

"Was hat er gesagt?" klang Franks brummige Stimme erneut durch die Wohnzimmertür zu mir herein.

"Nicht viel" hörte ich Steffen sagen. "Er ist ziemlich desorientiert, was aber kein Wunder ist. Er kann sich an seinen Namen erinnern, aber an die letzten Ereignissen hat er so gut wie keine Erinnerung. Trotzdem, ich denke, dass er es jetzt packt."

"Er braucht etwas zu essen!" hörte ich Hennies resolute Stimme aus dem Flur. "Ich suche ihm etwas heraus... ich habe noch ein paar Gläser eingekochte Marmelade, er kann sicher Zucker vertragen..."

"Übertreiben wir es nicht gleich" versuchte Steffen sie zu bremsen, aber ich hörte schon wie sich ihre Schritte in Richtung Küche entfernten. Kurz darauf drang ein wenig Licht zu mir in den Raum, als die Tür lautlos geöffnet wurde. Zwischen meinen geschlossenen Lidern hindurch konnte ich die Schemen von Frank und Steffen erahnen.

"Er schläft noch" hörte ich Frank flüstern.

"Du meinst, sie schlafen noch" korrigierte ihn Steffen, worauf ein leises Lachen zu vernehmen war.

"Glaubst Du nicht dass sie ein wenig zu jung sind?" hörte ich kurz darauf wieder Franks Stimme. "Zumindest Rebecca..."

"Keiner von den beiden ist noch jung" gab Steffen leise zurück. "Jeder ist im letzten Jahr innerlich um mindestens zehn Jahre gealtert. Ich habe es in ihrem Blick gesehen, und er hat Dinge miterlebt... ich will mir nicht vorstellen, was er mit sich nun alles herumschleppt."

Ich würde sagen es ist gut, dass die beiden sich gefunden haben. Nun hat jeder von ihnen in dem Anderen eine Stütze. Und mal abgesehen davon... schau sie Dir an."

Für einen Moment herrschte Stille. Dann sah ich am schwindenden Lichtschein, dass die Wohnzimmertür wieder geschlossen wurde.

"Sie passen zusammen" hörte ich Franks Gemurmel aus dem Flur zu mir herein klingen. "Und Hennie wird außerdem sicher ein Auge darauf haben, dass alles mit rechten Dingen zugeht..."

Ihre Stimmen wurden undeutlicher, als sie sich von der Wohnzimmertür wieder entfernten. Rebecca bewegte sich leicht im Schlaf und hielt dabei meine Hand in ihrer fest. Ich lehnte mich wieder in die Polsterung der Couch zurück, um den Frieden dieses Augenblicks zu genießen.

Dieser eine Moment beinhaltete alles, was wichtig war. Wenn es nach mir gegangen wäre, so hätte ich hier einfach nur liegen bleiben wollen und spüren, dass Rebecca neben mir lag.

Dieses Glück sollte einfach für die Ewigkeit andauern.

Epilog

Das alles ist nun fast fünfzehn Jahre her. So vieles hat sich in dieser Zeit wieder verändert...

In unserem Dorf leben jetzt mehr als dreißig Menschen, in Abständen sind immer wieder Flüchtlinge aus der Stadt zu uns auf das Land hinaus gekommen. In jedem Jahr kamen ein paar Neue hinzu, manchmal auch ganze Familien. Einige haben wie wir die Klamm nahe der zerstörten Brücke durchquert, die meisten jedoch sind von Osten her gekommen, wo es anscheinend einen noch intakten Wandersteg über den Fluss gibt. Die meisten von ihnen waren wochenlang unterwegs und viele waren in einer ziemlich schlechten Verfassung, als sie bei uns ankamen.

Ein paar von ihnen kannte ich bereits - sie waren Teil der Gruppe, die Jürgen und ich in der Verbindungsstraße getroffen hatten. Sie leben jetzt in einem der Häuser am südlichen Ortsrand und haben dort fast ebenso große Felder angelegt wie es sie jetzt hier nördlich von Frank und Hennies Haus bis zur Bachbrücke hin gibt.

Wir haben begonnen die Gegend um uns herum weiter zu erkunden, teilweise über mehrere Tagesmärsche hinweg. Wir hatten das Glück auf überwucherten Feldern auch verschiedene essbare Pflanzen zu finden, so dass wir mittlerweile viele verschiedenen Gemüsearten und seit letztem Jahr sogar Zuckerrüben anbauen können. Hennie hat sich jetzt einen recht großen Garten angelegt, in dem sie nur Heilpflanzen zieht. Seit kurzem experimentiert sie mit einigen Setzlingen Schlafmohn und hofft, den Saft für die Herstellung von Schmerzmitteln nutzen zu können, denn alle von uns aus der Stadt mitgebrachten Mittel sind mittlerweile erschöpft.

Südlich von Bachfeld haben wir verwilderte Schafe angetroffen und ein paar davon einfangen können. Seitdem versuchen wir uns nun auch in der Herstellung von Wolle, denn bislang konnten wir unsere Kleidung nur mit Teilen noch vorhandener Reststücke flicken. Angeblich gibt es auch einige wilde Ziegen, aber sie waren bislang zu schlau um sich von uns in ein Gatter treiben zu lassen. Wenn uns das einmal gelingen sollte, gäbe es bei uns wieder Milch oder sogar Käse...

Beinahe alle noch bewohnbaren Häuser in Lehenwies sind mittlerweile belegt, weswegen einige Leute weiter gezogen sind und sich in Bachfeld eingerichtet haben. Wir versuchen derzeit, weitere Häuser mit noch einigermaßen brauchbarem Baumaterial aus Abbruchgebäuden wieder herzurichten, aber das gelingt uns mehr schlecht als recht, weil uns das

nötige Fachwissen dazu fehlt - bislang war kein Bautechniker unter den Neuankömmlingen, der davon Ahnung hätte. Dafür aber sind vor knapp fünf Jahren zwei MedTechs, Robert und Silke, zu uns gestoßen. Steffen hat sich der beiden sofort angenommen, um sie "richtig auszubilden". Robert ist dann letztes Jahr zusammen mit Maria nach Bachfeld gegangen, Silke ist bei uns geblieben und kümmert sich jetzt hier um die medizinische Versorgung. Sie wohnt in dem Haus direkt neben Frank und Hennie. Das Wohnzimmer des Hauses ist zur Arztpraxis geworden.

Steffen ist letzten Winter gestorben, vermutlich an den Spätfolgen einer nicht erkannten Lungenentzündung. Auch zwei der Neuankömmlinge haben die Strapazen ihrer Wanderungen nicht überlebt - eine ältere Frau ist kurz nach ihrer Ankunft bei uns an Erschöpfung gestorben und ein fünfzehnjähriger Junge war bei seiner Ankunft so stark dehydriert, dass Steffen nichts mehr für ihn tun konnte. Es gab in den letzten Jahren auch immer wieder mal ein paar Verletzte - Knochenbrüche, Verstauchungen, Schnitt- und Platzwunden, vereiterte Zähne - aber zum Glück nichts Schlimmeres.

Jürgen hat sich von seinen Verletzungen wieder erholt, aber durch die Projektile wurde sein Oberarmknochen teilweise zertrümmert, so dass er seinen rechten Arm kaum noch verwenden kann. Er hat sich mit Peter angefreundet und die beiden sind immerzu damit beschäftigt, Sachen zu reparieren oder mit der Herstellung von Werkzeugen und Hilfsmitteln zu experimentieren. Sie ergänzen sich mittlerweile so gut, dass wir von den beiden immer wieder scherzhaft von der "linken und der rechten Hand" sprechen. Seit unserer Fahrt ist Jürgen wie ein großer Bruder für mich und wir sitzen hin und wieder am Abend zusammen an der Brücke und versuchen unser Glück, ein paar Fische zu fangen. Dabei genießen wir die Stille und er liebt es vor allem, die Vögel am Ufer zu beobachten. Wir können Stunden lang dort sitzen, ohne ein einziges Wort zu sprechen, und verstehen uns auch so. Wenn es regnet verbringt er neuerdings viel Zeit bei Silke und im Dorf wird eifrig gemunkelt, ob es zwischen den beiden vielleicht gefunkt hat. Ich sage nichts dazu, aber ich drücke ihm die Daumen...

Frank und Hennie sind, seit unsere Gemeinschaft gewachsen ist, die inoffiziellen "Bürgermeister" von Lehenwies geworden. Es gibt eigentlich keinen Tag, an dem nicht irgendwer einen der beiden um einen Rat fragt. Unter Franks Leitung haben wir das beschädigte Wasserrad repariert und entlang des Flusslaufs im Dorf noch zwei weitere errichtet. Mit ihnen treiben wir jetzt eine primitive Säge und noch zwei kleinere Erntemaschinen an.

Frank wird wegen seiner Art und imposanten Erscheinung geachtet, aber auch er richtet sich stets nach Hennies Wort. Sie ist für uns alle hier wie eine Stammesführerin, auch wenn natürlich niemand es wagt sie so zu nennen - zumindest nicht, wenn sie in der Nähe ist.

Seit Maria nach Bachfeld gezogen ist wohnt Sabine bei Thomas und Carola. Sie haben vor fast zehn Jahren wieder eine Tochter bekommen. Miriam ist ihr Nesthäkchen, ein sehr aufgewecktes Kind, das jeden Tag zu Hennie kommt und ihr zu ihrem Kräutergarten Löcher in den Bauch fragt. Sebastian wohnt mit seiner Freundin Anja jetzt in einem eigenen Haus in der Nähe der Kapelle und die beiden erwarten in den nächsten Wochen ebenfalls ihr erstes Kind.

Rebecca und ich sind immer noch ein Paar und leben wieder oben im Weiler, im Haus von Steffens Eltern. Vor sechs Jahren ist unsere Tochter Anita zur Welt gekommen und die Chancen stehen gut, dass unser zweites Kind bereits unterwegs ist. Rebecca wünscht sich einen Jungen, aber mir ist es egal. Wenn es wieder ein Mädchen wird soll es Saskia heißen, nach meiner Mutter - Rebecca hatte sich ja bereits den Namen für unsere erste Tochter ausgesucht. Für einen Jungen hat sie Steffen als Namen vorgeschlagen und damit war ich ebenfalls sofort einverstanden.

Von den Maschinen haben wir nichts mehr gehört oder gesehen. Kein Kanonendonner, keine Überflüge, nichts war in all der Zeit hier draußen zu vernehmen. Es ist, als wäre all das in einer ganz anderen Welt oder in einem anderen Zeitalter geschehen... ich bin unglaublich froh darüber und flüchte mich in diese Illusion, wenn mich hin und wieder Nachts die Erinnerungen heimsuchen.

Dann denke ich an diese Wissenschaftler und frage mich ob ihr Plan, die Roboter mit elektromagnetischen Impulsen außer Gefecht zu setzen, wirklich funktioniert hat. Ich denke an die Leute, die dieser Roberto unter sich geschart hat, damit er über sein eigenes kleines Reich herrschen kann. Oder an diese Verrückten in der Lagerhalle, die Höhlenmenschen gleich auf den Tag des jüngsten Gerichts warten... Ich denke an die zerfetzte Leiche Feldmanns in dem Bombenrichter auf dem Feld. An das zerstörte Depot und das brennende Umspannwerk. An die Toten in dem Einkaufszentrum, auf dem Parkplatz des Landwirtschaftszentrums oder auf dem Schlachtfeld unter der Schnellverbindungsstraße...

Und wenn ich dann schweißgebadet aus dem Schlaf hochschrecke und für einen Moment wieder durch die Dunkelheit hindurch vor dem inneren Auge sehe, wie meine Eltern in einem Meer aus roter Farbe versinken... dann drehe ich meinen Kopf und sehe neben mir Rebecca schlafen, die

kleine Anita in ihrem Arm schlummern... und ich wische mir die Tränen aus den Augen und bin froh, dass dies alles nur ein Abbild der Schrecken aus der Vergangenheit war. Dass diese Tage vorbei sind und sich eine ganz neue Zukunft vor uns ausbreitet, die wir für uns entdecken und zusammen miteinander gestalten können.

Vor ein paar Jahren hat sich Peter mit zwei anderen aus dem Dorf nach Norden bis zur Talbrücke vorgewagt - weder Jürgen noch ich wollten sie dorthin begleiten. Nach ihrer Rückkehr haben sie uns berichtet dass die Brücke um ein weiteres Stück zusammengebrochen ist und die Trümmer die Klamm nun zu einem kleinen See aufgestaut haben. Weder von den "Guardians" noch von den "Panthern" war auch nur eine Spur zu sehen.

Peter meint, dass wir von den Maschinen keine Angriffe zu befürchten hätten - solange wir keine Bedrohung für sie darstellen würden, gäbe es für sie keinen Grund, gegen uns vorzugehen. Es wäre wie mit Fliegen in einem Haus, hatte er es uns versucht zu erklären: wir schlagen sie tot, wenn sie sich auf unserem Brot niederlassen, aber wir durchforsten nicht täglich Keller und Dachboden, um sie allesamt auszurotten. Ich kann nicht sagen ob er mit seiner Einschätzung Recht hat, aber da sie uns jetzt über all die Jahre hinweg hier draußen in Ruhe gelassen haben bin ich bereit, ihm zu glauben.

Unsere Tage sind voll, es gibt immer etwas zu tun. Nicht jede Arbeit fällt uns leicht. Dennoch gibt es keinen Ort auf der Welt, an dem ich lieber wäre als hier in unserem Dorf. Es ist erstaunlich, wie gut wir alle miteinander auskommen, trotz all der schrecklichen Dinge, die jeder von uns miterlebt hat. Vielleicht ist es aber auch genau das, was uns alle so zusammenschweißt - dies und das Wissen, dass jeder von uns von der Hilfe des anderen abhängig ist. Allein hätte keiner von uns geschafft was wir hier zusammen, nur mit unserer Hände Arbeit, aufgebaut haben.

Sicher, verglichen mit dem wie es früher war ist es ein hartes Leben, aber genau daraus ziehe ich für mich auch den Wert... denn wenn ich im Morgengrauen oben am Hang stehe und auf das im Nebeldunst unter mir liegende Dorf blicke, den Rauch aus den Kaminen aufsteigen sehe... und das Sonnenlicht glitzert auf dem Fluss, die Ähren bewegen sich wie Wogen im Wind, der die Rufe der Vögel zu mir trägt... dann steigen mir immer noch die Tränen in die Augen angesichts dieser Schönheit, der Ruhe und des Friedens, in dem wir hier alle leben können.

Dieses Gefühl der Hoffnung, die in allem liegt - sie ist es, was mich vorwärts trägt und mir hilft jedes Problem und jede Hürde, die sich vor mir in meinem Leben noch auftun wird, zu meistern. Für meine Freunde, für meine Familie - für meine Frau und meine Kinder.

Steffen hatte doch Recht gehabt... es gibt immer eine Möglichkeit dass, vielleicht auf eine ganz andere Art und Weise als gedacht, alles wieder gut werden kann.

Denn das Leben ist jetzt. Hier und heute.

Bis an das Ende aller Tage.

Anmerkungen

Diese Geschichte ist ein reines Werk der Fiktion, aber natürlich auch unweigerlich beeinflusst durch die Ereignisse der Gegenwart wie auch der Vergangenheit. Es gibt zahlreiche Stellen, in denen der Leser Dinge, Filme oder Bücher findet, die mich als Kind der 1980er-Jahre geprägt haben. Einige habe ich unbewusst eingebaut, andere direkt zitiert und ich verstehe dies als eine Hommage an die Künstler und Schriftsteller, welche damals diese Werke verfasst haben.

Doch weitaus mehr hat die technische Entwicklung unserer heutigen Zeit einen Einfluss auf den Verlauf meiner Erzählung gehabt. Am Anfang hing ich nur einer Idee nach, um die sich dann die Geschichte nach und nach wie von selbst weitergeschrieben hatte. Am Ende hingegen war ich erschrocken, wohin mich meine Gedanken getragen hatten - und in wie vielen Punkten meine Fiktion bereits durch die Gegenwart eingeholt worden war. In der Tat gibt es (mit Ausnahme tatsächlich "intelligenter" Computersysteme) kaum etwas in diesem Buch, was nicht bereits heute entwickelt worden wäre oder an dem zumindest geforscht würde: von autonom agierenden Militärrobotern bis hin zu miniaturisierten Drohnen zu Spionage- und Überwachungszwecken, immer weiter automatisierten Produktionsprozessen und der sich verdichtenden Urbanisierung von Siedlungen zu Mega-Städten - wir stehen heute bereits an der Schwelle zu einer Welt, die in dieser Erzählung als möglich beschrieben wird.

Es wird an uns sein zu entscheiden, in welche Richtung diese immer weiter voranschreitende Entwicklung gehen soll. Wie die Welt aussehen soll, in der unsere Kinder morgen leben werden. Ich wollte kein Buch als eine Mahnung an andere schreiben, und doch ist es am Ende ein wenig so gekommen.

Deswegen schließe ich mit einer Bitte: nehmen wir uns die Zeit, über die Auswirkungen unserer heutigen Entscheidungen nachzudenken, ehe wir sie in die Tat umsetzen. Damit die Zukunft nicht so düster werden kann, wie ich sie hier beschrieben habe.

Weil es für manche Leute anscheinend wichtig ist...



Andreas Jung, geboren 1975, lebt im Landkreis Augsburg in Bayern, wo er als Bauwerksprüfer arbeitet.

Privat engagiert er sich politisch in der Piratenpartei, ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe und hält Kurse zu den Themen EDV, Linux und Computersicherheit.

Zu seinen Hobbies gehört neben dem Spielen verschiedener Musikinstrumente sowie Rollspielen die Literatur, vor allem Science-Fiction und Fantasy.

"Das Erwachen der Diener" ist sein erster Roman.

"Es ist müßig, die Zukunft planen zu wollen. Wir können sie nur gestalten, und zwar von einem Moment zum nächsten. Aber genau das ist es, was mir Hoffnung macht. Denn dann kann am Ende tatsächlich wieder alles gut werden."



*Überarbeitete Fassung vom
November 2019*